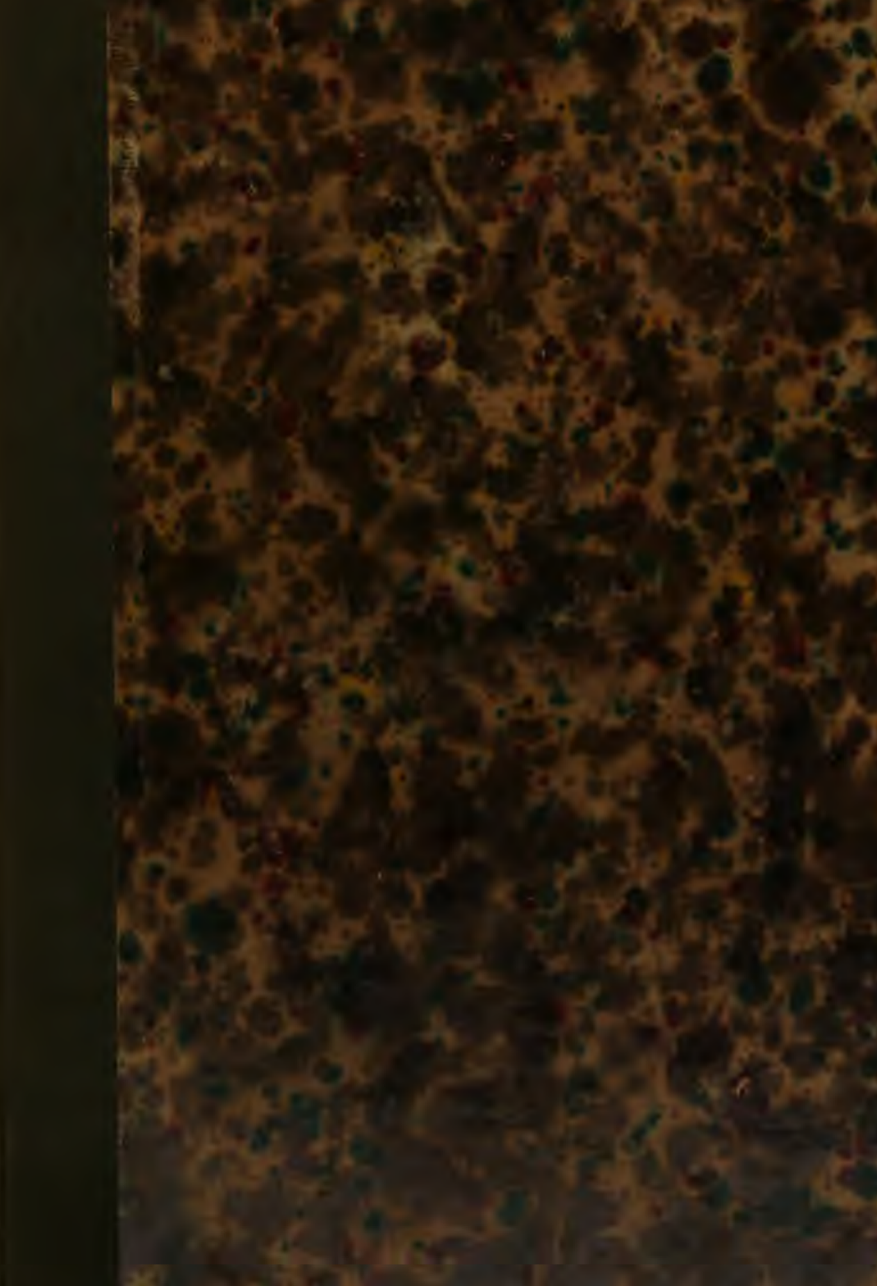
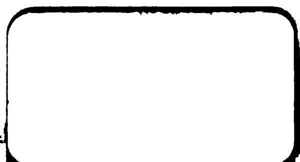



DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



M W Cannan

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Siebenzehnter Band.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1861.

Die Armennoth.



Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die Noth.

In eines jeden Weibes Herzen wohnt ein Kummer. Vor etwas Drohendem aus der verhüllten Zukunft her beben die armen Weiber, reiche und arme, und manche Freude vertreibt dieser Kummer und oft den lieben Schlaf von den müden Augen. Dieser Kummer ist nicht der eine und gleiche in allen weiblichen Herzen, er wechselt mit den Jahren, er wechselt in den Ständen, er wechselt mit den erhaltenen Gaben: einen andern Kummer hat das Herz, das in unschönem Körper wohnt, und einen andern das, welches Schönheit umstrahlt. Auf gleiche Weise hat jedes Volk seinen Kummer; es sieht ein Schwerdt über seinem Haupte hangen, an dünnem Faden scheint die scharfe Klinge zu schweben, jeder Windeshauch sie herabzustürzen. Ein solches Schwerdt sah jedes Volk zu jeder Zeit, durchgeht jetzt die Völker alle, ihr werdet jedem Volk bezeichnen können den Kummer, der sein Herz ihm schwillt. So hat aber auch jede Zeit ihren Kummer, den sie Völkern, die in Verbindung leben in gemeinsamen Zuständen, auf die Herzen legt.

Es war eine Zeit, wo der Kummer vor dem Türk und vor der Pestilenz wechselte bei allen christlichen Völkern, wo man in allen christlichen Kirchen Gott um Hülfe bat gegen den Türk und gegen die Pest. Der Kummer vor dem Türk ist verschwunden. Der Türk sitzt in stumpfer Ergebung vor seinem Kaffeehaus, aus seinen ernsten Zügen aber spricht

Kummer vor dem Christ, der übermächtig ihn umdrängt, überwacht, wie ein Herr den Knecht. An die Stelle der Pestilenz ist die Cholera getreten, welche durch die Welttheile zieht wie ein grausenhaftes todbringendes Geheimniß; an die Stelle des Türken möchten die Politiker den Russen setzen, sie irren sich. Ein unnatürlich geschwollener Leib birgt gewöhnlich eine böse innerliche Krankheit, erzeugt geschwollene Beine, und dann geht die ganze Maschine kaput. Nein, unser heutige Türk, gegen den man in allen Kirchen Gott um Hülfe bitten sollte, der sitzt bereits mitten unter uns. Nicht in dieser oder jener Stadt ist er, nicht an dieser oder jener Gränze steht er: alle Städte füllet er, über alle Gränzen ist er gezogen, über alle Länder hat er sich verbreitet. Und dieser neue Türk ist die Armuth, welche über einen großen Theil der Menschheit sich gelagert hat und langsam und schauerlich ihre abgezehrten Arme weit und immer weiter ausbreitet, um auch den Rest derselben an ihre vertrocknete Brust zu drücken.

Und müssen wir denn alle liegen an dieser kalten, harten Brust, müssen unsere Kinder oder Kindeskinder an ihr geboren werden, sterben an ihr; ist sie die fürchterliche Geisel Gottes, die über den Menschen geschwungen wird, als ihr Jagen nach irdischem Gut am höchsten stieg, ist sie es, die vorangeht dem Ende der Welt, als die Lust der Welt alle Herzen überwachsen hatte?

Nicht jeder Kummer geht in Erfüllung, nicht jede drohende Gefahr bricht herein: Feinde hat des Menschen Schwerdt über die Gränzen gejagt, Feinde hat Gottes Hand gebannt, versenkt. Der Türk brach am Glaubensmuth der Christen seine Macht, zertrümmerte an den Mauern Wiens seine Kräfte; gegen die Cholera schwang der Mensch allerlei Tücher, Bündel mit Kamillen und anderm Thee, und Gott lenkte ihre Schritte, brach ihre Wuth, schonte der Menschen. So ziemt es dem Menschen, mit Gottvertrauen sich gegen Kummer und Gefahren zu wappnen und mit allen ihm von Gott gegebenen

Mitteln gegen den Feind zu Felde zu ziehen: das Ende des Kampfes bestimmt Gott, der Sieg wird, wem Gott ihn giebt. Wer fragen sollte: ob wohl dieser neue Feind siegen, der Kummer über ihn in Erfüllung gehen werde, dem gehört die Antwort, daß, das Ende zu wissen, dem Menschen nicht gegeben sei, wohl aber, mit allen Kräften sich mit dem Feinde zu messen, die Gefahr in's Auge zu fassen und ihr muthig zu stehen, denn einzig der Muthige darf hoffen auf den Sieg, ihm allein segnet Gott den Kampf, wenn er kämpft um die gute Sache.

So geziemt es auch uns, dem Feinde zu stehen, ihn zu messen und dann nach Waffen zu suchen und sie muthig zu versuchen, Gott getrost den Erfolg unserer Anstrengungen überlassend, nie vergessend, daß der Hülfe Gottes die Anstrengung der eigenen Kräfte vorangehen muß.

Ich werde wohl nicht nöthig haben, lange zu beweisen, daß die Armuth gefährlich geworden sei, daß die Verhältnisse der sogenannten Proletarier zu den Besitzenden oder der Nichtshabenden zu den Habenden so gespannt seien, daß sie einen Bruch drohen, der ganz Europa mit Blut und Brand bedecken würde, daß die Armuth das feindselige Wesen sei, welches dem alten Europa am drohendsten gegenüberstehe, zwar theilweise auch dem noch ältern Asien, dem jungen Amerika.

Ihr hört Stimmen aus allen Ländern jammern über diesen Gegenstand. Hört nach England hin, dort vernehmt ihr nicht bloß Klagen der Reichen, Bitten der Armen, ihr vernehmt bereits den Nothschrei der Reichen, das Kriegsgeschrei der Armen. Die Armen verzehren bereits die Habe der Mittelklasse, und doch darf man das Geforderte nicht weigern, will man das Leben nicht auf das Spiel setzen. Und wie viel man auch giebt, so liegen doch noch Tausende im schauderhaftesten Elend, das laut zum Himmel schreien würde, wenn auch die Elenden selbst stumm wären. Horcht nach Frankreich hin, wie es dort wimmelt von Armen, wie sie in

ungeheurer Zahl vornehmlich in den großen Städten liegen, hauptsächlich in Paris, der großen Kloake Frankreichs, wohin der Unrath des Landes abfließt, wie sie dort schreien und zur Hand sind bei jedem schlechten Streiche. Fragt dort nach, was die Begütigung der Armen kostet, wie viele Millionen die Stadt Paris allein für sie erschwingt. Ihr werdet daraus schließen können auf die Macht der Armen und die vor ihnen gehegte Furcht.

Gehe man durch ganz Deutschland, man wird allenthalben die gleichen Klagen vernehmen über die Armenlast, man wird besonders in Städten jammern hören, wie die daherigen Abgaben nicht zu erschwingen seien. Und wenn man nicht mehr direkte Abgaben ziehen darf, so organisirt man indirekte: man giebt Bälle mit und ohne Masken, Konzerte, Deklamatorien, und wie wild tanzen, singen, schreien die Menschen, damit die Armen Brod erhalten. Man braucht aber nicht einmal so weit zu gehen, sondern man sehe nur um sich hier in unserm Ländchen, stelle zusammen, was man wahrnimmt und hört, so wird man Angst kriegen in seine Seele, wie gleichgültig diese sonst auch sein mag. Es hat immer Arme gegeben, d. h. Solche, welche in ihnen selbst die Mittel zum Fortkommen in der Welt nicht hatten, die auf die Hülfe ihrer Mitmenschen angewiesen waren. Die Blinden und die Lahmen hatten zu allen Zeiten Ansprüche an fremde Hülfe, bereits im alten Testamente sind Armengesetze. Es werden immer Arme im Lande sein, sagt Moses, darum gebiete ich dir, deine Hand gegen deinen Bruder und gegen den Armen und Dürftigen in deinem Lande aufzuthun. Er sichert ihnen ihren Theil an der Ernte zu, besondere Vortheile hatten sie vom Brach- oder sogenannten Sabbath-Jahr, einen eigenen Antheil an den Opfermahlzeiten 2c.

Es waren immer Arme, das Verhältniß zu ihnen hat im Christenthum seine eigenen Bestimmungen, es findet aber auch seit Langem schon in vielen Gesetzgebungen seine Berücksichti-

gung. Aber nie noch waren die Armen so zahlreich im Verhältniß zu den Besitzenden wie jetzt, nie war in christlichen Staaten durch viele Länder ihre Haltung gegen die Besitzenden so drohend, ihre Stimmung so feindselig, und nie noch erzeugte sich die Armuth so fast aus sich selbst, war so erblich, so ansteckend, so aussatz-, krebsartig wie jetzt.

Es gab immer Zeiten, wo das Elend in diesem oder jenem Lande groß war. Nach dem Schwabenkriege wurden Heerden Kinder auf die Felder getrieben und dort eigentlich geweidet. Nach dem dreißigjährigen Kriege war das Elend an einigen Orten Deutschlands unbeschreiblich. In den siebenziger Jahren war ebenfalls die Noth groß, und im Jahre sechszehn aßen gar viele Leute kein Brod mehr, und viele starben im Frühjahr des siebzehner Jahres an jungem Klee, welcher gesotten ihre einzige Nahrung war. Von Zeit zu Zeit reißt Mangel und Bedrängniß ein in Fabrikländern: vor zwei Jahren las man greuliche Erzählungen über die Noth der Seidenarbeiter in Lyon. Solches Elend aber war ein vorübergehendes, erzeugt durch besondere Ereignisse, Krieg, Mißwachs, Stockung des Handels. Waren diese Ereignisse vorbei, so schwand die Bedrängniß, die Leute erholten sich, bald sah man keine Spuren des traurigen Zustandes mehr, er lebte nur noch in der Erinnerung.

Jetzt aber ist kein solch Ereigniß vorhanden, kein äußeres Unglück hat das Mark des Volkes aufgezehrt. Fruchtbare Jahre sind in langer Reihe hinter einander über der Erde aufgegangen, ein jedes mit einem besondern Segen; in Frieden ruhten die meisten Länder Europas seit fünf und zwanzig Jahren, eine Friedenszeit, die selten ist auf der blutgetränkten Erde. Das in Spanien, Portugal, Griechenland und der Türkei vergossene Blut rauchte nicht hinüber bis zu uns. Die Meere sind offen, die Straßen führen in alle Winkel der Erde hinein, in rasendem Umschwunge bewegt sich der Verkehr, und nur die Uebertreibungen desselben, grenzenlose Schwindelei

bringen vorübergehende Stockungen in denselben. Man könnte sagen, die zunehmende Noth sei die Nachwehe des Krieges, die erst jetzt sichtbar werde, Folge der während desselben aufgehäuften Schuldenlast, die wegen des Hof- und Militairluxus nicht gehörig verringert worden seie. Wir Schweizer haben keinen Krieg gehabt, haben keine Schulden, keinen Hof, und die Tändeleien mit dem Militair kommen nicht in Betracht, und doch nimmt die Armuth zu, mehr und mehr. Man hat im Canton Bern die in den fürchterlichen Hungerjahren 1816 und 1817 bezogenen Tellen als Maximum aufgestellt, und dieses Tellmaximum betrug einen Drittheil oder die Hälfte mehr, ja war an einigen Orten das Doppelte der früher bezogenen Steuern. Nun frage man nach, wie nahe an vielen Orten jetzt die ordentlichen Steuern jenem Maximum kommen, an wie vielen Orten sie bereits überschritten werden mußten! Und doch ist das gegenwärtig betellte Vermögen durch neuere Bestimmungen der Gesetze viel größer geworden, als es früher war.

Es liegt also außer allem Zweifel, daß die Armuth zunimmt, die fremde Hülfe Ansprechenden immer zahlreicher werden, und zwar, und das ist das Schreckenerregende, nicht durch äußere, besondere Ereignisse wird diese Zunahme erzeugt; der Strom läuft nicht wieder ab, wenn die Gewitter vorüber sind; seine Wasser schwellen mächtiger und mächtiger auf bei klarem Himmel, trockener Luft. Es ist also die Armuth eine andere geworden, als sie ehedem war, wo sie in jedem Volke lebte, einem Altare gleich, auf dem das Volk opferte, seinen milden Sinn zu bezeugen, wo sie ab- und zunahm, je nachdem der Herr seine milde Hand öffnete: sie hat eigenes Leben erhalten, diese Armuth, sie ist eine Wucherpflanze geworden, die sich ausbreitet wie im Klee der Grind, sie nimmt nicht mehr ab, sie nimmt nur zu, sie ist erblich, ansteckend geworden, eine krebsartige Wunde im Völkerleben, ein eigentliches Pestübel unserer Zeit. Schon dieses giebt ihr ein Feindseliges,

unaussprechlich Drohendes für alle die, an denen noch irgend etwas zu verzehren ist. Man stelle sich nur vor das millionenköpfige Ungeheuer, ewig leer und ewig hungrig, wie es sich langsam ausreckt, weiter und immer weiter, wie unter seinem ungeheuren Leibe alles verwest, wie die länderweit klaffenden Rachen langsam sich weiter und weiter vorstrecken und alles verschlingen, was sie erreichen, wie sie näher und näher rücken dem eigenen Leben, wie alle hineingeworfenen Opfer sie nicht sättigen, nicht stillen, wie das Ungeheuer näher und näher schleicht, zu Tausenden neue Köpfe hervortreibend aus dem magern ungeheuern Leibe, Stunde für Stunde.

Da erfaßt Einen Angst, tief und groß, wenn man dieses schleichenden Ungeheuers Köpfe ringsum wachsen und klaffen sieht, wenn man denkt: ob wohl einst die eigenen Kinder als neue Köpfe an dieses grausigen magern Ungeheuers Leib klaffen und schnappen werden. Und diese Angst hat bereits Viele ergriffen. Seht, wie sie ängstlich das offene Land verlassen und zagend in die Städte fliehen, die, welche vor dem Rachen dieses Ungeheuers Güter und Kinder zu sichern haben. Wie man die Städte baute, als die Hunnen einbrachen, wie man die Städte suchte, wenn der Schreck vor dem Türken durch die Länder drang, so sucht man jetzt in Städten hinter ihren Gütern das Heil vor der Armuth, die stätig Tag um Tag auf uns eindringt und nun jeden Tag schneller und immer schneller bis zum Untergang, wenn keine Glaubenskraft die Spitze bietet, wenn an keinen Mauern sie ihre Stirne zerschellt. Aber diese Mauern müssen andere sein, als die Mauern Wiens, an denen der Türk seine Macht brach. Denn seht, wie hinter den Reichen her die Armuth in die Städte dringt, wie dort innerhalb den Mauern das Ungeheuer die meisten Köpfe klaffen läßt, und wie am gierigsten und hungrigsten der magere Leib dort sich windet mitten zwischen der Ueppigkeit der Reichen. Gerade dort, wohin die Reichen sich geflüchtet haben, wird das Ungeheuer den üppigsten Fraß halten und

den frühsten, wenn nicht die Glaubenskraft, die dem heiligen Georg die Lanze durch den Drachen trieb, auch diesem Ungeheuer die immer wachsenden, weiter klaffenden Köpfe vom Leibe haut.

Das Schreckbare an der Armuth dieser Zeit liegt nicht nur in ihrem stätigen Anschwellen, sondern auch in der eigenen drohenden Haltung, welche sie gegenüber dem Reichthum eingenommen hat. Das sind im Allgemeinen nicht mehr die Armen, die wie Lazarus schweigend an den Thüren lagen und mit dem Lecken der Wunden sich zufrieden gaben, die demüthig baten um ein Stücklein Brod, die vorlieb nahmen mit den Brosamen von den Tischen und den Reichen zu Diensten stunden auf jeden Wink gegen ein gnädig Kopfnicken, welche ihre Wohlthäter in ihre Gebete schlossen und ihre Fürbitter wurden bei Gott: es sind nun ganz andere Arme da, in ihrer Gesammtmasse betrachtet. Einzelne demüthige, dankbare Arme giebt es freilich noch immer, aber in den Herzen der meisten kocht Haß gegen den Reichen, aus ihren Augen spricht die Begierde, mit ihnen zu theilen; der Mund spricht ohne Scheu es aus, daß man Abrechnung halten wolle, und was sie erhalten, empfangen sie mit einem Gesicht, auf dem deutlich die Meinung geschrieben steht, daß sie nicht ein Almosen empfangen, sondern nur etwas auf die allgemeine Abrechnung. Ich will nicht nach England weisen, daß man da zuhöre, welche Sprache die Armen führen, nicht auf Frankreich und das St. Simonistische Treiben daselbst, das freilich dem Namen nach verschollen ist, aber mehr oder weniger in allen Sekten wieder auftaucht. Man höre nur die Sprache, welche sie unter uns führen, welche Begehren sie ausdrücken, so wird man das positiv oder aktiv Feindselige in den heutigen Armen nicht mehr verkennen. Ich will nicht einmal von dem Rechtsamelosenverein reden, der eigentlich nichts Anderes als ein Verein der Nichthabenden gegen die Habenden ist, wenn er auch den Schein hat, als ob er nur alte entrissene

Rechte wieder suche, die allerdings hie und da mögen verloren gegangen sein. Aber man höre nur, wie man sich im gewöhnlichen Leben geberdet und ausdrückt, und wie man Almosen fordert. Der liebe Gott habe die Welt den Menschen bezahlt übergeben, er könnte nun nicht begreifen, warum man darauf schuldig sein könnte, sagte Einer, dessen Schulden mehr werth waren als sein Eigenthum. Das ist eine Formel, mit welcher die Gesinnung von Tausenden bezeichnet wird. Das ganz unbefangene Holzfreveln und die Rede: daß man Holz genug hätte, so lange die Bauern welches besäßen, bezeichnet sattsam die Lust zum Theilen und die Meinung, dazu nicht ohne Recht zu sein. Mit welcher Frechheit stellen die Hülfsbedürftigen sich vor die Gemeinden, fordern dies und das und drohen, ihnen ihre ganze Haushaltung auf den Hals zu werfen, wenn sie nicht gutwillig ihre Forderung gewähren! Mit welcher Ungebührniß schimpfen sie über die Gemeinden, wenn diese nicht in alle ihre Gelüste willigen, halten ihnen vor, sie hätten nichts geerbt und so und so viel Kinder, d. h. manchmal nur drei und vier, und doch die Gemeinde noch nicht geplagt und hätten somit das Recht, Hülfe zu verlangen. Sprechen sie damit nicht offenbar das Recht an, daß Alle, welche nichts geerbt, aber geheirathet und Kinder erzeugt hätten, nach ihrem Belieben das Recht besäßen, von Allen, die etwas geerbt hätten, zu fordern, daß diese sie und ihre Kinder erhalten aus ihrem Ererbten, sobald es ihnen nicht mehr gefalle, aus ihrem eigenen Verdienst sich und ihre Kinder zu erhalten?

Wo Armengüter sind, da läßt sich diese Frechheit aus dem Mißtrauen in die Verwaltung dieser Güter und aus dem unglücklichen Wahne herleiten, daß dieselben bestimmt seien, Allen, die nichts geerbt, das Leben zu erleichtern. Aber diese Frechheit ist die gleiche da, wo alle Kreuzer zusammengetellt werden müssen, und alle Schritte vernimmt man die Drohung: der Gemeinde die Kinder darzuwerfen, als ob von jungen Hunden die Rede sei. Doch kommt nichts der Frechheit gleich,

mit welcher schwangere Dirnen vor die Gemeinden treten und Ehesteuern fordern. Da ist von Scham auch nicht der geringste Schein, ja sie stellen sich noch schwanger, wenn sie es auch nicht sind, und geben mit Kuder sich das Ansehen, als ob sie es wären; so treten sie auf und drohen auf die unverschämteste Weise. Es thue es der Gemeinde wohl, ihnen etwas zu geben, sie hätte Andern auch gegeben; man werde am Ende doch geben müssen, wenn sie ein Kind um das andere daherbrächten, und sie wüßten nicht, warum sie der Gemeinde schonen sollten, aber es werde doch noch Recht und Billigkeit zu finden sein. Sie meinen also, Recht und Billigkeit geben ihnen förmliche Ansprüche auf diese Ehesteuern, die nichts Anderes sind, als recht eigentlicher Hurenlohn. Ja, eine Dirne ging so weit, daß sie eine Gemeinde, die ihr nicht geben wollte, was sie begehrte, einem Rechtsagenten zur Betreibung übergab, und dieser übernahm das Geschäft. In dieser Gesinnung der Armen liegt das fürchterlich Drohende der Armuth, ich meine, der Titel „Armennoth“ sei gerechtfertigt, und klar liege am Tage, daß diese Armuth ein eigentlicher Volkskummer sei. Dieser Volkskummer beschäftigt die Denker, ganze Bände voll Gedanken darüber haben sie uns bereits aufgespeichert; dieser Kummer beschäftigt die Gesetzgeber, kurze und lange Gesetze darüber haben sie bereits wenigstens projektirt, er beschäftigt sogar Professoren, und Kollegien werden darüber gelesen: so wird er von allen Seiten an den Laien gebracht, dessen eigene Wahrnehmungen bestätigen, daß Noth an Mann gekommen sei. Darin liegt meine Rechtfertigung, daß auch ich das Wort ergreife über diesen Gegenstand, ich, der ich weder ein Denker, noch ein Gesetzgeber, noch ein Professor, sondern auf diesem Felde nur ein Laie bin, und zwar ein Laie im eigentlichen Sinne des Wortes. Ich habe über diesen Gegenstand keine Kollegien gehört, ich kenne die hier einschlagenden Gesetze der verschiedenen Länder nicht, nicht die Träume der Gesetzgeber über zu erlassende Gesetze, ja, ich habe wirklich auch, zu meiner

Schande muß ich es sagen, die Bücher der Denker und ihre Tabellen wenig in meinen Händen gehabt, ich bin ein Laie. Ich habe aber schon lange die Armuth in's Auge genommen und da allerlei wahrgenommen, was vielleicht dem Denker in seinem Studierstübchen, dem Gesetzgeber auf seinen grünen Bänken, dem Professor in seinen Hörsäälen nicht nahe getreten ist. Was ich nun so wahrgenommen, das möchte ich als Laie sagen und in aller Bescheidenheit des Laien Gedanken dabei.

Und dieses thue ich mit dem Widerstreben dessen, der wohl weiß, daß der Versuch seine Kräfte überragt, das Vermögen dem Willen nicht entspricht, daß aber doch jeder Versuch einem spätern Gelingen den Weg bahnt, und das Wollen, das nach dem Maaße der zugewogenen Kraft thätig ist, den Menschen werthet. Ich thue es aber rein als Laie, und wer daher keine Gelehrsamkeit bei mir findet, keine Literatur, keine Berücksichtigung von diesem und jenem, wer klagt: es sei schade, daß ich dieses nicht gelesen und jenes nicht angeführt, von jenem mich nicht bekehren lassen von meinem Anschauen zu seiner Ansicht, dem kann ich nicht helfen, dem kann ich nichts Anderes sagen als, daß ich eben nur ein Laie bin.

Ich möchte hinzufügen, daß ich hauptsächlich auch für Laien schreibe, indem ich in dieser Noth weder vom Denker, noch vom Gesetzgeber die wahre Hülfe erwarte, sondern vom Laien, vom Laien, der den Willen hat, die christliche Liebe thätig werden zu lassen unter seinen armen Brüdern.

Darum versucht der Laie nicht, ein Werk zu schreiben, er schreibt nur ein Büchlein, in dem gar vieles nicht ist, in das er nur eins legen möchte: die Kraft, die christlichen Laien zu einer christlichen That zu bewegen.

Zweites Kapitel.

Wo kömmt sie her?

Die Zeit ist kein Sumpf, sie ist ein Strom. Alle Völker nennen sie so, und mit Recht. Denn Stillstand ist nirgends, sondern fortwährender Wandel der Dinge, und darum Verwandlung von allem.

So spricht Zschokke in seinen Ueberlieferungen: und er hat Recht. Aber denn doch scheint zuweilen die Zeit zum Sumpf zu werden. Der Strom fließt wohl in seinen Tiefen, aber des Menschen Auge gewahrt es nicht. Auf des Stromes Oberfläche hat sich allerlei aufgestaucht und bedeckt die fließenden Wasser. Schlamm aller Art setzt sich an, zum festen, unwandelbaren Boden scheint der Fluß geworden. Aber die Wasser rauschen fort und fort, fressen an der Oberfläche: ein Wink Gottes, die Ströme rauschen auf, auseinandergerissen ist die Decke, ihre Trümmer rollen auf den Wellen.

Hundert Jahre nach der Reformation schien der Strom zu stocken, man schien die Formeln erfunden zu haben, ihn auf immer fest zu bannen. Da versteinerte man den Glauben, bis man eine Dogmatik hatte, und wie ein groß undurchdringlich Schirmdach hielt man diese über die Menschen. Wenn nur Einer unter dieses Schirmdach sich duckte und fest unter ihm sich hielt, so sah niemand nach ihm, ob er auch den lebendigen Glauben im Herzen trage.

Man machte schöne Hofgesetze, bestimmte die Kratzfüße und Scharwenzel, die dem Fürsten zu machen seien und die Zeichen der Liebe, die man in klingender Münze ihm zu bringen hätte. Darnach that der Fürst, was ihm beliebte, fest überzeugt, unter diesen Gesetzen wachsen Liebe und Achtung seiner Unterthanen von selbst, unter ihnen werden sie in Liebe und Achtung immer verharren.

In dieser Zeit machte man auch die Armengesetze. Vagabunden waren lästig geworden, das Eigenthum vor den Herumziehenden nicht sicher, auch fand man billig, daß in einer Republik an einer gemeinsamen Last man gemeinsam trage, kein Mensch, kein Dörfchen sich ihr entziehen könne. Als die Gesetze gemacht waren, meinte man alles gemacht und legte die Hände in den Schoos. Es war die Zeit, wo man hätte glauben sollen, es sei den Menschen gelungen, festzuhalten das Flüchtige, zu verewigen das Wandelbare. Aber in den Tiefen rauschten die Ströme Gottes fort und fort, unter der todten Oberfläche wogte Leben, und dieses Leben rang sich hervor und sprudelte auf und riß zusammen, was die Menschen für die Ewigkeit ersonnen hatten, und die Trümmer rollen über einander, und neue Fluthen brechen ein, und zitternd bebt der arme Sterbliche in diesem Weltenaufruhr. Was ihm bleibt, was ihm genommen wird, ob nach diesem Weltensturm ein freundlicher Abend kommt oder der Weltenuntergang, er weiß es nicht. Aber er sieht es jetzt, wie fürchterlich es sich rächt, wenn der Mensch alles in Gesetze setzt, aber nichts im Menschen sucht; wenn er Formeln und Formen auf die Throne setzt, sich in ihren Schatten legt und, was inwendig im Menschen sich regt, und das, was er neben den Gesetzen treibt, nicht achtet. Wie fürchterlich brach nicht unter dem versteinerten Glaubensgebäude hervor der Unglaube, wie gewaltig durchschreitet er die Welt, wie frech schwingt er seine Waffen! und wer sagt mir, wo die Gränzen sind seiner Triumphe? Unter den Thronen hervor kroch das blutige Ungeheuer, das man Revolution heißt: da halfen keine Gesetze, weder Hofgesetze noch andere; der verwahrlosete Mensch kannte keine mehr, weder göttliche noch menschliche, und badete seine Hände in dem Blut derer, vor denen er wie ein Hund im Staube gelegen. Und wer nennt mir die Gränzen, wo das Revolutioniren verwahrloseter Menschen sich endet? Wer nennt mir den Thron,

gegen den die Rache verwahrloseter Menschen nicht ihre blutigen Wellen treibt oder noch treiben wird?

So schwoll unter den Gesetzen die Armuth an, zu der gefährlichen Gewitterwolke, von der man nicht weiß, ob sie den Brand der Städte, der Dörfer Untergang in ihrem schwarzen Schoose birgt; es ward unter ihnen unbemerkt der Arme zu dem Geschöpf, von dem man noch nicht weiß, ob es von Gott uns gegeben sei statt des Wolfes, den wir aus den Bergen getrieben, statt des Drachen, der in unsern Sümpfen wohnte.

Der Unglaube strömt in gewaltigen Wogen, die Revolution hält ihren blutigen Umgang, und wenn die Armuth entfesselt zu beiden sich gesellt, dann haben wir das furchtbare Thier des Abgrundes, das siebenköpfige mit zehn Hörnern, und sein Gefolge, den Tod und das Leid und den Hunger, mit dem Michael und seine Engel vergeblich stritten, das zu überwinden dem Lamme einzig gegeben ward. Ich meine nicht, daß die Gesetze die Armuth unmittelbar erzeugten und ihren gefährlichen Charakter, aber ich meine, weil man den Gesetzen vertraute und mit ihnen für alles gesorgt zu haben glaubte und die Gesetze dem Buchstaben nach handhabte, so vergaß man, daß der Arme ein Mensch, ein Bruder sei, vergaß über den Gesetzen die Liebe, die einzige Mutter aller Gaben, die Segen bringen, vergaß über dem Leib die Seele; so bildete sich das gefräßige Ungeheuer, das überall unter dem Schilde der Gesetze hervor seinen hungrigen Leib hervorzudrängen beginnt, das seinen Kopf immer gieriger über die Kluft hinausreckt, die allmälig zwischen den Ständen, zwischen den Habenden und Nichthabenden gerissen worden ist.

Daß ein Mensch dem andern helfe in seiner Noth, ist ein Naturgesetz, denn es liegt in unserer Natur, die des Mitleids, der Barmherzigkeit fähig ist: diese Fähigkeit zum Mitleid, der Trieb zur Barmherzigkeit ist aber auch ein Zeugniß unserer höhern Abkunft, unserer Verwandtschaft mit Gott.

Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, nach der Herstellung dieses Ebenbildes soll der Christ streben: er soll versuchen, göttlich zu leben im sterblichen Körper, die Erde zu einem Vorhofe des Himmels zu machen. Er soll versuchen als ein rechtes Kind Gottes, Gott zu vertreten auf Erden nach seiner schwachen Kraft, wie oft die ältern Geschwister den jüngern Vater und Mutter zu sein versuchen; oder wie Eltern Gott zu vertreten haben gegenüber ihren unmündigen Kindern, so haben die von Gott mit Gütern Begabten Gott zu vertreten gegenüber denen, welche Gott für ihre Lebensreise nicht hinlänglich ausgestattet hat. Und gerade in diesem Mangel der Ausstattung Einzelner hat Gott den Menschen am höchsten gewürdiget, hat die Begabtern befähigt, seine Statthalter zu sein auf Erden, seine Stellvertreter, und in seiner Liebe und Weisheit zu handeln an ihren Brüdern. Dieses ist auch das eigentliche Band, das die Menschen an einander halten soll als eine Familie, das verhüten soll, daß die einzelnen Stände nicht auseinander gehen wie die Planken eines gescheiterten Schiffs. Wir sollen geben und nehmen lernen und beides unbeschwert, d. h. in der Liebe, und beides ist gleich schwer.

Der Christ nun, der Sinn hat für seinen Beruf, zu dem er berufen ist, der wird die Unterstützung seiner armen Brüder nicht ansehen als eine Pflicht, sondern als eine Gnade, als eine hohe Ehre, indem Gott ihn Theil nehmen läßt am Spenden seiner Gaben. Nach dieser Gnade, dieser Ehre wird daher jeder Christ streben. Je reichlichere, herrlichere Gaben, leibliche und geistliche, er zu bieten vermag und sie bietet in besonnener Weisheit, desto mehr nimmt er Theil an der Herrlichkeit Gottes. Darum wird auch kein ächter Christ sich am faulen Nehmen behagen lassen, denn jeder Christ empfindet es, daß Geben seliger ist denn Nehmen, denn es ist im Geben eben das Bewußtsein der Theilnahme an der göttlichen Vorsehung, der Berufung in den innigen Gottesdienst. Es

wird kein Christ, weil ihm gegeben wird, nur nehmen wollen, denn da stieße er ja das Höchste von sich; das Nehmen wird niemand träge machen, sondern jeden spornen zu jeder Anstrengung, auf daß auch er am Geben Theil nehmen könne. Darum wird auch das Geben selig gepriesen und dem Knechte, der sein Pfund vergräbt, mit der Finsterniß gedroht. Hieher gehören auch die Worte: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, und so jemand den Seinen, und sonderlich seinen Hausgenossen, nicht Fürsehung thut, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger als ein Heide. Es enthält also das Christenthum durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menschen begünstigt, sondern gerade die stärksten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen. Es zeigt das richtige Verhältniß zwischen Reichen und Armen, zwischen Gebenden und Empfangenden. Wenn man es recht begriffe, so würde kein Reicher hartherzig, kein Armer unverschämt sein, kein Reicher unverständig im Geben, kein Armer unverständig im Genießen. Zwischen ihnen waltete die Liebe, und jede Gabe würde geheiliget durch den Sinn, in dem sie gegeben, genommen würde. Wäre es so, dann wären keine Gesetze nothwendig, die Liebe wäre die weise Mittlerin zwischen Ueberfluß und Mangel. Wo aber der innere Sinn fehlt, muß in bestimmten Fällen ein äußerer Zwang eintreten, bis der innere Sinn herangebildet ist und die Gesetze ersetzt. Der Christ ist zur Freiheit berufen, aber die Freiheit gebrauchet er nicht zum Anlaß dem Fleische, sondern daß er diene in Liebe den Andern und Früchte des Geistes bringe. Nun aber vergessen dieses die Staatsmänner und Juristen, welche die Gesetze machen; sie meinen, diese genügen für sich allein zu allem und für Alle und achten nicht auf das innere Wesen und denken nicht daran, was aus diesem einst hervorgehen und ihre Gesetze zu Schanden machen wird. —

Es war eine Zeit, wo es gar wüst ging in unserem Ländchen, viel herrenloses Gesindel die Sicherheit gefährdete,

viele der Leibeigenschaft Entlassene oder Entlaufene mit ihrer Freiheit nichts anzufangen wußten; wo Viele aus angebornem Geize nichts gaben, Andere nichts mehr geben wollten, weil die Geizigen nichts gaben, sie die Last einzig tragen sollten u. s. w. Da entstunden die Bürgerrechte und die Armengesetze; da trat der mangelnden Liebe zu Hülfe ein äußerer Zwang. Ich will und kann keine Geschichte des Armenwesens schreiben, ich kann nur die Wendung bezeichnen, welche die Gesetze ihm gaben. Diese mit ihrem Buchstaben tödteten auch hier den Geist, den man nicht wahrte. Die Liebe blieb immer mehr zurück, desto lästiger wurde der Zwang, desto weniger Segen war bei dem Gegebenen.

Je mehr die Menschen sich mehrten, je mehr das gemeinsame Eigenthum verschwand oder andere Namen erhielt, was, den darauf bezüglichen Gesetzen nach zu schließen, oft genug geschehen sein muß, desto lästiger wurde diese Pflicht, desto mehr erledigte man sich derselben auf die wohlfeilste, kürzeste Art, unbekümmert darum, ob sie auch die beste sei, ob der arme Bruder ein Zeugniß der Liebe empfange oder ein Zeugniß, daß er ein Aergerniß, eine Last und eine Bürde sei. Diese Lieblosigkeit ging auch auf das Austheilen von Gaben über, die man nicht aus dem eigenen Sacke nahm, die man bloß zu verwalten hatte. Diese gleiche Lieb- und Sorglosigkeit ging auch auf einen großen Theil der freiwilligen Gaben über, welche man auf den Straßen, bei den Häusern austheilte. Man spendete sie, durchaus unbekümmert, wem und wozu man gebe; man meinte durch dieses Geben einer Pflicht sich zu entledigen, eine gute That zu vollbringen, den Himmel sich zu verdienen. Man vergaß, daß bloß der Sinn die Gabe heilige, daß nach der Weise Gottes zu geben sei, der seine Gaben mit Weisheit abmißt, mit Weisheit zutheilt, mit Weisheit auf ihre Anwendung achtet. So entstund zwischen den Herzen der Geber und Empfänger eine immer größere Kluft, die Liebe mittelte immer weniger.

Zu gleicher Zeit schieden die Stände sich immer mehr, traten weiter auseinander, sonderten sich in Sitten, Ansprüchen, Lebensweise immer mehr ab. Die adeliche Hausfrau stund vor fünfhundert Jahren einem armen Weibe hundertmal näher in ihren Begriffen, Beschäftigungen, selbst Bedürfnissen, als eine gegenwärtige adeliche oder Handelsdame (es giebt freilich auch in andern Ständen solche Damen), die ihr ganzes Leben nur mit Darstellung ihres Ichs nach der neusten Mode zubringt. Zu diesem Auseinanderzerren der Menschen gaben ganz besonders Anlaß die sogenannten hohen Häupter. Die reckten auf die unsinnigste Weise ihre Häupter über die Wolken auf, ließen sich Majestät tituliren und Allerhöchst, und wenn ein sterblicher Finger ein solches Haupt (die Königin von Spanien) berührte, so war er des Todes. Diesen Häuptern streckten sich nun eine Unzahl von Häuptlein nach, traten heraus aus dem Kreise gemeiner Menschen und verpallisadirten sich mit Titeln und Würden gegen gemeine Berührung. So ging das bis auf die untersten Stufen der Gesellschaft, und die Menschheit wurde auseinander gerenkt, einem Gefolterten gleich, dem der Henker Centnersteine an die Beine gehängt.

Zu dem kam noch die Entstehung einer eigenthümlichen Vermögensart. Ehedem lebte man meistens von Sold, Lohn oder Landbesitz, man kannte Kapitalien und Grundzinse nicht, es sogen Alle aus der Brust der gleichen Mutter ihren Unterhalt: Kaiser Karli, der seinen Hühnern die Eier nachzählte, und der arme Leibeigene, der die Kühe molk und die Schafe hütete, und die Kaiserin Karli, die ihrem Manne die Kleider aus selbstgesponnener Wolle machte, und die arme Schäferin, die ihrem Manne die Schaffelle zusammennähte zu tüchtigem Winterrock in Wind und Wetter hinaus. Als aber das baare Vermögen, die baaren Zinse aufkamen, eine Masse Leute von diesen lebte, recht eigentlich vom Gelde, denn die Naturerzeugnisse kamen zu ihnen nur präparirt und parfümirt, so daß sicher gar manche Dame nicht weiß, daß die Milch von der

Kuh kömmt, da entfremdeten sich die Leute, welche an der Brust dieser neuen Mutter lagen, gar sehr denen, welche unmittelbar aus der Erde ihre Nahrung suchten.

So wurde der Arme immer mehr hinunter- und in eine eigene Klasse, Kaste hineingedrängt, so daß nicht mehr die Armuth eine zufällige war und an Blinde, Lahme sich knüpfte und Andere der Art, die dann unvermerkt zwischen ihren Ernährern lebten, mit deren Gebrechen auch ihre Armuth, d. h. Unterstützungsbedürftigkeit, erlosch, sondern daß sie überging auf ihre Familie, deren Glieder nicht Blinde, Lahme waren, die man aber als Arme mit dem Titel „Besteuerte" bezeichnete. Dieser Name ward ein eigentliches Brandmal, nicht ganz wie der Name Henker, aber doch etwas Aehnliches hat er. Mit einer ganz eigenen Betonung sagt man nicht nur, der und der ist besteuert, sondern auch: dem und dem seine Mutter, seine Großmutter waren besteuert. Gesetze vollendeten diese Scheidung und zogen eine scharfe, unübersteigliche Linie zwischen Besteuerten und Unbesteuerten. Man wird sagen, das sei ja eben gut, daß Schande an's Besteuertwerden geknüpft sei, um so mehr werde man sich hüten, sich besteuern zu lassen. Wer liederlich wird, vergißt die Schande, in diese Klasse zu fallen, wer aber einmal in dieser Klasse ist, gewöhnt sich daran und verliert nur zu leicht Muth und Kraft, aus dieser Kaste sich herauszuarbeiten, die Schranken zu überschreiten, und wer einmal darin geboren ist, dem wird nur zu oft in früher Jugend schon die Kraft gebrochen, sich herauszuarbeiten. Wie man Zugvögeln die Flügel lähmt, damit sie ein warmes Land nicht finden können, so werden armen Kindern die Schwungfedern ausgerissen, sie müssen als die Hefe der Menschheit, als eigentlicher Bodensatz Andern zur Last bleiben.

Unter denen, welche gesetzliche und freiwillige Unterstützung bedurften, war immer eine sehr bedeutende Anzahl Kinder, Kinder, denen die Eltern, Vater oder Mutter, oder deren Eltern das Brod für die Kinder fehlte, die im Kothe der

Trägheit, der Sünde sich wälzten und mit diesem Kothe die Kinder nicht speisen, nicht kleiden konnten. Nun wurde immer mehr diesen Kindern die gesetzliche Gabe gegeben ohne Liebe, der äußere Mensch genährt, gekleidet, der innere ganz vergessen. Man sorgte dafür, daß sie am Leben blieben, d. h. nicht verhungerten, nicht erfroren: man gab ihnen Brod oder Geld, wenn sie an die Thüren klopften, aber man sah in ihnen nicht die Kleinen, die Jesus so lieb hatte, von denen er sagte, daß ihnen das Himmelreich gehöre; man bekümmerte sich durchaus nicht um ihre Seelen, ja man dachte nicht einmal daran, daß sie eine Seele hätten. So oft man wollte, hörte man den gräßlichen Spruch, der Bauer frage einst nicht: Kannst beten? sondern er frage: Kannst arbeiten? Für sie war in keiner Schule Platz zum Schreiben oder Rechnen, und ob sie lesen lernten, fragte man selten. Ja, es gab sehr reiche verwaisete Kinder, welche im dreizehnten Jahre nicht lesen konnten, und zwar war in dieser heillosen Verwahrlosung zwischen Stadt und Land kein so großer Unterschied, als man glauben sollte. Kein Mensch dachte daran, daß diese Kinder ein anvertrautes Pfund seien, von dessen Verwendung man Gott Rechenschaft abzulegen hätte, und daß von dieser Rechenschaft der eigenen Seele Heil und Seligkeit abhange. Man verdingte diese zur Last gefallenen Kinder oder vertheilte sie so gleichmäßig als möglich auf die Höfe.

Dieses Kinderverdingen ist ein eigener Erwerbszweig auf dem Lande, der einmal eigens in's Auge gefaßt werden sollte.

Es giebt eine große Menge Leute, welche ob verdingten Kindern etwas verdienen wollen: das Kostgeld soll ihnen einen Zins oder den Hauszins oder das Milchgeld rc. liefern. Sie wollen ob den Kindern ihr eigen Leben besser fristen, und die Kostgelder betragen je nach dem Alter von zweiundzwanzig bis acht und sechs Thaler — man denke.

Nun sind auch viele Leute, welche ihre eigenen Kinder verdingen: Knechte und Mägde, die dieses Verdingen vortheil-

hafter finden, als eine eigene Haushaltung. Diese suchen meist etwas sorgfältiger die Plätze auf, sehen besonders darauf, daß die Pflegeeltern selbst Milch haben, wenn nicht von einer Kuh, doch von einer Ziege. Wenn sie des Jahres einmal das Kind besuchen und ihm Lebkuchen und Weggen kramen, und diese werden dann in ein Kacheli mit guter Milch eingebröckelt, und das Kind hat zufällig fette Backen, so sind die guten Eltern glücklich und Rühmens voll, meinen, wie gut das Kind aufgehoben sei, werden aber sehr oft, wenn sie eine eigene Haushaltung anfangen, gräßlich enttäuscht.

Den von der Gemeinde verdingten Kindern werden wegen geringerem Kostgeld auch mindere Plätze zu Theil. Wahrscheinlich noch jetzt sind die ehedem allgemeinen Mindersteigerungen gebräuchlich. Da wurden Kinder förmlich ausgerufen wie unvernünftiges Vieh. Wer will minder als zehn Kronen für das Meitschi, es ist ein gewachsenes und ist brav gekleidet u. s. w. So mußte das Kind sich ausrufen hören, mußte hören, wie es Batzen um Batzen hinuntergesteigert wurde, und mit jedem abgemärteten Batzen wurde ein ganzes Jahr lang seine Behandlung um so härter, das wußte es.

Man schlug sie den Mindestnehmenden zu, sehr oft ohne daß man wußte, wer sie waren, denn diese öffentlich bekannt gemachten Steigerungen zogen weit umher Leute an, wie gewöhnliche Steigerungen die Grämpler; jetzt werden mehr Zeugnisse gefordert, welche aber meist wenig zu bedeuten haben. Man schlug sie Leuten zu, welche nichts zu beißen, nichts zu brechen hatten, vielleicht nicht einmal ein Bett für das Kind; es mußte unter Hudeln auf dem Ofen schlafen; es mußte hungern, hungern mehr als die Andern am Tische, denn diese aßen zuerst vorab, ehe sie etwas an das arme Kind kommen ließen. Es mußte oft das Essen betteln, mußte das Holz zusammenlesen im Walde, erhielt das Jahr durch kein einziges Kleidchen, sah die Schule nie, sah während seiner ganzen Jugendzeit die Kirche nie. Ja sehr oft mußte das Kind stehlen,

wurde zu vielen bösen Streichen förmlich abgerichtet, mußte ausführen, was seine Meisterleute aussannen.

Oder es wird verdinget an sogenannte brave Leute, an Leute, welche arbeiteten wie die Pferde, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leib und Seele an die Arbeit setzten und von des Menschen Bestimmung so wenig einen Begriff haben, als ein Heugabelstiel vom lieben Gott. Diese strengen nun die armen Kinder über ihre Kräfte an, mißbrauchen sie zu Posteseln ihrer eigenen Kinder, geben ihnen das ganze Jahr durch vielleicht kein gutes Wort. Und das ganze Jahr durch muß das Kind da aushalten, niemand fragt ihm nach, niemand sieht darauf, wie es seine Sache hat; wem es allfällig zu klagen hat, weiß es nicht, den Weg zur Heimath weiß es vielleicht nicht; und was sollte es dort, wo man es an der Mindersteigerung dem Mindestbietenden zugeschlagen hatte?

Man verdingte auch Kinder an sogenannte gute Leute, an Leute, welche keine eigenen Kinder hatten oder sonst im Rufe waren von besonderer Gutmeinenheit. Diese sogenannten guten Leute betrachteten nun die Kinder wie reiche Leute Schooskatzen oder Schooshündchen, erzogen sie zu der fürchterlichsten Meisterlosigkeit, welche später nichts Anderes als Arbeitsunfähigkeit, Gottlosigkeit erzeugte. Dann stund die weise Gemeinde zusammen, schlug die Hände über den Kopf und konnte lange nicht fassen, wie bei solchen braven, guten Leuten Taugenichtse aufwachsen können, und erkannte endlich: das müsse in der Race sein, und man solle doch nur aufhören, mit armen Kindern sich zu mühen, da schlügen die Buben dem Alten nach, die Mädchen der Alten, und von solchem Zeug sei noch nie etwas Rechtes gekommen.

Man vertheilte sie an andern Orten unter die Güterbesitzer, unter alle ohne Ausnahme, unter Diebe und Trunkenbolde, unter Ruchlose und Gottlose. Wie übel der Ruf eines Hauses sein, wie zuchtlos es in demselben zugehen mochte, wie bekannt die Behandlung armer Kinder in diesem Hause

war, wie manches Kind aus demselben verlauset, erlahmet verkrüppelt kam, wie manches übel ausgefallen war, es wurden diesem Hause immer wieder Kinder zugetheilt; frug man der körperlichen Behandlung so wenig nach, was hätte man der geistigen nachfragen sollen? Es ließen sich eine Menge wirklich gräßlicher Geschichten erzählen über die Behandlung solcher Kinder, erzählen von Arm- und Beinzerschlagen, von Schändung von Mädchen und Knaben, von Anführen zum Diebstahl, von fürchterlichen Martern; wie man Kinder erlausen ließ und ihnen nur erlaubte, am Sonntag sich zu kämmen, und zwar auf dem Misthaufen — die ganze Woche durch mußten sie ohne Wehr von den Läusen sich zerbeißen lassen; wie man arme Kinder erfrieren ließ, barfuß das Vieh weiden in Nässe und hartem Reif, ihnen erst um Weihnacht Schuhe und Strümpfe anschaffte, daß sie für ihr Leben lang arbeitsunfähig wurden, wenn sie nicht schnell unter fürchterlichen Schmerzen starben; wie man armen Kindern Kleider, die sie von Pathen erhielten, stahl und sie den eigenen reichen Söhnchen anzog (man denke sich doch die Empfindungen eines armen Kindes, das so gar nichts hat, woran es Freude haben kann, wenn eine reiche Gotte ihm eine schöne Pelzkappe schenkt, mit einem silberigen Trodel, und diese muß es lassen, muß sie auf dem Haupte eines Meistersöhnchens sehen ein ganzes Jahr lang und darf nicht einmal sagen: Das ist meine! man denke sich, was da in der Kinder Herz sich regen und bewegen muß!); wie man sogar Hexerei zu Hülfe rief, um arme brave Buben auszubeuten. Solches ließe sich nicht nur erzählen, sondern es läßt sich auch beifügen, daß solches alles nicht nur ungestraft geschah, sondern daß man den gleichen Leuten immer wieder Kinder zutheilte. Ja, trotz dem, daß von Meisterleuten weg Kinder in's Zuchthaus kamen, daß Behörden allem aufboten, unumwunden der Meister ruchlose, thierische Natur bezeugten, trotz dem vertheilten und verdingten Gemeinden solchen Menschen immer wieder Kinder.

Auch geschah es vielfach und geschieht noch, daß man anerkannt schlechten Eltern den Hauszins zahlt und die Kinder läßt, wenn man es wohlfeiler zu machen glaubt, und diese Eltern können dann natürlich die Kinder brauchen, zu was sie wollen. Man bedachte nicht, daß die Kinder verderben, daß man noch dazu gewöhnlich den Kindern weit mehr freiwillige Almosen bei den Thüren giebt, als eine vernünftige Erziehung gekostet hätte.

Allerdings wurden auch Kinder zu sehr rechtschaffenen, tüchtigen Leuten vertheilt, welche hoch stunden in der Achtung der Menschen und sie auch verdienten — und dennoch verdarben gar viele derselben. Hatten diese Leute eigene Kinder, so fühlten die Armen gleich den Unterschied, den Mangel an Liebe: es kam Unterthänigkeit in ihr Aeußeres und Bitterkeit in ihr Herz. Hatten sie viel Gesinde, so wurden sie der Spielball von diesem, wurden mißbraucht, ihr Charakter durchaus zu Grunde gerichtet. Auch geschah, daß der Meister unter den Knechten den Güterbub nicht bemerkte, wie man unter langen Disteln das kleine Blümchen nicht sieht, daß er während zwei, drei Monaten gar nicht bemerkte, ob derselbe zur Schule gehe oder nicht, daß dieses ganz von den Knechten abhing, daß er Jahre lang nicht merkte, ob er einmal zur Kirche ging oder nicht.

Am besten waren die daran, welche von Pathen aufgenommen wurden. Wenn eine Bäurin sagt: „Ich bin dem Gotte", so hat dieses eine eigene Bedeutung in ihrem Munde. Es regt sich etwas Warmes in dem Herzen für das arme Kind, in die Behandlung kömmt bei der Bäurin etwas Mütterliches, beim Bauer etwas Väterliches, das gegen fremde Kinder nicht sichtbar wird. Und wenn das Kind sagt: „Das ist mein Götti, meine Gotte", so regt sich auch in ihm ein kindlicher Sinn, ein gewisser Stolz; etwas Verwandtschaftliches herrscht zwischen ihm und seinen Pflegeeltern, und auch das Gesinde wird sich gegen ihn's anders betragen, als gegen

ein armes Kind. „Gieb Acht, was du machst, heißt es, der Meister ist sein Götti.“ Der Name Gotte, Götti hat einen eigenen zauberischen Klang für des Kindes Herz, und in demselben muß man fragen, was Taufzeugen eigentlich zu bedeuten haben, und die Antwort, welche man erhält, giebt tiefe Lehren in Bezug auf diese Kinder.

So wurde im Allgemeinen die gesetzliche Armenpflicht an den Kindern ausgeübt: das Leben wurde ihnen erhalten, das Thier in ihnen ernährt, an den Menschen in ihnen dachte man nicht. Das Kind lernte nie, was ein Mensch sei, wurde nicht zur Achtung seiner selbst gebracht, nicht zum Glauben an seine Kräfte, nicht zur Einsicht in ihre Bestimmung.

In sie wurde kein Aufstreben, kein Trieb nach Vervollkommnung gebracht, sie dachten gar nicht daran, daß ein Mensch durch regen Gebrauch seiner gesunden Kräfte, durch Geduld und Genügsamkeit zu Eigenthum gelangen könne. Sie lernten nicht den Verstand gebrauchen, sondern bloß Arme und Beine: sie lernten nicht die Augen aufthun, sondern bloß das Maul. Meistens zeigt sich auch eine gräßliche Verdrossenheit zur Arbeit. Sie denken nicht daran, daß sie eigentlich dem großen Meister da oben arbeiten, der ihnen Tage, Stunden zuzählt zur Arbeit und ihnen einst den Lohn abmißt, je nachdem sie getreu oder ungetreu gewesen in ihrer Arbeit. Es hassen von früher Jugend auf die meisten ihre Meister, hassen die gezwungene Arbeit: sie hatten ja nie Liebe empfangen, warum sollten sie lieben? Daher suchen sie so wenig als möglich zu arbeiten, überthun sich in keinen Dingen, und wenn sie Gott den ganzen Tag, dem Meister den ganzen Lohn abstehlen könnten, so wäre das ihnen das Rechte.

So dienen sie oder taunen um geringen Lohn, und es freuen sich thorrechte Bauern und Meister über diesen geringen Lohn und die halbbatzigen Dienstboten. Sie sind kaum weiser als ihre Knechte und Mägde, sie begreifen nicht, daß die dümmsten, d. h. die wohlfeilsten, Menschen gewöhnlich

mehr essen, als die klügern, und daß ein tüchtiger Knecht, eine rührsame, getreue Magd nicht nur zwei-, sondern viermal mehr verdienen, als ein verdrossener Dienstbote, dem alles in den Händen anzufrieren scheint, und der einhertrappet, als ob ihm nicht nur die Erde, sondern auch Sonne, Mond und Sterne an den Füßen hingen. Je weniger in solchen Menschen der vernünftige Mensch sich zeigt, desto mehr tritt das Thier hervor, das durch keine Kraft zurückgedrängt, gezähmt wird. Der Genuß ist ihnen alles, an ihm hängen ihre Gedanken, das Sehnen nach ihm füllt ihr inneres Leben. Was sie auf- und anbringen mögen, das vertrinken, verhoffährtlen, verkrämerlen, verschlecken sie und geberden dabei sich wie Thiere. Man sitze nur einige Sonntage an den Landstraßen, so wird man inne werden, von welchen Geistern die meisten dieser Leute besessen sind. Und wenn sie auch aufgeputzt sind wie Pfauen und daher rauschen wie Mühleräder, halbweltschend mit merci und s'il vous plait, wenn sie auch Schnäuzchen tragen und Stiefelchen, schön gewixt: man sieht doch das Thier, das seine Hörner aus ihren Augen streckt, auf hundert Schritte in ihnen, sieht ihnen den scheinbar wohlfeilsten, aber doch theuersten Genuß, die Wollust, in allen Geberden spielen.

Der Hang zu diesem Laster wird an sehr vielen Orten in solche arme Kinder auf fürchterliche Weise recht eigentlich gepflanzt. Die meisten der Leute, bei denen diese Kinder sich aufhalten, Eltern und Meisterleute, haben gar keinen Begriff vom innern Leben des Menschen, ja keinen Begriff von der Keuschheit: erst wenn ein unehelich Kind zu Tage kömmt, schreit man Fürio und Mordio. Nun bewahrt man weder den Sinn noch die Keuschheit der Kinder. Gar viele müssen von früher Jugend auf bei Mägden schlafen, die mit ihren Kiltern alles Mögliche treiben, die Knaben bei Knechten und sich von ihnen alles gefallen lassen; es ist da ein Pfuhl von Lasterhaftigkeiten, von dem man sich keinen Begriff macht. Läßt der Bauer seine eigenen Mädchen bei solchen Mägden

schlafen, sollte er mit verdingten, vertheilten Kindern sich mehr in Acht nehmen? Hat jüngst doch ein Bauer, bei dem zwei in wilder Ehe leben, sich ganz ungescheut entschuldigt, das Mensch schlafe bei seiner Tochter, in deren Bett, und somit hätte niemand darnach zu fragen, wen sie in ihrem Bette habe, und er fand Gehör. Ja der wüsteste Bauer, der über die Tellen flucht, daß der Boden zittert, ist im Stande, arme Mädchen zum Tanz und Marktgeläufe recht eigentlich anzuleiten, über den Pfarrer zu fluchen, wenn er dagegen redet, Knaben zu füllen, an's Brönz zu gewöhnen. Ein solcher Christi auf dem Bergli, ein Hans Uli im Bödeli begreift gar nicht, daß er selbst wahrhaft teufelsüchtig die armen Leute schlecht macht, über welche er alle Tage so jämmerlich flucht.

Ist einmal der wüste Hang in die Kinder gepflanzt, so findet derselbe bei der immer heilloser werdenden Sitte des Kiltganges allen möglichen Vorschub. In ihnen lebt nichts Höheres, nichts Besseres. Jahre lang kommen sie vielleicht nie in die Kirche, nie zu einem Buche; ihr Denken ist entweder ein Grollen über die Meisterleute oder ein Spiel mit wollüstigen Gedanken. Dem Ausbruch ihrer Lust zieht keine Familienehre Schranken; keine Spekulation, reich zu heirathen, macht sie wenigstens vorsichtig; keine Vorstellungen von der Wichtigkeit, der Kostbarkeit der Ehe schreckt sie ab, ja nicht einmal mehr die Furcht vor einem unehelichen Kinde. Ja, bei den Mädchen ist sehr oft ein recht absichtlich Fallenlegen und Preisgeben, um zur Ehe zu kommen, während bei den Burschen ein gedankenloses Fröhnen der Lust vorherrscht. Die Mädchen mögen nicht dienen, mögen sich nicht befehlen lassen, möchten gerne selbst kochen und nicht von der Meisterfrau sich kochen lassen, stellen sich vor, in einer Ehe sei lauter Ruhe und lindes Brod, und gehen Tag und Nacht nach einer Heirath aus, und am sichersten hoffen sie dazu zu kommen, wenn sie zur Schwangerschaft gelangt sind.

Doch muß ich gerecht sein und in vielen Mädchen noch

ein tieferes Gefühl anerkennen, als nur die wüste Lust, als nur die Verdrossenheit zum Dienen. — Lange Jahre hat sie niemand geliebt, niemand mit ihnen Mitleiden gehabt, wenn sie Kopfweh hatten oder sonst etwas. An niemand konnten sie sich lehnen im Leben, an niemand sich aufrichten in Kummer und Noth; sie sehnten nach einem Herzen sich, das ihnen angehöre, nach einem Kopfe, der offen sei ihren Schmerzen und Hoffnungen, nach einer Hand, die ihren Schwachheiten aufhelfe. Dieses tiefe Sehnen liegt in gar manches Mädchens Herzen, dessen wüstem Thun man ein inniges Gefühl nicht zutrauen würde. Aber wo hätte es schön thun lernen sollen, waren doch alle Beispiele wüst rings um ihn's, war doch seine Natur nicht veredelt, hingegen die Schamhaftigkeit frühe abgestreift worden? So bringen sie es endlich zu der Hoffnung, heirathen zu können, und nun gehen sie aus mit Flehen und Flattiren, mit Drohen und Weinen ihren Liebhabern nach, um einen aus ihnen zum Mann zu erheben, mit ihm das Band für's Leben, die Ehe zu schließen.

Und hier nun wird es mir, als ob ich stünde an eines bodenlosen Abgrundes Rande, als höre ich in dessen Tiefen einen Höllenkessel Verderben sieden, als ob ich sähe dieses Verderben strömen in unermeßlichen Massen aus dem Kessel empor und ergießen namenloses Elend über die Erde: unzählbare Schaaren armer Menschen, die an Leib und Seele zu Grunde gehen. Und dieser Höllenkessel, der Ströme braut, viel fürchterlicher verderbenbringend als die glühendste Lava, ist der unheilige Sinn, der die Ehe schließt, und der schauerliche Abgrund, aus dem die Ströme fluthen, ist unheiliger Ehen unheiliges Leben.

Und an dieses bodenlosen, fürchterlichen Abgrundes Rande möchte ich Alle führen, die über die Zeiten, über die sich mehrenden Armen klagen, möchte ihnen hinunterzeigen in diesen Kessel und ihnen sagen: Sehet da, aus den Tiefen herauf quillet, was ihr so mühselig und vergeblich auf der Oberfläche suchet;

da aus diesem schwarzen Schlunde herauf quellen die Menschen, über deren Erscheinen ihr jammert, wie Morgenländer, wenn Heuschrecken die Sonne verdunkeln, das grüne Gras am Boden, das grüne Laub am Baume verschwinden lassen. Seht da den schwarzen Schoos, der die Menschen gebiert, die keine Hand zum Himmel zieht, die kein heiliger Sinn in das reine Wasser zur heiligen Taufe taucht, die der Eltern selbsteigene Hand tauft und taucht in den tiefsten Erdenschmutz des thierischen Lebens.

Nicht als Tannzapfen an die Tannen hat der liebe Gott die Kinder gehängt, wo der Winde Wehen sie abschütteln; nicht wie Blumen-Staub fliegen sie in der Luft herum und fallen nieder hie und da, wo der Wind sie niederhaucht. Gott vertraut die Kinder Menschen an. Er legt die in schwacher körperlicher Hülle an's Tageslicht tretenden Seelen Eltern an die Brust, deren Seelen gewohnt sind an das Tageslicht, deren Körper gehärtet worden an Nacht und Licht, an Hitze und Frost. Das thut Gott nicht umsonst. Nicht umsonst hat er des Kindes Körper geschaffen, daß es Jahre lang hülflos bleibt, daß es nicht wie der Vogel nach wenig Wochen ausfliegen kann der Nahrung nach, daß es nicht sich gatten kann wie die Mücke nach wenig verlebten Stunden. Der Mensch lebt auch nicht vom Brod und ähnlichen Dingen allein: er besitzt eine Seele, die vom Brode nicht satt wird, welcher weder Milch noch Wein den Durst löschen. Aber als Thier geboren bedarf er Menschen, welche seine Seele wecken, nähren, entbinden, um Mensch werden zu können.

Aber nicht bloß Mensch bleiben soll der Mensch. Ihm ist das Ziel seiner Vollendung nicht hienieden abgesteckt, seine Bahn fassen nicht enge, kurze Schranken ein, die er schnell durchläuft, schnell das Ziel erreichend, wie der Vogel bald sein Nestchen bauen, seine Mücken fangen lernt in aller Vollendung, ein Geschlecht wie das andere. Es ist der Mensch eine Puppe nur, aus der ein Engel schlüpfen soll, und dieser Engel muß

hier geboren werden, hier in der körperlichen Hülle müssen ihm die Flügel wachsen, wenn im Tode ein Engel aus der Hülle fliegen, die Puppe nicht wieder zur scheußlichen Larve werden soll. Hier erreicht der Mensch seine Bestimmung nicht, darum ist ihm hier auch kein Ziel gesetzt, und er erreicht keines; hier ist nur ein Werden, nicht ein Vollenden. Darum ist aber auch in der Menschheit kein Stillstand, sondern ein Aufwärtssteigen, ein Vervollkommnen der Erkenntnisse und somit auch der Zustände, der Verhältnisse. Und wenn schon ganze Geschlechter glitschen und rückwärts fallen auf der steilen, schlüpfrigen Bahn, spätere Geschlechter erscheinen doch wieder hoch über den dahingegangen. Aber eben, damit ein Aufwärtssteigen sei auf dieser dornenvollen Bahn, die zum Himmel führt, müssen die Kinder gehalten, aufwärts gezogen werden, bis die eigene Kraft sie oben erhält. Es muß geübt werden eine heilsame Zucht, denn erkennen ohne Zucht bringt keine gesunden Früchte an den Baum.

Darum hat Gott Mann und Weib geschaffen und in ihre Arme das zarte Kind gelegt, damit sie in Liebe und Kraft es heraufziehen möchten vom Thier zum Menschen. Sie sollen im Menschen den Engel erwecken, sollen ihm Raum schaffen, daß er seine Schwingen entfalten, daß er auffliegen könne, wenn der Herr die Hülle ihm bricht. Es sollen die Eltern recht eigentlich ihrer Kinder Himmelsleitern sein, auf denen Engel aufwärts steigen zum Himmel empor. Darum hat der Herr Mann und Weib geschaffen, den Trieb, der sie zu einander zieht, in sie gelegt und die Gesetze gegeben, durch welche die, welche sich zusammengefunden, zusammengehalten werden, sich nicht gatten und trennen sollen, wie die Vögel des Himmels, die Thiere des Waldes, die Fische in des Meeres Grund.

Dieses Zusammenleben, diesen Bund zwischen Mann und Weib nennt man „Ehe“, Kinder sind ihr Schmuck, ihre Frucht, wie Blüthen und Früchte den Baum zieren, sein Dasein bedeutsam machen; und wie man an Blüthen und Früchten den

Baum erkennt, so wird der Geist der Ehe offenbar an den Kindern.

Diese Ehe ist keine positive, obrigkeitliche Ordnung, welche wechselt mit den Ländern, die sich auflöst mit den wechselnden Zeiten: sie ist ein Naturgesetz. Sie gilt heilig bei allen Völkern, welche aus Thieren zu Menschen geworden sind; sie hat religiöse Bedeutung bei allen Völkern, welche das menschliche Leben mit einer Gottheit zusammenknüpfen. Wird der Ehe ihre Heiligkeit genommen, so werden im Mutterleibe schon die Kinder entheiligt. Würde die Ehe für überflüssig erklärt, dann würden die Zeiten vom Thurmbau zu Babel wiederkehren, wo keiner den Andern verstände, wo alles auseinander ginge, Alles verwilderte, die Menschheit eine thierische Horde würde, in welcher der Stärkste Meister und Führer wäre. Die Ehe ist das Höchste in des Menschen Leben, sie fordert die größte innere Vollendung, sie giebt den edelsten Kräften Raum, sie stellt Göttergleiches dar: sie beweist, wie weit eine Seele vom Materiellen sich entbunden und zur geistigen Selbstständigkeit, zur Freiheit sich erhoben habe.

Nun fragt einmal den Pfarrer, wer am häufigsten, am frühesten zur heiligen Ehe bei ihm sich melde! Er wird euch sagen, daß es eben jene Mädchen seien, die zu Huren wurden freiwillig, um Mutter zu werden, ein Weib werden zu können, Mädchen, die keinen ernsten Gedanken hatten seit Jahren, die wenige Gebote mehr kennen und sich selbsten gar nicht, die nicht wissen, wie man christlich mit seinem Mitmenschen umgehe, geschweige denn, wie man einen Menschen erziehen muß, die vielleicht seit der Erlaubniß zum heiligen Abendmahl nie mehr am Tische des Herrn erschienen sind, weil sie alsobald versanken ganz und gar in's thierische Leben. Und diese Mädchen haben sehr oft nicht einmal die Fähigkeit des Thieres, für ihr thierisches Leben zu sorgen. Sie können, sie mögen nicht arbeiten; sie können nicht einmal recht spinnen, geschweige denn kochen; sie können das Maul rühren, aber nicht die

Hände, auf alle Fälle nicht beide mit einander. Sie thaten nirgend gut, begehrten nichts zu lernen, begehrten auf, wenn man sie anhalten wollte, eine Sache recht zu machen, erhielten nie einen Begriff von einer Haushaltung, weil sie nie die Augen aufthaten. So stürchelten sie durch's Leben in die Ehe hinein ohne heiligen Sinn, ohne verständigen Sinn, ohne Geld und sehr oft ohne Kleider, mit Schulden und Untugenden ärger beladen, als Kameele in der Wüste mit kostbaren Kaufmannswaaren. Solche wollen nun Eheweiber, wollen Mütter werden.

Mit ihnen erscheinen Bursche, ob denen man die Hände ob dem Kopf zusammenschlagen möchte, Bursche, oft kaum den Kinderschuhen, der Ruthe entwachsen, mit dem Gepräge der Laster auf dem Gesichte, sehr oft halb und ganz betrunken, sehr oft aus der Mädchen Geld, weil sie die Ehe nicht angegeben hätten in nüchternem Zustande. Ich will nun nicht reden von dem geistlichen Sinn dieser künftigen Hausväter. Man sehe sie an Tanzsonntagen, an Musterungen, an Abendsitzen, und man wird keine weitere Schilderung des geistigen Zustandes derselben von mir begehren, die neben keinem Kinde vorbeigehen konnten, ohne es zu necken oder ihm eine Schweinerei zu sagen. Die nun wollen eigene Kinder Gott zuführen! Aber diese Bursche, die Hausväter werden, eine Familie ernähren wollen, vermochten bis dahin kaum sich selbst zu ernähren. Entweder können sie nicht arbeiten, können als sogenannte Bauernknechte nicht die halbe Bauernarbeit, können nicht melken, nicht fahren, nicht säen, nichts, gar nichts, als bösdings mähen, dreschen, holzen und hacken, können das erlernte Handwerk weniger als halb und die Landarbeit gar nicht, oder sie mögen nicht arbeiten und trohlen lieber auf der faulen Haut herum, oder sie verlumpen den Verdienst, ziehen den Lohn vorweg ein, haben bei aller Arbeit immer viel zu wenig. Diese alle haben also kein Geld, gewöhnlich keine Kleider, oft Schulden, weder Lust noch Geschick zur Arbeit,

zur Ernährung einer Haushaltung: die wollen Männer, Väter werden oder müssen es werden. Und von Jahr zu Jahr scheinen sie jünger, unreifer an Leib und Seele zu werden, diese unseligen Ehekandidaten; man frage nur die Pfarrer. Man frage sie, wie dieselben am Hochzeitmorgen sich ihnen darstellen, sie werden euch sagen, in wie viel hundert Paaren eine furchtbare Gleichgültigkeit zu Tage tritt, eine Maßleidigkeit, die Einen schaudern macht. So ein Weib kostet Einen doch ein sündhaft Geld, klagte Einer am Hochzeitmorgen, als er das Einzuggeld bezahlte und das Geld dazu aus allen Ecken seines Sackes hervorsuchte. Ja, aber man hat dann auch lang daran, sagte ein zweiter, halb weinerlich, halb spottend, in Gegenwart ihrer theuern Hälften.

Sehr oft haben sie bereits uneheliche Kinder, und auf ihrem Gesicht sieht man neben der Maßleidigkeit das Aergerniß über das ungeborne Kind, das ehelich werden soll, das die Fruchtbarkeit ihrer geschlossenen Ehe beurkundet, sieht bereits den Trost auf demselben, daß auch ihnen die Gemeinde helfen müsse, wenn sie nicht fahren möchten. Und wenn ihr in einigen Jahren nachsehet, so sehet ihr Jammer, Noth und Elend in diesen Ehen, und dieser Ehen seht ihr immer mehr. Es ist eine fürchterliche Aussicht über die Masse der Armen, die in der Nacht ihres Elends tappen, und kein Sternlein vom Himmel und keine Hoffnung auf jenseits leuchtet ihnen in diese Nacht hinein. Es ist eine fürchterliche Aussicht, Tausende von Armen zu sehen, die keinen Theil an der Erde, ihren Gütern, ihren Freuden haben, deren Leben lauter Noth und Jammer ist, ein angstvolles Ringen um's tägliche Brod, ein traurig Hangen an fremder Barmherzigkeit, denen die Erde nichts ist, als eine Vorhalle der Hölle. Ihr seht Tausende, sie haben keinen Aufblick zu Gott, keine Ohren für sein Wort; sie suchen nie Trost in seinen Verheißungen, nie Stärkung an seinem Tische; sie ringen bloß auf die jämmerlichste Weise mit ihrem erbärmlichen Leben. Und ganz besonders

sieht man die Weiber sich entfremden allem Heiligen, sieht sie, so wie ihre hoffährtigen Fähnchen in Fetzen gehen, fliehen das Haus des Herrn, den Himmel aufgeben, in ihrer irdischen Noth die ewige Noth sich bereiten. Es ist wohl kein schauerlicheres Sehen, als so ein schmutziges, zerrissenes Weib, auf dessen Gesicht jeder Funke göttlicher Abkunft erloschen ist, auf dem nichts mehr glänzt als Schmutz und thierischer Sinn, Häßlichkeit und Maßleidigkeit.

Diese furchtbaren Ehekloaken nun bilden den Kessel, in welchem die Armuth gebraut wird, aus dem herauf in immer größern Strömen Menschen fluthen, verkümmert an Leib und Seele, Gott ein Aergerniß, den Menschen eine Last. In solchen Kloaken muß alles Bessere im Kinde ersticken: und wenn man es aus denselben reißt, es verdingt, vertheilt, wird ihm da wieder besseres Leben eingehaucht? Hier liegt das Ansteckende, Krebsartige dieses furchtbaren Zeitübels. Die sich absamende Armuth, wo aus zwei Armen halbe oder ganze Dutzend entstehen, schwellt das Uebel so an, daß es fast in geometrischen Proportionen zu wachsen scheint, daß in zwanzig Jahren, wenn alle die gegenwärtigen armen Kinder in die Fußstapfen ihrer Eltern werden getreten sein, halbe Länder von der Armuth werden aufgezehrt sein, wie Korn und Gras von den Käfern, und natürlich die Theile unseres Ländchens am früheſten, wo besondere Umstände die Armuth befördern.

Unter diesen nennt man das Emmenthal mit seinem Statutarrecht, nach welchem dem jüngsten Sohne der Hof ungetheilt verbleibt, wodurch eine große Menge Menschen eigenthumslos werden. Da liegt allerdings ein Uebel, und nicht zu läugnen ist, daß durch allerlei väterliche und andere Betrügereien viele Kinder übervortheilt, der Armuth zugestoßen werden. Aber noch mehr als dieses Gesetz scheint mir folgende Sitte arme Leute zu machen. Die ältesten Söhne verheirathen sich und bleiben sehr oft mit Weib und Kindern bei ihren

Eltern, oder ihre Weiber bleiben bei ihren Eltern. Hier arbeiten sie für den Vater und unter des Vaters Aufsicht, nicht für sich, nicht selbstständig; auch ihre Weiber führen die Haushaltung nicht. Der Vater stirbt, sie können nun mit einigen tausend Pfund gehen. Aber die Jahre der Energie, des Einwurzelns in ein Geschäft sind vorbei: zehn, zwanzig der besten Jahre sind dahin, ohne daß sie ihm einigen Nutzen gebracht, der Familie ein Fundament erbaut haben, und jetzt, im nahenden Alter erst, soll eine Haushaltung eingerichtet, ein Geschäft begründet werden. Da fehlt es nun allenthalben, das Vermögen ist hin, ehe man sich umsieht, ohne daß man Liederlichkeit dem Armgewordenen vorwerfen kann. Wie soll aber ein Mensch, der vierzig Jahre lang nichts Anderes wußte, als das Land zu bearbeiten, nun auf einmal vier, fünftausend Pfund vernünftig anwenden, benutzen können? wie soll er in diesen Jahren sich in eine ganz andere Lage, als die in seines Vaters Hause war, fügen? wie soll er seine Haushaltung beginnen können, wie eine junge Haushaltung, ohne viel Vermögen, begonnen werden muß, wenn sie sichern Boden gewinnen will?

An andern Orten fördern andere Lokalgründe neben dem großen Abgrunde die Zunahme der Armuth. Ich nenne hier nur das gemeinsame Land, die Bürger-, Allmendtheile oder wie man es zu nennen pflegt. Solches Land fördert Trägheit, frühes Heirathen, leichtsinnigen Häuserbau, ein trostloses Aufeinanderhocken, wo keiner von seiner Scholle lassen, keiner weiter sein Glück versuchen, keiner ein ordentlich Handwerk ordentlich lernen, treiben will.

Nun ist ganz natürlich, daß in diese innerlich so verwahrloste Armenmasse jedes Zeitlaster am zerstörendsten, unaufhaltbarsten einbricht, wüthete ja auch die Cholera unter den verwahrlosten, schmutzigen Armen am meisten.

Die uns umgebenden Luftkreise sind es, die uns auf der Erde fest bannen, ohne sie fielen wir hinein in den unendli-

chen Raum und thäten einen unendlichen Fall; sie sind es, die das Blut bannen in unsern Körper, ohne sie dränge es zu Nase und Ohren, ja zu allen Poren aus, wie die Gelehrten behaupten, habe es selbst nicht erfahren. So halten allerlei Schranken den Menschen fest in einer geordneten Lebensweise, weisen das Laster von ihm ab: es ist die Angewöhnung, es ist die Scheu vor Vater und Mutter, der Ehrgeiz, die Eigenliebe, der Geiz, der sittliche Sinn, das Christenthum; es geht sehr lange, bis ein Mensch alle diese Schranken durchbrochen hat und sich ungescheut und ungeschämt hineinwirft in den bodenlosen Abgrund der Lasterhaftigkeit. Aber wenn von Jugend auf keine Schranken um den Menschen gezogen werden, kein äußeres Gewicht ihn niederdrückt in ein ordentliches Geleise — und welche Schranken umgeben die meisten Armen? — was ist dann da für Halt und Kraft zu erwarten?

Daher schlägt auch das Zeitlaster, die Trunksucht, so furchtbar unter den Armen ein, macht sie noch ärmer, häuft ihr Elend auf eine Grauen erregende Weise.

Besonders zwei Dinge muß ich noch nennen, welche unter die Armen das feindselig Drohende bringen, welche die Armuth noch viel gefährlicher machen, als ihr bloßes Anwachsen. Mehren in Indien die Armen sich, so kömmt eine Hungersnoth, rafft Millionen weg, und die Reichen sind von der Last befreit.

Aber unsere Europäer, unsere Schweizer sind nicht Indier, die durch geheiligte Schranken so von einander getrennt sind, daß dem Aermsten nie einfällt, sich mit einem Obern zusammenzustellen, ja, noch viel weniger, zu hoffen, es einmal bis zu ihm heraufzubringen. Unsere Religion heißt uns alle Brüder, unsere Verfassung stellt uns alle gleich. Zuerst hat man den Armen in eine Kaste hinuntergedrückt, dann schieden sich die Stände immer schärfer, immer weiter aus einander, immer verwahrloster wurde der Arme, das Christ-

liche verdunkelte, entfremdete sich ihm immer mehr: da brachen auf einmal die Ideen von Freiheit und Gleichheit wie aus dem Boden herauf, und diese Ideen stehen wie zwei Sterne über den Völkern seit einem halben Jahrhundert. Man weiß wohl, was sie bedeuten und verheißen, ich brauche es nicht auszulegen, aber wer will es dem Armen verargen, wenn er ihre Bedeutung, ihre Verheißungen mißverstund und immer mehr mißversteht? Der verwahrloste Arme hatte keine Bildung empfangen, weder eine christliche, noch eine bürgerliche; die Vorrechte der Aristokratie drückten ihn nicht, er empfand keinen Beruf in sich, sich der Aristokratie politisch gleich zu stellen. Aber er empfand Hunger in sich, und daß Andere Geld hatten und er keins, das empfand er ebenfalls. Er wußte wohl, daß er weder König würde, noch Rathsherr, er begehrte es auch nicht zu werden, aber er fühlte, daß er essen und trinken könnte wie Andere, vielleicht besser noch; das aber bot ihm niemand an. Im Grunde dachte man bei politischen Revolutionen oder Reformationen nicht an die Armen, man gebrauchte sie bloß im Fall der Noth; man betrachtete sie von allen Partheien fast wie die wilden Thiere, die man füttert, um sie auf die Gegner loslassen zu können. In solchen Fällen gebrauchte man sie in England, Frankreich, in Deutschland (1831), und wenn sie gebraucht waren, schloß man sie wieder in ihre Zwinger; ihr Zustand verbesserte sich nicht. Bei uns in der Schweiz ist man viel langsamer, bedächtiger; was dort ausbricht, das glimmt bei uns noch lange. Bei unsern letzten Revolutionen wurde nicht gebrannt, nicht geplündert, aber die Gelüste dazu zeigten sich, und wenn rasch alles vorüber war und man still und ruhig wieder sein sollte, dann thaten die Armen verblüfft den Mund auf und zeigten die Meinung, wie sie geglaubt, daß es erst jetzt recht angehen sollte. Man macht sie wohl aufmerksam, was jetzt alles gewonnen worden, wie es künftig viel besser gehen solle, aber von allen den angeblichen Vortheilen fühlen sie nichts; ihre

Lage bleibt die gleiche, während sie manche bedeutende Erhebung Anderer, Verbesserung ihrer Lage rings um sich sehen müssen. Das hinterläßt bei ihnen natürlich immer einen bittern Nachgeschmack, wurmt, gräbt sich immer tiefer ein. Warum sollen sie allein von solchen Dingen nichts haben? warum sollen sie nicht Geld, Geldeswerth erobern, während Andere Stellen erobern, die auch Geld werth sind? Warum sollen Andere Beute machen und sie allein keine? Sie sehen nach oben den Ständeunterschied, wenigstens für ihr Auge, verschwinden, die Kluft sich ebnen: nur sie allein sollen unten bleiben immerdar! Sie hören allerlei, sie lernen nothdürftig lesen. Ich will nun nicht sagen, daß sie Lamennais Schriften lesen, die ganz eigens zur Aufregung dieser Leute geschrieben sind, oder ähnliches englisches, französisches Zeug: aber etwas von diesem allem sickert doch bis zu ihnen durch, macht sie bitter, unzufrieden, nach dem Gute der Reichen begierig. Sie legen nun Verfassung, Freiheit, Gleichheit auch aus, bilden sich nach ihrem Verstande Theorien aus, die nicht viel schlechter sind als manche andere Theorie. Sie empfinden zudem auch von der politischen Gleichheit nichts. Besteuerte sind nicht politisch gleich, und Arme überhaupt gelten an Gemeinden nichts. Und das ist gleich zu Stadt und Land, zu Bern und zu Ablentschen. Versuche es Einer in Bern oder in Ablentschen, etwas den Magnaten und Matadoren Mißfälliges vorzubringen: er wird erfahren, wie sie über ihn herfahren, ihm auf das Dach geben, als ob er in keinen Schuh gut wäre; und geben die Magnaten ihm nicht auf's Dach, so beißen ihn wenigstens ihre Pommerhündchen in die Waden, wie an Exempeln weitläufig und bündig zu zeigen wäre. Auch giebt es Korporationen, wo der Magnat nicht nur mehr zu regieren hat, als der Arme, sondern wo er wirklich auch mehr genießt, als der Arme, und auch dieses wäre an Exempeln zu zeigen.

Das ist freilich immer so gewesen; aber der Arme wußte nichts Anderes, er meinte, es müßte so sein. Aber jetzt sagen

hundert Zeitungen, von denen ihm doch auch eine und die andere in die Hände fällt, daß es ganz anders sein solle, daß jeder die gleichen Ansprüche hätte, und sagen zugleich allen denen, deren Ansprüche befriedigt worden, alle Schande. Was Wunder, wenn dieses alles beim Armen zündet, dessen Ansprüche nicht befriedigt sind, dessen Kleider nicht ganz, dessen Magen nicht voll geworden ist? Freilich, wenn er sich regt und aufbegehrt, so sagt man ihm vor: „Wir sind alle gleich, aber nur in unsern politischen Rechten; jedem bleibt sein Reichthum, und zu dem und diesem muß man Kenntnisse, Bildung haben ꝛc. Arbeite nur recht fleißig, so kannst du auch reich werden, es steht dir niemand im Wege; sammle die Kenntnisse, so kannst du ja werden, was du willst, kein Weg ist dir verschlossen.“ So spricht man zu dem Armen recht vernünftig, aber er faßt es nicht; nicht das Christenthum hat ihn ergriffen, eine andere Flamme lodert in ihm, eine andere Krankheit der Zeit hat auch ihn erfaßt: es ist die gränzenlose Schwindelei, die Millionen herumwirbelt wie der Wind den Straßenstaub, die in Millionen hohlen Köpfen flackert, sie zu den feurigen Mannen unserer Zeit, zu trostlosen Irrwischen macht. Es ist nicht mehr da die stille, geduldige Beharrlichkeit, die nie ermattet, die zum Bau seines Daseins in stiller Beschäftigung Sandkorn nur für Sandkorn fügt; es ist auch nicht mehr da die emsige Rührigkeit, die das Kleinste treu verwaltet, die fröhliche Genügsamkeit, die bei Wenigem übrig hat, die stille Geduld, die Hunderte von Stunden zu Fuße geht, froh, wenn sie alle Tage um einige vorwärts gekommen.

Im Galopp geht es jetzt. Doch Galopp ist Schneckenspiel: auf den Flügeln des Dampfes fliegt man, Berg auf Berg ab, bald durch die Luft; des Hirsches Lauf, des Vogels Flug ist dem Menschen zu langsam geworden, er denkt sich an einen Ort, und er ist am Ort. So rasch wie die Fahrt soll alles gehen, so rasch will jeder an jedem Ziele stehn. Der

Junge will des Greises Lohn: hat er das A B C gelernt, so bläht er sich mit Dünkel auf und glaubt jede Stelle der Welt passend für sich, d. h. wenn sie gut bezahlt ist; mit Dampf reitet er durch die Welt und dampfet fort, wo er sich niederläßt. Unbärtige Bubenn schulmeistern die Welt und hätten unsern alten Herrgott schon längstens abgesetzt, wenn es mit dem Maul zu machen wäre. Ich sah jüngst zwei Bürschchen aus einem Schloßhofe treten mit Flaum hinter den Ohren und Stößchen an den viereckigen Armen und steifen Ellbogen; der eine von ihnen konnte bestimmt das lateinische A B C noch nicht schreiben, und doch traten sie aus dem Schloßhofe heraus, als ob sie sagen wollten: der Obergerichtspräsident sei gegen sie nur ein Tropf, und die Sonne werde eigentlich erst recht scheinen, wenn sie die Republik auf ihren viereckigen Ellbogen hätten. Tausende von Lehrbuben aller Art und allen Altern laufen so mit den Ansprüchen von Meistern herum und decken mit Unverschämtheit ihre Blößen zu, ersetzen mit Aufgeblasenheit ihre Erbärmlichkeit und schwindeln durch die Welt.

Die gleiche Schwindelei hat das Streben der Menschen nach Besitzthum ergriffen. Im Fluge soll das Glück erhascht werden, ein glücklicher Griff, ein glücklicher Wurf soll gewähren, woran man sonst das Leben setzte in treuer Arbeit.

Oben an steht das Börsenspiel, das Seelen auf und nieder rüttelt, riesenhafte Vermögen herumwirbelt, wie wir in unserem Ländchen keinen Begriff haben. Heute besitzt Einer Millionen, morgen kaum Geld zu einem Schuß Pulver; heute denkt Einer an's Hängen, und morgen klimpert er mit Tausenden, als ob es Zahlpfennige wären. Neben diesem fürchterlichen Spiele stehen die Aktiengesellschaften, wo auf alles Mögliche spekulirt wird (nächstens soll eine Gesellschaft Aktien sammeln auf Bergwerke im Mond), wo Tausende, die reich werden wollen, blutarm werden, Wenige, Eingeweihte Hauptwürfe machen. An diese reihen die Lotterien sich aus allen Gegenden der Welt.

Mich wunderte nicht, wenn nächstens die türkische Krone ausgespielt würde oder ein hannöverisches Ministerium oder ein preußisches Erzbisthum oder irgend ein quasi Ehrenamt in Basel-Landschaft. Im Kleinen anfangen mag man nicht mehr, es muß gleich über Vermögen gehen. In stillem Fleiße den Kreuzer zum Kreuzer legen will man nicht mehr, es muß spekulirt sein. In emsiger Arbeit seine Tage brauchen, treu in dem Beruf, den man erlernt oder erwählt, ist nicht lustig: man spielt, um zu Genuß und Ruhe zu kommen. Mit den Händen arbeiten, Landmann, Handwerker sein, dienen, treu und fleißig, mag man immer weniger, das geht alles zu langsam: mit Händeln, Krämerlen, Pintenwirthlen, Rechtsagentlen, Schreiberlen, um Weiber schachern, um Heimwesen, den Geschäftsführer machen ꝛc. kommt man viel weiter, meint man. Man beginnt ein solch Gewerbe, ohne sich darum zu kümmern, ob man es verstehe oder nicht. Es weiß gewiß mancher Pintenwirth nicht den Dotziger, den man mit Weingeist versetzt, von gutem Reifwein zu unterscheiden. Der Knecht will in's Weltsche hingehen, die Magd auf Bern, in die Stadt, sie hoffen beide dort nicht bloß Arbeit, sondern einen guten Schick. Man sollte ihr doch in Bern Platz suchen, gab eine Magd den Auftrag, die lieber im Bette lag, als im Garten stand oder am Spinnrad saß, sie hätte gehört, man könne dort gar reich heirathen. Auf einen solchen Wurf hoffen sie, setzen für diesen Wurf Lohn, Gesundheit, Ehre ein und ziehen endlich Noth und Schande. Das sind die zahllosen Falliten, Geltstage unserer Zeit, mit dem Unterscheid nur, daß in den einen einige Millionen, in den andern nur einige Franken verloren gehen. Zum Kreuzer kann, mag man nicht mehr Sorge tragen, wie der alte Pourtales, darum kömmt man weder zu Millionen, noch zu Batzen, sondern zu Noth und Elend.

Diese eigenliche Zeitkrankheit nimmt man gewöhnlich nur im Großen wahr, in Amerika, London, Paris ꝛc., und achtet nicht darauf, daß sie durch alle Klassen geht bis auf

die Hefen hinunter. Diese Krankheit vermehrt die Zahl der Armen. Man merke auf, wie viel Pintenwirthe, Krämer, Rechtsagenten 2c. 2c. arm werden, vergeltstagt und immer mehr vergeltstagt werden. Und wenn sie sich schon aufrecht erhalten, so werden ihre Kinder arm. Diese sind herrschelig oder bräuchig erzogen, an die Arbeit nicht gewöhnt, wollen da fortfahren, wo der Vater aufgehört, Vermögen ist keines da, und so werden ganze Schaaren derselben das Heer der Armen vermehren. Es hat reiche Häuser gebrochen, weil die Söhne nur den Glanz des väterlichen Hauses fortführen wollten ohne die väterliche Arbeit; es hat Tausende von Söhnen vermöglicher Handwerker, Gewerbsleute an den Bettelstab gebracht, weil sie ihr Vermögen nicht dazu gebrauchen wollten, um da anzufangen, wo der Vater, weil sie nicht im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen wollten, des väterlichen Fleißes sich schämten, weil das unter mehrere Kinder getheilte Vermögen sie in dem höhern Stand erhalten sollte, dem der Vater am Ende seines Lebens um seines Geldes willen anzugehören schien.

Aber nicht nur vermehrt diese Schwindelei die Zahl der Armen unendlich, nicht nur hindert sie auch den Armen an emsigem Fleiße, den er nichts mehr schätzt, weil er glaubt, mit dem allein bringe man es nirgends hin, und es lohne der Mühe sich gar nicht, zu Wenigem Sorge zu tragen, „das b'schüße" doch nichts, sondern diese Schwindelei trägt neben den Ideen von Freiheit und Gleichheit bei der innern Verwahrlosung der Armen sehr viel bei zu dem Drohenden, das sie zu Tage stellen. Was soll der Arme machen, um reich zu werden? Das Börsenspiel kennt er nicht; zu Lotterien hat er kein Geld, zum Geschäftsmann ist er zu verhudelt, zu reichen Heirathen vielleicht zu alt: was bleibt ihm da für eine Hoffnung übrig, als eine Revolution, die gleich macht, was er gleich haben möchte, die frei macht, was für ihn gebunden war? die gleich macht den Armen dem Reichen, die frei macht aus

den Händen der Reichen ihr Vermögen und einer neuen Theilung unter alle Arme unterwürfig. Das ist der Wurf, der Griff, von dem sie träumen, auf den sie passen, auf den sie alle ihre Politik beziehen, auf dem alle ihre Freiheitsliebe ruht. Kein christlicher Sinn wahrt sie vor der Versuchung, schützt sie vor dem Verlockenden, das in solchen Träumen liegt; keine ihnen entgegenkommende Bruderliebe löscht den thierischen Haß und Neid; sie werden nicht zur Anschauung der innern Freiheit und Gleichheit gebracht, nicht auf die Höhe gehoben, wo politische Freiheit und Gleichheit wirklich Güter für sie sind; sie bleiben auf der Stufe stehen, auf der die Hunde zusammen stehen, wenn sie einen Hasen erjagt.

Hier nun gesellen sich zu ihnen sehr viele der sogenannten kleinen Leute, die nicht eigentlich arm und besteuert sind, es aber oft viel böser haben als der eigentliche Arme. Das sind die, welche mit Schulden beladen an einem kleinen Heimwesen kleben, mehr essen, als sie pflanzen, und nebenbei wenig verdienen mögen oder können, die daher mit ihren Zinsen immer im Rückstand sind und Jahr um Jahr vor Augen haben, von ihrem Heimwesen gestoßen zu werden. Die sind gar übel daran, bös wie die haben es Wenige, wenn sie bei ihrem Häuschen bleiben wollen, oft nicht einmal Erdäpfel genug, Fleisch und Wein das ganze Jahr nicht, und wenn der Telleinzieher kömmt, wissen sie vor Angst nicht, sollen sie unter's Bett schlüpfen oder in den Schrank, damit das Weib sagen könne: der Aetti sei nicht daheim und hätte den Schlüssel mitgenommen im Vergeß; man solle ein andermal wieder kommen.

Es sind die, welche mit ihrem Verdienst nicht recht auskommen mögen, vielleicht, weil die Frau die Haushaltung nicht gehörig zu rathsamen weiß, oder weil sie selbst einen übeln Gebrauch haben, der Geld kostet, oder eine durstige Leber ꝛc., welche daher keinen Sparpfennig haben, nach einigen Tagen Krankheit in Noth sind, die theures Brod bald in Mangel

versetzt, die mit Zittern und Beben den Winter kommen sehen und, wenn sie Winterstrümpfe kaufen, oft den Krämer mit dem Hechler trösten müssen: den hätten sie noch nicht gehabt; wenn der gekommen sei, so hätten sie etwas Flachs zu verkaufen, und aus dem gelösten Gelde wollten sie dann bezahlen. Es sind hauptsächlich auch die Fabrikarbeiter, die viel verdienen, viel verbrauchen, keinen Kreuzer erübrigen, die bei der geringsten Stockung der Geschäfte im Elend sind. Unter diesen Leuten ist die Unzufriedenheit auch eingerissen, die christliche Geduld ausgegangen, das Fieber der Schwindelei hat viele ergriffen, einen Wurf, einen Griff möchten sie thun, möchten die Gültbriefe verbrennen, Matten und Aecker theilen, in schöne Häuser sich setzen und brauchen, was da ist. Alle diese Leute sind eins mit den Armen gegen die Reichen, theilen die gleichen Träume, die gleichen Gelüste und würden auch ihre Hände vereinigen im Augenblick des Ausbruches. Die armen Leute! Sie würden nichts gewinnen: wenn sie genug geraubt, gebrannt, gemordet hätten, so würden sie uneins werden unter sich, würden bald wieder zusammengebunden, zusammengeschnürt werden und wären dann nur um so elender, müßten um so bitterer Hunger leiden, je mehr sie zerstört, je wüster sie gethan hätten.

So weit hat man unter den Gesetzen, unter Verfassungen den Menschen kommen lassen, weil man nur das Aeußere betrachtete, das Innere mißachtete, durch die verdammte Juristerei (offenbar als Reaktion gegen das überwundene Pfaffenthum eingerissen, nun aber wieder einer Reaktion bedürftig, damit die Völker wieder auf christlichen Boden kommen, sogenannte Rechtsstaaten sind die Quintessenz des Unsinnns der jungen Schule) das Christenthum zu ersetzen trachtete. Es ist wirklich ein sinnlos, verruchtes Treiben, mit klingenden schönen Worten den Armen den Speck um den Mund herum zu ziehen, die Würste im Rauchfange zu zeigen, und sie sollen hungerig

und durstig von den schönen Worten leben, geknebelt am Boden, mit dem wilden Thiere in sich!

Daher kömmt die Noth.

Man wird meinen, ich habe zu grell geschildert: man sehe und höre selbst, dann urtheile man.

Man wird meinen, ich habe zu weit umhergesucht und in einen Zusammenhang gebracht, was natürlicherweise in keinem steht. Man irrt sich. Wer Zeiterscheinungen beleuchten will, darf seinen Blick nicht nur an eine Scholle heften. Was er vereinzelt auf dieser sieht, begreift er nicht; was er ringsum sieht, erklärt ihm natürlich, was ihm ein Wunder schien oder widernatürlich. Hätten unsere Alten und unsere Neuen ihre Blicke noch wo anders gehabt als nur in ihren Leisten und ihren Gläsern, in ihren Zeitungen und großväterlichen Ueberlieferungen, in ihren Audienzstuben und Rathssäälen: sie hätten manche Dummheit weniger begangen, manches Uebel zu rechter Zeit erkannt, manche Ehre statt mancher Schmach geerntet. Aerger noch wird es den Jungen gehen, die auf gar nichts sehen, als auf die Parole der propagandistischen Führer und die Lüste des eigenen Fleisches.

Drittes Kapitel.

Suchen die Leute Hülfe in der Noth, und wo?

Es giebt wohl Leute, die nicht nur wie die Bären den Winter durch, sondern Tag um Tag, Jahr für Jahr schlafen: diese haben von dieser Noth noch nichts wahrgenommen. Es giebt Leute mit hartem Schlaf. Das ganze Haus ist in Brand, es knistert, sprezelt, prasselt oben und unten. Flammen, Rauch um und um: sie erwachen nicht; sie erwachen nicht, bis die Flamme aus ihrem Hauptkissen lodert, das Dachbett dampft, der Strohsack in hellen Flammen steht; dann schrecken sie auf,

rollen die Augen, verwerfen die Hände, aber schreien können sie nicht mehr, können nicht aufspringen, können nur im Feuer sich wälzen und elendiglich verbrennen. Solche Menschen kann ich auch nicht wecken, die verstehen mich nicht; ich möchte schreien, wie ich wollte, sie würden sagen: dä redt doch afe udütlig.

Es giebt aber sehr viele Leute, welche diese Noth erkennen, darüber jammern; es giebt dieser Leute so viele, daß diesen Jammer überall man hört. Nur ist's seit einiger Zeit still geworden, stille darüber unbegreiflicher Weise in vielen Rathssäälen. Aber die Leute jammern nicht nur, sie schreien auch nach Hülfe, sie rathen ab, was diese, jene machen könnten, machen sollten, und denken auch hie und da, aber sehr selten, nach, was sie selbst vorzukehren, zu thun hätten in dieser Noth.

Was nun die Leute rathen und sagen, mag kürzlich in Folgendem bestehen; ich will es anführen und nach meiner Ansicht würdigen. Nichts für ungut, ihr lieben Leute! ihr redet, und redet da, wo ich nicht reden darf: so erlaubt mir die Rede wenigstens da, wo das Gesetz sie mir nicht verbietet.

Es giebt kurz angebundene Leute, mit kurzen Mitteln bei der Hand, und diese meinen, man solle alle Unterstützungspflicht aufheben, und denen, welche es ohne fremde Hülfe nicht machen können, rathen, sich an die freie Mildthätigkeit zu wenden. Andere meinen, das Kürzeste wäre, sie todt zu schlagen.

Das Letztere wäre allerdings das Kürzeste, es wäre den Handschuh dargeworfen, den Krieg begonnen. Wer einen Kopf hat, dem kein Zaunstecken eine Beule macht, ein Leder, durch das weder Kugel noch Mistgabel gehen, der versuche es. Das wäre ungefähr, wie wenn man quer durch einen angeschwollenen Fluß einen Damm ziehen wollte. Mit solchen Dämmen erzeugt man nichts als verheerende Ueberschwemmungen, die andauern, bis die Dämme weg sind. Zweihundertjährige Sitte läßt sich nicht abschaffen wie ein altes Ruhebett, ein verlöcher-

ter Schlafrock, und besonders eine Sitte nicht, von welcher viele Tausende leben und zwar von Jugend auf. Und wenn man auch diese Leute an die freie Milde weiset, an die christliche Barmherzigkeit, so hilft man ihnen nicht nur nichts, sondern man gräbt ihnen geradezu noch ab, was ihnen bis dahin das christliche Mitleid gab. Die Armengesetze entstunden sicher viel aus dem Grunde, weil viele besser Gesinnte nichts mehr geben wollten, indem Viele und Reichere auch nichts gaben, die ganze Last ihnen überließen. Wenn die nichts geben wollten, so thäten sie auch nichts mehr. So sprachen sie ehemals, so sprechen jetzt wieder Viele und weisen die Armen an die Gemeinden: so würden, wenn die Gesetze aufgehoben würden, der Andrang der Armen zu Einzelnen sich mehrte, noch viel Mehrere sprechen; es würde niemand mehr etwas geben wollen. Ich will nicht vom vermehrten Bettel reden, dem die Polizei, welche zu vornehm geworden ist, um sich mit Bettlern zu befassen, noch weniger wehren würde, als sie dem gegenwärtigen überhandnehmenden wehrt, will auch nicht vom Diebstahl reden, dem die Polizei noch weniger zu begegnen wüßte, als der gegenwärtigen Unsicherheit: von diesem allem will ich nicht reden, denn es würde Krieg geben und nicht bloß Diebstahl und Bettel. Den wird man doch nicht wollen.

Fast eben so kurz reden die, welche der Unterstützungspflicht den Einzelnen ebenfalls entladen, die Tellen aufheben, die Pflicht selbst aber dem Staate zuschieben, mit andern Worten, das Armenwesen centralisiren wollen.

Das Wort centralisiren ist heut zu Tage ein beliebtes Wort, in einer Republik sollte es ein gehaßtes sein. Napoleon liebte es, und mit Recht, denn er war ein wirkliches Centrum, das die einzelnen Theile anziehen, festhalten, übersehen, ordnen konnte mit der in ihm wohnenden Kraft. Sobald er aber als Centrum weg kam und eine Regierung ohne Kraft und Uebersicht an seine Stelle, so begannen auch in

Frankreich die Folgen aller der Centralisationen sichtbar zu werden, und eine davon ist ganz bestimmt das jährliche Steigen der Ausgaben und Abgaben. In einer Republik aber sollte man, was nicht centralisirt ist, nicht centralisiren wollen.

Es tödtet alles allgemeine Interesse am allgemeinen Wohl: das sei Regierungssache, heißt es; es hemmt alles Heranbilden der Menschen vom Kleinern, Spezielleren zum Bedeutenderen, Allgemeinen; es rottet am Ende alle tüchtigen Bürger aus und stiftet eine eigene Regierungskaste, deren Mitglieder sich dann vorkommen wie Eichen unter niederm Gesträuch, wie Vokalen unter Consonanten. Jeder wird mehr und mehr auf sein persönliches Interesse zurückgewiesen, und es bildet sich die Meinung, daß nur die bezahlten Staatsbeamteten zu dem allgemeinen Wohl zu reden, dasselbe zu besorgen hätten. Damit ist aber auch der Stoff gegeben zu einer landzerreißenden Opposition. Es führt zu dem unchristlichen, unbürgerlichen Grundsatz, daß um das so genannte allgemeine Beste sich nur bezahlte Beamtete zu kümmern hätten, und löscht alles freie Wirken der Liebe, alle Gemeinnützigkeit aus. Wo aber ein Staat dieser Liebe, der gemeinnützigen Thätigkeit keinen Raum mehr giebt, da steht er stracks dem Christenthum gegenüber, tödtet alle Vaterlandsliebe, wird zum recht eigentlichen Antichrist, der die Engherzigkeit pflanzet, welche nur den Grundsatz kennt: was dich nicht brennt, blase nicht; selber essen macht fett.

Ferner muß ich fragen: wo ist das Centrum bei uns, das mit seiner Kraft alles anzuziehen, zu beherrschen vermag? Ich will bei dieser Frage stehen bleiben und zu ihrer Beantwortung Bedenkzeit geben. Wenn man von Centralisiren spricht, so kömmt mir immer vor, als stelle man sich die Staatskasse als Centrum vor, wie in trocknen Sommern das Brünnlein auf dem einsamen Berge das Centrum für die dürstenden Kühe wird, wie eine schlafende Kuh mit strotzendem

Euter in dunklen Nächten auf einsamer Weide der Mittelpunkt schwärmender, lüsterner Fledermäuse wird.

Ein solches Centralisiren kostet ungeheuer viel Geld; man frage nur das Baudepartement im Kanton Bern. Werden damit die Straßen besser? Man frage das Publikum. Vor allem müßten circa hundert Pöstlein errichtet werden mit circa fünfzigtausend Franken Einkünften. Nun fände man Leute genug zu dem Einkommen, aber fände man Leute hinreichend zum Amte? ich glaube es nicht. Fremde, mit den Verhältnissen Unbekannte kann man hier nicht brauchen. Die Ansprüche an den Staat würden sich verhundertfachen. Gar mancher, der sich schämte, vor die Gemeinde zu gehen, würde ungescheut vom Staate fordern; gar mancher, dem Privaten gegenwärtig helfen, würde an den Staat gewiesen, seine Ansprüche mit vielfachen Zeugnissen belegt werden. Es kommen manchmal fremde Leute und betteln, sie haben ein eigenes Häuschen; es streicht ein alter Länder bettelnd im Bernbiet herum, daheim hat er vier Kühe im Stall, aber kein Länder würde ihn verrathen. Je unbekannter der Geber mit den Armen ist, desto frecher werden ihre Forderungen, desto häufiger wird er angesprochen. Ja, da macht man Gesetze, wird man sagen, da stellt man Bestimmungen auf, da wollen wir wohl vor solchem Mißbrauche sein. Ach, geht mir mit den Gesetzen. Eben weil man den Gesetzen vertraute und immer und ewig Gesetze machte, sind wir bis dahin gekommen. Es ist wirklich recht lächerlich und recht traurig, wie man mit der Gesetzmacherei einen Unfug trieb und treibt, wie man meint, Gesetze machen, heiße regieren, und Gesetze machen könne ein jeder, der seinen sitzenden Theil auf eine grüne Bank abgestellt hat. Gesetze an sich sind todt: man muß jemand haben, der sie lebendig in's Leben trägt. Wo sind nun die Leute, welche Gesetze lebendig machen? Ja, wenn alles so gute Ruhe hätte im Lande, als manche Gesetze, dann hätte ja der ewige Sabbath angefangen im Lande.

Und wenn alles dieses nicht wäre, so könnte doch der Staat das Uebel nicht bei der Wurzel fassen; er könnte keine Liebe bringen in das Verhältniß der Armen zu den übrigen Menschen; er könnte das Innere der Armen nicht in Liebe pflegen und hegen, daß es ein anderes würde nach und nach.

Möglich ist's, daß man mir sagt, ich verstehe das Centralisiren nicht, man verstehe unter Centralisiren nicht das Ausgeben, so daß die Staatskasse ungefähr wie ein Futterkasten dargestellt werde, aus dem Angestellte mit Kübeln schöpften und den Haber mäßweise unter das Volk würfen. Man verstehe unter Centralisiren nur das Centralisiren der Einnahmen, so daß man sämmtliche Armengüter zusammenwürfe und dazu noch einen Theil der Vermögenssteuer und Grundsteuer nähme und nun dieses Geld unter die verschiedenen Gemeinden billig austheilte, damit die Gemeinderäthe, welche es bisher gethan, es wieder billig an die Armen vertheilten.

Ich will mich nicht darüber einlassen, ob wohl das Centralisiren der Armengüter ein rechtliches wäre. Aber es würde mich mahnen, wie wenn eines armen Mannes Hütte brennen würde und seine ganze armselige Habe den Flammen preis gegeben wäre, und barmherzige Menschen stürmten nun eines reichen Nachbars Haus und trügen sein reiches Eigenthum, Schiff und G'schirr, Hausgeräthe aller Art dem Feuer zu und würfen es mitten hinein, damit das Feuer dieses fassen und die arme Habe des Armen verschonen möchte. Die Thoren machen nur, daß das Feuer um so größer wird, der Brand um so weniger zu löschen und der Arme und der Reiche um so schneller um ihre Sache kommen. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß man nicht nur mit Geld der Noth nicht abhilft, sondern daß man, je mehr Geld man auf die bisherige Weise in die Armennoth hineinwirft, die Noth nur um so mehr vergrößert, gefährlicher macht.

Ungefähr dasselbe giltet bei dem Centralisiren der Tellen zu Grund- und Vermögenssteuer. Man lasse sich nicht täu-

schen durch das Wort „Abschaffung der Armentellen", als ob dann nichts mehr für die Armen bezogen werden sollte. Das Geldgeben wechselt nur Namen und Bezieher, die Gemeinde bezieht nicht mehr Tellen, sondern der Staat bezieht Grund- und Vermögenssteuer. Wer Grund und Vermögen hat, muß nun freilich nicht mehr tellen, aber steuren. Ich weiß nicht, ob dieses einen großen Unterschied macht. Ja, freilich macht dieses einen großen Unterschied, wird man sagen, denn nun müssen viele Millionen zu der Armenlast steuren, die früher zu ihr nicht tellten, und es ist recht, daß Alle, welche den Nutzen vom Bestehen des Staates haben, auch dessen Last tragen helfen. Ich bestreite das Letztere gar nicht, aber man gewinnt damit nichts. Nimmt man das Armengeld aus einer Centralkasse, so centralisirt man damit die Armenbesteurung, d. h. man verbreitet die Armennoth über alle Theile des Landes gleichmäßig. Man vergesse doch nicht, daß die Armenlast bis dahin gar verschieden war: im Bisthum gering, im See- und Mittelland nicht drückend u. s. w. Centralisirt man nun das Geld, so centralisirt man auch die Ansprüche und kann bald in's Bisthum und Seeland so viel steuren, als man jetzt im Emmenthal und Guggisberg steuert. Die Vermögenssteuer wird bei weitem weniger abwerfen, als man sich denkt, wird Geld aus dem Lande ziehen, vielleicht den Geldzins erhöhen und die Hauptlast doch auf die Grundsteuer fallen. Und wenn nun die centralisirte Armenlast um so viel mehr verschlingt, als früher die spezialisirte, und wenn die Bergländer ihre langen, hohen und breiten Berge vergrundsteuren müssen, so wird man bald inne werden, was für ein Unterschied zwischen Steuren und Tellen sei. Und wenn die Gemeindsbehörden als Armenpfleger das Geld nicht mehr direkt aus dem eigenen Sacke zu nehmen haben, sondern aus der Staatskasse zu beziehen, so wird nicht nur im Allgemeinen eine weit größere Sorglosigkeit eintreten, als bis dahin bereits war, obgleich es das eigene Geld kostete, sondern es wird bestimmt manche

Gemeinde, expreß und absichtlich viel reichlicher spenden, als bis dahin, und nutzlos, nur damit sie nicht zu kurz komme im Beziehen, die und jene Gemeinde nicht mehr erhalte. Sie rechnen nicht, daß ihr eigen Geld mit dabei ist. Da kann man von Bern aus lange wachen wollen und Gesetze machen, da fehlt die Handhabung und administrative Kunst.

Ich will es aufrichtig sagen, die Gemeinden scheinen mir nicht im Stande, hier recht zu walten; die Vergangenheit lehrt es. Gemeinden als Gemeinden haben kein Herz im Leibe. Wo sie das Geld eintreiben mußten zu ihren Liebeswerken, da war Widerwillen; wo sie es vorliegend fanden als Gabe alter Liebe Verstorbener, da wurde es den Enkeln unmöglich, die alte Wärme in die Gabe zu bringen. Was Liebe gestiftet, theilte Gleichgültigkeit aus; es wird als Recht gefordert, in kühler Pflichterfüllung gegeben. In den einen Gemeinden war zu viel Unverstand, in andern zu viel Berechnung, in den einen eine gräßliche Rücksichtlosigkeit, in andern eine gräßliche Rücksichtlichkeit, in den einen zu viel Lasten, welche die Liebe lähmten, in andern zu viel Geld, welches den Hochmuth gebiert und den Geiz und die Unverschämtheit, jedenfalls nicht Verstand giebt, wenn man sonst keinen hat. So wurde viel gegeben, aber der Gabe nicht nachgesehen, es war kein Segen dabei: je mehr man gab, desto mehr Arme forderten, und um so unverschämter. In jedem Gemeindrath ist eine Minorität, welche das Bessere möchte, aber sie vermag sich selten Bahn zu machen. Es ist merkwürdig, wie der Eigennutz und die Dummheit viel kühner und aufbegehrischer sind, als die bessere Einsicht und der bessere Wille. Mit aller möglichen Energie schlägt der Unvernünftige, der seinen Vortheil sucht oder Vorurtheilen fröhnt, auf den Tisch, donnert, daß die Wände krachen, wenn er Widerstand findet, und intriguirt und spielt unter dem Hütli, bis er seinen Willen durchgesetzt, die Mehrheit auf seiner Seite hat, während der Bessere meint, die gute Sache sollte eigentlich selbst siegen, wenig nachläuft, wenig

ansetzt, sich doch am Ende nicht ganz unwerth machen will, sich mit dem Spruche zur Ruhe legt: Nun in Gottes Namen, ich habe ihnen meine Meinung gesagt; wenn sie nicht wollen, so können sie es sein lassen, ich kann nicht helfen. Ueberhaupt fürchtet man sich gar leicht und nicht nur vor einander, sondern gar leicht auch vor unverschämten Armen; man giebt ihnen, um ihrer los zu sein, weil man keine Kraft hat, sich vor ihnen sicher zu stellen. Auch herrscht bei einer Menge Magnaten zu Stadt und Land ein fürchterlicher Kastengeist, auf den ich später zurückkomme: der will gar nicht, daß der nicht mehr arm bleibe, selbstständig werde. Der Arme soll arm bleiben, aber nichts kosten; so meinen es diese Thoren.

Es wäre, wie viel Geld man auch den Gemeinden geben würde, rein unmöglich, sie dahin zu bringen, daß sie vereint die Hand an die Wurzel des Uebels legen. Es nähme mich Wunder, woher man einen Gesetzesredaktor berufen wollte, um Gemeinden durch Gesetze dahin zu bringen, mit vereintem Willen das Uebel anzugreifen. Ich bin überzeugt, man müßte nicht nur änet a blaue Berg und änet a Bodesee, man müßte auch änet an's blaue Meer, ja änet a üsi blaue Luft.

So wird durch das Centralisiren wahrhaft nichts gewonnen, im Gegentheil, das Uebel viel schlimmer gemacht; ich will nicht einmal England zu Hülfe rufen, um dieses zu beweisen.

Aber auch die Gemeinden als solche können von sich aus dieses Uebel nicht hemmen, nicht abwenden; sie sind in diesem Augenblick wirklich in trostloser Lage. Ueber den Kopf wächst ihnen das Uebel, der Boden weicht unter ihren Füßen, sie schreien nach Hülfe, und Andere schreien über die Gemeinden, und die Dritten in's Blaue hinein — so schreit Alles — und wer hilft?

Nun muß ich, beiläufig nur, mich erklären, daß die Gemeinden allerdings mit Recht um Hülfe rufen, und daß den Gemeinden in Erfüllung ihrer Verpflichtungen der Staat hel-

fen soll. Als den Gemeinden die Armenlast aufgelegt wurde, war sie eine ganz andere als jetzt: sie wurde unter die Gemeinden vertheilt, damit Ordnung im Lande eingeführt, die Masse des Gesindels vereinzelt würde und durch Aufsicht über Einzelne die Gemeinden an der Einführung von Ordnung im Lande Theil nehmen müßten. Der Zweck wurde erreicht, aber ein ander Uebel entstand daraus für die Gemeinden; nun ist es billig, daß der Staat auch den Gemeinden beistehe. Nun hat der Staat den Gemeinden sich nicht nur nicht genähert, sondern sich entfernt. Die bestehende Armenkommission ist sehr respektabel, aber ihre Stellung eine rein unnatürliche. Sie giebt hie und da, wo sie angesprochen wird, und angesprochen wird sie, wo man ihre Existenz kennt: aber in einer Menge Gemeinden kennt man diese Existenz gar nicht, spricht sie nicht an. Was sie daher giebt, scheint rein wie Almosen und ist durchaus nicht als eine Verbeiständung der Gemeinden anzusehen. Die Armenrechnungen werden passirt, aber rein aus dem Gesichtspunkte, wie der Staat auch andere Rechnungen über Korporationsgüter passirt: auf den Inhalt derselben, der außer dem Gebiete der Zahlen liegt, wird gar nicht gesehen. Ehedem ließ sich der Staat in der Armenpflege der Gemeinden durch den Pfarrer vertreten. Er erkannte dadurch den Grundsatz an, daß im Armen ein Innerliches zu wahren sei, daß es mit dem äußerlichen Geben nicht gemacht sei, sondern daß eine besondere Intelligenz im Vertheilen der Gaben walten müsse und namentlich die Kinder besonderer Aufmerksamkeit werth seien. Er erkannte dadurch den Grundsatz an, daß der Staat Theilnehmer sei an der Armenpflege. Auch dieses Band ist zerrissen. Seit dem neuen Gemeindgesetz wird der Pfarrer betrachtet als ausgeschlossen von der Armenpflege. Die Juristerei hat sich an den Grundsatz gehalten: wer bezahlt, der befiehlt; da also der Staat nichts bezahlen wollte, so hat er auch gefunden, das Mitreden zieme ihm auch nicht mehr, und hat seinen Vertreter zurückgenommen. Viele Gemeinden

freuen sich über diese Emancipation. Ob mit Recht? fragt sich. Auf jeden Fall ist dadurch die Sache auf eine Spitze gestellt, wo sie nicht bleiben kann. Der Staat muß den Gemeinden helfen, aber vor allem aus mit Intelligenz, die fehlt noch mehr als Geld; er muß sich vertreten lassen in der Armenpflege. Zweitens muß er helfen mit seiner Kraft. Ehedem machte man mit einem schlechten Kerl kurzen Prozeß: wenn ein Ammann über einen klagte, so warf ihn der Landvogt an Schatten. Jetzt verpallisadirt sich ein solcher hinter einen Berg von Gesetzen, den Grundsätzen persönlicher Freiheit, und die Gemeinde kann gar nicht an ihn kommen; er lacht sie nur aus hinter seinem Schilde, von einem Rechtsagenten verbeiständet, vielleicht noch von einem Richter begünstigt. Da muß der Staat helfen: seinen Arm leihen, solche Leute in die Finger zu nehmen, und zwar auf solche Weise, daß es wenig oder nichts kostet und auch ihnen an Leib und Seele frommt. Erst drittens kömmt das Geld, mit welchem allerdings der Staat auch zu Hülfe kommen soll, indem auch er an der Armenlast schuld ist, und zwar eben durch allerlei Gesetze, und weil es ein allgemeines Uebel ist, unter dem Alle erliegen würden, wenn man sich nicht aufmachte gegen dasselbe. Und ich denke, wenn guter Wille vorwaltet, so wird sich der billige Antheil, den der Staat den Gemeinden an ihre Lasten giebt, aber wohl verstanden, nur einen Antheil und zwar den kleinen Theil, wohl ausmitteln lassen. Und ich denke, wenn guter Wille kommt und die gränzenlose Liederlichkeit in einigen centralisirten Verwaltungszweigen aufhört, der Gefräßigkeit einzelner Angestellter Schranken gesetzt wird, werde sich das Geld dafür wohl finden lassen. Wie viel im ganzen Lande für Arme getellt wird, soll man in Bern wissen, wenn die eingeforderten Tabellen nicht da vergraben sind, wo freilich die Diebe nicht nachgraben und sie stehlen, wohl aber die Schaben und der Schimmel sie verzehren, und zwar unvermerkt.

Aus diesen ließe sich berechnen, wie viel Procent der Staat übernehmen könnte, und auf welche Weise.

Wenn aber auch dieses wichtige Verhältniß zwischen Staat und Gemeinden gefunden, beide auf freundschaftlichen, einigen Fuß gestellt würden: dem Uebel wäre denn doch nicht die Axt an die Wurzel gelegt, wäre ihm das Krebsartige, Feindselige nicht genommen; es wäre nicht den Armen eigentlich geholfen, sondern den Gemeinden; es würde die Armuth wohl hemmen in ihrem Anwachsen, sie aber nicht ändern in ihrer Natur.

Neben den vorhin dargethanen radikalen Ansichten über die Hülfe in der Armennoth geben sich noch andere kund, welche von gewöhnlicheren Mitteln Hülfe hoffen, und welche bei freundlichem Handbieten des Staates und der Gemeinden diese Mittel als vollkommen genügend annehmen. Sie weisen auf die besseren Schulen hin und sagen: darauf müsse man besonders halten, daß arme Kinder fleißig in die Schule gehen, rechnen und schreiben lernen; gut geschulte Menschen kommen immer durch die Welt, und die Schulen seien jetzt so, daß die Kinder allenthalben das Nöthige lernen könnten. Ich will nicht davon reden, daß das Schulgesetz namentlich in Bezug auf den Schulbesuch armer Kinder gar sehr schlecht gehandhabt wird, sondern behaupten, daß das Schulen armer Kinder eben so viel schaden als nützen kann. Man giebt doch nach und nach zu, daß das Erziehen die Hauptsache sei und nicht das Schulen, so wie der sittliche Werth eines Menschen weit höher zu halten ist als irgend eine Kenntniß oder Fertigkeit. Die Abgötterei, die man mit der Schule trieb, geht vorüber. Die Abgötterei dagegen, welche die Schulmeister mit ihren Personen treiben, ist im Wachsen. Wenn man nun ein unerzogenes, sittlich verwahrlostes Kind geschickt in den Schulen macht, so wird es ihm weit eher schaden als nützen. Es wird pfiffiger, begehrlicher, wird hauptsächlich hineingerissen in die Schwindelei der Zeit, mag nicht mehr fleißig sein, will händelen, g'werben u. s. w. Daher auf dem Lande die Sprüchwörter:

je gelehrter, desto verkehrter; je geschickter, desto fäuler ꝛc.; die Meinung, daß, wer rechnen und schreiben könne, ein Schreiber werden müsse oder sonst etwas Apartes. Sehr selten wird in einer Schule der sittliche, religiöse Einfluß auf das Gemüth des Kindes so stark, daß er den häuslichen Einfluß ersetzt oder gar denselben aufhebt. Von den Schulen an sich hoffe ich daher durchaus keine Heilung der ansteckenden Krankheit der Armuth; es ist schon viel, wenn sie dieselbe nicht noch verschlimmern helfen.

Man wird dieses vielleicht zugeben, aber dann hinzusetzen: Ja, allerdings kömmt auf das Erziehen viel an; darum muß man die Kinder besser verdingen als bisher, viel mehr darauf sehen, wem man sie anvertraut.

Ich habe schon vorhin über das Verdingen gesprochen, als auf einen eigenen Erwerbszweig darauf aufmerksam gemacht, aufmerksam darauf gemacht, wie die Kinder da recht eigentlich ausgenützet werden, wie eine arme Familie von einem noch ärmeren Kind leben will, oder wie einem Reicheren ein armes Kind seine Haushaltung soll fördern helfen, und wie da seine schwachen Kräfte auf wirklich unmenschliche Art ausgebeutet werden. Nun zweifle ich, daß man auch bei größerer Vorsicht bei einzelnen Familien für so viele Kinder viel bessere Unterkommen finden wird. Ich will nicht sagen, daß es nicht viele brave, verständige Familien gebe, aber die meisten derselben befassen sich nicht mit Erziehung fremder Kinder, haben weder Platz noch Lust für solche. Brave Familien, die Kinder aufnehmen, können doch vielleicht neben aller ihrer Rechtschaffenheit zur Erziehung durchaus nichts taugen, haben entweder den Verstand nicht dazu oder nicht Zeit oder nicht Kraft, welche namentlich ganz besonders denen fehlt, welche keine eigenen Kinder haben. Zudem herrscht in den meisten Häusern auf dem Lande die verderbliche Sitte des Kiltganges, welche die Herzen so vieler Kinder vergiftet und sie dem Laster und der Armuth weiht für ihr ganzes Leben.

Ich habe das Verdingwesen an manchem Ort und von mancher Seite betrachtet und manchmal fast Blut geschwitzt darüber. Ich will nicht in Abrede stellen, daß viele verdingete Kinder brav geworden sind, aber das widerlegt mich nicht. Ich gebe auch gerne zu, daß man immer noch Ehen, häusliche Kreise findet, in deren Verband ein Kind wie das eigene aufgenommen, mit Ernst und Liebe Gott zugeführt wird, welche zugleich in den äußerlichen Umständen sind, welche zu der künftigen Bestimmung des Kindes passen. Einer solchen vertraue man Kinder mit Freuden an; wer eine solche weiß, bezeichne sie den Gemeinden, sie wird ein wahrer Fund sein; denn eine solche Ehe ist allerdings der natürlichste Kreis, in den ein armes Kind gebracht werden kann, aber sie werden selten sein, solche Kreise, wo das Kind an Leib und Seele das Nöthige empfängt, nicht mehr geben muß, als man ihm giebt.

Ob man mir meine Ansicht zugeben wird, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß mir Viele antworten werden: Man kann dann immer noch nachhelfen; wenn die Kinder einmal erwachsen sind, so thue man sie zu guten Meistern, daß sie ein Handwerk lernen: bei diesen lernen sie dann schon gehorchen und kommen später zu schönem Brod. Man hält wirklich auf Handwerkbildung viel, thut sich viel zu gut darauf und erwartet viel davon, und wieder mit Unrecht, weil man wieder dieses nur vereinzelt, nur von der Oberfläche betrachtet, wie ich es schon vorhin bei der Schule zeigte. Auch hier kann ich behaupten, das Handwerklernen schade so viel, als es nütze. Man täuscht sich furchtbar, wenn man meint, es brauche weiter nichts, als Kinder zu einem Beruf zu bestimmen und sie zu irgend einem Meister zu thun, so sei das Ding vollbracht, das Kind nun eine Frau Meisterin, ein Herr Meister. Es sind von Privaten, Stadt- und Landgemeinden eine Unzahl Kinder Handwerken gewidmet worden, und ein sehr großer Theil derselben mißriethen, nicht viele harrten als ehrenwerthe Meister in ihrem Berufe aus. Eine ehrenwerthe, tüchtige Ge-

sinnung, einen ächt christlichen Sinn bedarf der junge Mensch, wenn er in der rohen Gesellenwelt nicht liederlich werden, sondern vorwärts streben, bedarf das junge Mädchen, wenn es unter leichtfertigen Gespielen nicht leichtfertig werden will. Auf Sand gebaute Grundsätze oder auswendig gelernte Antworten statt der Grundsätze halten da nicht aus. Es bedarf der Mensch, wenn er ein bestimmtes Handwerk beginnen soll, bereits der Gewohnheit zur Arbeit, eine geübte Kraft, gestählte Muskeln und eine rührige Emsigkeit; er muß ob der Lust zur Arbeit die Lust zu einem müßigen Leben vergessen können. Er muß allerdings auch die nöthige Schulbildung besitzen, sein Verstand muß geschärft, sein Urtheil geübt sein, sein Auge schauen und betrachten können; ohne dieses giebt er nie einen Meister. Endlich muß er auch einen Meister finden, der den Menschen in ihm anerkennt und den Meister aus ihm herausbilden will.

Es bedarf daher der werdende Handwerker eine sehr tüchtige sittliche und intellektuelle Vorbereitung, wenn nicht Geld und Zeit und Mensch verloren gehen sollen. Nun gedenkt man leider an die Nothwendigkeit dieser Vorbereitung weder zu Stadt noch Land, meint, man könne jemand zu einem Schuhmacher, Schneider, Schlosser machen, wie man auf das Papier schreiben kann mit rother oder schwarzer Tinte, deutsch oder weltsch.

Mit diesem Leichtsinn in der Bestimmung zum Handwerk, mit dieser liederlichen Gutmüthigkeit hat man zerstörend eingewirkt auf den Handwerksstand, hat die alte Handwerksehre häßlich befleckt. In den bessern Gemeinden des Landes hat man schon seit einiger Zeit recht gut für die armen Kinder zu sorgen gemeint, wenn man sie Handwerke lernen ließ; denn dieses kostete mehr, als wenn man sie g'rad ane bei einem Bauer ließ. Aber nie sah man darauf, wo der Knabe vorher gewesen, was er gelernt, ob er auch die nöthigen Schul-

kenntnisse besitze; die Auswahl geschah gewöhnlich auf dreifache Weise.

Das giebt keinen Knecht, sagte man, wenn man ein halblahmes, halbblindes, verwachsenes Kind vor sich sah; man muß das zu einem Handwerk thun, es ist gar eine elende Person, eine schlechte Kreatur. So ein Kind that man dann zu einem Handwerk.

Oder es war ein gar wildes, böses Kind, mit dem man nichts anzufangen wußte, das nirgends gut thun wollte; dann erklärte man: Dem muß man einen Meister suchen, so recht einen handfesten, kuraschirten. Ich wüßte einen, sagt man, der hat schon manchen regiert. Nun frug man nicht: Ist's ein Tischmacher, oder ein Maurer? sondern man übergab ihm den Knaben, weil er ein kuraschirter war.

Oder es kam ein Kind vor die Gemeinde und begehrte, ein Handwerk zu erlernen. Man frug dasselbe: Weißt du einen Meister? Gewöhnlich wußte es einen. Man frug nach dem Lohn, und wenn man mit demselben zufrieden war oder mit dem Meister darüber einig werden konnte, so ward das Kind ohne große weitere Untersuchung zum Handwerk gethan. Man kann sich aber denken, in wie fern ein Kind beurtheilen konnte, ob ein Meister tüchtig sei, ein Handwerk zu lehren. Es ist eine merkwürdige Dummheit, die man noch nie so recht beleuchtet hat, daß man annimmt, jeder Handwerksmeister sei auch ein Lehrmeister und könne Kinder zum Handwerk erziehen, müsse Lehrbuben haben. Es ist das Lehrbubenhaben wiederum an sehr vielen Orten durchaus nichts Anderes als ein verfluchtes Ausnutzen armer Kinder, als ein Diebstahl an ihrer Zeit, an ihrem Gelde, oft an ihrer Gesundheit. Man sollte öffentlich die Meister zeichnen, welche ob armen Kindern reich werden, ihre eigene Trägheit durch sie ersetzen wollen; und wiederum sollten sich Andere recht eigentlich dem Erziehen von Lehrlingen widmen.

So wenig aber ein Kind die Auswahl versteht, so wenig

giebt sich meistens die Gemeinde darum Mühe. Man hat gar keinen Begriff davon, daß ein Kind einem Meister weit eher seine Fehler als seine Künste ablernt.

Wenn man z. B. ein Kind zu einem Schuhmacher thut, der so langsam näht, daß man zwischen jedem Stich zweimal aus der Haut fahren könnte und zweimal wieder hinein, so wird das Kind bestimmt nicht schneller arbeiten lernen als der Meister, und doch hängt die Güte des Handwerks meist von der Rührigkeit, der Raschheit im Arbeiten ab.

Sehr oft sieht man auch hier auf das geringste Lehrgeld, auf einen Gemeindsburger oder einen, der Stören bei den Vorgesetzten hat, ja auf einen, dem man den Hauszins zahlen müßte, wenn man ihm nicht das Lehrgeld statt dessen geben würde, so daß im eigentlichen Sinne des Worts das arme Kind statt der Gemeinde dem faulen Meister den Hauszins zahlt. Und bei solchen Meistern läßt man die Kinder, sie mögen nun etwas lernen oder nicht, gut oder schlecht gehalten werden, und am Ende soll das Kind doch das Lehrgeld wieder erstatten, wenn es auch alles Böse gelernt hat, nur sein Handwerk nicht. Es geschieht hier oft Himmelschreiendes.

In den Städten geht es eben so schlimm, wenn auch aus andern Gründen. Hier wachsen arme Kinder entweder bei liederlichen Eltern auf oder in Waisenhäusern. Bekanntlich führen liederliche Bürgersleute bei aller Armuth ein üppig Leben, ein Leben, das, wenn auch nicht alle Gelüste befriedigt, doch eine Menge erzeugt, das meist arbeitslos ist und zu einer fürchterlichen Meisterlosigkeit führt, die sich immer groß macht mit ihrem Bürgerrecht. So einer Haushaltung fehlt alles Ehrbare, Solide, Ordentliche und birgt dagegen eine Liederlichkeit, Schleckerei, Schlemmerei in ihrem Schoose, die gräßlich auf Kinder wirken müssen. Wenn nirgends ein Vorräthchen ist, daß eine Maus davon ein Mahlzeitchen machen könnte, und der Vater schöppelt doch wohlgemuth, und die Mutter visitelt vergnügt, und beide marschiren auf Maskenbälle, da

kann man denken, was da Solides an die Kinder kommen soll, und solid muß ein Handwerker sein, sonst giebt er einen Hudel ab.

Oder es wachsen die Kinder in Waisenhäusern in besserer Zucht und Sitte auf. Aber in diesen Waisenhäusern, die gewöhnlich in den Städten sind, wo die Eltern wohnen, können die Kinder selten weit genug von ihren schlechten Eltern entfernt werden. Diese unterhalten die Gierigkeit der Kinder, stopfen sie mit den aufgebrachten Schleckereien, weisen sie auf gegen Zucht und Ordnung, blasen die Lust nach ungebundener Freiheit fort und fort an. Zu dem sind diese Waisenhäuser doch mehr oder weniger städtisch eingerichtet, Wohnung, Essen, Leben ist städtisch, und der größte Theil des Lebens wird nach jetziger städtischer Weise in der Schule oder doch hinter den Büchern zugebracht. Die städtische Weichlichkeit, der städtische Stolz werden nicht bekämpft oder doch nicht ausgereutet, und hinter den vielen Büchern sind die Kinder auch nicht stark geworden für das Leben. Findet man nun am Ende, daß ein Knabe zu dumm ist für einen Pfarrer, ein Mädchen zu wenig hübsch für eine Gouvernante, so heißt es: Er muß ein Handwerk lernen, es muß sein Brod verdienen. Schon darin liegt etwas unbeschreiblich Verächtliches, liegt ganz die gegenwärtige städtische Verkehrtheit, welche die Handwerke und die Arbeit, durch welche die Städte reich und groß geworden, verachtet, wie vornehm gewordene Kinder einfachere Eltern verachten, wie Söhne von Handwerkern zum Familienstatut erheben können, daß keins ihrer Kinder ein Handwerk treibe. An solchen Statuten, an solcher Verkehrtheit erarmen aber und sterben die Burgerschaften aus.

Sollen nun städtische Kinder hinein in die harte Werkstätte, aus allen jugendlichen Angewöhnungen heraus, von den feinern Gespielen, die nicht übel spötteln, wenn sie den alten Kameraden zum ersten Mal im Schurzfelle sehen, die über und über roth werden, wenn sie die hinter einer Schneiderin mit

Arbeit gehende Gespielin grüßen sollen, hinweg an's harte, geringgeschätzte Handwerk, mit den weichen Händen, den schlaffen Armen an die harte Arbeit, mit den lüsternen oder weichen Herzen in die rohe Gesellenwelt, — so kann man denken, wie es ihnen zu Muth wird, kann es begreifen, warum die meisten Städter und Städterinnen entweder ob dem Lernen des Handwerkes zu Grunde gehen oder später am Handwerk selbst, warum das ungeheure hierauf verwendete Geld meist ein verlornes ist. Die vielerlei Entbehrungen, der kürzere Schlaf, die rauhere Behandlung, das Zurückziehen der früheren Kameraden, vor allem aus die ungewohnte Arbeit, die wenige Freiheit dabei zum Genuß lassen die wenigsten das Handwerk lieb gewinnen, in dasselbe sich hineinleben, es mit ganzer Seele ergreifen. Man bedenkt gar nicht, wie im sechszehnten Jahr ungewohnten Händen die Arbeit vorkömmt, wie sie dem verweichlichten Gemüth verhaßt wird, eine Last bleibt, welcher man sich so schnell möglich zu entziehen sucht. Und wenn auch einige den Widerwillen überwinden, des Handwerks Meister werden, so schwebt ihnen doch, wie den Juden das gelobte Land, das reiche, üppige Leben der Jugend vor, eine Menge alter Bedürfnisse stellen sich ein, neue tauchen auf, das Geld, über welches man Meister wird, wandert nicht in's Handwerk zurück, sondern wird zum Leben verwandt, an elegante Wohnung und Kleidung und Chaisli und Schöppli; das Fundament wird weggenommen, und daraus das Dach gebaut — und was ist das Ende vom Liede? So wurde nach und nach die Ehre des Handwerks untergraben, man sieht allenthalben halbbatzige Meister und Meisterinnen, die auf Pöstlein lauren, Zöllner oder Vorgängerinnen werden möchten, auf das Burgergut sich trösten, den Eltern oder dem Gemeindwesen zur Last liegen, lüderlichem Leben sich hingeben, das Handwerk immer mehr in Mißkredit bringen, als ob es nicht mehr seinen goldenen Boden hätte.

So geht es zumeist, wenn man ein Leben auferbauen will auf

eine verwahrloste oder verweichlichte Jugend, ein steinern Haus auf ein strohern Fundament. Es geht das Geld verloren, mit dem Gelde der gute Wille, die Barmherzigkeit. Die tausend im Handwerk mißrathenen Kinder sollen zeugen, daß mit solchen Kindern nichts anzufangen, daß alle Mühe um sie fruchtlos sei. Nein, nein! das zeugen diese armen Kinder nicht, sondern sie zeugen, daß der Wille, ihnen zu helfen, besser war als der Verstand dazu, daß man das Geld nicht schonte, aber das Nachdenken über seine Verwendung, daß man das Gute gewollt, es aber verkehrt angefangen. Sie zeugen davon, daß die Handwerkbildung nicht der Armuth an die Wurzel schlägt, mehr noch die Armuth fördert, daß Staat und Gemeinden, auch wenn sie das doppelte Geld aufwenden mit den Kindern, durch das Erlernen von Handwerken der Vermehrung und Ansteckung der Armuth nicht vorbeugen können, wohl aber allerdings bei mehr aufgewendetem Nachdenken und gesundem Verstand manches besser machen als bis dahin, manches Ueble unterlassen können.

Wo also die Leute gewöhnlich die Hülfe suchen, woher sie dieselbe hoffen, da ist sie nicht, daher kömmt sie nicht; da ist keine Brücke über die Kluft, welche der Armuth verpestet Land vom gesunden Lande wackerer Bürger trennt.

Viertes Kapitel.

Bei wem ist die Hülfe in der Noth zu suchen?

Wenn auf eines steilen Hügels Krone die Tod speienden Kanonen stehn, ihre blanken Röhren hinunter in's Thal ihren blendenden Schein werfen, ihre schwarzen Mündungen wie Drachenaugen den anrückenden Feind versteinern, dann ruft der Feldherr die Freiwilligen vor. Er weiß, nicht das Kommandowort, nicht der Schritt und der Tritt nach Gesetz

und Takt stürmt den Hügel, nimmt die Kanonen, sondern nur entfesselter, kühner Muth, der frei sprudelt aus kühner Brust.

Und was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe. Die Liebe treibt um ihr Kind die Mutter in den wüthenden Strom, in die prasselnde Flamme; die Liebe stürzte Winkelried in die Lanzen und brach der Freiheit eine Gasse; die Liebe führte den zum Tode, dessen Name ich in dieser Zusammenstellung nicht zu nennen wage, der mit seinem dahingegebenen Leben den armen Sterblichen den Schoos des Vaters öffnete. Hier müssen auch Freiwillige vor in kühnem Muth zu kühnem Thun! sie müssen vorangehen mit entschlossener Hingebung in der festen Ueberzeugung, daß auch hier der Glaube Berge versetze, daß nichts dem Siege so gefährlich sei, als unsicheres Wanken, als unschlüssiges Stillestehen und wieder zagendes Vorwärtsgehen.

Wenn Freiwillige aufgerufen werden in einem Heere, wem giltet der Ruf? Den Offizieren oder den Unteroffizieren, den Gemeinen zu Roß oder zu Fuß, den hintern oder vordern Gliedern, den neuen oder den alten Regimentern? Da frägt man nicht, sieht nicht den Nebenmann an, winkt nicht diesem, daß er gehe, steht wieder zurück, wenn jener nicht vortritt; da schützt kein Offizier seine Epaulette vor, kein Soldat zerrissene Schuhe: wer in seiner Brust den Muth dazu fühlt, stürzt vor, Offizier und Gemeiner, schaart sich zu den Muthigen; sie stürmen den feuerspeienden Hügel, schlagen die Feinde, erobern die Kanonen, setzen sich fest auf des Hügels Krone; dann rückt nach mit klingendem Spiel, in wohlgeordneten Reihen und gleichmäßigem Schritt durch die geöffnete Bahn das übrige Heer.

Wenn nun in unserer Republik der Ruf nach Freiwilligen erhoben wird, der verderbendrohenden Armuth entgegen zu stehen und sie zu bewältigen, wem giltet der Ruf? Er giltet allen Christen im Ländchen, er giltet allen, die Liebe haben zu dem Ländchen. Er giltet den Regenten aller Arten, aller

Sorten. Wie kein Offizier einen Schuß Pulver werth ist, der zu vornehm oder zu feig zum Freiwilligen ist, so ist kein Regent einen Kreuzer werth, der nicht auch außer dem Kreise seines Amtes zu allem bereit ist, womit er das Heil des Landes fördern kann. Ist er nicht bereit dazu, so ist er weder ein Christ noch ein treuer Bürger. Nur ein Thor oder ein Selbstsüchtling kann glauben: in bezahlten Aemtern seine Pflicht thun entbinde von allen übrigen Christen- und Bürgerpflichten. Wer dieses meint, taugt nicht zu einem Regenten eines christlichen Landes.

Es giltet aber auch allen Regierten. Gerade sie sollen als Christen und als Bürger freudig die Gelegenheit ergreifen, neben der Arbeit für sich und ihr Haus auch für das allgemeine Wohl nach Kräften mit zu wirken, es zu beweisen, daß das das glücklichste Land sei, wo alle aufrichtig Theil nehmen am Glück desselben, daß das das christlichste Land sei, wo jeder im Glück des Andern das eigene suche. Dieses auch ist die wahre und einzige Centralisation, die einer Republik heilsam ist, die Vereinigung aller freien Kräfte freier Bürger zu des Vaterlandes Heil. Es ist wiederum merkwürdig, daß man meint, nur wenn die Kanonen donnern, nur wenn Feinde durch die Berge brechen, müsse man zusammen stehen zu Noth und Tod und einig sein in der Schlacht. Wenn der Feind verschwunden sei, da könne man wieder auseinander gehen, die vereinten Krafte auseinander reißen, bis wieder Kanonen donnern, bis wieder Feinde durch die Berge brechen. So will man im Großen treu sein und kann es am Ende doch dann nicht, weil man nicht im Kleinen treu war. Es giebt zu jeder Zeit Anforderungen, zusammen zu stehn, Uebel, die nur vereinten Kräften weichen: aber da will jeder für sich sein, da erkennt man das Gemeinsame in dem Besondern nicht, da trennen sich die Herzen; darum finden sie sich dann in der Noth auch nicht, trauen sich nicht, helfen sich nicht, wenn die Kanonen donnern. Zu einer solchen Centralisation der Kräfte

gegen ein gewaltiges Uebel rufe ich daher jetzt im Frieden auf, damit der Feind im Kriege auch vereinte Kräfte finde: vereinte Herzen geben hundertmal mehr Kraft als hundert über einen Leisten geschlagene Verfassungen bei getrennten Herzen. Nur muß kein Schreiberlein oder Schulmeisterlein an die Spitze sich stellen, die freie vereinte Kraft regenteln wollen, sie abzirkeln und reglementlen mit Lineal und Tabellen, mit Verantwortlichkeiten und Bedenklichkeiten und endlich mißbrauchen zu Staatszwecken.

Der Ruf giltet Allen zu Stadt und Land. Auch zwischen beide hat sich so manches Trennende gelegt im Laufe der Jahre, hat sich aufgehäuft in der Brandung der neuen Zeit, daß es Noth thut, Brücken zu bauen über die Klüfte und Gelegenheit zu geben, einander in der Liebe zu erkennen. Gar mancher kömmt uns feindselig und hassenswerth vor, wenn wir ihn nur von ferne sehen, nur vom Hörensagen kennen, und bringt uns die Vorsehung an ein gemeinsames Werk, so erwarmen unsere Herzen in der Liebe und werden einig für immer. Bietet sich nun wohl den Stadt- und den Landbewohnern eine schönere Gelegenheit dar, sich zu vereinigen in der Liebe, als die vorgeschlagene Centralisation der freien Kräfte gegen die wachsende Armuth?

Man muß es den Städtern nachreden, sie sind erwachet, sie begreifen die Gefahr, sie erheben sich gegen sie. Die in den Städten so fürchterlich anwachsende Armuth der vor der Noth in die Städte geflüchteten Landbewohner, ihre Bildung, welche ihnen überall die gleichen drohenden Merkmale vor Augen stellt, haben sie erweckt, und sie sind nicht unthätig geblieben, sie haben Werke der Liebe gethan, haben nicht gefragt: ob ein Bedürftiger ein Mitburger sei oder nicht; sie unterschieden nicht wie die Pharisäer zwischen Judäern und Galiläern oder Samaritern, sie sind über die Gränzen des Burgernziels gegangen. Sie werden sicher auf diesen Ruf hören, hören und prüfen, wozu er ruft.

Auf dem Lande ist der Blick viel beschränkter, man sieht gar zu oft nur das Nächste, und von dem, was jenseits einem Walde liegt, hat man schon keine Vorstellung mehr. Man vermag gar oft nicht zu urtheilen über die Folgen einer Ursache, vermag nicht zu erkennen, wie eine begonnene Sache in der nächsten Tage Lauf sich gestalten muß. Weil zum Urtheil die Einsicht fehlt, so urtheilt das Mißtrauen, verwirft daher alles Ungewöhnliche, alles Neue, von dem der Großätti und das Großmüetti nicht bereits geredet haben hinterm Spinnrad, hinterm Ofen hervor. Zu dem sind eben auf dem Lande die gezwungenen Almosen, die Tellen. Da erwahret sich wiederum, daß Gott die Sünden der Väter an den Kindern straft bis in's dritte und vierte Geschlecht und hier vielleicht noch länger. Zu dem muß der Landmann noch gar vieles freiwillig geben, er mag wollen oder nicht. Gewohnheit, die Angst vor bösem Ruf zwingen ihn dazu; er übersieht auch die verschleuderten Gaben nicht, bedenkt ihre Bedeutsamkeit nicht. Zu dem geht es hart, Geld auszugeben, das hart hielt, bis es in die Hände kam; der Kaufmann, dem das Geld in beständigem Fluß durch die Finger rollt, der Kapitalist, der höchstens Mahnbriefe zu schreiben hat, geben viel leichter Geld aus. Aber sicher werden auch sie den Ruf vernehmen und ihm immer freudiger gehorchen, je deutlicher man ihnen vor Augen stellt, wozu man ruft. Sie werden es immer klarer fassen: wer Hülfe wolle, sei es von Gott oder von Menschen, der müsse selbst nach seinen Kräften mithelfen. Es sind aber auch bereits auf dem Lande Viele erwacht, sehnen nicht nur begierig nach der Hülfe sich, sondern haben ihre Hände und Herzen geöffnet zu reichen Gaben und sind sicher zu noch reicheren bereit; sie beweisen es, daß man auf dem Lande die Freiheit nicht bloß zum Anlaß dem Fleische benutzen will.

Der Ruf giltet jeder Ansicht, jeder Farbe, allen Separatisten, politischen und religiösen, und namentlich den sogenannten Frommen, bei denen gerne der Glaube fest sich stellt, und

der auch von Haus zu Haus getragen wird, daß es Sünde sei, denen zu helfen an einem gemeinsamen Werk, die mit ihnen nicht gleicher Ansicht seien, nicht die gleichen Floskeln mit ihnen im Munde führen. Denkt man da auch eigentlich daran, daß man damit recht eigentlich Jesus verläugnet, der in seinem Gleichniß vom barmherzigen Samariter, der den Juden nicht erst bekehrt haben will, ehe er ihm hilft, die entgegengesetzte Lehre so scharf ausdrückt?

Der Ruf giltet Schwarzen und Weißen. Sie wollen beide ja nur das Vaterland lieben; ist Streit, so soll ja nur der sein: wessen Liebe die größere, die aufrichtigere sei. Wohlan, hier mögen sie streiten und wetteifern, entfalten im Frieden ihre Vaterlandsliebe, nicht bloß in den Zeitungen, wo ihr Kampf fast dem Kampfe gleich wird zweier Marktschreier, die einander gegenüber ihre Bühne errichtet haben, und wo jeder lauter als der andere zu schreien sucht, seines Beutels wegen.

Wer den meisten Antheil nimmt an des Landes Noth, nie darüber witzelt und spottet, am treusten hilft in derselben, der sei mir auch der Liebste, der trage den Preis davon.

Alle diese möchte ich zu dem großen Werke zusammenrufen, möchte, daß darin alle Separationen aufgingen. Es muß ein Nationalwerk sein, wenn es so recht schön und herrlich gelingen soll; ein Nationalwerk nun wird nur von Nationalsinn geboren. Es ist ein Werk, das unendlich großartiger ist, als alle Brücken der Welt, als alle Paläste der Könige; dessen Ausführung viel schwerer ist, als Bogen zu sprengen, als Steine auf einander zu thürmen. Es ist ein Werk, an dem die Weisen dieser Welt ihre Weisheit verschossen haben ohne Frucht, das dem Lande, in dem es angerichtet wird, den Segen Gottes herabzieht, das denen, die Hand an dasselbe gelegt, nicht Ordensbänder, aber Gnadenblicke Gottes gewinnen wird. Dieses Werk zu bauen ist kindlichen

Gemüthern gegeben, welche den Glauben in sich tragen, daß die Liebe alles vermöge. Es ist daher nicht nur ein Nationalwerk, an welchem Worte sich Einige stoßen möchten, sondern es ist ein bedeutender Theil der Aufgabe, welche dem Christen gegenüber seinen Brüdern geworden ist. Es ist ein Streben nach der Ausbreitung des Reiches Gottes, dem nicht nur äußerliche Glieder zu gewinnen, sondern dessen die Herzen theilhaftig zu machen sind, und nicht nur jenseits des Meeres, sondern rund um uns. Dieses Werk ist die Ueberwältigung der Armennoth oder die Entsumpfung derselben, so daß das Pestartige derselben aufgetrocknet, entfernt, der Schlange der Giftzahn ausgebrochen wird.

Dieses Werk kann nur von Christen unternommen werden. Ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß die hauptsächlichste Quelle der Armennoth nicht eine äußerliche ist, nicht Mangel an Arbeit — man klagt über Mangel an Arbeitern — nicht Theurung, nicht Mangel an Geld überhaupt, sondern eine innerliche: ein verdorbener, versunkener Sinn, gelähmte, unentwickelte Seelenkräfte, so daß die Leibeskräfte nie zu freudiger, freier Thätigkeit kommen, daher eine vollkommene innerliche Untüchtigkeit der Eltern, ihre Kinder zu Menschen zu machen, ein ungehindertes Entwickeln des Thierischen im Kinde. Das Uebel muß daher von innen angefaßt werden, Maßregeln und Gesetze helfen da wenig; es muß hauptsächlich in dem Zustande angefaßt werden, in welchem es am leichtesten zu heben ist, d. h. so früh als möglich. Ich will zwar nicht sagen, daß man später an den Alten nichts versuchen soll. Es sollen ihnen die Seelsorger und Alle, welche den Werth der Seelen kennen und darum sich kümmern, auch nachgehen und an ihnen das Wort Gottes versuchen, aber sie mögen sich nicht täuschen lassen, als ob es bei allen guten Boden gefunden, die: Herr! Herr! sagen. Eine gute Frau gab jedem Weibe, das des Sonntags eine Predigt besuchte, sechs Kreuzer; besuchte es zwei, so konnte es noch mit ihr z'Abe

trinke. Sie fand für das viele Weiber, aber wenige waren fromm.

Aber zum Kinde, dem hülfsbedürftigen, das keine Liebe auf Erden empfängt, oder das von aller Liebe verlassen worden, soll die Liebe treten, soll dem armen Kinde Gotte und Götti sein. Dieses Verhältniß war in unzähligen Fällen ein heilbringendes, besonders auf dem Lande. Der Name „Gotte und Götti" tönt ganz eigen in den Herzen wieder, übt darin eine Gewalt, welcher man sich kaum bewußt wird. Ein Beobachter wird in der Behandlung eines Götti oder eines Güterbuben eine große Verschiedenheit bemerken, aber eine noch größere in der Gesinnung der Betreffenden, welche besonders im Ton der Stimme kenntlich wird.

Nun aber haben eben nicht alle Kinder Gotte und Götti, die sich ihrer annehmen können: namentlich arme, namentlich uneheliche Kinder nicht. Die haben gar zu oft bezahlte Gevatterleute, die nur der Form wegen am Altare Gottes stehen, sich zu nichts verbunden achten, das Kind als ein fremdes betrachten für und für. Eine Uebung, die, beiläufig gesagt, nirgends geduldet werden sollte; sie ist ein Hohn des Heiligen.

Da, meine ich nun, solle die ganze Gemeinde, d. h. die Gemeinde Gottes und nicht die bürgerliche, Gotte und Götti sein dem kleinen Christenkinde. Ist doch auch die Gemeinde zugegen, wenn es getauft wird, bildet eigentlich den größern Kreis der Taufzeugen, ist zu Brüdern und Schwestern dem Kleinen geweiht. Dieses erkennt man ja auch an vielen Orten auf dem Lande in alter, schöner Sitte noch an. Kaum ist das Kind als Schwesterchen oder Brüderchen der Gemeinde vorgestellt worden, so kommen die Freundinnen, die Nachbaren, Andere in weiterem Kreise herum und bringen der Wöchnerin, welche das Kindlein zur Welt gebracht, freundliche Gaben, Zeichen der Freude und Theilnahme. Sie bringen der Mutter, dem Säugling, der vom warmen Mutterherzen in die

rauhe Welt versetzt ist, den freundlichen Trost: daß die Mutter sich nicht kümmern solle; der arme Kleine solle noch gar manche warme Brust finden, wo er sich bergen könne in den rauhen Stürmen der kalten Welt. Und wenn diese Gaben gebracht sind, diese freundlichen Zeichen, so geht man heim und hat genug gethan, hat das Zeichen für das Werk genommen, wie leider noch so oft in andern Dingen. Wenn dann die Muttermilch versiegt, wenn die Mutterbrust erkaltet, wo sind dann die Herzen zu den Händen, welche die Zeichen dargebracht? Ach! da finden sich die Herzen selten mehr, da kömmt nur das Almosen, das kalte, unwillige, herzdurchschneidende; an ihm wärmt das kleine Herz sich nicht, an ihm wächst es nicht auf zum Himmel: an ihm sättigt sich nur der Hunger, entfaltet sich nur das Thier mit seinem gierigen Sinn; je nahrhafter das Almosen war, desto wilder und kräftiger wird das Thier. Wenn in der Mutterbrust die Liebe versiegt, dann ist dem Kinde für sein Lebenlang der Quell der Liebe vertrocknet, sprudelt ihm nimmer wieder aus freundlichen Augen entgegen, aus warmen Herzen empor, und nur in der Liebe zärtlichem Hauche bildet im Menschen der Engel sich aus.

Darum bleibe man doch auch da nicht beim Zeichen stehen, ob welchem Stehenbleiben Millionen verloren gehen, sondern es werde die Gemeinde Gottes im eigentlichen christlichen Sinne Gotte und Götti armen hülflosen Kindern, mache es sich zur heiligen Aufgabe, so viel derselben sie fassen kann, an der Hand der Liebe dem Herren zuzuführen. Und wer einst denkt, vor dem Herrn zu erscheinen, von seiner Liebe Gnade möchte, reihe sich an diese Gemeinde Gottes, sammle sich um den heiligen Altar, auf welchem man dem Herrn heilige Opfer bringen will im Geiste und in der Wahrheit — Kinder! Kinder, nicht zum Aubrennen mit irdischen Flammen, wie man dem Moloch sie brachte, sondern Kinder zum Entzünden mit seinem heiligen Geiste, daß sie in

froher Begeisterung auflodern, dem Herren zu dienen ihr Lebenlang.

Und wenn man mich nun frägt, ob ich denn mit diesen vielen tönenden Worten meine, daß solche Kinder zu sich in's Haus nehmen solle, wer an dem vorgeschlagenen Werke Theil nehmen wolle: so muß ich sagen, daß das nicht meine eigentliche Meinung ist.

Allerdings möchte es für Viele selbst eine Wohlthat sein, wenn sie errettete Kinder in ihr Haus aufnehmen könnten: aber um sie selbst zu erretten, taugt doch gar mancher nicht, taugt gar manches Haus nicht. Wohl mögen Einzelne sich befähigt fühlen dazu und befähigt sein, es mögen ihre äußern Verhältnisse dazu passen, aber im Allgemeinen wird dieses doch selten der Fall sein.

Gar viele Menschen haben ein weiches Herz, aber keine Hand zum Erziehen. Gott hat ihre Hand dem Herzen gegeben als Spenderin von Liebesgaben, aber sie ist viel zu weich, Dornen auszuziehen, ein Distelfeld zu säubern, harten Boden umzuackern. Ihre weiche Hand würde mit dem an rauhes Leben gewöhnten Kinde nicht auskommen; ihr weiches Herz würde an gar mancher Ecke blutig sich ritzen, die Ecke aber nicht abstumpfen, nur schärfen. Auch wohnt in solchen Herzen nicht immer die andauernde Kraft, die Länder urbar macht, Moräste entsumpft, Menschen aufrichtet und aufrecht erhält. Solchen Herzen fehlt mit der Hand gar oft das Auge, das scharf sieht, sich nicht blenden läßt, aber auch nicht schnell aus Eckel sich abwendet, sondern durch Schein und Schmutz auf den Grund zu dringen vermag.

Gar viele Menschen haben ferner ein Haus, in welches arme Kinder nicht taugen. Es ist gar schön, dieses Haus, reich geziert, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet; weich sind die Betten, köstlich das Essen, kurz der Tag, lang die Nacht. Als ob eine eigene, nie schlummernde Vorsehung über dasselbe wache, ist in Hülle und Fülle immer für alles gesorgt.

In solche Häuser gehören arme Kinder nicht zur Auferziehung, solche Häuser machen schwach, und stark für das Leben müssen arme Kinder werden. Um stark zu werden, müssen sie entbehren lernen, und die Entbehrung muß, ohne daß sie es wissen, als Gewohnheit an sie kommen, so daß sie ihnen Bedürfniß wird, daß sie entbehren können unbeschwert, wie der Apostel Paulus sagt. So in einem Hause weiß man aber meist gar nicht, wie viel Ueberflüssiges man hat, wie viel davon der Aermere nicht hat, ohne daß er deßwegen im mindesten zu bedauern wäre. In den theuern Jahren kam eine arme Frau zu einer Frau Landvögtin, klagte ihr gar nöthlich ihre Noth: Und nicht einmal mehr Erdäpfel haben wir, denket doch, Frau Junker Landvögtin! sagte sie. Aber, meine gute Frau, sagte die Frau Junker Landvögtin mit weisem Gesicht, eh, eh, ich wollte doch nicht so jammern! Wir sind auch schon manchmal ausgekommen mit den Erdäpfeln, aber man muß sich immer zu helfen wissen, meine gute Frau. Wenn ihr keine Erdäpfel habt, so machet öppe ein Apfelmüßli oder einen Eiertätsch oder esset es Bitzli kalts Bratis aus dem Kuchischäftli. Mi muß nit so meisterlosig sy und meine, mi müß geng Erdäpfel ha; mi muß si öppe lere i d'Sach z'schicke und z'esse, was da ist!

Auch weiß man in solchen Häusern meist gar nicht, was es heißt: entbehren, woran man einmal gewöhnt ist; sie haben das nie erfahren. So in der Theorie scheint das gar leicht, und gar leicht ist es gesagt, man müsse sich nach der Decke strecken. Aber diese Leute haben ihre Decke nie gewechselt, und die Decke, nach welcher sie sich strecken, ist so lang und breit, warm, bequem, solid, daß es gar behaglich sich darnach strecken läßt. Wenn man aber käme mit einem kurzen, dünnen, schmalen Deckeli: was für Augen würden diese Leute machen, und wie würden sie frieren, zappeln, schreien unter einem solchen Deckeli, das manchem armen Menschen wie ein Herrenbett vorkäme! Dann erst würden sie begreifen, wie un-

glücklich man Kinder mit zu weichen und reichen Angewöhnungen macht. Man muß nicht in Baumwolle einwickeln, was später nackt an die Winde des Lebens soll, so wenig als man Kinder an Soireen und Societäten gewöhnen darf, die später Hausmütter werden sollen.

Man möchte vielleicht meinen, in solchen Häusern könne man sich auch an Entbehrungen gewöhnen, indem man ihnen nur das Ansehn läßt, nicht das Genießen, wie man z. B. in gewissen Häusern die Lehrer Erdbeerenschnitten essen ließ, während man die Knaben mit Mangoldkraut (penuria crème, wie sie es hießen) abfütterte. Das heißt aber, auf das Gelindeste gesagt, ein muthwillig Spielen mit kindlichen Naturen, bei manchen Naturen aber ein boshaftes Reizen, ein Quälen, wie es sich die alten Griechen in der Hölle dachten, wo sie einen durstigen und hungerigen Mann mit dem halben Leibe in schönem, klarem Wasser stehen, über ihn einen von herrlichen Früchten niedergebeugten Baum hangen ließen: wollte er trinken, so senkte sich das Wasser tiefer und tiefer, er konnte es nimmer erreichen; wollte er essen, so hoben sich die Zweige mit ihren Früchten höher und höher, zum Munde brachte er nimmer eine Frucht. Wenn reiche Kinder nicht immer alle Genüsse der Eltern theilen, so trösten sie sich mit der Zukunft, und hinwiederum gewähren ihnen die Eltern besondere kindliche Genüsse, ob denen sie füglich die elterlichen vergessen können.

Dem Gesinde solche Kinder zutheilen könnte man jedenfalls nicht. Die meisten Dienstboten würden sie mißbrauchen, sie einweihen in ihre Gezänke und Ränke, oder aber sie hassen und verfolgen, je nachdem das Kind näher zu ihnen stünde oder näher zu seinen Pflegeeltern.

So können die meisten, besonders in Städten, wohl das Werk der Liebe nicht selbst ausführen, können nicht selbst Hand anlegen, sie müssen eine Stellvertretung suchen, die das vollführt, was sie wollen und nicht können: arme Kinder aufer-

ziehen, daß sie stark werden für das Leben, tüchtige Bürger des Gemeindwesens, daß sie aber auch geziert werden für den Himmel, treue Mitmenschen, fröhliche Kinder Gottes, würdige Erben dessen, was Gott den Frommen schon vor der Welt Beginnen zubereitet hat.

Diese Stellvertretung ist vielleicht der schönste Gedanke, der in dieser Zeit ausgesprochen wurde: einer der edelsten Menschen wurde von Gott gewürdigt, ihn zu empfangen, ihn auszusprechen; aber wie Moses sah er sein Kanaan nicht, er mußte in der Wüste sterben.

Es sei mir vergönnt, diesen Gedanken darzustellen, wie er mir vorkömmt im Verhältniß zu unserer Zeit.

Fünftes Kapitel.

Die Hülfe in ihrer ideellen Gestalt.

Es geht ein eigener Geist durch jedes Jahrhundert, Denkmäler sich bauend, Opfer fordernd von der durch ihn beheerschten Menschheit. Es lösen diese Geister sich ab in den Jahrhunderten, jeder giebt seiner Zeit eine eigene Färbung:

Zeitgeist nennen die Menschen einen solchen Geist.

Vor tausend Jahren schwebte dieser Geist wie eine dunkle, majestätische Gewitterwolke über der Erde; zitternd schaute der Mensch zu ihr auf, er ahnte Gewaltiges in ihrem Schoose; aber ob es der Welt Zerstörung sei oder ihre Verherrlichung, wußte er nicht. In demuthsvoller Andacht thürmte der Mensch heilige Dome auf, baute düstere Klöster in die Wüsten, Sühnopfer diesem Geiste. In des Domes heiligem Halbdunkel, in der Klöster schauerlicher Einsamkeit suchte der Mensch seinen Gott, entsagte der Welt, damit er nicht untergehe mit der Welt. Wie oft die schwärzeste Wolke roth sich randet in der Sonne Schein und in ihrem rothen Scheine die Erde ver-

klärt, oft zunächst vor der Gewitter-Ausbruch, so leuchtete aus dieser finstern Andacht hervor der gewaltigste Muth, die herrlichste Liebe; es kämpfte dieser Muth sich bis zum heiligen Grabe, es gab die Liebe sich selbsten hin in heiliger Begeisterung.

Kein Haupt war zu hoch, vor dem Kreuze sich in den Staub zu beugen, kein Leib zu edel für ein härenes Gewand, keine Hand zu fürstlich, den Armen die Füße zu waschen. Wie oft aus dem fürchterlichsten Wolkenberg der befruchtendste Regen sprüht, der Regen der Wolke Nacht versilbert, an ihrer Stirne in seiner Farbenpracht der Bogen Gottes sich wölbet und über das Gemüth den Trost bringt, daß kein Sturm, keine Nacht ewig sei, daß der Sturm das Leben, die Nacht den Tag gebären müsse: so sproßten um die düstern Klöster Blumen auf und Bäume. Zum Garten ward die Wüste durch klösterlichen Fleiß und klösterlichen Frieden, und in himmelanstrebenden dunkeln Münstern erklang es wie Engelchöre, es stiegen die Himmlischen auf und nieder in herrlichen Bildern. Als ob er im Vorhofe des Himmels sei, ward dem Menschen im heiligen Münster; vor dem düstern Geiste sank er in tiefer Andacht nieder, und der düstere Geist ward ihm zum Engel des Friedens, der des Vaters Frieden senkte in des sündigen Beters bewegte Brust, und dieser Geist brachte nicht den Untergang der Welt, sondern Licht und Ordnung in die Welt.'

Aber dieser Geist schien, wie er die Erde befruchtend mehr und mehr aus seinen heiligen Schatten heraustrat, sich selbst mehr und mehr zu verweltlichen. Um ihn zu suchen, richtete der Mensch seine Augen immer weniger dem Himmel zu, sondern nach irgend eines Menschen Haupte, setzte diesem, um ihm das Menschliche zu nehmen, eine Wolke aus Haaren auf's Haupt, mit Puder geschwängert. Diesem Geiste baute man lange, lange viereckigte Schlösser, umgab sie mit rechtwinklichten Gärten, bepflanzte diese mit Bäumen und hieb den Bäumen die Kronen ab; zog Blumen auf und bestrich sie mit

Pommade, besprengte sie mit Essenzen, erbaute ungeheure Kasernen, nebendran Spitäler, brachte die eigenen Kinder zum Opfer dar in den Schlössern und Kasernen und sah sie sterben in den Spitälern, nannte Gott den Höchsten, den siechenden Landesfürsten den Allerhöchsten, den donnernden Landvogt gnädig und forderte von Gott das tägliche Brod als eine Schuldigkeit. Es hatte sich ein düsterer, schwüler Tag über die Erde gelagert. Den Himmel sah man nicht mehr, seine freien Lüfte fühlte man nicht mehr; im Schweiße keuchten die Menschen an des Tages Arbeit oder unter der Perrüken heißem Dache; einen freien Gang sah man nicht mehr, desto längere Scharwenzel; einen freien Gedanken hörte man nicht mehr, desto lautere Komplimente, desto längere Titel. Darum erstarben in den Herzen Wahrheit und Liebe, geschahen keine Liebesthaten mehr. Gesetze der Mode oder des fiechen Allerhöchsten regelten und beschnitten Herzen und Thaten, wie der Gärtner seine Bäume.

Es ist wunderbar, je tiefer dieser Geist sich niederläßt, desto tiefer will der Mensch ihn haben, desto niederträchtigere Opfer bringt er ihm. Wenn endlich der Opfernde mit seinen Opfern im Schlamme liegt und der verehrte Geist neben ihm, dann erst richtet der Mensch seine Augen wieder aufwärts: denn da unten ist's fürchterlich, da unten wird es grausig und schauerlich dem zum Himmel gebornen Menschen.

Die Häupter mit Perrüken trugen den Geist auch noch zu hoch. Erst fielen die Perrüken, dann die Häupter, oder sie beugten sich, daß sie nicht höher blieben als andere Häupter. Auch unter die Häupter sank dieser Geist, tief unter sich hefteten die Menschen ihre Augen, an des Geldes trügerischen Schein, an den schmutzigen Schaum der Lust, an papierene Gestalten, an steinerne Trümmer, an leinwandene Münster und Menschen, an glänzende oder üppige Darstellungen des menschlichen Lebens, des Lasters und der Leidenschaft, ja an leichtfertige Sprünge leichtfertiger Beine.

An diese Dinge hängt man in unserem Jahrhundert das Leben, setzt man das Leben, achtet sie als des Lebens Höchstes, als des Daseins Zweck. Ihnen baut man nun Tempel, bringt ihnen Opfer aller Art, das Leben selbst, baut ihnen Börsenhallen, eine mächtiger als die andere, fürchterliche Denkmäler fürchterlicher Schwindelei, baut Schauspielhäuser dazu und Tempel, der thierischen Lust geweiht, schmückt sie mit erfinderischer Pracht — und in dieser Pracht geberdet der Mensch, das erste Wesen der Erde, wie ein Thier sich, der Mensch ein Thier, das einzig Häßliche im glänzenden Palaste.

Man verehrt Schauspieler, Menschen, die fremdes Leben zur Schau zu stellen suchen, wie Götter, während sie oft das eigene Leben im Kothe wälzen; man entbindet sich aller Gesetze, bildet das eigene Leben ihrem entbundenen, wüsten Leben nach, ja, spannt sich wie's Vieh vor den Wagen einer Tänzerin, Einer, die ihre Beine zu gebrauchen weiß wie ein Ziegenböcklein, eine Bachstelze, ein Eichhörnchen, vergöttert sie mit Schrift und Wort, treibt das gleiche sündige Spiel mit denen, die zu trillern wissen und zu schmettern, daß ein natürlicher Mensch Bauchweh kriegt, und vergißt ob den sprungfertigen Beinen und seltsamen Tönen Gott und die eigene Seele. Baut herrliche Hallen menschlichen Kunstgebilden aller Art, versenkt in diese Gebilde sein Leben, macht ihre Schöpfer zu seinen Götzen, Schöpfer, deren Leib oft einem Schweine gleicht, deren Leben eine schmutzige Darstellung eines ungewaschenen Schweines ist. Wie man ehedem mit Königen und Fürsten, die man jetzt in allen Blättern aushunzt, als wären sie in keinen Schuh mehr gut, sündige Abgötterei trieb, treibt man sie jetzt mit Künstlern, Malern, Bildhauern, Schauspielern, Thierbändigern, Tänzern, besonders Tänzerinnen &c. Und merkwürdiger Weise stehen an der Spitze dieser Abgötterei die ausgehunzten Könige und Kaiser, Fürsten, Herzoge und gräfliches Zeug, opfern diesen Götzen das Mark ihres Landes, lassen in der bittersten Noth Kranke schmachten, Greise hun-

gern, Sieche arbeiten, um einer Sängerin den Hals zu salben, lassen Tausende verhungern, auswandern, am Leben verzweifeln, um einer Tänzerin die Beine zu vergolden. Diesem kaiserlich königlichen Unsinn taumeln in angeborner Unterthänigkeit die Unterthanen nach, schreien Lob und Preis in allen Tönen, schauen in wahrhaft grausenhafter Verblendung zu diesen Götzen auf wie zu Vorbildern, und wenn sie auch nicht wie die Malibran singen können, so möchten sie doch à la Malibran coiffirt sein! Herrgott! und wenn ein muthiger Mann diesen heidnischen Unsinn Abgötterei heißt und mit Recht ihn züchtigt, wie zu Berlin neulich geschah, so erhebt sich ein Geschrei, wie wenn man im Frühling einen Stein in einen Morast voller Frösche wirft, und dieses Geschrei zeuget auf eine furchtbare Weise für die Versunkenheit der Schreier, und die Schreier merken es nicht. Und diese Schreier heißen sich die Gebildeten, und diese Gebildeten wissen es nicht, daß diese Abgötterei mit den Künsten immer dem Untergang der Reiche vorangegangen ist. Diese Abgötterei tobt Gottlob! außer unsern Gränzen, und nur wenige Spuren derselben drangen herüber zu uns, Häubchen à la Vial z. B. und schriftliche Versuche, das Publikum künstlerisch zu enthusiasmiren; doch bis dahin nahm man es Gottlob noch kaltblütig.

Dieses sind nicht Worte eines Zeloten oder eines frömmelnden Träumers. B'hüt ihs Gott davor! Jeremias Gotthelf ist kein Zelot, kein Träumer, aber er ist ein Schweizer, hat gerne jedes Ding an seinem Ort, nicht um's ganze Haus herum den Mist, nicht bei einander Stall und Wohnung, nicht in einem Schauspielhause den Himmel; er will kein Spazierstöckchen als Schlachtschwerdt, keine Tänzerin als Göttin; er läßt nicht gelten Tändelei für Lebensernst, nicht Kunstsinn statt Christensinn, nicht künstlerische Fertigkeit als Gottähnlichkeit.

Alle Menschen sind hochgeboren, denn alle sind Gott verwandt, alle tragen in sich schöpferische Kraft. Jeder schaffet

in sich, ruft Vorstellungen hervor, Gedanken steigen auf fort und fort, Träume drängen sich durch die Seele, eine eigene innere Welt gestaltet in jedem Menschen die nie ruhende, die immer schaffende Seele.

Diese innere Welt, das Allerheiligste im Menschen, ist die unsichtbare Werkstätte, aus welcher das äußere Leben trittet; sie zeuget auch vor Gott über des Menschen Werth und Bedeutung. Dieser innern Welt werden die Menschen mehr oder weniger sich bewußt; vieler Leben ist nur ein Traum, aber jedem ist der Trieb angeboren, äußerlich darzustellen, was unsichtbar sich in ihm regt. Aus dem Gedanken Gottes heraus trat die Welt in ihrer Herrlichkeit. Nun stelle ich allerdings die am höchsten unter den Menschen, die mit Bewußtsein etwas darstellen wollen im Leben, die es vermögen, das innerlich Erschaute anschaulich vor andere zu stellen, und um so höher sind sie zu schätzen, je vollendeter ihre Darstellung ist. Sie stehen weit höher als die, welche sich Genüsse träumen und nach Erfüllung dieser Genüsse jagen, welche sich reich wünschen und nach diesem trachten von ganzer Seele, mit allem Gemüth. Nun fängt mir die Reihe der Darstellenden schon an bei Hans Uli, der einen Zaun macht, und wie er die Stecken stellt und verbindet, verkündet mir, ob der Zaun aus seiner innern Anschauung hervorgetreten sei oder nicht, ob er Kraft habe, das Innerliche äußerlich zu machen. Ja, wahrlich, ich habe in manchem Zaun mehr Geist gefunden, als in manchem Buche. Je schöner, vollendeter die Gebilde der Gedanken heraustreten in die Welt, desto höher steht der Schöpfer, desto näher dem, dessen Gedanken Geburten von Welten sind, diese Gebilde mögen nun ehraustreten in die Welt als in Schrift verkörperte Gedanken oder als in Stein oder auf der Leinwand erschaffene Gestalten oder als Thaten im Leben, Ordnungen in Land und Haus, neue Ordnung der Verhältnisse der Menschen.

Wer die Regungen des Herzens, den Sturm der Seele

kann herausflattern lassen in die Welt als bewältigende Töne, verdient, behorcht zu werden; wer ein fremdes Leben in sich aufnehmen, sichtbar und treu dasselbe wieder darstellen kann, verdient Bewunderung; ja, meinethalb mag auch Eine angesehen werden, wie sie ihre Füße setzt und hebt, ihre Beine wirbelt und windet, es mag gelten als Versuch, die Elasticität und Schönheit des menschlichen Körpers anschaulich zu machen. Giebt es ja auch eine Menge Menschen und besonders in den so genannten höheren Ständen, die ihr ganzes Leben nur mit den Versuchen zubringen, ihren Leib so geziert als möglich darzustellen, denen dieses Darstellen ihre innere Welt bildet, und denen die Darstellung doch nie zu gelingen scheint, denn sie beginnen sie jeden Morgen neu und anders: diese verdienen nicht Bewunderung, das sind jammerwürdige Kreaturen.

Aber auch jene vorhin Genannten stellen nicht das Höchste dar, sondern nur Irdisches, in der Welt Gegebenes. Das Höchste, was in des Menschen innere Welt treten kann, ist Gott; das Höchste, was der Mensch darstellen kann, ist Gott: zu der Kunst sind Alle berufen; unseres Gottes Ebenbild aus uns treten zu lassen in's Leben hinein — das ist die höchste Kunst. Uns selbst sollen wir darstellen als eine Schöpfung, die über alle andern Schöpfungen geht, die auch nicht untergeht, sondern in's andere Leben übergeht; das ist unser Beruf, zu dem wir durch Christus berufen sind. Wo aber die so genannte Kunst über diesen Beruf geht, wo jemand ob der Kunst das Leben vergißt, da ist Abgötterei und Götzendienst; wer dieses Berufes nicht achtet, mag allerlei sein, von der Welt hochgestellt sein: ein Christ ist er nicht, das Höchste versteht er nicht. Zu diesem Beruf ist berufen der Kaiser und seine Tänzerin, der König und sein Maler, der Bauer und sein Pfarrer: und wie Alle auch kaiserlen und tanzen, königlen und malen, bauren und pfarreren mögen, es ist all eitel und niederträchtig ihr Thun, wenn sie ob dem ihnen eigenthümlichen

Menschlichen das allgemeine Göttliche vergessen — denn, wenn der Mensch leidet an seiner Seele, was helfen dann den Tänzern ihre Beine, dem Kaiser sein Reich, dem Bauer sein Hof, dem Künstler seine Gemälde und Säulen, dem Pfarrer seine Predigten?

Wenn nun auch unser Volk noch nicht im Wirbel dieser Künstlerwuth treibt, die immer da entsteht, wo kein rechtes Leben ist, wie Perrüken da, wo die Haare fehlen, so hat doch auch der Zeitgeist tief herunter es gezogen in den Staub, die innere Welt verdüstert, die darstellende Kraft gelähmt oder verleitet. Man setzt das Leben an Schachern und Schinden, an Bauen und Essen, schnell Fahren und schöne Gartenstecklein, an hoffährtiges Wesen mit Kleidern und Manieren, mit Worten und Kühen, mit Möbeln und Misthaufen, an Regenteln und Agenteln, an Tändeln und Repräsentiren, an Visiten und Badekuren, an's Tanzen und Lesen, an die verschiedenartigsten Dinge: aber selten an das Eine, das Noth thut; im Moder sucht man das Leben und findet den Tod.

Es giltet ein altes Sprichwort: wenn die Noth am größten ist, da ist auch die Hülfe am nächsten; kann aber nicht auch ein anderes gelten für den Christen: daß aus der tiefsten Erniedrigung die Erhöhung hervorgehe? Ehedem weinten die Menschen auf den Gräbern vergangener Herrlichkeit, bis sie trostlos versanken in den Moder der Gegenwart; Völker gingen unter mit all ihrer Herrlichkeit, überwundene Helden stürzten in ihre Schwerdter.

Bewahrt nicht vor diesem Untergange Völker und Menschen das Christenthum? Es trägt das Leben in sich und überwindet den Tod; dem zum Tode Matten träufelt es Balsam ein; die zu den Träbern Gekommenen führt es zurück in des Vaters Arme; den versunkenen Sünder gebiert es neu, dem in's Grab Gesunkenen sprengt es Steine von des Grabes Thüre, ruft Leben heraus aus den Gräbern. Hört ihr nicht rufen in die Gräber hinein, hört ihr es nicht regen in

den Gräbern, hört ihr nicht leise Lüftchen aus den Gräbern hervor, als ob da drinnen durch des Geistes Wehen ein neuer Geist geboren werde für die Erde — ein neuer Geist der Zeit?

Wenn das Alter durch seine Gebrechlichkeit in das Bewußtsein trittet, da sehnt sich der Mensch zurück nach den Tagen der Jugend, baut ihr in jeder neuen Stunde neue Denkmäler auf, aber das Alter wälzt er nicht von seinen Gliedern, es giebt ihm den Tod. Wenn seine Versunkenheit, seine Sündhaftigkeit dem Menschen zum Bewußtsein kommen, so sinkt er auch in sich zusammen, als ob er sterben wollte, weint um die Jahre, in denen seine Sünde noch nicht aufgethürmt war zum Himmel: aber diese Traurigkeit führt nicht zum Tode, sondern zum Leben; sie richtet nicht vergängliche Denkmale auf der vergangenen Zeit, sondern sie beginnt ein neues Leben für alle Ewigkeit. So beginnen gegenwärtig Völker und Menschen zu weinen, wehmüthig zu schauen nach dem Leben hinter sich, den versunkenen Tagen der Jugend und der Heldenkraft, aber sie beginnen thorrechterweise den Vertretern vergangener Herrlichkeit und Heldenkraft Denkmäler zu erbauen auf allen Hügeln, verherrlichen die alte Zeit, die nicht wiederkehrt, vergessen die neue Zeit, die sie gebären sollten.

Und mit diesen Denkmälern kömmt das neue Leben nicht; diese Denkmäler sind nicht Leben, geben nicht Leben; sie retteten weder die Egypter, noch die Griechen vom Untergang: denn nicht aus Stein, nicht aus Erz quillt neues Leben, sondern allein aus des Menschen Seele. Und eben das Verzweifeln an dieser Seele, das sich Zuwenden den Bildern und Säulen, den Denkmälern und Grabmälern ist ein Verzweifeln am Leben, ein Verläugnen der Zukunft, ein aufgewärmtes Heidenthum, ist gewaltiges Zucken der am Zeitgeist tief erkrankten Völker und Menschen. Aber in Menschen und Völkern regt unter diesen Zuckungen ein neuer Keim zum Leben

sich. Dieser vergißt, was dahinten ist, schaut nicht in die Gräber hinein: er streckt zu frischem Leben sich aus, er schaut aus dem Moder zum Himmel auf, er will lebendig zu seinem Gott empor, will sich nicht klammern an todte Denkmäler, aus Stein gehauene, aus Erz gegossene. Wie schlank auch die Thürme der Münster himmelanstrebten, sie blieben doch unendlich weit vom Himmel; wie hoch und weit die Klostermauern auch von der Welt scheiden sollten, sie schieden doch von der Welt nicht, hielten die Sünde nicht ab. Welt und Sünde setzten sich zuletzt fest in ihnen und trieben aus den heiligen Geist. Wie kunstreich und viel besprochen die Denkmäler dieser Zeit auch sind, sie werden verrosten, verwittern, veraltern; sie werden zur Erde niedersinken, zur Strafe, daß sie die Blicke der Menschen nicht aufwärts, nicht vorwärts richteten, daß sie dieselben zur Erde niederhielten und fesselten an die Vergangenheit.

Vorwärts in die Zukunft hinaus soll sich der Christ sein Denkmal bauen, ein lebendig Denkmal, das himmelan strebt; das, wenn der Herr den ermatteten Baumeister abruft in seinen Himmel, dem Baumeister nachwächst in den Himmel und dort zu seinem Schatze wird, ein lebendig Münster, in dem er sich entsündigt, ein heilig Kloster, das die Sünde der Welt nicht überwältigt.

Pestalozzi war der Hochbegabte, der das Wehen dieses Geistes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in seinem Namen der Kinderwelt sich hingab, um aus der Kinderwelt heraus Münster, Klöster, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende.

Er erkannte es, so recht innig und begeistert, wie Simeon im Tempel in der Maria Sohn das Heil der Welt erkannte, daß in den Kindern das Heil der Welt liege, daß sie wie Engel Gottes herabsteigen in unser Leben, bittend, daß wir sie aufnehmen, das Himmelreich mit ihnen theilen, es ihnen bewahren möchten, daß sie die wahren Tempel seien, in denen

wir uns entsündigen, heiligen könnten. Begeistert sprach er aus seine Erkenntnisse, mit ganzem Herzen und ganzem Gemüthe drang er in diesen Tempel und ward Hoherpriester in demselben. Und mit Erstaunen vernahm man seine Rede: sie drang über's Meer hin, Könige horchten auf, und Gelehrte vergaßen mit ihm zu zanken. Von Erziehung tönte die Welt wieder. Daß an einer guten Erziehung alles hänge, sagte man sich von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohr; man war noch einmal so eifrig dran, die Kinder weltsch lernen zu lassen und Klavier klimpern, Visiten machen, Thee serviren, mit Manier parliren, Gedichte hersagen mit eingelernten, zärtlichen Geberden — und Unverschämte gaben solches Zeug für pestalozzische Eingebung aus! Und der arme große Mann mußte sich wegdrängen lassen aus seinem Tempel; seine Güte beherrschte seine Idee nicht. Während er eine unaussprechliche Gewalt hatte über kindliche Herzen, wurde ein unaussprechlich Spiel mit ihm getrieben, und wie düstere, dunkle Schatten warfen sich seine Jünger über seinen Namen. Er sollte ein vornehmer Pädagog werden vornehmer Kinder, die gut zahlten, und er hing mit ganzer Seele an armen Kindern. Ihm waren diese vor allen geheiligt, denn auch der Heiland war als ein arm Kindlein geboren, er blieb armer Kinder Bruder und legte den Fluch auf die, die arme Kinder ärgerten: daß ihnen besser wäre, ihnen würde ein Mühlstein an den Hals gehängt und sie versenkt, wo das Meer am tiefsten ist. In des armen Kindleins Reichthum sollen selig werden alle Völker, ja nur durch dasselbe können sogar die hohen Häupter, die Allerhöchsten selig werden. Und dieses Kindleins Brüder und Schwestern solle man nicht nur nicht ärgern, sondern auch ihnen thun nach Vermögen: denn alles, was man ihnen thue, das wolle ja jenes reiche Kind ansehen, als hätte man es ihm gethan; so meinte der große gute Mann. Dieser Kinder Geist wollte Pestalozzi anbauen, dieser Kinder Herzen wollte er erwärmen, wollte den Götterfunken in ihnen anzünden, damit

sie freudig und vernünftig das Leben gewinnen möchten. Aber die Welt drängte ihn von diesen Kindern weg, alt und müde rief den geplagten Greis der Herr zu sich. Er wurde begraben, aber seine Idee nicht mit ihm. Das Saamkorn, das er in den großen Weltenacker hat fallen lassen, ist nicht erstorben; der neue Geist, den er geahnet, ist nicht verschwunden: das kleine Senfkorn sproßt immer mächtiger auf, der Geist regt immer gewaltiger seine Flügel; schon nehmen ihn die Uneingeweihten wahr und wissen nicht, ob sie mit ihm kämpfen oder sich ihm unterwerfen sollen. Und mit Weltengewicht hängt die arme Welt sich an die Füße der reichen Welt und sucht sie niederzuziehen zu sich hinab in Koth und Jammer, und die reiche Welt fühlt den gewaltigen Zug, sträubt sich dagegen und fühlt ihre Ohnmacht. Da gehen die Ohren auf, und die Stimme des großen guten Mannes, der im Grabe liegt, wird immer deutlicher vernommen und dringt durch die Ohren zu den Herzen ein: nehmt die armen Kinder von den Füßen weg hinauf an die warme Brust, hebt sie auf zum Himmel, dann werden sie euch nicht nieder, sondern aufwärts ziehen; vergesset nicht: wer eins dieser Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der hat mich aufgenommen! sagte das reiche Kind.

Weil aber der wenigsten Menschen Brust die rechte Wärme hat für solche Kinder, der wenigsten Menschen Häuser gute Herbergen für sie wären, so müssen eben Stellvertreter gesucht werden, ich möchte fast sagen, eigentliche Mittler zwischen den versunkenen Elenden und dem andern Theil der Menschheit. Sie müssen nicht nur eine Brücke schlagen über die Kluft, die zwischen Reichen und Armen so trennend klafft, sie müssen auch die Herzen versöhnen und die Liebe wieder bringen dahin, wo jetzt der Haß seine bittern Früchte trägt.

Es muß rechte, eigentliche, wahre Elternliebe sein, welche diese armen, in roher Gleichgültigkeit, in thierischer Selbstsucht erstarrten Kindlein an die Brust nimmt und sie daran

erwarmen läßt. Diese Liebe wallte so glühend in Pestalozzi und seinem edlen Weibe, und diese Liebe ist's, was ihn so groß macht, und nicht seine Methode, welche später die, welche die Liebe nicht hatten, so hoch priesen und doch vor dem Veralten nicht schützten, sondern sie in Verruf brachten. Erst wenn das arme Kind in der Wärme der Liebe aufgethaut ist, beginnen seine Kräfte sich zu regen, lebendig wird es in ihm; und dieses Entfalten des Lebens zu fördern und zu lenken, daß alle Thätigkeiten des Geistes angespannt und geschärft würden, das war der Sinn von Pestalozzis Methode, deren Eckstein aber die Liebe war; denn wahren Elternsinn wollte er in die Erziehung der Kinder bringen, und zur Erziehung gehört auch die so genannte Schule.

Eltern nun, in deren Herzen der pestalozzische Funke glimmt und glüht, suche man zur Stellvertretung, Eltern, welche warme Herzen haben für fremde Kinder, aber auch Licht sie zu erleuchten. Wärme und Licht besitzt beisammen die Sonne: fehlt das eine oder das andere dem Menschen, so wird er gefährlich; fehlen ihm beide, so ist er ein Klotz oder ein Thier. Und eben diese Wärme, dieses Licht waren die Elemente, deren Mangel die arme Menschheit verkrüppeln ließ. Sie nun in die Elemente zu versetzen, die ihnen fehlten, dahin, wo sie zu finden sind, in eine fromme, weise Ehe, welche als eigene Lebensaufgabe sich das Erwärmen und Erleuchten armer Kinder stellt, ist dieses Geschlechtes Aufgabe, ist des neuen Zeitgeistes, dem Pestalozzi mit Namen gerufen, Forderung. Dieses Geschlecht baut keine Klöster mehr, versteht nicht, Münster aufzuthürmen, und doch fordert der zur Buße erwachte Geist Denkmäler der Buße, der Andacht. Solche Ehen nun wölbe man als lebendige, heilige Münster über das arme, versunkene Geschlecht und trage auf seinen Armen in diese heiligen Freistätten arme Kinder, daß sie in denselben vor der Sünde behütet, rein und kräftig aufwachsen zum Himmel empor, um später selbst zu neuen Münstern sich zu ge-

stalten für ein neues Geschlecht. Und diese frommen Freistätten seien ein eigentlicher Sauerteig, den man pflanzet mitten in das sündige Geschlecht hinein, damit es durch denselben gesäuert werde zu einem neuen, rüstigen Leben. Und das sind dann die eigentlichen heiligen Tempel, nicht aus Holz oder Stein mit Menschenhänden gemacht, sondern die lebendigen Tempel, in denen der Geist Gottes wohnt.

Wie aus den Münstern, den Klöstern hervor viel Gutes gieng in die Welt heraus, so wird auch aus diesen neuen, lebendigen Tempeln hervor nicht bloß Schaar um Schaar an Bruderhand aus dem Elend heraufgezogener Menschen treten, für die Welt und den Himmel ausgerüstet, sondern noch ein eigener Segen wird von ihnen aus über das Geschlecht sich ergießen, das an ihnen sich entsündigen möchte.

Solche fromme Ehen, denen man arme Kinder zuträgt, die man ausstattet mit dem Nöthigen zum Unterhalt der großen Familie, wo die Kinder in der Liebe leben, durch Liebe thätig werden, Arbeit ihnen Freude wird, jedes sein Scherflein bringt zum allgemeinen Wohl, wenig bedürfen und daher wenig entbehren, wo man das Glück nicht mißt am Genuß und am Besitz und am Nichtsthun, sondern an der gegenseitigen Liebe und treuen Pflichterfüllung: solche Ehen werfen in die Herzen der ihnen Kinder Zutragenden, der sie Ausstattenden ein Bild, das sich nicht verwischen, das sich tief eingraben wird.

Sie sollen klar und deutlich vor die Augen der Hohen und Mächtigen der Ehe Bedeutung wieder stellen und ihren Segen, sollen wieder Liebe bringen zwischen Mann und Weib und ihre Hände und Herzen vereinen zum frommen Auferbauen ihrer Kinder. Sie sollen lebendig den Unterschied zeigen zwischen so genannter guter Erziehung, zu äußerer Darstellung des Leibes, gelockt, geschnürt, geschniegelt auf alle Weise, und zwischen der frommen Erziehung zu einem reinen Sinn und einem Darstellen der Seele in reinen Werken, den Unterschied zwischen genußsüchtigen und bedürfnißlosen Kindern, den Un-

terschied zwischen selbstsüchtigen Kindern, welche die elterliche Liebe nach gewährten Genüssen, nach erhaltenen Ausstattungen wägen, und kindlich liebenden, welche nicht nur empfangen, sondern geben wollen, die ihre Genüsse in den Freuden suchen, welche sie den Eltern darbringen, den Unterschied zwischen Kindern, die jeden Tag an der Eltern Brust zu heften suchen einen duftenden, strahlenden Strauß, geflochten aus Blumen kindlicher Liebe, und solchen, welche nur suchen, mit dem Schweiße der Eltern den eigenen Leib auszustaffiren, den Unterschied zwischen Kindern, welche auf Gott und ihre Kräfte bauen, und solchen, welche ohne Erbe und Besitz die trostlosesten Geschöpfe wären, Schmarotzerpflanzen, die nur von Andern leben, auch eine eigene Klasse von Armen, wie reich sie heißen mögen: sie wissen ja auch, wie jene, nichts Anderes, als von fremdem Gute zu leben.

Diese Ehen sollen also nicht bloß unmittelbar heraufziehen die versumpften Armen auf einen gesunden Boden, sondern mittelbar auch das zu einer unnatürlichen, unmenschlichen Höhe heraufgeschraubte, verbildete Geschlecht der so genannten Vornehmen und Reichen wieder herniederziehen auf den gesunden Boden der Einfachheit und vor allem der Arbeit, in welcher das Glück der Menschen liegt.

„Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen," soll wieder als ein Wort aus Gottes Munde gelten, und wenn es wieder giltet, so werden Tausende von Familien wieder ein Glück finden, die alles zum Glück zu haben schienen und nicht begreifen konnten, warum sie doch unglücklich sein müßten.

So ist, was Pestalozzi meinte, nicht ein flüchtiger Einfall, der sich verflüchtigte, ehe noch der müde Greis zur Ruhe ging, sondern es ist ein Weltgedanke, der in immer strahlenderer Klarheit aufgeht am Horizonte der Zeit, eine Sonne in unserer Nacht, ein heilend Licht in unserer Krankheit. Und er meinte, daß man in Liebe die Kinder aufnehmen und in ihnen die reichen Gaben Gottes zur Thätigkeit entwickeln solle,

ohne in ihnen zu wecken Bedürfnisse, Gelüste und den damit verbrüderten Neid, und wenn dieses geschehen würde, so wäre Reichen und Armen geholfen, das heilbringende Mittel gefunden, der Welt zu geben, was der Welt gehört, Gott aber, was Gottes ist.

Sechstes Kapitel.

Der Hülfe Ausführbarkeit.

Pestalozzi's Gedanke erscheint gegenüber der unübersehbaren, ungeheuren Armenwucht gar klein und winzig, sein Einführen in die Welt unnütz, ein Kleinkinderspiel in einer Männerschlacht. Die Weisen dieser Welt können ihn auch eine Thorheit nennen, den Selbstsüchtigen muß er ein Aergerniß sein. Das will aber nichts sagen. Wie klein ein Gedanke auch erscheint in seinem Heraustreten in die Welt, es ist doch der Gedanke, der die Welt überwindet, der Geist, der die Materie besiegt, wenn der Gedanke aus dem Geiste kömmt, der im Anfang über den Wassern schwebte.

Erschien wohl das Christenthum größer als ein klein Kindlein in der Welt? und diesem kleinen Kindlein gegenüber stund die ganze heidnische Welt in ihrer Macht, stunden gegenüber tausend Priesterschaften in tausendjährigem, angestammtem Ansehen: aber im Kindlein lebte der Geist in Fülle, und dieser überwältigte Macht und Priesterschaften. Freilich nicht nach der Mode unserer Zeit rollte dieser Sieg wie ein Dampfschiff, ein Dampfwagen durch die Welt. Das Kindlein starb und wurde begraben, scheinbar sein Gedanke, sein Wollen mit ihm.

Aber was gesäet wird, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Langsam keimte das Christenthum, langsam trieb es

seinen Stamm empor, lange ging es, bis es seine Blätter im Lichte tränkte, unter seinen breit sich ausdehnenden Aesten Völkern Schatten bot: aber langsam wächst, was lange leben soll, und noch ist das Christenthum nicht nur nicht ausgewachsen und streckt seine Aeste immer weiter aus über die Welt, sondern es entfaltet auch fort und fort neue und immer herrlichere Blüthen.

Und aus dem großen Gedanken, den Christus so klein setzte in die Welt, ist auch der geboren, den Pestalozzi aussprach, als er in den Kindern das Heil und die Rettung der Welt aus ihren verschrobenen Zuständen sah und durch Wärme und Licht die Kinder und besonders die armen Kinder aufziehen wollte zu wahren Menschen, die nicht verkrüppelt über die Erde kriechen, sondern frisch und fröhlich empor zum Himmel wachsen.

Darum glaube ich, daß dieser Gedanke, wie klein und dürftig er auch in die Welt herausgetreten, eine Zeit lang erstorben schien, nicht bloß eine Weltenmacht, sondern eine die Welt überwindende Macht in seinem Schoose berge, wenn er einmal Glauben gefunden hat. Diesen Glauben geben mir nun zwei Umstände, die vielleicht Andern den Glauben an sie nehmen würden.

Die Idee wurde auch in einem kleinen Ländchen geboren, und zu ihrer Ausführung ruft man besonders in kleinen Ländchen auf; hier ist das Elend noch übersehbar, die Zahl der Armen noch zu zählen, ihre Versunkenheit noch nicht so bodenlos; hier glaubt man noch an Gott, an seine Hülfe bei jeder guten That; hier hat man den Grundsatz noch nicht ausgesprochen, daß kein Mensch den andern etwas angehe; hier lebt der Wille noch, zu helfen, zu retten. Ich bekenne, wenn man mich in Frankreich, in England, wo das Elend innerlich und äußerlich so unermeßlich und schrankenlos ist, zur Hülfe auffordern würde, es würde über mich kommen wie Gänsehaut; ich weiß wahrlich nicht, ob ich Glauben fassen könnte. Hier strahlt die Idee freilich nicht in der Illumination eines Hofes,

darum ist aber eben keine Verblendung dabei; sie wird nicht ausposaunet von hundert Journalen, an allen Straßenecken, darum wird sie nicht befleckt von falschen Freunden, die ihre eigene Ehre suchen; sie wird verketzert von der Menge, und darin liegt eben der Beweis, daß sie der Materie feindselig, eine der Welt furchtbare Macht ist. Man ruft zu ihr auf mit freundlichen Worten von Freund zu Freund, aber eben Gottlob in dem Schweizerländchen, wo das Leben noch höher giltet als die Kunst, wo keine Brust zu edel ist, den leidenden Bruder an der seinen zu erwärmen, kein Haupt zu hoch, um unter Christus und seine Gebote sich zu beugen in aller Demuth, wo die Unmündigen wohnen, welche meinen, wahre Freiheit werde einzig durch wahres Christenthum möglich, die Unmündigen, gering geachtet von den Klugen und Weisen dieser Welt, welche rings die großen Reiche bewohnen, sich groß glaubend, weil weit die Gränzen ihres Landes sind, die sich für klug halten, weil sie sich gegenseitig so nennen in gegenseitiger Abgötterei. Hier im kleinen Ländchen findet sich wohl der beste Boden für sie; hier kann sie erstarken, kann am deutlichsten ihren Segen zeigen, ihre Wirkungen offenbaren auf die kleinere Masse, und wenn diese dann durchsäuert ist, so leuchtet sie über Europa herein, und von den Bergen nieder wird Europa verkündet nicht sowohl die so mißverstandene politische Freiheit als die eigentliche Freiheit, die nicht in Reden und Worten auf dem Papier besteht, sondern im Geiste und in der Wahrheit. Dieses Ländchen taugt aber nur so lange dazu, als in demselben der christliche Geist nicht überwältigt ist, durch deutschjüdischen radikal ungläubigen Geist. Dieser Gedanke wird in einer Zeit geboren, die kraftlos, ideenleer scheint. Hört man die Menschen, so würde man glauben, sie stießen mit den Köpfen bereits an den Himmel an. Es ist ein Lärm und ein Getöse von Selbstruhm der Menschheit, daß es Einen schaudert, und wenn man in Kammern und Räthen das unverschämte Pochen hört auf die Mündigkeit der

innerlich so schauderhaft versumpften Völker, so möchte man fast glauben, die Zeiten kehrten wieder, wo die hochgebildeten Römer ein Pferd zum Gott erhoben, mit dem Unterschiede freilich, daß man jetzt vielleicht eine Kuh oder einen Ochsen einem Pferde vorzöge. Und wenn man dann hineinsieht in die Menschheit, so sieht man sie im Staube schmählich kriechen, dem Gelde, dem Genusse nach; viel zu haben, viel zu gelten, ist ihr Ziel. In hohle Worte verbirgt sich die schmählichste Selbstsucht; mit geistreichen Worten sucht man den Leib zu mästen. Für alle höheren Interessen scheint man abgestorben: am Sonntag zählt man Geld; und wenn man vom Vaterland redet, so denkt man, was sich aus ihm saugen ließe, und wenn man andächtig aufzuschauen scheint zu Gott, so schaut man in Gedanken sich selbsten an, wie Einem solch frommes Augenaufschlagen wohl stehen möge, und wenn Einen fromme Worte umsumsen, so tönen sie Einem fast wie Kleister über weltlichen Absichten. Es ist allenthalben eine Herausstellung des eigenen jämmerlichen Ichs, welche jeden andern Glauben als an das eigene Ich, jeden andern Gedanken als an das eigene Ich, jede Idee, welche über Procente, Aemtchen, Eßglocke und Bürsten und Pommade herausgeht, tödtet.

Darum nennt man diese Zeit nüchtern, und mit Recht, aber mit Unrecht glaubt man sie unfähig, begeisterte Geisteswerke aufzufassen, geistige, religiöse, in die unsichtbare Welt hinüberragende Schöpfungen zu erzeugen. Für dieses Sichversenken in den Staub ist der Mensch denn doch nicht geboren; seit Christus den Himmel geöffnet, hält es die Menschheit in die Länge da unten nicht aus. Eine Masse neuer Entdeckungen haben den Menschen in einen Strudel hineingerissen; die Erde öffnete ihren Schoos, neuer Schätze voll, verlockte, verblendete den Menschen, aber ihm wird doch mitten in diesen Schätzen so öde zu Muthe, so weh um's Herz, daß er es auf die Länge nicht aushält, daß er sich nach etwas Anderem und Höherem sehnt. Er fühlt es denn doch, daß

all das niedere Treiben, all das hohle Reden, das Tändeln mit Nichts, das Prunken mit seinem Ich nicht selig, ja nicht einmal zufrieden macht einen ganzen Tag lang. Und eben dieses Weh, dieses Gefühl der Oede habe die Menschheit beschlichen, meine ich, und es öffne sich der Menschen Herz dem Verlangen nach einer rettenden Hand, nach etwas, das ihr Dasein aufweiset zu einer höheren Bedeutung; ich meine eben, das Wehen eines andern und bessern Geistes zu vernehmen in dieser Zeit. Darum, meine ich auch, sei diese Zeit gerade die von Gott geordnete zu neuen geistigen Schöpfungen und besonders für die Ausführung der Idee, seine armen, versunkenen Brüder aufzuerbauen, ihrem Geiste aufzuhelfen, nicht nur mit Almosen ihren Leib zu nähren.

Münster wird man keine mehr bauen in hoher Erregung, und wo man bauen muß, wird man schwitzen um's Geld und handeln um Plätze und mit allerlei Flitter die Armseligkeit verbergen, aber einen Theil der Menschheit aufzuerbauen im Herrn, das hat etwas Lebendiges, Praktisches bei all seiner hohen Erhabenheit, daß es die im Praktischen und für das Praktische erzogenen Kinder dieser Zeit ergreifen muß. Denn wie sie auch ergriffen werden mögen von Begeisterung, von einem höheren Leben: das Praktische können sie nicht verläugnen, Praktisches muß jede Idee in sich tragen, welche sie mit sich reißen soll. Was kann aber wohl Praktischeres den Kindern dieser Zeit geboten werden, als der Versuch, andere Menschen zu schaffen am Platze derer, die jetzt so hohe Noth erzeugen, so gefahrvoll ihnen gegenüber stehen, die in alle Verhältnisse und namentlich als Dienstboten so unglücklich, so fast zur Verzweiflung bringend einwirken?

So liegt weder im Gedanken selbst, noch in dem Ort oder in der Zeit, wo er geboren wurde, etwas Unausführbares, und wenn er auch Viele gar nicht bewegt, so muß man nicht vergessen, daß die nie aussterben werden, welche nicht glauben, sondern sehen wollen. Man muß nicht vergessen, daß

die Ungläubigen nie aussterben werden, welche den gegenwärtigen Zustand der Dinge als eine Naturnothwendigkeit ansehen und nicht als Produkt der sämmtlichen freien Handlungen der freien Menschheit, die daher glauben, die Aenderung dieses Zustandes müsse man der Natur, dem Schicksal oder wie sie sich ausdrücken, überlassen, daran etwas zu ändern, solle der Mensch nicht versuchen. Es sind die gleichen Ungläubigen, die nie an die durch das Christenthum gebotene, in ihrem Wesen so klare und nothwendige Wiedergeburt des einzelnen Menschen glauben, sondern allezeit ihre so genannte Natur als eine Nothwendigkeit ansehen, die sich nicht ändern lasse, die daher auch alle Anmuthungen von Besserung als thorrecht von der Hand weisen, die bei jedem Laster, das man ihnen vorhält, sagen: das hätten sie vom Vater oder von der Mutter oder vom Urgroßvater, das sei halt in der Familie eingeurbet, und dagegen sei nichts zu machen.

Wie nun diese Menschen die eigene Wiedergeburt nicht versuchen, sondern sie geradezu als die eigentlichen Ungläubigen verwerfen, so müssen sie auch die Möglichkeit der Wiedergeburt der Menschheit oder eines Theiles derselben verwerfen und werden daher von diesem Gedanken gar nichts wissen wollen. Andere haben sicher nichts gegen die Idee, finden sie schön als solche, aber einer Menge Zweifel gegen die Ausführung derselben können sie sich nicht erwehren, und diese stimmen sie zu der Ansicht, die so Viele haben, daß eine Sache in Gedanken sich schön mache, in der Ausführung aber unmöglich werde oder dumm sich gestalten müsse.

Vor allem aus sind sie der Meinung, daß diese Versuche, Kinder durch andere als die natürlichen Eltern in besondern Häusern erziehen zu lassen, allzu künstlich seien, sich daher nicht halten könnten. Sie mögen mir doch sagen, was eigentlich künstlich, was natürlich ist. Kann man nicht auch die Ehe künstlich nennen und wollen sie nicht eben deßwegen einige junge Juden und einige Unbeschnittene aufheben, um den Na-

turzustand wieder herbeizuführen? und doch beruht auf der Ehe einzig das Vorwärtsschreiten der Menschheit, einzig durch sie wird ein geordneter Staat möglich. Ist nicht wieder der Staat etwas Künstliches, dem Naturzustand Entgegengesetztes; ist nicht des Menschen Lebensweise, sein Wohnen in wohnlichen Häusern etwas Künstliches? Aber wenn etwas durch besondere oder verdorbene Zustände aufgedrungen wird, so gestaltet es sich durch die Nothwendigkeit, die es gebietet, und durch die Vortheile, die es bietet, zu etwas Natürlichem, d. h. zu etwas, das sein muß. Werden nun in den geschilderten Ehekloaken die Kinder an Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit vergiftet, was ist doch wohl natürlicher, als daß man sie daraus wegnimmt und an einem für Leib und Seele gesunden Orte aufwachsen läßt?

Wenn man aber von der Künstlichkeit spricht, so will man eigentlich, wie ich vermuthe, sagen: etwas Künstliches könne sich nicht halten, veralte, denn man führt zum Belege dieser Meinung eine Menge Beispiele an. Ja, ich gebe gerne zu, daß, wenn Einer die Grille hat, in einer sandigen Wüste einen englischen Park anzulegen, in einem kalten Lande ein chinesisch Lusthaus zu bauen, einen Thiergarten einzuhägen mitten in fruchtbarem Gelände, dies eine Künstelei sei; wenn der Gründer der Grille zu Grabe geht, wird der Park verwildern, das Lusthaus zerfallen, der Thiergarten entvölkert; es war eine Grille, Grillen bringen aber nicht Segen, fassen darum nicht Boden. Ich gebe gerne zu, eine Menge Anstalten aller Art veralten, werden nutzlos, am Ende nur Schmarotzerpflanzen. Die Zustände der Welt ändern sich, was vor hundert Jahren eine Wohlthat war, wird nach deren Verlauf überflüssig, eine Last vielleicht; ist deswegen der Stifter zu verdammen? Wollte Gott, nach hundert Jahren würde die vorgeschlagene Pflege armer Kinder überflüssig, weil wieder an Leib und Seele gesunde, natürliche Eltern gepflanzet wären! Es veralten andere Anstalten, großartige, herrliche in ihrer

Stiftung, aber es ist die Liebe veraltet, die sie gestiftet. Wie groß die Kapitalien auch sein mögen, aus ihnen quillet keine Liebe; es sind veraltet die alten Reglemente und Ordnungen, erdrücken das junge Leben, und man behält doch die alten Reglemente und Ordnungen, weil man sie für den Geist der Stiftung hält.

Es kann kommen, daß in solchen Anstalten ein förmlicher Krieg ausbricht, wenn einmal Kraut gekocht werden soll statt Schnitze, daß es für schwere Widerspänstigkeit giltet, wenn ein schwächlicher Knabe nicht so viel essen will, als ein mächtiger Bengel. Ja, es stehen Einem ordentlich die Haare zu Berge, wenn man den Geist in solchen Anstalten sieht, in dem Kinder Jahre lang aushalten sollen. Aber die Vettern und die Basen haben sich der Sache bemächtigt, haben Pöstlein gemacht und Ehrenämtchen, halten auf Connexionen und Rekommandationen, und eine fürchterliche Fraubasen-Wirthschaft schleicht sich ein, wo Geist und Liebe walten sollte. Ach, was würde die alte Liebe sagen, welche der Stiftung so schwere Opfer gebracht hat, wenn sie die kalten, aber sich viel dünkenden Staats- oder Stadtgesichter sehen würde, welche in eitlem Dünkel, als ob sie Richter wären, ohne Liebe, ohne Geist in aller pedantischen Härte die alten Reglemente und Ordnungen über die Häupter armer Kinder schwingen! Aber eben dieser Staats- und Stadtgesichter wegen meine ich, daß nicht der Staat oder Gemeinden sich abgeben sollen mit diesem Werke. Der Korporationsgeist ist einstweilen kein lebendiger Geist, er ist ein Oertligeist, ein Cantönligeist ꝛc., und jeder dieser Geister hat, wenn man ihn recht beschaut, einen Zopf, an dem man seine irdische Abkunft und seine basenhafte Gesinnung erkennt. Wo Staat oder Gemeinden die Hände in etwas haben, erstarret das Leben, und die Liebe flieht. Es entstehen Pöstlein, Stellen, Protektoren und Protegierte, das eigene Ich spielt seine Rolle, und die Sache wird vergessen. Selber essen mache fett: man ißt die Apfelmüßli nur mit Zucker gebrannt, läßt

sich tüchtig Kirschenwasser zum schwarzen Kaffe holen, und ob den Andern etwas übrig bleibe, kümmert man sich nicht von ferne. Und solches geht hin und wird säuberlich vermäntelt.

Oder wenn man Heilige oder Vettern im Gemeindrath hat, packt man ganze Fuder Eßwaare auf die Seite, läßt die armen Teufel an Wassersuppen schmalbarten, schafft Werkzeuge von allen Sorten auf die Seite, und die Heiligen oder die Vettern möchten es vermäntelen, wenn der Spaß nicht gar zu offen getrieben worden wäre. Darum, meine ich auch, könne das Werk nur die freie Liebe vollbringen, die jeden Morgen neu wird, die jeder Sonnenstrahl aus Gottes Hand neu durchglüht, die jede Sünde, jede Schwachheit inbrünstiger, inniger macht, die um so freudiger Barmherzigkeit übt an Jesu Hinterlassenen, je heller die Hoffnung aufgeht, Barmherzigkeit bei Gott zu finden. Diese Liebe hat die rechte Wärme; am Staate wärmt sich niemand als höchstens ein Salzfaktor, ein Straßenbaukundiger oder sonst ein Experter, der in einem Departemente sitzt oder sonst wo. Diese Liebe gründet ihr Werk auch nicht auf steinerne Mauren und papierene Ordnungen, sondern auf die Tüchtigkeit eines Ehepaares mit warmem Herzen und hellem Kopf, bei dem die Kinder beides finden, Wärme und Licht. Wohlverstanden, dieses Ehepaar ist nicht ein solches, das sonst Kinder verdinget hat, unter denen wunderselten eins nicht schädlich einwirkt, weil es entweder die Kinder ausnutzet oder sie verwahrloset geistig oder leiblich, sondern ein solches, das in diesem Kinderaufnehmen einen eigenen Beruf erkennt, eine eigene Kraft dazu in sich, diesem Beruf nicht als Erwerbsmittel, sondern als Lebesaufgabe sich hinzugeben. Es ist also nicht eine Stiftung oder eine Anstalt, welche diese Sache trägt, sondern es ist eine Ehe; es sind auch nicht Reglemente, welche ihr Gestalt und Form geben, ein Gepräge aufdrücken, sondern dieses thut der Ehe Eigenthümlichkeit; es entstehen Familien und nicht Anstalten. Die

freie Liebe verbindet sich in ihren Trägern auf freie Weise, sie schließen sich großen Verbindungen an oder stiften kleinere, wie sie wollen. Sie suchen eine Stellvertretung, eine erleuchtete, berufene Ehe und einen Platz für sie, auf dem die Familie sich entfalten kann. Aber diesen Platz kann man nun nicht mit dem Klafter ausmessen, als ob er so und so groß sein müsse, das Haus nicht über ein Modell mit andern schlagen, der Familie Größe nicht festsetzen und ihr Schritt und Tritt vorschreiben, vorschreiben, was sie des Tages machen, des Nachts träumen soll, daß die Hausfrau Jahre lang voraus weiß, was sie an jedem Tage kochen, an welchem Platz sie zu jeder Stunde des Tages sitzen oder stehen soll, so daß die geringsten Veränderungen der Hausordnung die tiefsinnigsten Häupter Jahre lang beschäftigen und all ihre Weisheit nicht verhüten kann, daß ihre endliche Durchführung nicht wie eine eigentliche Hausrevolution aussehen würde. Jede Familie hat ein eigenes Gepräge, einen eigenen Kern, der ihr Leben treibt, und da muß Freiheit bleiben; Zwang würde alle Entwicklung verhindern. So mögen Familien, Freistätten armer Kinder entstehen, kleine, größere, dieses, jenes treibend, alle nur darin einig, daß sie in den Kindern das Göttliche erwecken und mit der größten Bedürfnißlosigkeit die größte ihren Kräften angemessene Arbeitsfähigkeit paaren. Das große Werk wird also durch lebendige Familien ausgeführt, von denen die einen eingehen mögen, während neue entstehen oder andere in ihren befähigten Kindern sich erneuern, die mit frischer Kraft und neuem Leben an die Stelle der alternden Eltern treten.

Wenn auf diese Weise der Geist die Hauptsache wird und nicht die Form, wenn man die alte Liebe bewahrt und nicht nur von der alten Liebe zehren will, so kann dieses Werk in seiner Ausführung nicht veralten, so lange dessen Bedürfniß bleibt, so wenig als christlicher Sinn und christliche Liebe veralten können. Das wäre schön, wird man sagen; aber

wo solche Leute finden, zu solcher Aufgabe befähigt und willig, und zwar gerade zwei, die zusammengehören, Mann und Frau?

Ehen, welche zu dieser Aufgabe befähigt sind, werden allerdings weit seltener zu finden sein, als Ehen im Weltschland, wo Monsieur und Madame eins werden, deutsche Kinder zu rupfen, um bequem faulenzen zu können, wo beide sich berufen glauben, Menschen zu bilden, weil Madame weltsch parlirt und Monsieur transchirt, daß aus einem Hähneli siebzehn Stücke werden, wo Madame die Tournure observirt und Monsieur mit gefälligen Redensarten fade converfirt, Monsieur jede Tasse Kamillenthee notirt und Madame die armen Meitscheni um ihre Lebkuchen dupirt, damit den Tisch ein halbes Jahr lang mit wohlfeilem Dessert fournirt: kurz, wo der schmählichste Eigennutz unter eleganten Manieren hervorschimmert, die fadeste Gemeinheit in weltsche Anmaßung sich kleidet, mit dem unverschämtesten Selbstruhm nach einem Jahr den gerupften Eltern die Kinder wieder übergiebt, die Gott danken können, wenn sie nur halb verhungert und nicht um ihre Gesundheit betrogen worden sind. Und wie dann die thorrechten Eltern noch danken, und wie das weltsche Ehepaar den entzückten Eltern noch einen nachträglichen Conto an ihrer Entzückung zumißt, und wie der ehrliche Papa weltsch schwitzt, und die ehrliche Mama mit den Augen die Tochter mißt, um wie viel sie gewachsen, um wie viel hübscher sie geworden, und wie beide in der Freude, eine solche Tochter produciren zu können, vor dem weltschen Ehepaar sich neigen und beugen und wie dieses mit einem überlegenen Lächeln die Huldigungen hinnimmt und endlich die ehrlichen Leute gnädig entläßt in voller Zuversicht, in die deutsche Dummheit einen neuen Angel ausgeworfen zu haben. Und dieses Pensionsunwesen veraltet nicht, und diesem weltschen Moloch, der immer gieriger und gefräßiger wird, je dümmer die Deutschen werden, opfert man jährlich Hunderttausende, und ein Werk der Liebe

und der Heiligung sollte veralten! Ich würde auf die Ausfuhr der Kinder in's Weltschland eine Auflage legen und zwar von zehn Procent des Kostgeldes, von zehn Louisd'or Kostgeld einen Ld. Staatsabgabe.

Allerdings sind Ehen, welche das gedachte Werk bedarf, schwerer zu finden, als solche weltsche Ehen.

Eine solche Ehe muß als Grundbedingung in sich das Streben tragen, immer reiner und heiliger zu werden, aus reinem Herzen das Ebenbild Gottes immer reiner ausstrahlen zu lassen und allem sie Umgebenden ein immer vollkommneres Gepräge ihres innern Wesens aufzudrücken und so auch ihre Ehe selbst, ihre Vereinigung, immer inniger und vollkommner darzustellen. Nur wo Vater und Mutter im Herren wachsen, kann ihre Familie dem Herren zuwachsen; nur da, wo sie selbst vollkommener werden, kann auch vollkommener werden das durch sie gegründete Haus. Wo ein Mensch sich selbst verwahrloset, da wird er auch immer mehr verwahrlosen das ihm Anvertraute. Das ist's, was Paulus meint, wenn er sagt, daß man trachten solle, nicht selbst verwerflich zu werden, während man Anderen predige. Dazu gehören neben andern noch vorzüglich drei Gaben.

Vor allem ein Herz, Kinder zu lieben, als ob es die eigenen wären, in väterlichem und mütterlichem Wesen diese Liebe zu äußern, daß sie den Kindern wirklich zu Vater und Mutter werden, alles Fremdartige schwindet.

Sie müssen entsagen können allem, was nicht in's Leben dieser Kinder gehört. Diese dürfen weder verwöhnt, noch darf ihre Begehrlichkeit gereizt werden; sie müssen von Jugend auf lernen, daß im Entbehren ein weit solliderer Reichthum liegt, als im Besitz. Darum müssen die Eltern mit dem Beispiel vorangehen, die Begehrlichkeit ablegen, mit Kreuzern haushalten, als ob es Königreiche wären, aber ohne Geiz, und es dahin zu bringen suchen, daß ihr Haus, wie es in jeder gesunden Familie sein soll, sich hauptsächlich nährt aus dem Er-

trag der gemeinsamen Thätigkeit, doch also, daß das Wesen der Kinder nicht aus dem Auge verloren, das neue Vaterhaus ihnen nicht ein egyptisches Diensthaus wird. Endlich müssen sie ausharren können in der schweren Arbeit, die jeden Morgen neu wird, ohne durch Ungeduld überwältigt, ohne müde und matt zu werden; sie dürfen sich nicht anstecken lassen von der Sucht, in äußerem Wechsel das flüchtige Glück zu suchen. Vater und Mutter laufen nicht von den Kindern fort und verzweifeln Jahre lang nicht an ihren Kindern, arbeiten ohne Unterlaß, aber nicht nur an den Kindern, auch an sich, damit keine eigene Blöße jahrelange Arbeit zerstöre; sie fordern von den Kindern nicht mehr sittliche Kraft, als von sich selbsten, sondern gehen ihnen in derselben jederzeit voran. Wer ausharret bis an's Ende, der wird selig! soll Aller Wahlspruch sein. Unendlich nachtheilig liegt der nie endende Wechsel der Lehrer auf den Schulen; hier würde er geradezu zerstörend einwirken: denn wie schwer ist's, einer solchen einmal gestifteten, mit einem eigenen Gepräge ausgerüsteten Familie neue Eltern zu geben, die nicht aus ihr selbst herausgewachsen sind, die ein eigenes Gepräge mit sich bringen und durch das Aufdrücken dieses neuen Charakters den übeln Eindruck erzeugen, der hauptsächlich Stiefeltern anrüchig macht. Ich bin überzeugt, daß im Allgemeinen, z. B. in einer Stiefmutter, nicht böser Wille, sondern eben das Neue, das sie der bereits gestifteten Familie aufdringt, so widerwärtig wirkt. Je unbedachter, anmaßlicher sie ihre Natur walten läßt, um so widriger wird sie. Allerdings kommen dann sehr oft Eitelkeit, Bosheit und Eifersucht noch dazu.

Daß ich die Lehrfähigkeit in allen nothwendigen Schulfächern nicht unter die ersten Nothwendigkeiten zähle, möchte auffallen. Allein ich meine, daß, so wünschbar sie im Allgemeinen ist, sie doch nicht die Haupteigenschaften der Eltern bildet und gar wohl eine herrliche Freistätte sich denken läßt in welcher die Eltern selbst in vielen Fächern nicht zu unter-

richten vermöchten, und auch lassen sich Freistätten denken von herrlichem Erfolg, in denen nur die einfachsten Fächer, und zwar sehr einfach, gelehrt würden. Hier ist schon ein Aeußeres, wo kein bestimmtes Modell gelten darf. Es wäre tödtlich Gift, wenn die heutige Schulmeisterei mit ihrem Sinn und Schein, ihrem Wesen und Wissen, ihrem Streben und Thun, ihrem Glauben und ihrem Gutdünken in diese heiligen christlichen Freistätten brechen würde, es wäre viel schrecklicher als ehedem das Einbrechen der Hunnen in christliche Klöster.

Nun ist's allerdings selten in unsern Zeiten, Menschen zu finden, die den Werth ihres Lebens messen nach der Höhe ihres Berufs und nicht nach den äußern Ausstattungen und Annehmlichkeiten desselben. Genuß und Tändelei mit dem Leben scheinen die Hauptsachen geworden zu sein, und ohne unabhängiges Vermögen zu sein, von dem man in bequemem Nichtsthun leben kann, zur Arbeit gezwungen zu sein, ist zu einem Unglück geworden; wer arbeiten muß, ist sich und Andern ein Gegenstand des Mitleids. Er hat nicht Vermögen, sagt man mit bedauerlichem Achselzucken vom tüchtigsten Mann.

Ganz besonders ist der Beruf des Weibes verrückt worden. Gott hat das Weib nicht geschaffen zur Sklavin, daß es den Mann nähre, während er auf der faulen Haut liegt, tubaket und Feuerwasser trinkt, aber sicher eben so wenig, daß es den Bündel vorstelle, den der Mann schleppen muß, daß es sich nur nähre durch ihn, nur durch ihn zu Freuden und Genüssen komme, oder daß es sich mit seinem Eingebrachten von allen Pflichten loskaufe und daneben mit andern Weibern wetteifere, wer die Haare am schönsten flechten, am anständigsten nichts thun, am geläufigsten über nichts reden, am graziosesten vor andern Leuten les honneurs machen, en famille aber die Abgespannte, Unbefriedigte, Angegriffene, Capriciöse am besten spielen könne. Das Weib soll die Gefähr-

tin des Mannes sein in Treue und Liebe in jeder Lage; es soll mit ihm theilen die Arbeit oder ihn unbeschwert erhalten zur Arbeit; es soll die Mutter der Kinder sein und nicht tanzen, während der Mann und die Kindermagd sie zur Ruhe legen und wiegen; es soll sorgen und walten im Hause, während der Mann seiner Arbeit nachgeht; es soll nicht Hemder und Strümpfe, Kinder und Küche über Novellen oder Visiten vergessen; es soll nicht die Nase rümpfen, wenn von zerrissenen Strümpfen die Rede ist, und sich kreuzigen, wenn die Wäsche naht. Wie da doch bei nahender Wäsche, als ob sie die Hundstage wäre, Donnerwetter streichen über viele Weibergesichter, wie der Mann kusch machen möchte und sich doch nicht klein genug machen kann, wie da die Gesichter wachsen bis in den Boden hinab und die Seufzer steigen bis zum Himmel auf und nicht einmal mehr die Katze laut miauen darf, geschweige denn die Kinder etwas fragen — es ist wirklich gräßlich, es ist gräßlich, wenn eine immer wieder kehrende Hausarbeit so zum Berge wird, eine solche Stimmung in die Häuser bringt, den Kindern auf ihr Lebenlang einprägt, wie gräßlich es sei, wenn man einige Tage sich etwas mehr anstrengen, zu Hause bleiben muß, wenn man ihre Phantasie von Jugend auf so vergiftet, daß sie sich bei vieler Arbeit unglücklich denken müssen. Das Weib ist so wenig zum Reden allein geschaffen, als der Mann. Frage man, was gebildete Weiber vorstellen in ihren Häusern, deren Bildung man nur beim Schwatzen merkt; frage man nach den gebildeten Männern in den Rathsstuben, was ihre langen Reden nützen, wenn sie nur der Deckmantel der Faulheit sind. Frage man doch, was einst Kinder für Weiber werden, die man von Jugend auf dem Hause entfremdet, aller Theilnahme an den häuslichen Freuden und Leiden entzieht, und deren Körper man in Anstrengungen zerrüttet, daß er zu jeder Anstrengung untüchtig wird, in Anstrengungen, die oft eben so unsinnig als nutzlos sind für den eigentlichen Ernst

des Lebens und des Weibes Beruf, der in höheren und niedern Ständen nicht so verschieden ist, als man meint.

Eine solche Mutter paßt in eine solche Familie nicht, und solche Mütter, die an dieser Weichlichkeit krank liegen und viel vorstellen, viel genießen, aber wenig sein, wenig thun möchten, findet man durch alle Stände, auch in den niedern, häufiger als man meint. Eine Mutter, wie wir sie bedürfen muß des Mannes Last theilen können und wollen, muß sich genügen lassen können mit Arbeit und der Liebe der Kinder, statt aller andern Genüsse. Sie darf in Ungenügsamkeit nicht die Haussäure sein, die alles verbittert: sie muß die Haussonne sein, die alles heiter und lieblich macht.

Aber wiederum ist's merkwürdig, daß in dieser Unnatur, welche besonders das weibliche Geschlecht ergriffen hat, gerade dasselbe eine unaussprechliche Leere zu fühlen beginnt, daß es zu fühlen beginnt, wie ihm alle Bedeutung, jeder gesunde Halt im Leben abgeht, daß ihm zu Muthe wird, wie einem Verirrten, einem nicht ganz verdorbenen Menschen nach durchschwelgten Tagen. Aus diesem Gefühl der Leere hervor geht das weltsche Geschrei nach Emancipation der Weiber, ihre Empfänglichkeit für politisches und pietistisches Treiben, in dem sie eine Rolle spielen können, gehen die unaussprechlich rührenden Klagen eines Mädchens über den Mangel eines Wirkungskreises hervor, das endlich in seinem Jammer ein Hündchen kauft, demselben sein Leben weiht und in diesen Sorgen sich beglückt fühlt.

Aber denn doch wird man passende Ehen finden, und wegen dem entstehenden Bedürfniß nach etwas Besserem werden sie sich immer häufiger finden. Vollkommen werden sie nie sein, aber nach dem Besseren, Höheren strebend, und dieses Streben nach dem Bessern, Vollkommnern findet sich am öftesten in der Ehe, wo Liebe ist, wo eins das andere ergänzt, die Kraft des einen der Schwachheit des andern aufhilft, das eine die Tugenden des andern annimmt, während

es die eigenen Fehler ablegt. Und wie Kinder Eltern heiligen, besonders Mütter, und bereits aus manchem Aeffchen oder Püppchen eine tüchtige Mutter gemacht haben, so hat auch eine solche Familie etwas Begeisterndes, auf die Eltern Rückwirkendes, erhebt die Seele, stärkt zum Ausharren, zum Treubleiben bis an's Ende. Es werden hundert Schulmeister ihre Schulen verlassen, ehe ein Ehepaar, wie ich es mir denke, den Bund mit den angenommenen Kindern zerreißt und sie auf's neue zu Waisen macht.

Je mehr das Bedürfniß schreit, mildthätige Augen ein frommes, begabtes Ehepaar zur Stellvertretung suchen, desto mehrere werden sich darstellen. Ich bin überzeugt, der Gedanke, verlassene Kinder an die Brust zu nehmen, sie für die Welt zu stärken, für Gott zu erleuchten, wird ältere Herzen bewegen, wird besonders wie ein heller Blitz jugendliche Gemüther entzünden, wird begeistert strahlen in denselben, bis der Wunsch Gewährung gefunden. Wie Viele wenden sich nicht der Heidenbekehrung zu in glühendem Eifer, verlassen Väter, Mütter, Vaterland, wandern hin in die Länder, wo die Sonne unerträglich brennt, das Eis den Blutlauf hemmt, zu Menschen, den Thieren ähnlich, ringend mit dem Nothdürftigsten, um diesen das Evangelium zu bringen!

Müssen dann nicht auch Andere ergriffen werden von heiligem Erbarmen mit den magern oder aufgedunsenen, blassen, gelblichten Gesichtern, die zerlumpt und barfuß an unsern Thüren klopfen, die verwildert an und auf den Straßen liegen und lungern, die mit unglücklichen Gesichtern unsern Kindern zusehen, wie diese munter ihr Brod essen, die mit frechen Gesichtern spähen nach allem, was nicht nagelfest ist, von heiligem Erbarmen ergriffen werden, wenn sie die Eltern oder Pflegeeltern dieser Kinder sehen, ihr wüstes Treiben, ihr heilloses Verwahrlosen alles Guten, ihr heilloses Pflanzen alles Bösen, ergriffen werden von heiligem Erbarmen bei dem Gedanken, daß Tausende dieser armen Kinder an der Brust treuer

Eltern geistig und leiblich erwarmen, für den Himmel gewonnen werden könnten, die sonst in namenlosem Elend zeitlich und ewig untergehen? Und sollte es denn ein besser Werk sein, die Seelen jenseits des Meeres zu suchen, als derer sich anzunehmen, die Gott eigenhändig uns vor Augen gestellt, die er bloß und verwahrlost zu unsern Füßen kriechen läßt? Befiehlt wohl Gott, daß man die eigenen Kinder verschmachten lasse, um der Rettung anderer nachzugehen? Soll man denn Rath haben für Andere und keinen für sich?

Ich meine nicht, daß man der Heiden sich nicht erbarmen solle, aber auch nicht vergessen, was Jesus dem cananitischen Weibe sagte, nicht vergessen, wie wir denn eigentlich Brüder lieben können, die wir nicht sehen, wenn wir denen, die wir sehen, keine Liebe zeigen, nicht vergessen, daß der Segen Gottes beim Missionswerk nur dann ist, wenn die Menschen nicht mehr jedes auf den Straßen aufgegriffene Individuum, dem man einige Floskeln beizubringen im Stande ist, für ein auserwähltes Rüstzeug Gottes wollen gehalten wissen.

Doch, ich bin überzeugt, auch unsere Kinder werden Herzen anziehen, begeistern: wo das Bedürfniß schreit, da läßt es Gott an Erweckten nicht fehlen.

Man wird nicht wählen müssen solche, die ohne Beruf sich zu diesem Werke drängen wie zu einem Pöstlein, um eines größern Einkommens willen, um ihr Licht besser leuchten zu lassen, wie es ihnen ihr Dünkel vorspiegelt. Und wenn ein solches Ehepaar sich hineindrängen würde, man müßte es alsobald wieder hinausdrängen: es darf keine solche heilige Freistätte zu einem verruchten Pöstlein werden; es darf kein solch Pöstlein in heiligem Kreise geduldet werden.

Und wo die Leute sich finden, da findet sich auch das Geld. Der Sinn für Wohlthätigkeit ist groß in unserem Ländchen, der Geber sind viele, und wenn erst die Augen derselben auf dieses Werk gerichtet, ihre Herzen ihm gewonnen sind, ihr praktischer Sinn das Praktische der Sache gefaßt hat,

so fehlt es am Gelde sicher nicht. Unsere Blätter wimmeln von Ansprüchen auf die Wohlthätigkeit des Publikums, und bald darauf wimmeln sie von Anzeigen erhaltener Gaben.

Es giebt sehr viele Leute, welche immer eine offene Hand haben, das Geben als eine Art Abgabe von ihrem Vermögen betrachten, eine jährliche Summe dafür aussetzen und dieselbe nun hingeben, wie sie können und mögen, ohne besonders in's Auge zu fassen, wem und für was sie geben. Es giebt sehr viele gutmüthige Geber, die keinem Bettler widerstehen können. Um diese drängen sich die unverschämtesten, schlausten Forderer, reißen ihnen die Gaben fast aus der Hand, wissen zu weinen und zu seufzen, Geschichten zu erzählen und sich elend zu machen, sich zu empfehlen, daß Einem ordentlich das Herz schlottert. Diese gutmüthigen Leute sind daher nicht Meister ihrer Gaben, wissen nicht, wer sie erhält, wie sie angewendet werden, ob die Gabe zum Sündengeld wird, oder ob sie einen guten Geruch vor Gott hat. Das sind die Leute, welche die immer zahlreicher werdenden Bettler ernähren, die nie endenden Steuersammler, denen Ziegen gefallen sind; ja, ein Mädchen lief um Steuer aus, weil ihnen am Morgen die Kaffeekanne gespalten sei. Dieser Leute Gaben locken die Kinder von Haus zu Haus, von Sünde zu Sünde, bis ihre Seelen im Bettel verloren gehen; sie nähren den Müssiggang, die Frechheit, die geheime Ueppigkeit; sie werfen ihr Geld in einen bodenlosen Schlund, in dem nur giftige Pflanzen wuchern. Sie haben dann sehr oft leere Hände, wenn eine gute Gabe von ihnen demüthig gefordert wird. Wenn doch die Leute dächten, daß nicht Gaben Gott wohlgefallen, sondern das Herz, das die Gaben giebt, und daß Gott dem Menschen den Verstand gegeben, daß er ihn anwende auch im Austheilen seiner Gaben! Streut doch ja der Mensch Korn und Waizen nicht in die strömenden Wellen eines Flusses, nicht in den Koth der Straßen, nicht unter Dornen und Disteln, sondern in guten, ausgewählten Boden, warum denn seine Gaben

leichtsinnig in's Blaue hinaus, ohne Kümmerniß, wohin sie fallen, was sie bewirken mögen? Wissen die Menschen denn nicht, wie ganz verschiedener Segen den Gebern von ihren Gaben zuwächst, wie die Geber ohne anders die Früchte ernten müssen vor Gott, welche ihre Gaben getragen, in so fern bedachtes oder leichtsinniges Geben an den Früchten schuld war? Auf diese Weise wird jährlich eine Summe verworfen, verschleudert, die weit größer ist, als man sich denkt. Wenn nur ein Theil dieser Summe der Ausführung der dargestellten Idee zugewendet würde, so könnten viele Kinderseelen gerettet werden, die ihre Wohlthäter vor Gott loben und preisen würden, während diese Summe leichtsinnig gegeben in verlockten Bettelkindern Ankläger vor Gott ihnen erweckt.

Ihnen gegenüber stehen allerdings viele Mißtrauische im Geben, sie sind geprellt worden und wollen nur mit eigenen Händen Gaben zutheilen, wo das eigene Auge die Nothwendigkeit erkannt hat. Diese mißtrauen in der Regel allen öffentlichen Aufforderungen, allen Anstalten, allem so genannt Gemeinnützigen; bald halten sie eine Sache für eine Grille, bald für eine Prellerei. Leider liegen eine Menge Erfahrungen vor, daß zusammengebettelte Gelder auf das schnödeste mißbraucht werden, Steuren bei Brand oder Wassernoth eine wahre Teufelssaat sind, daß in Anstalten, wo frommer Sinn jeden Kreuzer zusammenlegte und mancher Kreuzer von armen Wittwen kam, das Geld auf heillose Weise verschleudert wurde, das dritte Plättli eine merkwürdige Rolle spielte in der Geschichte des Hauses. Ueberhaupt giltet theure Wirthschaft in solchen Anstalten als schwerer Vorwurf und ist es auch. Wo die Kinder jährlich auf fünfzig bis sechszig Thaler und mehr zu stehen kommen, da entstehen billig Bedenken gegen solche Anstalten. Nun sollen die Kinder in ihren Bedürfnissen nicht verwöhnt, den untern Schichten der Gesellschaft gleich gehalten werden, es soll strenge Sparsamkeit im ganzen Haushalt herrschen. Einen solchen sparsamen, landsüblichen Haushalt

können aber nur Einheimische, nicht Fremde führen. In dieser Beziehung sind Toggenburger und Appenzeller schon Fremde im Canton Bern. Sollte aber ein in guter Anstalt erzogenes Kind auch mehr kosten als zehn Thaler, wie man sie an Mindersteigerungen hingiebt, Leute so bedenkt, ob ihr dieses zum Vorwurf und gegen Armenanstalten geltend machen wollt.

Allerdings giebt es viele Grillen in der Welt, und für viele Grillen wurde gebettelt: aber was hier vorgeschlagen wird, ist keine Grille, man untersuche mit dem mißtrauischsten Blicke; man braucht auch das Geld nicht in fremde Hände zu legen, nicht für dieses, nicht für jenes Haus bettle ich; man lege selbst Hand an und reihe neue Familien eigenhändig an dem großen Werke. Ich bin aber auch überzeugt, wenn die mißtrauischen Leute sich entschließen, mit eigenen Augen zu prüfen, so werden sie sich überzeugen, daß diese Sache über der Mode, über der Politik steht, im reinen Gebiet christlicher Liebe, wo zwischen Halblein und Guttuch kein Unterschied mehr ist, wo jeder brüderlich die Hand sich bietet, wer es brüderlich mit den Brüdern meint. Ich bin überzeugt, sie fassen es, daß bei großen Werken ein Einzelner nichts vermöge, daß große Werke durch gemeinsame Kräfte ausgeführt werden müssen, daß in dem Entziehen von allem Gemeinsamen doch eine Art Selbstsucht liege oder wenigstens eine Unfreundlichkeit, die wie eine Ueberhebung erscheint oder wie eine Muthlosigkeit, die an Anderer Einsicht und Treue, an der Möglichkeit irgend einer allgemeinen Hülfe verzweifelt. Auch diese werden sich anschließen, wenn sie sich zum Prüfen entschließen, und gerade diese gebieten über große Mittel.

Dann haben wir eine große Menge, welche auch giebt und zu geben hat, aber bei diesen hat das Geben immer die Liebe zum Behalten zu überwinden. Es sind bei ihnen, ich will nicht sagen der Eigennutz, aber doch die Liebe zu dem, was man hat, der Kummer, nicht genug zu haben, vorherrschend und bilden Schanz und Graben um Geld und Gut;

und diese Schanz und Graben stürmt weder eine inwohnende Liebe zu Andern, noch eine eigenthümliche Begeisterung: Schanz und Graben müssen von Andern gestürmt werden, will jemand etwas von diesen. Hat man von ihnen Gaben erobert, so kömmt es ihnen wie eine Niederlage vor, ein eigener Unwille schleicht ihnen durch alle Glieder, sie können sich von dem Gedanken lange nicht losmachen, wie fatal es doch sei, immer die Hand im Sacke haben zu müssen; sie können die Hand lange nicht aus dem Sacke bringen, von der entstandenen Lücke weg. Sie sind reuig, daß sie nicht weniger gegeben, und brummeln über den, tragen es ihm nach, der sie zum Geben bewogen hat. Und doch geben sie, besonders wenn die Namen auf Subscriptionslisten aufgefaßt werden.

Ja, von diesen Leuten sind noch viele zuweilen aufzurühren, zu entflammen, sie kriegen recht großmüthige Wallungen, und wenn jemand gleich bei der Hand ist, ihre Rührung mit einem Teller oder einer Büchse aufzufangen, so klingt sie reichlich und schön, diese Rührung. Ist aber niemand bei der Hand und kömmt das kalte Blut wieder, so finden sie, weniger sei auch genug, finden das Wenige alle Tage noch zu groß, bis sie endlich vielleicht schon am dritten Tage zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch nur etwas zu geben die größte Thorheit wäre. Aber man klopfe nur muthig an diese Häuser, man rühre diese Herzen um und um und halte rasch den Teller dar und fasse die Gaben auf: betteln für Andere darf der brave Mann, und unverschämt geheißen zu werden beim Betteln für einen heiligen Zweck ist keine Schande. Wie der Eigennutz die Leute panzert, daß sie nicht mehr roth werden können und ihre Herzen keine Schmach fühlen, so panzere man sich mit der Liebe gegen alle Vorwürfe und Gesichter des Eigennutzes und lasse an ruhigem Gewissen gleichmüthig abprallen die Seufzer gepreßter Geldbeutel. Man würde staunen über die Summen, die man zusammen bringen kann, wenn einmal die Idee Boden faßt, man die Herzen in beide Hände

zusammenfaßt und sich verständigt über das Werk, welches das eigentliche schweizerische Nationalwerk sein sollte, ein ächt republikanisches, ein ächt christliches. Man schrecke nicht vor seiner Größe zurück: wie oben gesagt, im kleinen Ländchen ist es so groß nicht, ein kleiner Anfang soll niemand abschrecken; wer Millionen gewinnen will, muß auch beim Kreuzer anfangen. Und wenn man nur alle Jahre einige tüchtige Menschen in's Leben stellt: diese tragen wieder eigene Kräfte in sich, sind neue Faktoren, die dem Werke neue Ausdehnung geben, neue Hülfe bringen. Was an ihnen gethan worden, das werden sie auch an Andern thun wollen. Es trug mir diesen Sommer ein Knabe von Schwyz nach Goldau den Habersack. Er war bitter arm und nährte zum Theil seine Familie. In Lowerz ließ ich ihn einen Rest Brod mitnehmen, an dem er sichtbar hungrig abbiß. Ein klein Kind an der Hand seiner Mutter begegnete uns. Schnell theilte der Knabe sein Brod und drückte dem kleinen Mädchen die eine Hälfte in die Hand, das darüber gar holdselig lächelte und der Mutter die Gabe wies. Ich frug den Knaben in meinen praktischen Gedanken: Aber warum hast du das Brod nicht selbst gegessen oder es den Deinen nach Hause gebracht; du weißt ja nicht einmal, ob das Kind es nöthig hat oder nicht? Herr! sagte mir der Knabe, als ich jung war, hat mir auch hier und da ein Mensch ein Stücklein Brod gegeben, und das hat mich dann gefreut, ich kann euch nicht sagen, wie, und da habe ich gedacht, als ich jetzt auch Brod hatte, es werde das Kind auch so freuen, wie ehemals mich, und gab es ihm. Und es hat's gefreut, es hat's gefreut, sagte er mit leuchtenden Augen.

Da dachte ich, daß noch immer den Unmündigen dieser Welt gegeben, was den Verständigen verborgen sei, und faßte neuen Muth zu dem großen Werke — denn wenn dieser unmündige, kindliche Sinn wieder gepflanzt werden kann, so wird er Berge versetzen, und mitten in den Morast sind Säulen eingerammelt, wo das Austrocknen beginnen muß, von wo

es sich ausbreiten muß. Man pflanze sich also später wirkende, neue Kräfte, und was diese jungen und gesunden Kräfte vermögen werden, das kann man in fünfzig, in hundert Jahren sehen. Und was sind hundert Jahre im Völkerleben? Und wer nicht für hundert Jahre hinaus arbeiten kann, was wird der vor Gott sein, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind? Sollte hie und da der Glaube noch schwach sein, sollten die Mittel der Gläubigen zum Anfang nicht ausreichen, wohl aber Muth zum Anfang da sein, der Beweis vorliegen, daß sie das Rechte erkennen und es auf die rechte Weise versuchen: da soll der Staat aushelfen ohne Zaudern, ohne Knausern. Er soll zeigen, daß, wenn er auch das Werk nicht selbst unternehmen kann, er dann doch seine Nothwendigkeit erkenne und nicht nur Sinn habe für Wegknechte und Landjäger, sondern auch für das Köstlichste im Menschen. Es weiß eigentlich niemand besser, als die Regierung, wie groß die Armennoth ist; sie hat Tabellen darüber, welche ihr über alles Punktum Auskunft geben.

Indessen werden der Ausführung der Idee nie alle Menschen zugethan werden, sondern ihr widerstreben mit all ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Ich rede nicht gerne von diesen Leuten. Aber, wie man vor dem Beginn eines Kampfes den Feind in's Auge faßt und mißt, so müssen auch diese Feinde gemessen werden, damit ihr drohendes Aussehen niemand schrecke. Jedem Neuen steht eine große Masse entgegen und sucht es zu hindern, und diese Masse hat Gott geordnet, man täusche sich darüber nicht. Sie ist es, die Ordnung bringt und Besonnenheit in den Fortschritt. Ihr Widerstand ist die Römle, welche Spreu vom Kern scheidet, welche zum Prüfen zwingt und zur Vorsicht, welche Zeit gewährt, Wurzeln zu fassen und zu erstarken, welche das Kind nicht mit dem Bade ausschütten läßt oder, wenn es geschehen, es wieder aufzulesen zwingt: der in den Menschen gelegte Verbesserungstrieb würde ohne sie zur Neuerungssucht werden, und diese würde in vierzehn

Tagen mit Menschen und Vieh, mit der ganzen Erde überpurzeln. In dieser Masse, die allem Neuen, der Ausführung jeder Idee widerstrebt, sind nun eine Menge guter Leute, die es eigentlich gut meinen, die aber einen Gedanken nicht zu prüfen vermögen, die bloß das zu beurtheilen vermögen, was ihre Augen sehen, ihre Hände betasten können, die endlich an das Neue sich gewöhnen, wie sie des Alten gewohnt waren. Gegen diese fechte man nicht mit Gründen: die Anschauung, die ihnen geboten werden kann, wird sie nach und nach überwältigen und gewinnen.

Hingegen giebt es in dieser Masse noch Andere, die ich zeichnen muß einmal: vielleicht erkennen sich die einen oder andern in diesem Spiegel wieder und erschrecken ob ihrem Antlitz. Es giebt eine Menge Menschen, welche keine wohlthätige Ader im Leibe haben, welchen jede Ansprache Grimm und Weh verursacht, welche nie freiwillig geben, ehrenhalben die einen zuweilen etwas, andere auch um der Ehre willen nichts. Es ist bei diesen Menschen nicht immer nackter Geiz: oft eine übertriebene Sorge für ihre Familie, ein schnödes, unchristliches Ueberheben über ihre armen Brüder; sie helfen höchstens einem verarmten Vetter, weiter hinab auf die Canaille erstreckt sich ihr Mitleid nicht. Jedenfalls ist da ein gänzliches Vergessen, daß wir alle unsere Güter von Gott nur zum Lehen tragen und jedem die Stunde schlagen wird, in der er Rechnung ablegen muß dem großen Lehnsherrn da oben. Diese unbarmherzigen Leute werden aber natürlich weder zu sich selbst noch zu Andern sagen: Ich bin geizig, selbstsüchtig, unbarmherzig, hochmüthig, werden nicht in sich den Grund des Nichtgebens suchen, nicht im Mangel christlichen Sinnes den Grund, daß eine christliche Idee sie nicht zu ergreifen vermag; sie werden den Grund ihres Nichtgebens in der Bettelei dieser Zeit im Allgemeinen und in jeder Sache, für die sie angesprochen werden, insbesondere suchen. Diese sind es, welche alle wohlthätigen Unternehmungen verdächtigen, Miß-

trauen säen gegen dieselben, ja, die hinter absichtlichen Verleumdungen ihre Hartherzigkeit verbergen wollen. Sie wollen nicht mit eigenen Augen sehen, wollen nicht alles sorgfältig prüfen und gemachte Erfahrungen unbefangen zusammenstellen, aber als ob sie alles gesehen, geprüft, erfahren hätten, brechen sie darüber den Stab, ziehen die Sache in's Lächerliche oder in's Absurde. Das sind die Leute, die auch diese Idee und ihre Ausführung bereits verdächtigen und verleumden, die weiß machen wollen, man erziehe auf diese Weise nur Taugenichtse und Schlingel, höchstens Agenten, man lese die schlausten Kinder aus und richte sie dann noch zu allen Streichen ab, und das sagen sie, wenn Tag für Tag ihnen gerade das Gegentheil davon vor Augen liegt. Sie verleumden den Sinn in solchen Anstalten, als ob er kein christlicher wäre; sie verleumden ihn, sie, die vorgeben, sie besäßen ihn; sie verleumden, denn sie haben sich nie die Mühe genommen, diesen Sinn zu untersuchen. Und wenn sie untersucht hätten, so wären sie kaum zu einer andern Meinung gekommen: denn, wenn man ihren Sinn, den sie zu Tage legen, mit der Meinung, die sie von sich unbefangen äußern, vergleicht, so muß man zur Ueberzeugung gelangen, daß sie selbst noch nicht wissen, was christlicher Sinn ist.

Andere Menschen, welche nicht ohne Wohlthätigkeitssinn sind, streben der Ausführung dieser Idee entgegen, weil sie direkten Nachtheil davon fürchten. Sie fürchten nämlich, die Kinder möchten so erzogen werden, daß sie auf mehr Lohn Anspruch machen könnten, daß die halbbatzigen Knechte und Mägde abnehmen müßten, daß sie zu größerem Lohn gezwungen würden. Aber, liebe Leute, was sind denn eigentlich halbbatzige Knechte werth?

Ein halbbatziger Knecht ißt gewöhnlich noch einmal so viel, als ein vernünftiger, während der vernünftige nicht nur mehr und besser arbeitet, sondern denn doch im Stande ist, den Meister zu vertreten, zu arbeiten zum Dank, ohne daß

er immer bewacht ist. Kommt, liebe Leute, doch einmal zur Einsicht, daß das Wohlfeilste gewöhnlich das Theuerste ist. Warum hat man auf den Höfen nicht Unterseenkühli? warum kauft ihr eure Pferde nicht von den Kachelfuhrleuten? Seid doch auch barmherzig! Ich kenne eine Magd, sie hatte zwanzig Franken, achthalb Thaler Lohn per Jahr, sammt einem Paar Schuh und einem Hemde, und dafür mußte sie dreihundertfünfundsechszig Tage an Wind und Wetter sein, das Wüsteste ausstehen, verdarb dabei vielleicht für sechszehn Thaler Kleider. Bedenkt, was soll das mit dem Mädchen für ein Ende nehmen; mit welchem Muth soll es arbeiten, wie soll es die Treue bewahren in seiner Noth? Ihr meint, Knechte und Mägde sollen immer gleich theuer bleiben; man sollte ihnen nicht mehr geben, als der Aetti und der Großätti ihnen gegeben? Aber warum verkauft ihr das Holz, die Butter, das Fleisch theurer, als Aetti und Großätti es gethan? Warum fordert man größere Hauszinse, als Aetti und Großätti? Warum giebt man weniger Land zum Pflanzen, als Aetti und Großätti? So kann das nicht gehen; so machen die Reichen die Armen immer ärmer, versperren ihnen selbst das ehrliche Fortkommen und müssen dann durch immer höher steigende Tellen ihre Sünden wiederum büßen. Zudem drängen immer mehr alle Dienstboten den Städten zu, wo bei weniger Arbeit größere Löhne sind. Diese Dienstboten sind aber wiederum schlecht erzogen, haben keinen sittlichen Grund, gehen in den Lastern der Städte unter und kommen aus denselben den Gemeinden als eine Last wieder zurück. So heben sich die Dienstboten nicht zur Selbstständigkeit, sondern sie sinken unter und müssen von der Gemeinde getragen werden. Es ist daher eine wahre Wohlthat für das ganze Land, wenn man Menschen erzieht, welche ein Gleichgewicht zwischen dem Werthe der Arbeit und dem Werthe der Produkte herzustellen vermögen, Menschen, die nicht mehr wie das Vieh an die Scholle gebunden sind, die auch die Arbeit des Landes nicht fliehen bei rechtem Lohn, die ihn

aber auch in den Städten suchen können, ohne darin unterzugehen; wenn man überhaupt Menschen erzieht, die sich zu helfen wissen in allen Treuen, die aus den Dienstjahren nicht als eine Bürde für die Gemeinden treten, sondern als gemachte Menschen, die das Fundament gelegt haben zu einem selbstständigen Dasein. Wahrhaftig es würde der Bauer bei tüchtigen, aber besser bezahlten Arbeitern nicht nur nichts verlieren, sondern er würde gewinnen, wenn er es recht bedenken wollte oder könnte.

Und wer Freude hat an halbbatzigen Diensten, der wird sie immerdar noch finden; er hat deßwegen nicht nöthig, an armen Kindern sich zu versündigen.

Andere zogen direkten, unmittelbaren Nutzen aus den armen Kindern, welche aus ihren Händen gerissen, besser erzogen, selbstständiger gemacht werden sollen. Es sind die Leute, welche diese Kinder verdingten, um sie auszunutzen; die, welche sie auf ihre Güter nahmen, um Knechte und Mägde zu haben, ohne ihnen Lohn geben zu müssen, sondern noch Lohn von ihnen ziehen zu können. Es haben viele solche Kinder bei sich, machen sie arbeiten von früh bis spät am schwersten Ort, senden sie äußerst selten zur Schule, kleiden sie auf das allerschlechteste, fluchen über jede Unterweisung, welche sie besuchen müssen, rechnen ihre Arbeit nichts, sondern nur die schlechten Kleider und das schlechte Essen, lassen es sich bezahlen, und das arme Kind soll später das schlechte Essen, die schlechten Kleider wiederzahlen, seine Arbeit aber muß es verlieren. Und wenn es unterwiesen ist, so soll es bleiben am alten Ort, man lockt es, macht ihm einen süßen Mund, verspricht ihm endlich Lohn, hält es so ein paar Jahre fest: ist der Lohn endlich bald fällig, so prügelt man es, daß es aus dem Jahre läuft und seinen Lohn im Stich läßt, oder beizt ihm fremde Sachen in sein Tröglein, untersucht dasselbe vor Zeugen, jagt es als Schelm fort, oder die Frau thut besonders zärtlich mit ihm, läßt sich vom Mann überraschen — und das arme Kind

ist verführt und um seinen Lohn betrogen. Alle die, welche so handeln — und solche giebt es, ich kenne sie, könnte sie beim Namen nennen, werden die erbittertsten Feinde sein eines Unternehmens, wodurch diese armen, heillos mißbrauchten Kinder aus ihren verruchten Händen sollen gerissen werden. Sie werden nicht nur nichts dazu beitragen, sondern darüber lügen, was sie können. Sie werden das Unvollkommene, das in jedem menschlichen Unternehmen liegt, ausbeuten auf die heilloseste Weise; werden jede Mücke zum Elephanten machen, was durch ein Nadelöhre geht, zu einem Kameel und werden, wenn das nicht hinreicht, lügen, heute dieses, am andern Tag das Gegentheil. So sagte einmal Einer, der um Beisteuer für ein solches Unternehmen angesprochen wurde, er gebe nichts, das erhaltene Geld werde nur versoffen, man führe ja alle Sonntage die Kinder in die Wirthshäuser; das andere Jahr aber sagte er, als er wiederum angesprochen wurde, er gäbe nichts, man gäbe den Kindern ihre Sache nicht, man ließe sie verhungern: und die Kinder schossen auf wie junge Tannenbäume und blühten auf wie Aepfelbäume.

Am feindseligsten diesem Unternehmen gegenüber steht der Neid, dieses grimmigste, häßlichste aller Laster.

Der Neid, der von unten herauf kömmt, den die Armen selbst gegen die äußern, die aus ihren Kloaken in eine bessere, reinlichere Welt versetzt werden sollen, die Gaben an sich ziehen, die sonst unvernünftig an Unvernünftige verschleudert wurden: dieser Neid ist nicht zu bekämpfen, wenig zu beachten, so wüst er auch ist, so oft er auch von den eigenen Eltern der armen Kinder ausgehen mag. Er wirkt wenig ein auf die öffentliche Meinung; er übt keinen Einfluß in den Behörden, keinen auf die Liebesgaben; er legt bloß Zeugniß ab, wie vorherrschend in dieser Klasse das Thierische ist, und wie grimmig sie losbrechen würde, wenn sie das Uebergewicht erhielte. Der Neid aber, der das Untenstehende nicht zu sich

herauf kommen lassen will, der Neid, der keinen Menschen, nicht geistig, nicht ökonomisch will aus den untern Klassen heraufwachsen lassen: dieser Neid ist's, über den ich noch einen Strahl meiner Blendlaterne will fallen lassen; denn der ist eigentlich in diesem Verhältniß der Antichrist. Es ist der Neid der Hochstehenden, der nicht gerne einen gemeinen Bürger reich werden sah neben den so genannten alten Geschlechtern, der ihrer Bildung nicht nur keine Bedeutung gab, sondern sie verhöhnte oder die Wege dazu versperrte, der nicht will, daß aus einem Tauner ein Bauer werde, aus einem G'husmann ein Hausbesitzer, der nicht will, daß Bürgerskinder oder Taunerssöhne einst den eigenen Kindern in's Licht stehen, in einer unabhängigen Stellung ein unabhängiges Wort zu gemeinsamen Angelegenheiten reden könnten. Dieser Neid waltet in Städten und auf dem Lande und trägt große Schuld an vielem Bösen und namentlich daran, daß den Armen nicht christlich und brüderlich aufgeholfen wird. Er findet es bald gut genug, was man für solche thut; er begehrt ihnen nicht aufzuhelfen, sie nicht auf festen Grund und Boden zu setzen; er füttert sie bloß ab, nothdürftig, wie man Spatzen im Winter füttert, damit sie nicht Hungers sterben; er verschleudert sogar das Geld an sie, aber er wendet absichtlich das Geld weder weise noch kräftig an sie. Dieser Neid will nicht, daß arme Kinder gut erzogen, ihre Fähigkeiten entwickelt, das in ihnen liegende Kapital frei gemacht werde. Solche D. Bettelbuben sollten ihnen dann nicht später kommen und ihren Kindern befehlen; das wäre ihnen eine lustige Sache, wenn solche mehr lernen sollten, als Baurensöhne; das werde einst schön herauskommen, wenn man solchen alles anhänge, man sei schon jetzt nicht vor ihnen sicher. Ihre eigenen Kinder wollen sie aber nicht besser erziehen, wollen ihre Mittel nicht an den Menschen wenden, daß er etwas werde, sondern die Mittel an sich sollen ihnen Ehre, Ansehen, Vorzug geben, und den armen Kindern muß der Fuß vorgehalten

werden, damit sie nicht einst etwas werden, damit sie nicht einmal in die Sache hinein reden. Nun giebt es solche Leute, mit solchem Sinn und Trachten allenthalben; sie sitzen in Städten und Dörfern, in großen Räthen und Gemeindstuben und sperren gegen alles, was man für die armen Kinder thun will. Mit diesen Leuten ist nicht vernünftig zu reden, gegen ihre altadeligen Vorurtheile kömmt man mit Gründen nicht auf: deswegen auch würden einige lieber Heidenkindern, die über dem Meere wohnen, helfen, als eigenen Landeskindern, und andere würden Baurenkindern helfen, sich ihrer annehmen, aber ihre Burgerskinder hätten sich keines gnädigen Blickes zu trösten. Das sind so genannte Stockaristokraten, und diesen kann man es nicht begreiflich machen, was christlich ist, was des Vaterlandes Heil ist, was vor unendlichem Unglück bewahren kann.

Und wenn die Welt in Trümmern ginge,
Wenn nur die eigene Nase zu oberst hinge!

Dies ist dieser Leute Wahlspruch.

Ich bin überzeugt, wenn man diesen Leuten es auch mit Zahlen handgreiflich darthun könnte, daß einzig und allein auf diese Weise die Tellen verringert, verhindert werden könnte, daß die Armen die Reichen nicht auffressen, wie die sieben magern Kühe auch die sieben fetten gefressen zu Josephs Zeiten, daß, wenn sie jetzt die Hand böten zu einem gemeinsamen Werk, ihre Kinder und Kindeskinder vielleicht die Hälfte weniger tellen müßten: man würde sie nicht bewegen, sie würden sagen: man solle doch nicht Kummer haben für sie und zu seiner eigenen Sache sehen; sie hätten immer noch vermocht, zu zahlen, was man gefordert, und sie hofften, ihre Kinder und Kindeskinder werden es so gut als sie vermögen. Ja, sie wollten lieber noch einmal so viel tellen, als es je zulassen, daß solches Pack seine Finger in der Sache hätte. — Der Eigennutz ist groß in der Welt und ist wüst, aber wenn

mit dem Eigennutz sich der Hochmuth paart, so giebt das eine Ehe, vor welcher selbst dem Teufel graut.

Diese Leute alle werden gegen die Ausführung streiten, allein sie vermögen nichts gegen sie, als daß sie zur rechten Besonnenheit und Vorsicht treiben, als daß sie durch ihren Widerstand so recht zum Bewußtsein bringen, was man will, und was die Sache soll.

Wenn einmal diese Sache der Welt klar geworden, so werden unglaubliche Kräfte auf diesem Punkte sich vereinigen und Unglaubliches vollbringen. Denn wie Viele sind denn doch noch unter uns, die glauben, daß im Tode nicht eine Vernichtung, sondern aus dem Tode ein Auferstehen sei zur Prüfung vor dem Vater! Und wer aufzuerstehen glaubt, möchte doch gerne das Bewußtsein mit sich nehmen, sich derer angenommen zu haben, welche Jesus hinterlassen unserer Liebe, damit wir seine Liebe gewönnen, möchte sein Scherflein beigetragen haben zur Rettung einer Seele, die viele Sünden bedecket, möchte Zeugen gewinnen vor des Vaters Thron, die sein Lob redeten. Und freundliche Blicke wird der Vater sicher für die haben, welche das Reich Gottes kräftig und frisch aufrichteten in dem verpesteten Sumpf, in welchem der Teufel hauste, der ewige Drache, der auf das Verderben der Seelen lauert Tag und Nacht, welche unverzagt diesem Drachen zu Leibe gingen und ihn aus seinem hundertjährigen Neste trieben. Ich glaube aber nicht bloß an die Ausführbarkeit dessen, was Pestalozzi wollte, an die Möglichkeit, daß es sich gestalten könne, sondern das, was bereits vorliegt, giebt mir die Ueberzeugung, daß es sich gestalten werde, denn dieses liefert den Beweis, daß die Idee bereits in's Leben getreten ist, und zwar so vielfältig, aber vereinzelt, hie und da, daß wenn man das Vereinzelte in Zusammenhang bringt und vereint gegenüberstellt dem zu beginnenden Werke, man in freudiger Ueberraschung eine bereits kämpfende Macht erblickt, wo man nur Ohnmacht wähnte oder Träume oder grillenhafte Versuche:

eine Macht, welche Siege erstreitet, Boden gewinnt und einmal vereint unaufhaltbar sein muß.

Siebentes Kapitel.

Die Ausführung.

Was Pestalozzi dachte, wünschte, was sein gelobtes Land ihm war, das versuchte Herr Fellenberg auszuführen.

Unstreitig gebührt Herrn Fellenberg nicht bloß die Ehre, sondern wirklich dankbare Anerkennung, den Gedanken, arme Kinder aus der Schwüle der Armenstuben, aus den Händen roher Verdinger zu nehmen und sie durch eine tüchtige Erziehung für ein selbstständiges Leben zu befähigen, dadurch der Armuth zu begegnen, ihr das Krebsartige, Aussätzige zu nehmen, zuerst auf seinem Hofwyl verwirklicht und den Kindern in Herrn Wehrli einen eigentlichen Vater gegeben zu haben.

Die Wehrlischule ward berühmt im ganzen Europa, zog königlich kaiserliche Augen auf sich, leistete den Beweis, daß man Arme erziehen könne ohne besondere unterhaltende Geldmittel; aus eigenthümlichen Gründen wollte dieselbe im eigenen Lande nicht wurzeln, nicht die rechte Anerkennung finden. Es gebührt Herrn Fellenberg aber nicht nur die Ehre (und wo ihm Ehre gebührt, da soll sie ihm auch gegeben werden in vollem Maaße) dieser Stiftung auf seinem Hofwyl, sondern die vielleicht noch größere, daß er die Verwirklichung dieser Idee nicht an Hofwyl knüpft, daß er auch nicht glaubt, in Hofwyl die Idee rein verwirklicht zu haben, sondern daß derselbe das Aufblühen von Familien zur Aufnahme armer Kinder nicht nur nicht hemmt, sondern dazu aufruft, es fördert mit Wort und That, daß er das Gute in Allen anerkennt, auch wenn dasselbe nicht sein Werk ist, auch wenn es sich in seinen Instituten nicht finden sollte.

Mehrere Vereine, in deren Mitgliedern ein frommes Sehnen nach einer besseren Welt aufging, erwarben sich großes Verdienst um solche Anstalten. Vielleicht entsprach das Gelingen nicht immer dem Willen, die Richtung wurde eine schiefe oder unpraktische; hier wurden Kinder für das Leben nicht abgehärtet, dort suchte man sie der Welt, in welcher sie doch einmal leben sollten, ihr Brod gewinnen mußten, zu entfremden, durch besondere Tendenzen zu vereinzeln. Indessen, wie auch die Richtung läuft, derselben liegt die rechte Idee zu Grunde, ihre Vorgänge brachten viele Erfahrungen, ihre Opfer verringern sich noch immer nicht, sie fließen unermüdlich und sollten manchen wecken, der diese Leute verachtet, viel redet vom Vaterland und Vaterlandssinn, der aber nur redet und daher den Verdacht erweckt, als ob solche Reden der Köder seien an einer Angel, mit dem er etwas angeln möchte, etwas, eine reiche Braut vielleicht, eine einträgliche Stelle meinethalben, einen Präsidentenstuhl sogar.

Die praktischen Glarner faßten es auf und versuchten mit Glück zwei Würfe mit einem Steine, sie versuchten, durch Entsumpfen von Land Menschen zn entsumpfen; die Zürcher machten Proben; die hochherzigen Appenzeller, deren Ländchen ein armes heißt, wo es aber für Gemeinnütziges, Wohlthätiges Hunderttausende sprudelt, und zwar Gulden, wie in keinem andern Lande Europa's, nicht einmal in England, griffen die Sache auf, stellten sie mächtig in's Leben, und auf ihr ruht sichtbarlich Gottes Segen. Diese Idee drang auch nach Deutschland hinüber, hinab bis da, wo außerhalb Hamburg das rauhe Haus liegt, eine Freistätte für verwahrloste Kinder dieser in vielen Beziehungen freien Stadt. In Würtemberg besonders sucht der König solche Freistätten aufzurichten; die Landstände Sachsens setzten sich auch, angetrieben durch den ehrwürdigen Diacon Lange, ein bleibend Denkmal, während Baierns König Abgötterei treibt und Klöster baut, vor seinem Bilde knien läßt, sich bald anbeten läßt und viel-

leicht noch sein Bildniß als Altarblatt in die neu erbauten Klosterkirchen schenket.

Es ist sieben Jahre her, daß man im Canton Bern so recht lebendig von den Armen, ihrer Noth, ihrer Abhülfe zu sprechen begann, daß man auf Rettungsmittel sann. Je größer das Geschrei der Armen nach Hülfe, der Reichen nach Beistand zu dieser Hülfe, je heilloser die Verwirrung oder Verirrung in der Armenbehandlung ward, je weniger der Staat, ich will nicht sagen, zu handeln, sondern nur zu reden wagte in dieses Geschrei hinein (vielleicht, weil er just nicht wußte — was?) desto mehr drang sich einzelnen die Einsicht auf: wie das Größte und Herrlichste immer aus dem freien Willen Einzelner ausgegangen sei, so müßten auch diesem Feinde einzelne in frommer Einigkeit, in kühner Begeisterung begegnen, wenn er überwältigt werden solle, und daß er überwältigt werden könnte, gab ihnen der Glaube Zeugniß, der nie an das Verderben glaubt, wo der Mensch sich helfen will und dazu Gottes Hülfe sucht.

Es entstund im Canton Bern der Verein für christliche Volksbildung. Dieser Verein wurde durch die Noth der Sache wie durch eine unsichtbare Macht vom allgemeinen Zwecke weg auf den besondern der christlichen Armenerziehung gedrängt und machte endlich dieselbe ausschließlich zu seiner Aufgabe. Er fand im Anfang gar nicht Anklang, die Sache selbst nicht, der Verein nicht; er wurde mißtrauisch angesehen zu Stadt und Land. Den Einen erschien er wie eine politische Grille, den Andern als eine pädagogische; Andern schien sein Treiben ein rationalistisches, ungläubiges; Andern kamen die Steuren, um die er bat, vor wie eine neumodische Abgabe, eine verblümte Telle. Die oben gezeichneten Feinde erhoben ihr Geschrei mit Macht und schüchterten dadurch eine Menge, die sich immer den lautesten Tönen zuneigt, ein, machten Andere mißtrauisch, und Viele, die keinen andern Halt haben und suchen,

als die Gunst der blinden Masse, ließen auch ihre Trompeten dagegen ertönen.

Aber die Freunde der Sache erschraken nicht, scheuten den geringen Anfang nicht: setzt man ja auch die Bäumchen klein und zart, die groß und mächtig werden sollen. Der Verein schritt zur That im Vertrauen auf Gott, im Glauben an gute Menschen, im Glauben an das Gute im Menschen, auch dem niedrigsten und jämmerlichsten, das nur auf Erlösung wartet, auf erlösende Hände, um zu keimen, zu wachsen, gute Früchte zu tragen da, wo sonst nur Unkraut wucherte. Wo ehedem Ritter Schlösser bauten zu weiter Uebersicht nach zu raubenden Gütern, zu fahenden Menschen, zu sicheren Herbergen des Raubes und der Räuber: da erheben sich als tröstende, versöhnende Lueg in's Land Freistätten für arme Kinder und winken herein über's Land, aufzuheben die an der Erde klebenden Augen heiteren Höhen zu, aufzuheben die im Schlamme der Erde sich wälzenden armen Kinder, sie emporzutragen auf die freie Höhe, näher dem Himmel zu. Da oben sollen sie genesen, sich aufrichten, sollen später als Kinder des Himmels, kräftig, rüstig, fromm, wieder in der Erde Thäler niedersteigen und da als treue Knechte des Lebens warten, bis der Herr sie von ihrem Tagewerk für immer nach oben ruft. Die beiden Familien zu Bättwyl bei Burgdorf, im Saal bei Sumiswald bildeten sich zuerst; denen schlossen sich die in Rütti bei Bern für Mädchen, in Langnau für Knaben an; es blüht eine neue bei Wangen auf, und eine andere ist noch am Geborenwerden. Im gleichen Zeitraume entstund die Musterschule beim Seminar in Münchenbuchsee, in der arme Kinder eigentlich nicht bloß geschulet, sondern erzogen werden; wurde seither als dem Zwecke nicht entsprechend aufgehoben. Die besondere, vom Staate geleitete Gemeinde der so genannten Landsaßen, d. h. Leute, die im Lande sitzen ohne Bürgerrecht an einem bestimmten Orte, erhielt zwei Anstalten zur Entsumpfung ihrer Kinder: in Köniz eine für Knaben, für Mäd-

chen eine zu Rüeggisberg. So werden gegenwärtig im Canton Bern (Hofwyl nicht einmal gerechnet, so wenig als die erst im Werden begriffene, von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gestiftete Anstalt in der Bächtelen bei Bern für verwahrloste Kinder) über vierhundert Kinder dem Elende entzogen und einem christlichen, tüchtigen Leben entgegengeführt. Das ist denn doch eine Zahl, welche Muth einflößen soll den Schwachgläubigen, daß da wirklich etwas abzubringen sei auf diese Weise, und noch sind die möglichen Hülfsmittel noch bei weitem nicht alle in Fluß gebracht; noch ist das begonnene Werk in seiner Idee, Bedeutung und Einheit den Wenigsten klar vor die Augen getreten. Und wenn auch die Liebe nicht größer würde, die Zahl der aufzunehmenden Kinder nicht vermehrt werden würde, so würde doch sicher schon diese Anzahl ein heilender Sauerteig für unser Volksleben.

Wenn man rechnet, daß Kinder im Durchschnitt sechs Jahre in einer Anstalt bleiben, so treten mithin alle Jahre sechsundsechszig aus. Wir wollen nun rechnen, daß von diesen dreiunddreißig wirklich gerettet wurden, während die andere Hälfte entweder in ihrem früheren Zustande nicht verloren gegangen wäre oder jetzt noch verloren geht: so sind doch alljährlich dreiunddreißig gewonnene Kinder eine herrliche Beute, wohl noch viel größerer Anstrengung werth, denn was ist eine Menschenseele werth! Aber nicht nur an und für sich sind sie von unnennbarem Werthe, sondern auch in Beziehung zu ihren Mitmenschen. In jedem dieser Kinder soll ein Mitkämpfer gewonnen sein gegen des Volkes Verderben, ein neues, besseres Element eingeschoben in's Volksleben. Und wenn dieses Kind einmal eine Familie stiftet und mit dem gewonnenen Geiste sie belebt, so rechne man doch nach, ob in einer Reihe von Jahren das Volk nicht auf eine sehr bemerkbare Weise erneuert werden könnte. Besonders, wenn dann noch in jeder andern Beziehung das Heil der menschlichen Seele besser in's

Auge gefaßt, von oben herab mehr Werth darauf gelegt, wenn alles Treiben nicht bloß gerichtet würde auf das Flüchtige und Vergängliche, sondern bezogen würde auf den Urgrund aller Dinge, auf das Alpha und Omega.

Diese vierhundert Kinder kosten ungefähr vierzigtausend Franken, wenn man durchschnittlich die Kosten für ein Kind zu hundert Franken anschlägt. Man rechnete sonst wenigstens hundertfünfzig Franken; in andern Ländern sind sie vielleicht noch höher. Sie sinken aber, so wie die Familien erstarken, die ersten schweren Jahre der Einrichtung überwunden, die Kräfte der Kinder entbunden sind, der Boden dankbarer wird, immer tiefer. Es giebt Anstalten, in denen die Kosten für ein Kind nicht mehr hundert Franken betragen, wo sie Jahr um Jahr noch sinken, also immer mehr Geld frei wird zur Errichtung neuer Familien, auch wenn die Quellen nicht reichlicher fließen sollten. Freilich mag es auf dem Lande, wo man Kinder für zwanzig Franken verdinget, manchen erschrecken, wenn er von hundert Franken hört, mag ausrufen: O' hä, da machen wir es doch wohlfeiler; das ist ja ein unerhört Geld; dafür könnte man fünfmal mehr Kinder verdingen; das heißt die Kosten für die Armen muthwillig vermehren, das Geld in Bach werfen! Aber sind nicht eben die zwanzig Franken in den Bach geworfen, welche man zahlt, um ein Kind auf das heilloseste verwahrlosen zu lassen? Wenn ein Kind um seine Seele gebracht wird, um jedes Lebensglück, und man zahlt dafür noch zwanzig Franken: ist das nicht nur zwanzigmal, nicht nur hundertmal, sondern hunderttausendmillionenmal zu theuer bezahlt?

Das werd nit sövli machen, wird mir mancher Kaltblütige sagen. Wohl, das macht sövli, Hans Joggi! würde ich ihm sagen: Warte nur, wenn du einst vor Gott stehst, wenn du ihm Rechenschaft geben mußt über dein Thun und Lassen, dann wirst du es gewahr werden, was für ein Unterschied es ist, eine Kinderseele verwahrlost oder gerettet zu haben; dann

würdest du nicht nur hundert Franken, sondern Finger um Finger, Blutstropfen um Blutstropfen geben wollen, um ein Kind, das du hast verwahrlosen helfen, zu retten — aber dann wird es zu spät sein, Hans Joggi. Darum denke daran, während es noch Zeit ist, Hans Joggi! — Und daß in diesen unter uns aufblühenden, unserer Zeit so eigenthümlichen Familien Kinder gerettet werden, das hoffe ich nicht nur, ich glaube es auch.

Wer in eine derselben trittet, fühlt gleich etwas Heimeliges, Ansprechendes; wohlig wird es ihm um's Herz, und er sagt wohl zu sich: Hier möchte ich Hütten bauen. Und wenn er weiter geht, so brennt ihm das Herz, er wälzt in sich Pläne und Vorsätze zur Beförderung dieser Familie, und manchmal noch im Traume wird er des Gesehenen nicht los. Wer darin herum geht, sieht wohl dieses und jenes, welches er anders möchte, sieht eine Seite mehr ausgeprägt als die andere, hört vielleicht nicht die rechten Antworten auf seine Fragen oder eine ihm nicht gefällige Methode in irgend einem Fache vom Munde des Vaters. Aber er sieht allenthalben fröhliche, muntere Kinder, nicht mehr das Stupide, Thierische auf ihren Gesichtern, welches arme Kinder so häufig bezeichnet. Er sieht in ihrer Haltung das Gefühl, daß sie Menschen seien, sieht in ihrem Aeußern eine Reinlichkeit, welche Tag für Tag die Kinder mahnt, auch inwendig rein zu werden. Er sieht allenthalben ein mehr oder weniger gelungenes Streben, der Seelen der Kinder sich zu bemächtigen und ihnen eine bestimmte, Menschen würdige Richtung zu geben: er sieht also mehr, als man in den meisten Ehen wahrnimmt, er sieht nicht nur das äußere Leben geordnet, sondern mit Bewußtsein auf das innere Leben eingewirkt.

Die meisten Menschen vergessen fort und fort die innere, unsichtbare Welt, die der Mensch in sich trägt, an der er mit schöpferischer Kraft arbeitet ununterbrochen; sie sehen nur auf das sichtbare Thun und Lassen und versuchen, dieses mit Wor-

ten und Schlägen bei ihren Kindern zu bestimmen. Es schiltet der Vater, es keift die Mutter; diese ruft früh aus dem Bette, jener jagt rasch an die Arbeit; er tadelt Fleiß und Geschick, während die Mutter kapitelt über die heutige Welt im Allgemeinen und die Kinder insbesondere — und wenn sie das gethan haben, so sagen sie, sie hätten ihre Kinder recht erzogen, sie wüßten es einmal nicht besser zu machen. Und während sie so erziehen, haben sie selbst die Fackel in's kindliche Gemüth geworfen, welche die Sünde in ihm zur hochlodernden Flamme bringt. Sie haben die innere Welt vergessen und drücken auf derselben ihr verdorbenes, in Sünden ergrautes Wesen Tag für Tag immer nachdrücklicher ab. Sie erwecken im Kinde durch Reden und Vorbild die Sinnlichkeit; sie zeugen selbst in der Seele des Kindes die böse Lust, welche mit sündigen Bildern gaukelt, bis diese Bilder mächtig werden, Leben und Gestaltung fordern (wie nach der Lehre Mahomeds gemalte Bilder von ihrem Bildner eine Seele fordern), bis sie ins Leben hervorbrechen als wirkliche Sünde, als jedes Hausglück verunstaltende Gebilde.

Dann flucht der Vater, heult die Mutter; sie heben ihre Hände auf gegen das arme, sündige Kind: sie begreifen nicht, daß sie selbst es waren, welche desselben inneres Leben vergifteten, daß nun eigentlich gar nichts Anderes zum Vorschein gekommen, als der Same, den sie selbst in dieses innere Leben geworfen, daß nur der Brand aus dem Dache herausgeschlagen hat, den sie selbst unter dem Dache angebrannt. Es ist das gar nichts Anderes, als worauf der Heiland den Pharisäern deutet, wenn er sagt: Aus dem Herzen kommen heraus arge Gedanken, Todtschläge, Ehebrüche, Hurereien, Diebstähle, falsche Zeugnisse, Lästerungen. Nun ist offenbar das das Schwerste, aber auch das Höchste in der Erziehung: Meister zu werden dieses innern Lebens, die Gedanken der Kinder zu erzeugen und zu richten, Herr zu werden des Höchsten in ihnen, ihrer schöpferischen Kraft.

Es gleichen die Kinderherzen Wienerflügeln, sind unendlich leichter noch zu verstimmen, und auf diesen Instrumenten sollten Eltern Meister sein, nicht bloß die Instrumente kennen, sondern auch die eigene Hand meistern, daß sie nicht Saiten zerbricht, falsch anschlagen läßt, gedankenlos sie mißhandelt, die eigene Aufregung die armen Saiten entgelten läßt.

Ich möchte noch ein ganz Anderes sagen: mir kömmt fast vor, als ob in den Kinderherzen zwei Minen verborgen lägen und beide ihre Brandröhren hinaufsendeten auf die Oberfläche: die eine Mine birgt die böse Kraft, von welcher jede Bewegung ausgeht, welche alle andern Kräfte in Bewegung setzt, welche auf des Herzens Grund es glitzern und funkeln läßt in nimmer ruhender Abwechslung, wie in eines Kaleidoscops merkwürdigem Bauche; in der andern Mine ruht die schlummernde Gotteskraft, welche aufbrechen soll im Menschen wie die Sonne über der Erde, welche strahlen und glühen soll im Herzen durch des Herzens Spiegel, des Menschen Auge, in alle Verhältnisse hinein, welche in einer eigenen Richtung den Menschen trägt durch die angefachte Begeisterung einem hohen Ziele zu. Nun fährt der Erzieher, er mag es wissen oder nicht, mit brennender Lunte am Kinde herum. Weh ihm, wenn er blindlings tappet; zweimal weh ihm, wenn er nicht weiß, was er will. Denn unter seinem Tappen tappt er auf die offene, weite Röhre, welche zündet in das Böse hinunter — und in wild wirbelnden Flammen steht des Kindes Herz; in feurigem Bogen sprüht aus ihm empor die Lust und der Neid und die Selbstsucht und die Eitelkeit und das Jagen nach allem, was dem gierigen Auge die wechselnde Erde vorführt, und das ist die inwohnende Hölle, deren Feuer nicht erlöschen will. Wohl ihm aber und dreimal wohl, wenn er mit Vorsicht und heiligem Eifer die Zündröhre sucht und findet, die nicht zu Tage liegt, sondern gesucht sein will, die hinunter führt in das Heiligthum, wo die Gotteskraft auf die Erlösung harrt. Einmal berührt, leuchtet sie auf, durchglüht

das ganze Wesen des Menschen und wölbet ihm sein Herz zu einem heitern Himmel, an welchem der Abglanz des ewigen Sabbaths schimmert, von welchem Muth und Kraft, Friede und Freude träufeln wie himmlischer Thau. Doch das ist ein Mysterium, das die Ahnung auffaßt aus dem wunderbar geheimnißvollen Reiche der Räthsel, welches uns umgiebt; mit Worten drückt man sich nicht aus, weckt höchstens die Ahnung auch in des Bruders Brust.

Aeußere Zucht und Ordnung dürfen daher nie die Hauptsache sein in der Erziehung; sie wirken oft nicht einmal so lange, als die Eltern über die Kinder die Ruthe schwingen. Darum schlagen Kinder strenger Eltern oft so fürchterlich über die Stange; darum werden oft Kinder braver, liebender, aber schwacher Eltern die fürchterlichsten Quäler derselben, eben weil sie in ihrer Schwäche Anlaß gaben, ja es selbst entzündeten, das innere zuchtlose Gedankenspiel. Wer aber traf und zündete das Göttliche, dem sprudelt nun aus reiner Quelle das innere Leben zu schönen Gestaltungen, der hat im Herzen selbst entbunden den Quell zu allem Schönen und Guten, dem verdirbt die Welt seine Kinder nimmer; ohne Ruthe finden sie den Weg: er kann ruhig sein Haupt hinlegen zum Tode.

In höheren Ständen wird im Kinde fast von selbst ein Streben geweckt. Schon das Reden von Papa und Mama weckt in ihm den Sinn, etwas zu werden in der Welt, so viel zu werden, als diese und jene, oder so reich als sie, giebt ihm Begierde nach einer gewissen Stellung in der Welt, einem bestimmten Besitzthum. Es ist dieses nur ein irdisches Streben, das sehr schlimm werden kann, aber es ist doch immerhin ein Streben nach Vorwärts, nach Oben.

In den untersten, armen Ständen, bei ihrer Trostlosigkeit, Muthlosigkeit, Versunkenheit ist nun aber gar kein solches Streben, wird kein solches erregt; es bildet sich nur der Sinn, sich nach Lust und Belieben im Kothe zu wälzen, wo er am tiefsten ist, am meisten stinkt. Dieser trostlose Zustand

ist früher deutlich bezeichnet worden. Aus diesen Klassen kommen die meisten Kinder in die Anstalten; also nicht nur ohne ein Streben nach Aufwärts, nach etwas Besserem, sondern die meisten bereits innerlich verwahrlost, denn, wo nichts Gutes ist, da ist etwas Schlechtes; leer ist kein Herz. Jetzt sieht man bereits den meisten Kindern an, daß eine neue Macht ihr inneres Leben erfaßt hat. Man sieht nicht mehr die todten Gesichter, die haltlos zusammengefallenen Gestalten, denen Centner auf dem Rücken, Centner an den Beinen zu hängen schienen. Eine Morgenröthe ist auf denselben aufgegangen, es blitzt auf denselben wie Sonnenstrahlen im Morgenthau; man begegnet festen, nicht trotzigen Blicken; eine innere Kraft hebt die Gestalt, springfederig bewegen sich die Glieder.

Offenbar sind sie nicht mehr in dem inneren Zustande, in welchem sie in die Familien aufgenommen worden; eine Krisis ist in ihnen vorgegangen, eine eigene Macht hat sie emporgehoben. Es ist der Glaube in ihnen eingekehrt, daß sie auch Gottes Kinder seien, auch auf dieser Welt nicht von seinem Segen ausgeschlossen, nicht ausschließlich zu Noth und Jammer geboren. Es ist das Vertrauen bei ihnen eingekehrt, daß auch sie der Vater mit Kräften ausgerüstet, und daß diese Kräfte ihnen zu etwas helfen werden in der Welt. Man sieht ihrer ganzen Haltung an, daß in ihnen der Glaube lebt, etwas werden zu können, daß ihre Träume Bilder füllen einer ehrenhaften, stattlichen Zukunft, daß Pläne und Vorsätze ihr Nachdenken fesseln. Es sieht fröhlich aus in ihren Herzen, denn rosenroth taucht vor ihnen die Zukunft auf; darum mögen sie auch singen und springen der fröhlichen Zukunft entgegen: wem die Zukunft entgegen sich thürmt wie eine schwarze Wetterwolke, der mag nicht singen, nicht springen, der schleicht und weint dem drohenden Gebilde entgegen.

Es möchten hier vielleicht Leute tadelnd auftreten, das eine verkehrte Heilsordnung nennen, welche nur zu weltlichem

Sinn und weltlichem Stolz führe. Demüthige, zur Erde gekehrte Gesichter möchten diese, auf denen lauter andächtige Seufzer zu lesen wären. Ich will nicht disputiren, daß vielleicht im rauhen Hause zu Hamburg bei der dort aufgenommenen Gaunerbrut, in welcher bereits eine merkwürdige Selbstständigkeit, eine Art Selbstgefühl entwickelt ist, Buße und Zerknirschung erweckt werden müssen, daß ihnen das Gefühl beigebracht werden muß, daß sie eben nichts seien, wenn nicht eine andere Kraft bei ihnen einkehre. Ich habe darüber keine Erfahrungen, möchte daher auch nicht streiten in's Blaue. Aber unsere niedergedrückten Bursche, die freilich auch böse sind, deren Bosheit aber ohne System ist und nicht in's Bewußtsein getreten, die aber als arme Kinder unter einer furchtbaren Trostlosigkeit, Schlaffheit, Muthlosigkeit darnieder liegen, sie müssen vor allem aus an der Brust der Liebe erwarmen zu Muth und Freude. Man kann doch wahrhaftig die Heilsordnung für verstockte Sünder nicht auf die Jugend durchweg anwenden, kann die Heilsordnung nicht vorschreiben wie Maaß und Gewicht, wie König Friedrich seiner Potsdamergarde die Zöpfe. Ich habe auch in Anstalten Kinder mit so genannten demüthigen Gesichtern gesehen, mit dem bekannten Niederschlag und Aufschlag der Augen. Aber eben da kam mich Traurigkeit an. Da sah ich, daß nur auf die Gesichter, nicht auf die Herzen gewirkt worden, daß man das Unnatürliche den Kindern wohl auf die Gesichter prägen, aber damit keine gesunde Kraft in den Herzen erwecken könne: ich sah hinter der neuen Tünche die alte Sünde wohnen. Wenn ich scharf in die übertünchten Gesichter sah, so erblickte ich hinter denselben ein wüstes, giftiges Tändeln mit Lust und Sünde, aber keine Kraft und Lust zur Arbeit, zum Sichselbstständigstellen in der Welt, wohl aber Lust und Glauben, auf anderer Leute Kosten fortzuleben in der Welt. Ich sah hinter den neuen Gesichtern den alten schmählichen Bettlergeist, der nach jedem Genuß gierig hascht, aber von der Gnade leben will und diese Gnade

als ein Recht fordert. Ja, wir leben durch Gottes Gnade in der Welt, aber eben diese Gnade hat uns mit Kräften ausgestattet. Wie wir nun an Gott glauben, so sollen wir auch an unsere Kräfte glauben, sollen glauben, daß sie uns durch das Leben zu tragen vermögen, daß es eine der größten Sünden, eine Verläugnung von Gottes Gnade sei, das erhaltene Pfund zu vergraben und als Schmarotzerpflanzen das eigene Leben nur aus fremdem Leben saugen zu wollen. In der Jugend muß dieser Muth zum Leben, dieser Glaube an unsere Kräfte, diese Rüstigkeit zum Kampfe mit dem Leben gepflanzt werden; sie müssen aus den Augen leuchten, müssen tragen das ganze Wesen des Jünglings und der Jungfrau. Nothwendig müssen diese Kräfte in die Kinder gebracht werden, damit sie nicht nur träumen von einer bessern Zukunft, nicht bloß meinen: weil sie jetzt besser erzogen werden, so müßte es ihnen später von selbst besser ergehen; weil sich die Menschen jetzt besondere Mühe mit ihnen geben, so berechtige das sie später auch zu um so größern Ansprüchen. Da würden sie ja gerade in die Frechheit der Bettler fallen, welche, weil sie einmal eine Gabe erhalten, die zweite als ein Recht fordern; sie würden fallen in die früher geschilderte Schwindelei dieser Zeit, die eine bessere Zukunft nicht erarbeiten, sondern erhaschen will. Wohl muß der Glaube an eine Ernte da sein, wenn man die Aussaat beschicken soll, aber eben, daß Ernten nicht herumfliegen wie gebratene Tauben, sondern daß der Mensch nur ernte, was er säe, das müssen die Kinder fassen lernen. Sie müssen wissen, daß jeder Tag ein Samkorn ist, die Gegenwart nichts Anderes, als diese in der Vergangenheit ausgesäeten, jetzt sprossenden Samkörner, daß in tausend Tagen, vielleicht erst in tausend Wochen der heutige Tag ihnen wieder auferstehen werde als gute oder böse Frucht, je nachdem sie ihn zu Ende und unter die Erde gebracht. Es muß also ihr gelichtetes inneres Leben sie zum Bewußtsein bringen, daß nicht das Sein in der Anstalt ihre Bilder verwirkliche, sondern ihr

eigenes Thun: und aus diesem Bewußtsein soll der Trieb zur Arbeit hervorgehen, der gerne und viel schaffet, seine Kräfte anhaltend und an schweren Dingen übt, um später um so tüchtiger in's Leben hinaustreten, mit dem Leben ringen zu können.

Aufheben muß man die armen Kinder, nicht noch tiefer drücken in den Schlamm hinein, um dann seine oder, wie man sagt, Christi Kraft an ihnen zu erpröbeln; das scheint mir Gott versucht, und hundert Beispiele rechtfertigen mein Meinen.

Aufrecht hat Gott den Menschen erschaffen, vorwärts, aufwärts soll er schauen: das scheidet ihn von der ganzen Thierwelt. Aufrecht muß man zu stellen wissen, wenn man versunkene Menschenkinder zu Gotteskindern machen will. Das ist das Erste.

Das ist's nnn, was mich freut, wenn ich eine unserer Anstalten betrete, daß die Kinder aufgerichtet sind, daß sie aufwärts sehen, daß sie mit ihrem ganzen Wesen eingetreten scheinen in den Grundsatz: daß die Armuth nicht bloß gefüttert, sondern abgegraben werden müsse, und zwar dadurch, daß die Kinder der Armen sich selbst durch die Welt helfen können. Aber zum Ersten darf das Zweite nicht fehlen. Ohne das Zweite hätte man allerdings an die Kinder nur eine polirte Handhabe angeschraubt statt der früheren kothigen, an welcher der Teufel sie etwas anständiger, fast wie andere gebildete Leute, fassen könnte. Dann allerdings träfe die Anstalten der Vorwurf: sie bildeten die Kinder nur weltlich, machten aus schlauen Buben nur noch schlauere. Sie würden allerdings nur Selbstsüchtlinge bilden, denen ihre Stellung in der Welt die Hauptsache wäre,. die nur an sich dächten, die, wenn sie ein Fortkommen in der Welt erblicken würden, das Maul wischten, gingen, ohne des Vergangenen und des Empfangenen je zu gedenken, ohne zu denken, an ihren Kindern zu vergelten, was sie von den Brüdern empfangen, die Familie zu nähren, wie die Familie früher sie genährt.

So würde man nur Leute bilden, wie man sie bereits zu Tausenden hat, die zu arbeiten wissen, die schwitzen um Geld und Gut, die pfiffig sind auf Markt und Kirchwegen, denen aber Jahr aus Jahr ein nie der Sinn an ihre Seele kommt, geschweige denn ein Empfinden von geistigem Hunger und Durst, Leute, die vergessen, was sie gewesen, um so mehr die Armen verachten, je mehr sie sich jetzt dünken, Leute, wie sie zu Tausenden durch ihre Selbstsucht die eigenen Familien zerstören, wie sie zu Tausenden ihre grauen Eltern mit Jammer erst auf die Gemeinde und dann in die Grube bringen, während sie selbst sehr oft hoch leben und in Freuden. Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele? Was hülfe es den Kindern, wenn man sie aus zeitlicher Armuth zöge, um sie zum ewigen Verderben ihrer Seele abzurichten? Nein, wenn sie einmal aufgerichtet sind, gesunder Boden unter ihren Füßen ist, dann muß über sie das Bewußtsein kommen, daß sie nicht bloß einen Leib haben, der zu nähren sei; daß sie nicht bloß für sich da seien, um sich bequem durch die Welt zu schlagen, sondern daß sie für ein ewiges Leben bestimmt, nicht bloß arme Buben seien, sondern Kinder Gottes und Glieder des großen Bundes, der das Reich Gottes auf Erden mehren will, daß sie Samkörner der Liebe seien, welche in der Welt aufgehen sollen in Reinheit und Liebe, zum Heil der Menschen und Gott zur Ehre, daß sie im Himmel einst leuchten sollen als die Erwählten des Herrn, die er über vieles setzet, weil sie über wenigem getreu gewesen.

Also nicht bloß das niedere, kalte Interesse, das Sorgen für diese Welt darf seine Bilder werfen auf ihre Seelen: es muß allerdings eine höhere Weihe über sie kommen. Es muß die Liebe angezündet werden in ihnen, es muß die Begeisterung ihre Bilder thürmen in der durch die Liebe entflammten Seele; es muß Gott in die Seele niedersteigen und seine Werke aufrollen in dem anbetenden Geiste.

Und mitten in diesen Werken muß dem Kinde auch sein Leben erscheinen als ein gottgeweihtes, zum Höchsten, zu jedem Opfer bereit, und zu dem, wozu der Herr es ruft, muß das Herz Ja und Amen sagen, und das träumende, begeisterte Herz sendet als heilige Opferflammen diese Ja und Amen zum Herren empor und harret des Rufes. Und diese Ja und Amen, diese Gelübde führen aus den Träumen den Knaben zurück zu dem Dienste des Herren, zu der Thätigkeit, die nie ermattet, die still an's Sandkorn das Sandkorn reiht; mit bloßem Träumen und Wünschen erreicht man den Himmel nimmer. Ein solches inneres Leben anzufachen, ist die höchste Aufgabe frommer Eltern. In einem solchen innern Leben ruht die Kraft, die das Höchste will und im Kleinsten getreu bleibt, ausharret bis an's Ende; in ihm ruht der Trost, der nie versiegt, wenn die Welt alles versagt, wenn jede Hoffnung täuscht, ruht der Friede Gottes, der über allen Verstand geht.

Und daß man meint, nur die Vornehmen und Reichen könnten denken, lebten innerlich, könnten sich begeistern lassen, und für die Armen schicke sich das Denken nicht, nur das Angsten um's tägliche Brod, und sie hätten kein inneres Leben, nur Hudeln um den magern Leib, für die wäre die Wärme der Begeisterung nicht, sondern nur die Wärme aus einem Kunstofen oder einer Branntweinflasche: weil man dieses meint und in fast gottloser Sorglosigkeit dieses innere Leben des Armen nicht nur verwahrloset, sondern eigenhändig den Brand wirft in die schlummernde Lust, so hockt uns die Armuth auf wie ein scheußlich Gespenst, setzt die Sporen ein in unsere Seiten; ein Todesjagen soll beginnen.

Dieses Leben läßt sich aber nicht anzünden mit einigen Predigten, in einigen Lehrstunden, aus einem Handbuch der Geschichte oder der Sprachlehre: es ist die ganze Umgangsweise des Vaters und der Mutter mit den Kindern, welche es erzeuget. Und die Mutter ist hier immer so wichtig als

der Vater, und es ist oft schon ihr stilles, treues Schaffen, ihr immer bei der Hand sein wie eine sichtbare Vorsehung, welches den tiefsten Eindruck macht. Ueber diese Umgangsweise läßt sich aber wieder keine Vorschrift geben, kein Recept dazu wie zu einem Kropfmittel, keine Definition wie in einer Sprachlehre; sie kann eine ganz verschiedene sein bei den verschiedenen Naturen. Eines muß das gleiche sein bei allen, der Grund, aus dem die Weise fließt: dieser muß die Liebe sein und die Treue, darf nicht Selbstsucht sein; Liebe allein entzündet Liebe, von der Selbstsucht wird die Selbstsucht geboren. Und wo die Liebe wohnt, da möchte ich die Eltern nur um Eines bitten: dennoch auch ihr Betragen wohl zu prüfen, sich immer klarer zu machen, wie die Saiten bei ihren Tasten geklungen, ob diese verstimmt geworden oder gar gesprungen, welchen Eindruck es auf das innere Leben der Kinder gemacht, welchen Eindruck es wohl auf sie selbst gemacht hätte, als sie noch Kinder waren. Auch die Liebe, wie heiß sie sei, kann irren und schützt namentlich nicht vor einem ungleich sich Darstellen, vor einem veränderlichen Wesen. Wie aber Gott der ewige, unveränderliche ist, Jehova ohne Schatten der Umkehrung: so sollen auch Eltern, durch deren Hand Gott die Kinder regieren will, trachten nach dem unveränderlichen Wesen, das heute und morgen das gleiche ist, das heute ist, was es gestern war, das durch ruhige Besonnenheit und festes Wollen wie ein heiterer Himmel über die Kinder sich wölbet. Natürlich ist uns allen hier nur das Wollen, das Streben gegeben: das Vollbringen gehört einer andern Welt.

Ich weiß nicht, ob die Liebe zur Sache mich täuscht, aber mir schien der Wiederschein eines inneren, begeisterten Lebens schon hie und da auf einem Gesichte zu dämmern; ich glaubte mitten im Singen der Kinder zu hören ein fröhliches Aufjauchzen zu Gott, daß er es so gut mit ihnen gemacht habe, daß sie seine lieben Kinder sein und bleiben wollen.

Ich hätte mir gar zu gerne von diesen Gesichtern erzählen lassen über die unsichtbare Welt in ihnen, wie finster sie gewesen, wie der Geist Gottes über der Oede geschwebt, wie es jetzt in ihr geworden. Aber so eine Erzählung läßt sich nicht gebieten wie eine Geschichte aus der Kinderbibel; sie läßt sich auf keine Weise zur Bedingung machen, wenn sie nicht zu Lug und Trug werden, zu arger Heuchelei führen soll. Da muß man gar warm die Liebe um ein Herz zu legen verstehen, und Gott muß Stille dazu geben, muß selbst im Hauche des Zephirs laue, weiche Lüfte bringen, wenn ein Herz aufblühen und die innere Welt enthüllen soll. Zu diesem allem braucht es dann noch Worte, welche unsern Knaben, die aus schweigsamem Emmenthalerblut entsprossen sind, nicht zu Gebote stehen; es braucht eine Selbstbeschauung, die bei erwachsenen Menschen sich selten findet. Was mir keiner erzählt hat, was ich dämmern sah, das wird immer heller hervortreten, je mehr die Verhältnisse dieser Familien sich ordnen, die ersten Stürme überstanden sind und die durch die Neuheit oft peinliche, fast übermenschliche Aufgabe zu einer übersehbaren, gemeisterten und daher lieb gewonnenen wird.

Wie die vom allgemeinen Verein für christliche Volksbildung gestifteten Familien diesem Ziele entgegen gehen, wird ein umfassender, nächstens erscheinender Bericht zeigen. (Er ist bereits erschienen und ausgetheilt.) Es sei mir daher erlaubt, einer Anstalt des Näheren zu erwähnen, die auf gleichem Boden steht, die aber in jenem Bericht nicht dargestellt, deren höchstens im Vorbeigehen gedacht werden kann, da sie nur mittelbar mit dem genannten Verein zusammenhängt, nicht unmittelbar von ihm gestiftet wurde und besorgt wird. Ich erwähne derselben nicht bloß deßwegen, damit sie auch erwähnt sei, oder weil sie mir besonders am Herzen liegt (was zwar allerdings der Fall ist), sondern weil in ihr so manches schön und klar hervortritt, was man im Stiften und Erhalten nie aus den Augen verlieren darf, das sich Einem höchst

gefährlich aufdrängt, wenn man es nicht weiß oder vergißt. Wir erkennen vorzüglich bei ihr, daß im Glauben eine wunderbare Kraft liegt, daß Ausharren schwerer ist als Anfangen, daß Gott jeden Willen prüft, und um so härter, um so schwerer, je Wichtigeres er unternimmt, daß aber nichts schwerer ist, als in allen diesen Prüfungen sich von der rechten Mitte, vom eigentlichen Ziele nicht abbringen zu lassen. Ich möchte die Anstalt und ihre Geschichte in aller Kürze darzustellen versuchen, welche der Verein für christliche Volksbildung im Amte Trachselwald (C. Bern) in's Leben gerufen und seither am Leben erhalten hat.

Das Emmenthal, von welchem das Amt Trachselwald einen bedeutenden Theil bildet, leidet ganz besonders unter der wachsenden Armenlast. Es sind Gemeinden, welche jährlich zur Unterhaltung der Armen drei, vier, fünf, ja bis acht vom Tausend, nicht reinen Einkommens, sondern vom besitzenden, liegenden und baaren Vermögen, zusammentellen müssen. Im Emmenthal suchte man sich früher durch Spitäler zu helfen, welche aber aus Gründen, die ich nicht anführen will, weil sie mich zu weit abführen würden, ihren Zweck nicht erreichen. Man sieht es ein, man jammert über die zunehmende Noth, und denn doch, als die Aufrüfe des allgemeinen Vereins sich verbreiteten, fanden sie wenig oder keinen Anklang im Emmenthal, ja, theilweise erregten sie Zorn und wildes Widerreden als wie gegen ein thorrecht Kinderspiel oder ein boshaft Zumuthen, sich selbst zu helfen, wo doch nur Hülfe von Andern helfen könne. Das Emmenthal ist ein Hügelland, düster aussehend von weitem, aber lieblich und heimelig in der Nähe; es strotzt nicht in üppiger Fülle der Pflanzenwuchs, aber kräftig sind die Kräuter seiner Hügel, von ihrem Dufte zeugen die schweren Emmenthaler Käse in Rußland und in Amerika. Eng begränzt ist der Horizont von waldigen Hügeln, an deren Fuß die unzähligen Thäler sich ziehen, von rauschenden Bächen bewässert, die in stillem Murmeln ihr Ge-

schiebe wälzen, bis sie den Schoos der Emme finden, die ebenfalls still und von Unkundigen fast verachtet das Thal niederrieselt. Aber wie still und unscheinbar alle diese Wässerchen scheinen: sie brausen alle auf in unzähmbarer Wuth, durchbrechen alle Dämme und lassen zittern und beben die Anwohner. Seinem Lande ähnlich ist der Emmenthaler. Weit ist sein Gesichtskreis nicht, aber das Nächste sieht er klug und scharf an; rasch ergreift er das Neue nicht, gleichförmig wie seine Hügel soll auch sein Leben sein: aber was er einmal ergriffen, das hält er fest mit wunderbar zäher Kraft. Viel spricht er nicht, Lärm treibt er nicht, Sprünge macht er nicht: aber wo er einmal Hand anlegt, da läßt er nicht ab, bis alles in der Ordnung ist, und wenn er einmal losbricht, so wahre man seine Glieder. Zudem wohnt ein gar eigener Sinn der Reinlichkeit in ihm, die sich auf Häuser, Geräthe, Vieh, Kleider, kurz auf alles erstreckt; selbst die Bettelweiber betteln nur in frisch gewaschenen Hemdern. Es ist dieses ein eigener Zug, der allenthalben auffällt und den Glauben einflößt, daß da, wo noch Sinn für äußere Reinlichkeit sei, um so leichter Begriff und Begierde der innern Reinheit beizubringen sei.

So wie der Boden langsam aber kräftig ist und nur nach schwerer Arbeit seine Erzeugnisse liefert, so geht das Gewonnene auch schwer wieder aus der Hand; Verschwendung und Freigebigkeit außer den Schranken angestammter Gewohnheit sind daher hier nicht heimisch bei der Menge.

Bei diesen Eigenthümlichkeiten war es daher nicht zu verwundern, daß der Aufruf nicht Anklang fand in diesem Landestheil; um so mehr war die Glaubenskraft zu bewundern, gerade auf dieser Stätte, auf diesem zähen Boden eine eigene Armenerziehungsanstalt zu gründen, vom allgemeinen Verein sich loszusagen, einen eigenen Verein im Amte selbst zu stiften zu Gründung einer solchen Anstalt. Ich muß bekennen, ich hatte diese Kraft des Glaubens nicht; Hrn. Pfarrer Baumgartner zu Trachselwald gebührt die Ehre, die Idee in's

Leben gerufen zu haben. Man ging von der Ueberzeugung aus, daß, je näher man den Leuten eine solche Anstalt vor Augen stelle, je eigener man sie ihnen mache, je deutlicher der Nutzen derselben ihnen direkt zufließe, um so mehr werde sich ihre Theilnahme derselben zuwenden, je nothwendiger hier die Hülfe sei, um so mehr müsse man von hier aus den Ernst zu helfen zeigen, wenn man bei Andern Bereitwilligkeit zur Hülfe finden wolle. Wer selbst sich nicht regen wolle, sondern nur Andere um Beistand anschreie, der verdiene keine Barmherzigkeit, sondern verdiene, unverschämt genannt zu werden, meinte man. Es war dieses ganz richtig und bewährte sich auch; doch von den Mühen, die man sich damit bereitete, machte man sich damals keine Vorstellung. Man stellte sich nur den Anfang schwer vor, meinte, wenn dieser überstanden sei, so werde sich die Sache später von selbst geben. Es ist aber ein Glück für uns im Leben, daß die Beschwerden unsers Lebens nicht aufgezeichnet wie ein Additionsexempel vor unsern Augen liegen: es würde uns schaudern vor dem Leben; zu einer guten That würde selten Einer den Muth finden, wenn er wüßte, wie lange sie ihm alle seine Kräfte anspannen wird.

Als die Idee veröffentlicht ward, im und für das Amt eine Armenstalt zu errichten, da war keine Begeisterung, welche sie aufnahm und weiter trug, welche rasch an's Werk gehen, den Gedanken verwirklichen wollte. Sie fand wohl Männer die sich dafür interessirten, mit Freuden beitraten: doch die große Mehrzahl sah sie an wie ein Meerwunder, was sie aber nichts angienge; Andere höhnten, spotteten. Man hielt Versammlungen darüber; es war merkwürdig, wie unendlich zäh alles vor sich gieng. Es trat die Meinung hervor, die aufzunehmenden Kinder in brave Familien zu verdingen, hier und dort. Sie wurde endlich beseitigt durch die Bemerkungen, daß solche Familien, welche mit Aufnahme von Kindern sich befassen würden, gar selten seien, und fände man sie, so könne man sie den Gemeinden, welchen doch die größere Zahl Kinder zu

versorgen übrig bleiben würde, zu verdingen oder auf die Güter zu vertheilen, bezeichnen, dazu brauche es weiter keinen Verein. Und gerade die bereits verwahrlosten Kinder, wie sie dem Verein gewöhnlich zufallen würden, fänden in bessern Familien keine Aufnahme.

Es fand sich durch eine wunderbare Verkettung von Umständen gerade in Sumiswald eine Ehe, welche dieses heilige Amt zu übernehmen sich freudig zeigte und passend schien. Herr Schäfer, schweizerischer Abkunft, war in Altona geboren, lernte im Holsteinischen das Drechslerhandwerk, bildete sich darin auf langen Reisen aus, kam auf denselben nach Sumiswald in die bekannte Fabrik für musikalische Instrumente der Herrn Hirsbrunner, gab nebenbei Unterricht im Zeichnen und fühlte sich dabei immer mehr aus der Werkstätte heraus dem Lehrerberufe zugezogen. Er fand in Sumiswald seine zweite Hälfte: eine ächte Emmenthalerin in Reinlichkeit, Fleiß und Treue, und diese Tugenden unter einem anspruchslosen Wesen verborgen. Beide ergänzten sich, und namentlich in Beziehung auf eine solche Anstalt, auf schöne Weise: im Mann war die Lebendigkeit repräsentirt, das Unternehmende, im Weibe die Ruhe, das Nachhaltende, Festhaltende des einmal Unternommenen.

Das Unternehmen des Vereins im Auge, folgte Hr. Schäfer dem Rufe des Erziehungsdepartements in Bern und begab sich auf ein Jahr nach Willisau, wo Hr. Fröbel aus Keilhau damals sich aufhielt. Unterdessen arbeitete man fort und fort an der Ausführung des Planes, machte Statuten, sammelte Steuern, suchte eine bleibende Stätte. Die Sache blieb im Ganzen so unpopulär, daß man in die Statuten durchaus nichts Bindendes bringen durfte, daß man sie auf Luft stellen mußte.

Wer eine Gabe, groß oder klein, gab, konnte in den Versammlungen stimmen, konnte ausbleiben, nichts mehr geben, so bald er wollte; keine Majorität konnte irgend einem Mitglied irgend eine Verbindlichkeit auflegen. Die aufzuneh-

menden Kinder verpflichtete man weder in ihren Eltern noch Gemeinden zu irgend einem Kostgelde; man hätte wahrscheinlich gar keine Kinder bekommen und jedenfalls, was man doch im Auge hatte, nicht die ärmsten, welche es am meisten bedurften. Man bat bloß die Gemeinden um eine Gabe aus ihrem Gemeindseckel; sie konnten dieselbe geben, groß oder klein, oder sie auch abschlagen (was Gemeinden auch thun), nur durften sie dieselbe dem Kind nicht zur Last schreiben zu späterer Wiedererstattung. Die größte Gabe blieb dreißig Franken, die kleinste, wie gesagt, gar nichts. Man durfte weder von Gemeinden noch von Eltern eine Verpflichtung fordern, die Kinder bis zu einem gewissen Alter uns zu lassen. In den Statuten steht: wir würden in der Regel die Kinder behalten bis ein Jahr nach erhaltener Erlaubniß zum heiligen Abendmahl, also bis ungefähr zum siebzehnten Jahre, besondere Fälle ausgenommen. Will man uns aber die Kinder früher wieder nehmen, so haben wir keine Macht, es zu wehren, niemand ist an unsere Statuten gebunden.

Wir stifteten also einen eigentlichen Freistaat, wo jeder machen konnte, was er wollte; die geringste bindende Regel hätte durch erregtes Mißtrauen Alles verscheucht. Wir bettelten Geld und brachten im Amte und außerhalb desselben von guten Freunden über siebzehnhundert Franken zusammen; der Staat versprach uns beim Anfang für das erste Jahr tausend Fr. Mit also nicht ganz dreitausend Fr. beschloß man in Gottes Namen anzufangen, ein passendes Heimwesen in Pacht zu nehmen. Pläne auf die Schloß-Domäne Trachselwald scheiterten, und man wandte sich endlich einem Gütchen von circa fünfzehn Jucharten zu, welches oberhalb Sumiswald lag. Den Rücken deckte ihm eine sanft ansteigende Hügelkette, vor ihm lag das schöne Sumiswald, weiter hin das alte Trachselwald; ein weites Thal breitete sich gegen die Emme hin aus, und im Hintergrunde hoben hoch und hehr die

Berge ihre alten, weißen Häupter über die grünen Vorberge herüber.

Als alles bereitet schien, als mit Hrn. Schäfer die Akkorde, nach welchen er für sich und seine Frau nebst freier Station vierhundert Fr. jährlichen Gehalt empfangen sollte, geschlossen werden sollten: da trat mit Macht eine zweite Meinung hervor. Um so viel Geld, wie man hätte, könnte man viel mehr Kinder glücklich machen, wenn man dieselben zu Handwerkern thäte und auf diese Weise ihr Fortkommen sicherte, wurde behauptet. Es wurde nun diese Meinung bestritten und glücklich überwältigt durch die Gründe, welche oben weitläufiger ausgeführt sind. Wie soll man schlecht erzogene, schlecht gelernte Kinder, die ohne Ehrgefühl sind, zu Handwerkern bilden, die ehrenhaft sich stellen in die Welt? Und wie viele so genannte Meister taugen zu Lehrmeistern? Endlich fügte man noch bei, daß das Geld zu ganz andern Zwecken erbettelt worden sei, zu etwas ganz Anderem nicht eigenmächtig verwendet werden dürfte.

Endlich schien alles überwunden; die aufzunehmenden Knaben sollten auserwählt werden. Aber man hatte fast keine Auswahl. Die aufgeforderten Gemeinden stellten meist gerade nur so viel vor, als von fünfzehn aufzunehmenden es ihnen ziehen mochte. Ja, eine Gemeinde, welche zwei geben konnte, brachte nur einen, weil das wohlweise Haupt derselben fand, der eine, den sie allfällig entbehren könnten, hätte einen schlechten Vater und könnte diesem nachschlagen. Eine andere Gemeinde sandte gar keinen und mußte wiederholt gebeten werden, einen zur Aufnahme zu senden. Fast alle diese Knaben waren unter zehn Jahren; mehrere konnten nicht lesen, kaum einer schreiben, und die meisten schienen mit ziemlich trostlosen Gesichtern begabt.

Den 1. Juni 1835 heiterte der lange düster gewesene Himmel sich auf, in haldem Frühlingsschmuck prangte die Erde, in der frischen Sonne strahlte das üppige Emmenthaler-

grün der Bäume und des Bodens wundervoll. Es läutete feierlich von der Sumiswalder langem Thurme in die nach vielen Seiten hin sich mündenden Thäler hinein, und aus ihnen heraus kamen sonntägliche Menschen, und alle fanden in der Kirche sich, wo der dortige würdige Pfarrer die Nothwendigkeit, arme Kinder an warme Herzen zu nehmen, darthat, wo der damalige Vorstand, der Hochgeehrte Hr. Regierungsstatthalter, den Männern an's Herz legte den Segen, welcher für Gemeinden, für den Staat aus der Stiftung hervorgehen solle, die am heutigen Tag in's Leben gerufen werde, und Gesang und Gebet stiegen auf zu dem, ohne dessen Segen nichts gesegnet ist auf Erden.

Aus dem Hause des Herrn zog man dem Hause der armen Knaben zu, welches ungefähr eine Viertelstunde oberhalb Sumiswald lag, ein gewöhnliches Bauernhaus vorstellte, mit zwei kleinen Stuben, zwei Stübchen und den finstern Gaden. Vom schönen Hügel herab tönten uns freudige Lieder entgegen; am Hause schwankte ein Kranz mit der Inschrift: „Bete und arbeite." Vor dem Hause, unter freiem Himmel, in immer weitern Kreisen von freudigen Begleitern, blühenden Matten, üppigen Dörfern, hehren Bergen umschlungen, wurde den Kindern zum erstenmal das Vaterhaus gezeigt, in welchem sie künftig wohnen sollten, in welchem ihnen Vater und Mutter und Geschwister nicht fehlen sollten, die mit Elternliebe und Elterntreue ihnen nicht nur zu essen geben, sie kleiden, sondern sie zu guten, frommen Kindern machen, dem himmlischen Vater sie zuführen wollten. Darum sollten sie sich freuen, aber auch lieben Vater und Mutter und ihnen gehorchen, dieweil der Herr durch ihre Hand sie regieren wolle. Vater und Mutter nahmen die Kinder hin an ihre Brust, die der heiligen Liebe voll war, der Liebe, die sich nicht aufblähet, die langmüthig, freundlich ist, nicht das Ihre sucht, sich nicht verbittern läßt, die alles erträgt, alles hoffet, alles duldet. In gläubigem Vertrauen legte man sie an ihre Brust, daß in ihr

jetzt die heiligen Schauer wehen, welche die göttliche Begeisterung gebären, welche nie verzagt, nie verglüht, mit Wenigem Göttliches versucht, daß in ihrer Brust die Demuth wohne, welche alle Tage neue Kraft suche beim Vater droben, der dem Demüthigen mit jeder aufgehenden Sonne spende ein Füllhorn voll Kraft und Gnade. Und diese drei, Liebe, Begeisterung und Demuth, seien Bürgen, daß sie den Lohn frommer Eltern suchen werden im Wohlgefallen Gottes, daß sie ihn aber auch schon finden werden auf Erden im Aufblühen dieser armen Kinder, in ihrer Dankbarkeit, die zu Berg und Thal Vater und Mutter sie heißen werde, im freudigen Bewußtsein, wenn sie am Abend ihres Lebens sagen können: Siehe, Vater, hier sind sie wieder, die du uns gegeben hast; wir haben sie nicht treulos verlassen, und kein's derselben hat durch unsere Schuld treulos dich verlassen. In diesem Sinne sprach Verfasser dies bei der Uebergabe der erwählten Kinder an die neuen Eltern. Die Anwesenden alle nahmen diese Uebergabe der Kinder zu Herzen; sie freuten sich, einmal dem Herrn ein Werk geweiht zu haben; es waren Augenblicke wirklicher Begeisterung und Rührung. Und in Erinnerung möchte ich noch bringen, wie damals die Ermahnungen zu Herzen genommen wurden, daß man den heutigen Tag betrachten solle als den Siegestag über alte Vorurtheile, über den Geist der Versplitterung und der Selbstsucht, wie Freude sein solle, daß man einmal nicht nur im Reden oder bei Andern das Heil gesucht, sondern gehandelt habe, wie es Gott vertrauenden Männern zieme. Noch sei aber das Schwerste nicht vollbracht; das harre noch des Kampfes und werde seine Ueberwindung uns schwer machen. Es sei dies der Kampf mit dem bösen Geiste, der alles Schöne niederreißen wolle, dem Geiste der Muthlosigkeit, der Mattigkeit, des Wankelmuthes, des Eigennutzes, des Mißtrauens, und dieser Geist wohne in der eigenen Brust und in Anderer Brust, und er sei es, der die Menschen sich nicht wolle erheben lassen über getäuschte Erwartungen und die auf Erden

bei jedem Werk sich immer von neuem darbietenden Schwierigkeiten.

Schwer ward es Allen, vom freundlichen Hügel zü scheiden, dem neugeweihten Hause, in welchem die Knaben schüchtern oder weinend um ein mäßiges Mittagsbrod saßen, das der neue Hausvater mit einem aus bewegtem Herzen kommenden Gebete weihte. Froh und tief bewegt verließen die Freunde sich doch nicht; sie blieben beisammen bis am späten Abend. Die Freude und die Bewegung nahmen nicht ab, sie rauschten immer von neuem auf. Dieser Tag wird Vielen unvergeßlich bleiben; in seinem Andenken hat schon mancher neu sich gestärkt. Es war ein eigentlicher Hochzeittag. Und seitdem ist auf alle Versammlungstage des Vereins und besonders auf den Tag im Frühjahr, an welchem die Knaben mit den Proben der Früchte des vergangenen Jahres vor uns treten, etwas vom Geiste dieses Tages übergegangen. Dieser Geist belebt neu und froh, stärkt auf die Zukunft, frißt Mißtrauen weg, verbindet entfernte Herzen, spornt zu allem Guten und läßt nie vergessen, daß der Mensch noch etwas Anderes hat, an das er denken soll, als sich und sein Geld, noch etwas Anderes, von dem er leben soll, als das Brod, das der Bäcker backet, als die Speise, welche menschliche Hände bereiten.

Und nach diesem Hochzeittage kamen rechte Maientage voll Lust und Freude. Das kleine Haus glänzte im Schmucke der Reinlichkeit; die wohlfeilen Betten, aus Stroh, Spreuersack und Spreuerkissen, zwei Leintüchern und einer wollenen Decke bestehend, waren Morgens und Abends so niedlich anzusehen, daß man selbst hinein hätte liegen mögen. Thätig rührten sich die Knaben in Feld und Stall, wo zwei Kühe waren; in der Stube lernten und arbeiteten sie mit munterem Fleiße. Bald war der Anfang gemacht zum Verfertigen der eigenen Kleider, worin Herrn Schäfers kundige Haud den Meister machte; bald entwickelte sich ein eigenes Fortschreiten im Zeichnen, welches Hert Schäfer auf eigene Weise zu erre-

gen wußte; bald tönten vom Hügel herab helle, schöne Lieder dem Dorfe zu, geleitet durch Herrn Schäfers klangvolle Stimme: und in den Knaben begann es sich zu regen und zu leben wie im Frühjahr, wenn die Sonne die Erde küßt, im Schoose der Erde das Leben keimet und die Oberfläche mit Blumen zieret. Etwas, wenn nicht Künstlerisches, doch Kunstfertiges, trat allenthalben hervor; von einem regen Schönheitssinn zeugte alles, und dieser drückte sich nicht sowohl in besondern Gestaltungen, als besonders in Ordnung und Reinlichkeit aus.

Es drängte sich deutlich in dieser Richtung die Hoffnung auf, daß wir eine eigentliche Handwerksfamilie gestiftet, und daß unsere Knaben nicht nur meist Handwerker werden würden, sondern daß einmal das Handwerk der Familie auch Brod geben werde.

Es waren schöne Tage, diese Maientage, aber sie rauschten vorüber, wie sie allenthalben vorüberrauschen, wie sie der Mensch nirgends festhalten kann, sie nicht festhalten soll und denn doch oft über ihr Fliehen so kläglich jammert, ja oft unfähig wird für die Aufgabe, welche die kommenden Tage bringen. Wie die ersten Ehetage voll goldener Träume sind, wie der Vater, der seinen ersten Jungen auf den Armen wiegt, einen goldenen Kranz von Hoffnungen um des Söhnchens Stirne sieht: so sind auch die ersten Tage einer solchen Familie Rosentage voll Freude und Hoffnung für die neuen Eltern und deren Freunde. Aber wie die rauhe Wirklichkeit allenthalben wieder trittet zwischen die Träume der Liebenden und zwischen die Träume der Eltern, und wie nur ein getreues Festhalten, ein geduldiges Ausharren durch die rauhe Wirklichkeit hindurchdringt und die Träume niederzuziehen vermag in die geebnete, errungene Wirklichkeit: so kamen auch uns allen die Tage der Ungeduld; die Ideale verrannen, und das Leben mit all seinen Ecken trat uns an, und das Leben mit all seinen Ecken umringt uns noch, freie Bahn liegt noch

nicht vor uns: aber wir wissen es jetzt, daß gestritten und gekämpft sein muß, wie Streit und Kampf nothwendig sind. Wir haben viel erstritten und durchgekämpft; wir haben das Bewußtsein, ferner treu streiten zu wollen in der Einigkeit, daß keiner die Ursache von Mühen im Andern sucht, sondern in der wunderbaren Leitung Gottes: darum tragen wir auch das Bewußtsein in uns, daß wir durch den Kampf zum Sieg gelangen werden.

Es mußten also ganz naturgemäß nach den schönen Maientagen die Johannisregen, die sterile Zeit der Hundstage kommen; und sie kamen auch.

Wenn auch die Knaben vielfach angeregt, belebt worden waren, so war doch ihre alte verwahrloste Natur, ihre große Unachtsamkeit, d. h. das Einschlafen der Sinne bei wachem Körper, welche sich bei den meisten Kindern der untern Klassen findet, nicht vertrieben. Ihre neue Liebe zu den neuen Eltern half ihnen vieles überwinden. Grobe Laster traten nicht hervor; ein einziges Mal entwendete ein Knabe etwas, seither nie wieder. Durch seine Mutter förmlich entführt, verließ ein Knabe die Anstalt, konnte aus Mangel der nöthigen Handbietung nicht alsobald wieder eingebracht werden; er blieb seinem herumschweifenden Leben überlassen. Sonst dachte kein anderer Knabe an Flucht, und doch betrübten sie vielfach den Vater, der gerne rasch mit ihnen an einem freundlichen Ziele gewesen wäre. Sie vergaßen gute Lehren und Ermahnungen, vergaßen Gelerntes wieder, fielen in Unarten, z. B. die alte, angewohnte Unreinlichkeit, zurück, verrichteten Aufgetragenes nicht sorgsam, sauber und nett. Wie auch das Bessere bei einigen alle Tage mehr an's Licht trat: bei andern mußte die gehabte Mühe alle Tage neu werden. Ein kühler Vater hätte das kaltblütig genommen und gesagt: Das geht halt so! und hätte sich mit dem gewonnenen Guten zufrieden gestellt: dem lebendigen jungen Vater machte es trübe Tage. So sah ich auch schon junge, treue Mütter weinen, wenn in

ihrem Kinde Unarten hervortraten, die sie nicht ahneten, sah sie weinen, wenn sie immer wieder hervortraten, Blutflecken gleich, die keiner Tünche, keinem Reiben weichen wollen. Weint eine Mutter über ein Kind, das unter ihren Augen aufwuchs, wie ungeduldig muß es über einen Vater kommen, der auf einmal fünfzehn verwilderte Kinder einem Ideal zuführen will!

Etwas Aehnliches kam aber auch über die, welche als Glieder einer Verwaltungskommission Herrn Schäfer zur Seite gestellt waren.

Dreitausend Fr. für erste Einrichtung und den Bedarf eines Jahres schienen genügend. Man hoffte auf Ertrag des Gütleins, man träumte von einem baldigen Handwerk in der Anstalt, hoffte auf immer gesteigerte Einnahmen, verminderte Ausgaben u. s. w. Man freute sich der Einfachheit des ganzen Haushalts, des sichtbaren Aufrichtens der Knaben, der wunderbaren Geschicklichkeit der Mutter, hauszuhalten, als ob der Wittwe Oelkrüglein ihr Erbtheil geworden. Wie der Vater durch die Liebe die Knaben ganz gewonnen, veredelt hoffte, so hoffte die Verwaltung durch die erregte Thätigkeit die Anstalt bald selbstständiger gestellt. Aber auch sie täuschte sich. Wenn man eine Haushaltung beginnt, so merkt man erst, wie viel Einem noch fehlt, um bei der größten Einfachheit nur dem Bedürfniß nachzukommen. Zu dem hohen Zins, der fünfhundertfünfzig Fr. betrug, kam die Magerkeit des Gütchens, kamen trockene Jahre. Auf einem dazu noch in Pacht genommenen Zugut wurde auch nicht viel Seide gesponnen. Die Anstalt mußte nothwendigerweise noch verstärkt werden, und sie wurde es bis auf dreiundzwanzig Kinder, welches wieder bedeutende Auslagen nach sich zog. Das Beziehen der jährlichen Steuer im Amte blieb immer lästig. Sie hob sich freilich etwas von Jahr zu Jahr und stieg bis auf siebenhundert Fr., was in einer mit so vielen Tellen belasteten Gegend immer ein Bedeutendes ist. Aber wenn schon Viele freudig und reichlich gaben und allemal erklärten, hier reue sie kein

Geld, und man solle nur kommen, wenn man in Noth sei: so waren doch wiederum Andere, die unfreundlich gaben, die allemal Bemerkungen machten und sehr oft die: was es am Ende nütze, wenn man zwanzig Kinder unter hunderten gut erziehe, und die nie an die Antwort kommen wollten: daß man doch an einem Orte anfangen müsse, wenn geholfen werden solle. Zudem verging seit dem Brand von Huttwyl kein Jahr, wo nicht durch besondere Unglücksfälle die Wohlthätigkeit oder durch besondere Ereignisse die Kräfte unserer Wohlthäter in Anspruch genommen wurden. Allerdings unterstützte uns der Staat, so wie die Richtung zur Handwerksbildung sichtbar wurde, durch das Departement des Innern noch mit ferneren fünfhundert Fr. zu den tausend, welche er uns zugesichert hatte; freilich ersparte Hr. Schäfer nicht nur alle Kleiderarbeiten, eine Menge Reparaturen an Schiff und Geschirr, gewöhnte die Kinder an die einfachste Lebensweise und hielt selbsten mit, sondern er verdiente immer noch neben bei: und dennoch waren wir immer mehr oder weniger in Bedrängniß; im Frühjahr 1836 war ein Defizit. Wenn wir so manchmal fast rathlos beisammen saßen, weil wir nicht Geld hatten zu Nothwendigem, z. B. keine dritte Kuh anschaffen konnten, und unsere Hausmutter mit der Milch von einer Kuh die ganze Haushaltung versehen mußte, doch keine Milch, keine Butter kaufte, so dachte ich manchmal: Wenn doch die oder jene es wüßten! wenn ich doch an dieses oder jenes Schubládli döppelen dürfte, das ich voll wußte und in milden Händen den Schlüssel dazu! Wenn wir vor dem Neujahr zusammen saßen und unsern Kindern gerne eine kleine Freude gemacht hätten, damit sie doch auch an diesem Tage nicht ohne das Zeichen der Liebe seien, das alle Eltern ihren Kindern an diesem Tage geben, und fanden kein Geld dazu in unserer Kasse: so gedachte ich an so viele Verschwendung an diesem Tage und an so viele Herzen, die wohl uns an diesem Tage vertreten würden, wenn sie nur unsere Noth wüßten. Doch

ward uns oft in der größten Noth unerwartete Hülfe. Edle Geber, unter die namentlich auch Hr. Fellenberg gehört, halfen uns mehr als einmal unerwartet und setzten uns in Stand, dem Nöthigen zu begegnen. Doch kam auch wohl die Ungeduld an uns, daß wir meinten, es sollten die Knaben mehr verdienen, irgend einen Verdienstzweig aufnehmen, welcher der Anstalt Brod gebe, sie erhalte, nicht so ganz abhängig von den Steuren lasse.

Und hier stellte sich nun etwas in einer Deutlichkeit heraus, wie vielleicht nirgends sonst, was ich freimüthig veröffentlichen will zum Heil und Frommen Anderer. Ich bin der Freundschaft des Herrn Schäfer, so wie meiner Gefährten in der Verwaltungs-Kommission zu gewiß, als daß ich fürchten müßte, es könnte mir übel genommen werden. Ich weiß zudem, daß sie alle in allen Fällen unsere Erfahrungen zu Gebote stellen, freimüthig mittheilen, wenn sie glauben, es könnte irgend einem armen Kinde, irgend einer Familie für arme Kinder zu gut kommen. Zudem, warum sollte ich es nicht veröffentlichen, da es uns selbst allseitig zu so großem Nutzen diente?

Bei Stiftung und Erhaltung einer solchen Familie wird man fast unwillkürlich dahin gezogen, entweder hauptsächlich den äußern Bestand derselben, ihr ökonomisches Gedeihen oder aber wiederum hauptsächlich die Kinder, ihre körperliche Pflege oder ihre Bildung in's Auge zu fassen. Ich will nicht davon reden, wo die eigene Bequemlichkeit, der eigene Nutzen in's Spiel kommen könnten; von solchem war bei uns die Rede nie. Aber jene beiden Richtungen werden sich beim besten Willen geltend machen, und zwar sehr gerne einseitig.

Es ist allerdings sehr verführerisch, den ökonomischen Stand zur Hauptsache zu machen. Ohne Geld besteht keine Familie, am wenigsten eine solche. Es läßt sehr schön, wenig zu kosten und ganz unabhängig da zu stehen und dieses durch wenig Brauchen, harte Arbeit zu erzielen. Aber an solchem gehen Familien und sicher auch Anstalten zu Grunde, und es wäre

eine der traurigsten Erscheinungen, wenn, was möglich wäre, unter solchen Familien ein Wetteifer entstünde, welche am wenigsten brauche: denn dieses müßte endlich auf Kosten der Kinder geschehen — und was tragen solche Anstalten oder Familien ab, wo man die Kinder aus den Augen verliert? Und wenn in natürlichen oder künstlichen Familien nur von Arbeit, nur von Hausen und Sparen, nur von Geld und wenig Essen die Rede ist, von Abverdienen u. s. w., so wird die Jugend verkümmert, das Gemüthliche geht zu Grunde, die Familie wird zum Diensthaus, an welches keine Liebe fesselt, dem man so schnell möglich entrinnt, dem man nachher keine Stütze sein will.

Ich habe schon früher darauf hingedeutet, daß unsere Familien keine Angsteranstalten, keine Nothhaulen sein dürfen, aus welchen gemüthlose Menschen hervorgehen, welche entweder ähnlichem Treiben sich hingeben oder sich in der Freiheit für frühere Entbehrungen durch desto wüsteres Thun schadlos halten. Reiche Leute erziehen zu Tausenden ihre Kinder also; so soll es hier nicht sein. Diese Anstalten sind um der Kinder willen da: verliert man den Zweck aus dem Auge, so müssen sie untergehen, und es ist dann gut, wenn es geschieht. Aber hinwiederum ist alles aus, wenn das Geld fehlt. Und zweitens darf man nicht vergessen, daß man Kinder erzieht, denen man kein anderes Erbtheil mitgeben kann, als gestählte Kräfte, und daß diese Kräfte sich erst das Nothdürftige erwerben müssen, das Uebrige entbehren, und wenn sie sich zu einem tüchtigen Grunde helfen wollen, langsam Schritt für Schritt sich aufschwingen müssen. Man darf nicht vergessen, daß man sie der heutigen Schwindelei entziehen muß, daß man sie gewöhnen muß, nicht in die Zukunft hinaus zu bauen, sondern der Gegenwart das Mögliche abzugewinnen, daß man auf keine Weise sie an ein zu behagliches Sein gewöhnen, auf keine Weise zu weit aussehend, zu breit umfassend seine Pläne anlegen darf. Es sind schon und werden sicher noch Anstalten zu Grunde ge-

hen, weil sie mit den Kindern zu viel wollten, sie zu weich hielten, sie in ein Element versetzten, in welches sie nicht gehörten, wo die Eltern so wohl geistig als leiblich zu sich und ihren Angewöhnungen die Kinder hinaufzogen, Begehrlichkeit und Dünkel in sie pflanzten.

Augenscheinlich muß da eine verständige Familie als Musterbild in's Auge gefäßt werden. Da streckt man sich nach der Decke, aber sucht die Decke doch so zu erweitern, daß die Kinder nicht frieren unter derselben. Man sorgt für sie, aber sie müssen auch helfen; man thut für sie das Mögliche, und im Uebrigen müssen sie sich damit trösten, daß nicht Allen alles möglich sei, daß gar eine verschiedene äußere Bildung es gebe nach Geld und Stand, daß aber die innere Herzensbildung die Hauptsache sei, ein tüchtiger Wille, eine wackere Hand. Und ganz besonders eine ohne Vermögen beginnende Familie muß gar manches entbehren, und ich habe ältere Geschwister oft erzählen hören, und zwar ohne Neid, wie vieles sie entbehrt, was die jüngern Geschwister besaßen oder genossen, und vielleicht waren die ältern die tüchtigeren, innerlich und äußerlich.

Herr Schäfer, selbstständigen Charakters und künstlerischen Gemüthes, das Bild einer solchen Familie sicher schon lange mit Enthusiasmus in sich tragend, repräsentirte bei uns nun die zuletzt angegebene Richtung. Er gewöhnte die Kinder an Einfachheit und Arbeit, versetzte sich in dieser Beziehung durchaus in ihr Element: allein das Bild eines schönen Handwerker-Lebens, einer Anstalt, welche durch mannigfache Kunstfertigkeit sich blühend und ausgezeichnet erhöbe, in sich tragend, bedurfte er dazu einer breiteren Basis in der Bildung der Kinder; jede Beschäftigung, welche an den Kindern nicht bildend schien, mußte ihm unangenehm sein. Wenn er so in sicherem Bewußtsein seiner Kunstfertigkeit und der Ausführbarkeit seines Lieblingsbildes für eine schöne Zukunft treu arbeite, erwartete er, daß man ihm die Gegenwart so viel möglich erleichtere,

ihm nicht Hemmschuhe unterlege oder die nöthigen Mittel zu seinem Zwecke versage. Das Maaß, in welchem diese Richtung zu Tage trat, war im Grunde klein und das Nöthige wurde gewissenhaft und treu besorgt, daß es an einem andern Orte, wo mehr Mittel vorhanden oder der Boden für ein solches Unternehmen nicht so ungünstig gewesen wäre oder eine Verwaltung nicht so mit Leib und Seele an der Anstalt selbst, als ihrem Lieblingskinde, gehangen, vielleicht nicht bemerkt worden wäre. Diese Verwaltung nun aber liebte die ganze Familie von Herzen; aber die Erhaltung der Anstalt selbst war gegenüber der Noth Gewissenssache, gegenüber den Feinden und Spöttern Ehrensache geworden. Sie bestund zudem aus sehr praktischen Leuten, und zwar aus Leuten, die es von wenigem zu vielem gebracht hatten oder noch bringen wollten, aus Leuten also, die in der Gegenwart jeden Augenblick klug benutzten, im kleinsten Praktischen ein Samkorn zu künftig Bedeutendem sahen.

Sie mußte für die Gegenwart sorgen, und das knappe Geld machte ihr oft Angst: ein theures Jahr, und die Anstalt wäre verloren gewesen. Sie sehnte sich nach einem Nebenerwerb. Weil man ihn früher in der Ferne gesehen, so meinte die menschliche Ungeduld, er sollte schon da sein, meinte mit etwas Unbedeutenderem vorlieb zu nehmen, sei besser, als gar nichts. Sie fügte in der Hoffnung eines Erwerbs zum ersten noch ein zweites Gut, für welches man vierhundertfünfzig Franken Pacht zahlte. So meinten es beide mit der Sache recht innig: aber zu zwei Richtungen sich neigend, brachten die Umstände manche Pein hervor, welche ohne diese Umstände weggeblieben wäre. Was muß wohl der arme Hr. Schäfer gelitten haben oft, wenn man die Knaben zu Arbeiten in Anspruch nahm, während er glaubte, daß die Knaben versäumt würden, daß also die Ungeduld der Verwaltung den reichlicheren Erwerb verzögere. Und wenn dann noch die Knaben in ihrer Unbehülflichkeit die wenigen Lehrstunden nicht recht zu

benutzen wußten: wie ungeduldig mußte es den guten Lehrer machen, daß wiederum so viel Zeit versäumt sei, daß er Tage lang vielleicht keine Zeit mehr zum Unterricht finde. Und hinwiederum that es der Verwaltung so oft weh, wenn sie dem Hrn. Schäfer etwas abschlagen, wenn sie hart und die Kinder nicht achtend erscheinen mußte, weil sie den Bestand der Anstalt zu sichern hatte. Und während dieser gegenseitigen Pein war denn doch nicht Krieg, nicht Unfrieden, sondern Liebe und Zutrauen: denn bei verschiedenen Ansichten blieb von beiden Seiten der Glaube an die Treue und die Liebe in des Andern Brust. Und gerade dieses Zusammenfinden der beiden verschiedenen Richtungen behielt die Anstalt im rechten Geleise, denn keine behielt die Oberhand. Beide Theile schätzten und liebten einander: darum war sehr oft ein gegenseitiges Nachgeben, ein sich Hineinschicken in des Andern Eigenthümlichkeit oder die vorliegende Nothwendigkeit, und dabei gewannen Kinder und Anstalt.

Und wie der silberne Mond seine stille, unwandelbare Bahn durch die wechselnden Gewölke, so wanderte unsere Mutter zwischen allem durch in ihrer unermüdlichen Treue, einen Tag wie den andern, und sorgte für alles zu rechter Zeit und fand zu Unglaublichem Zeit, aber keine zu müssigem Gerede oder Geläufe. Wenn sie oft mit so unglaublich wenig Milch wirthschaftete zu Aller Zufriedenheit, so wäre vor dreihundert Jahren der Glaube entstanden: gute Feen oder die frommen Erdmännchen deckten ihr in den heitern Nächten den Brunnentrog mit Nidle; dahin könne sie gehen, leise, um Mitternacht, wenn Alles schlafe, und mit großer Kelle den blank gefegten Kübel füllen zu einer tüchtigen Anketen.

So waren bei uns zwei Richtungen hervorgetreten, welche ich zu Nutz und Frommen hervorgehoben habe, damit sie jedem zum Bewußtsein kommen, der Hand an dieses Werk legen will. Ich habe es gethan ohne Furcht, daß diese Offenheit seltsam könnte gedeutet werden, da man sonst gewöhnlich alles

rühmt in die Kreuz und in die Quer, besonders das Eigene. Ich habe über alles gesprochen, wie es mir in der Seele war, und glaubte, auch hier es thun zu müssen.

Schon lange war ein Auge in unserer Verwaltung immer auf die Schloß-Domaine zu Trachselwald gerichtet gewesen, welche aus circa fünfzig Jucharten (die Juchart à vierzigtausend Quadratfuß) mittelmäßigen Landes besteht, die in der Hand eines Pächters war, dessen Pachtzeit bald auslief. Es war öfters davon die Rede gewesen, aber von zwei entgegengesetzten Seiten fand diese Meinung Widerstand. Hr. Schäfer fürchtete durch die Uebersiedlung die Knaben bei so vieler Landarbeit noch mehr beeinträchtigt, ihre Ausbildung gefährdet, seinen Plan ganz zerstört zu sehen. Wir andern hingegen glaubten die Anstalt gefährdet, welche bei den großen Kosten der Uebersiedlung, da eine Menge Vieh, Schiff und Geschirr angeschafft werden mußte, zu Grunde gehen zu müssen schien.

Indessen stellte sich uns die Unmöglichkeit, auf dem bisherigen Boden die Anstalt zu erhalten, immer deutlicher dar. Wir mußten tausend Fr. Pachtzins haben. Wenn wir für zwei oder dreihundert Fr. Produkte verkaufen konnten, wobei man aber alles Brod kaufte, so war das alles. Wenn man die sämmtlichen gewonnenen Produkte rechnete, so betrug ihr Werth wenig mehr als den Zins — Arbeitslohn für die Knaben, den Knecht, Herrn Schäfer sah also keiner heraus. Immer deutlicher stellte sich wiederum Herrn Schäfer die Untauglichkeit des innehabenden Hauses dar. Es war eine rauchige Hütte, die Einem manchmal fast die Seele aus dem Leibe trieb. Kein Zimmer war groß genug. Das Lehrzimmer, in welchem der Ofen durch das Feuer in der Küche geheizt wurde, wo beständig gekocht werden mußte, wegen Mangel einer Feuermauer die Hitze nicht abgeleitet werden konnte, war im Sommer eine wahre Hölle. Ein kleines Stübchen war die einzige Zufluchtsstätte für Herrn Schäfer und seine heranwachsende Familie. Der zur Werkstätte eingerichtete Webkeller

faßte kaum eine Dreh- und eine Hobelbank, und wenn drei Menschen darinnen waren, so konnte man sich nicht rühren. Es konnten in den obern Räumen durchaus keine Betten mehr angebracht werden. Es war da keine Möglichkeit, die gegenwärtige Knabenzahl im Hause zweckmäßig zu beschäftigen, geschweige denn, sie zu vermehren. Zudem mußte Herrn Schäfer immer mehr die Zeit reuen, welche auf die hier so undankbare Landarbeit verwendet wurde. So geschah es, daß die Sache selbst beide Parteien bearbeitete und sie zu einer Unterhandlung mit dem Staate um die genannte Domaine geneigt machte.

Glücklicherweise auch zog sich diese Unterhandlung so furchtbar in die Länge, daß man Zeit hatte, die Sache von allen Seiten zu betrachten, und während man ihr immer geneigter wurde, konnte man sich rüsten. Freilich bereiteten diese Unterhandlungen der Verwaltung eine fürchterliche Pein. In den dringendsten Sachen erhielt man Monate lang keine Antwort; es tauchten allenthalben Hindernisse auf, ja entschiedene Versuche, den Verein und seine Bestrebungen lächerlich zu machen. Dem entschiedenen Einschreiten des Regierungsrathes hatte man es endlich zu verdanken, daß eine Pacht unter den gleichen Bedingungen, unter denen der frühere Pächter die Domaine inne hatte, abgeschlossen wurde. Nun aber hatte man keine passende Wohnung. Es mußte ein Haus gebaut werden. Da der Grund und Boden dem Staate gehörte, so bewilligte derselbe auch einen Kredit von sechstausend Franken für dieses Haus, welche dann neben der andern Pacht noch zu verzinsen sind. Der Mangel an einer Wohnung, an deren Errichtung man nicht arbeiten konnte, bevor man das Resultat der Unterhandlungen wußte, hinderte, daß wir im Frühjahr 1838 hinüberziehen konnten. Wir mußten den alten Pächter noch ein Jahr schalten lassen, was nicht unser Vortheil war. Die Unterhandlungen über den Bau des neuen Hauses zogen sich durch den ganzen Sommer 1838 hindurch. Wenn man mit

dem Staate fertig war, so kamen andere Hindernisse: es schien der Verwaltung manchmal, als ob eine unsichtbare Macht eine eigene Freude daran habe, sie immer an den Haag zu stellen, als ob sie dazu verdammt sei, einen Stein den Berg auf zu wälzen, den sie immer wieder unten im Thale holen müsse, wenn sie ihn endlich oben zu haben meine. Als man endlich im März 1839 hinüber ziehen mußte, weil unsere Pacht im Saal ausgelaufen war, so war nicht nur noch kein Stein zum Hause gelegt, sondern es konnte keiner gelegt werden, weil ein Spycher noch auf den Steinen stund, welche zum Fundament dienen sollten; und dieser Spycher konnte nicht abgebrochen werden, weil der Staat noch Korn darin hatte, und dieses Korn konnte nicht fortgeschafft werden, weil der Käufer einen Batzen oder sechs kr. dem respektiven Finanzdepartement zu wenig darum geben wollte. Unsere Knaben mußten in einen Schopf untergebracht werden; es war häßlich Wetter; es waren alle Hände voll auf dem Lande und beim Bauen zu thun; die Rötheln rissen ein, ergriffen mehrere Knaben, und zwei kleine Stübchen, welche beide zusammen nicht fünfundzwanzig Schuh im Quadrat halten, sollten Eß- und Lehrzimmer sein, der Familie des Herrn Schäfer dienen und noch die kranken Knaben beherbergen.

Es war eine harte, angstvolle Zeit.

Und doch war alles recht so, und alles gereichte sichtbar zum Heil. Diesen Zögerungen haben wir nun ein nach dem Plane des Herrn Schäfer aufgeführtes Haus zu danken, welches seinem Zwecke vollkommen entspricht, uns allen Freude macht und Herrn Schäfer Gelegenheit gab, die Handwerksfähigkeit der Knaben zu bilden und aus der Werkstätte den zweiten Brodkorb der Anstalt zu machen. Es enthält Raum für ungefähr fünfzig Kinder, zwei Werkstätten, den nöthigen Raum für Lehr- und Eßzimmer, eine artige Wohnung für den Vater: kurz, nicht zu viel, aber das Nöthige. Diesen Verzögerungen haben wir namentlich den schönen Hausplatz zu danken, wo

das Haus auf die freundlichste Weise der Sonne z'weg steht, vom schönen Hügel herab eine im Emmenthal seltene Fernsicht hat und als ein Trost des Landes weit herum im Lande gesehen wird. Es steht das Haus eingewandet und in hellen Fenstern glänzend; wer von Lützelflüh nach Sumiswald geht, der sieht es hell und blank unter blauem Schieferdach, unterhalb dem Schlosse Trachselwald.

Aber eine harte Zeit stunden die Knaben, Vater und Mutter aus. Das große Gut mußte bearbeitet werden mit einem Knecht und zweiundzwanzig Knaben, von denen der älteste sechszehn, der jüngste zehn Jahre zählte. Und es wurde bearbeitet und fleißig und gut, und jedes Werk zu rechter Zeit. Dazu aber mußten die Knaben alle Handlanger Dienste beim Bauen thun, den Keller graben, den Hausplatz ebnen, Sand, Steine, Kalk führen, löschen u. s. w. Es war kein Tag, an welchem sie nicht in Anspruch genommen wurden dazu. Am Abend konnten sie dann in ihren Schopf zur Ruhe gehn. Und doch ward keiner krank; die Rötheln zeigten sich nur bei vieren. Sie wachsen auf wie Rohre am Bach und blühen, daß es eine Freude ist; es ist eine muntere, tüchtige Bubenschaar, deren Anstelligkeit von allen Arbeitsleuten gelobt wird, deren aufrechte Gestalten, deren heitere Blicke, deren sinniges Wesen und fröhliches Singen auf eine auflebende, bessere innere Welt schließen lassen. Ueberhaupt ist vielleicht selten in einer Anstalt der Gesundheitszustand so gut gewesen: denn in fünftehalb Jahren haben wir nicht fünfzig Franken Arzt- und Arzneikosten gehabt: aber die Knaben gehen im Sommer barhaupt und barfuß. Trotz der vielen Arbeit, der Unmöglichkeit, daß Herr Schäfer sie beaufsichtigen konnte, da er alle Augenblicke selbst in Anspruch genommen wurde, verwilderten die Knaben nicht. Streitigkeiten unter ihnen rissen nicht ein, wie denn überhaupt noch nie eine Prügelei bei ihnen vorgekommen ist; eine einzige widrige Näscherei beging ein Knabe, der die gewaltigste Natur von allen hat, die ihn zuweilen wie

eine unwiderstehliche Macht überwältigt. Ein Knabe, der eines Fehlers sich schuldig machte, darüber zur Rede gestellt, wie man dieses von ihm nicht erwartet hätte, begann zu weinen und sagte, er hätte heute Morgen nicht gebetet gehabt, und da sei das Böse über ihn gekommen, er wisse nicht wie. Und das war keine Ausrede.

Aber auch die Kommission hatte schweren Stand, mit Anschaffungen viel zu thun, mit den Bauleuten viel zu verkehren, sie zusammenzuhalten fast wie einen Trupp Flöhe, und nur dem ausgezeichneten Eifer und der Umsicht der Herren Tschabold und Blau hatte man es zu verdanken, daß man so zu Wege kam. Und mitten in allen diesen Wirren, fast als sie am größten waren, gebar die Mutter Herrn Schäfer das ersehnte Söhnchen in dem kleinen Stübchen des kleinen Küherhäuschens, wo sich niemand rühren konnte. Es sollte ein Zeichen sein, daß auf die Zeit des Harrens und Wünschens die Zeit des Gewährens und Erfüllens gekommen; es sollte Muth machen und Kraft geben zum Ausharren. Und es hellte sich der Himmel auf und sendete uns einen Herbst hernieder, dessen Lieblichkeit noch selten übertroffen wurde. Alle Herbstarbeiten konnten auf das Prächtigste beschickt werden, eine reiche Kartoffelernte wurde uns bescheert, eine schöne zukünftige Ernte keimte, und die verzögerten Arbeiten am Hause konnten nachgeholt werden, ehe frühe Stürme Schaden gebracht oder früher Winter das Arbeiten unmöglich machte. Die Aussichten klären sich allseits auf, es trittet die Zeit vor das Auge, wo das beidseitige Ringen sich zur Freude Aller, zum Heil der Kinder, zur sichern Begründung der Anstalt oder Familie vereinigen wird. Es trittet dem Herrn Schäfer ein schöner Raum entgegen, in dem mannigfache Thätigkeit sich entfalten kann: Werkstätten sind da, Vorarbeiten in Werkzeugen für dieselben sind gemacht; die Kräfte der Knaben sind gestählt für die Werkstätte, während allerdings große Geduld und Langmuth in der Schulstube sie empfangen muß. Sie sind

diesen Sommer im Leben draußen gewesen und nicht in der Schule drinnen — aber der Vater weiß wohl, daß das Leben und nicht die Schule, die Hauptsache ist. Da einmal die Vorarbeiten gemacht sind, so wird er die Räder lustig schnurren lassen an der Drehbank, daß es blanke Batzen regnet, und wenn einmal blanke Batzen kommen aus der Werkstätte, dann ist das Werk erstritten, und der Vater hat, was er will, hat seine Wünsche auch in's Leben gesetzt. Und damit es möglich werde, damit die Kräfte allseitig hinreichen, die Anstalt auch für die, welche ihren Werth nach Köpfen schätzen, bedeutender werde, hat man nun bedeutende Vermehrung derselben beschlossen.

Der Verein hat dieselbe beschlossen, die Verwaltung wird sie in's Werk setzen. Herr Schäfer sieht die Zeit kommen, wo ein sicherer Sitz die nöthige Ruhe geben wird zu einer sichern, festen Ordnung außer und im Hause, wo alles seinen Platz und alles seine Zeit hat: dann wird ihm wohl werden.

Die Verwaltung schöpft aber auch frischen Athem. Der diesjährige Ertrag des Gutes, der in allem ein sehr mittelmäßiger war, hat sie belehrt, daß aus den zu verkaufenden Produkten wenigstens der baare Pachtzins könne gedeckt werden, was jährlich, entgegengehalten dem Ertrag der frühern Güter, einen Mehrertrag von wenigstens fünf bis sechshundert Fr. macht, da unser gegenwärtige baare Pachtzins achthundertfünfundsiebenzig Fr. beträgt. Ferner haben es unser Kassier, Herr Tschabold, durch seine treue, uneigennützige Verwaltung, und Herr Schäfer durch sein Eingehen in dieselbe, dahin gebracht, daß die Uebersiedlung und die damit verbundenen Kosten, welche zu sechszehnhundert Fr. angeschlagen waren, der Anstalt keine Gefahr gebracht haben. In der Angst vor derselben hatte man einen Aktienverein gestiftet, zu fünfundzwanzig Fr. die Aktie, zu vier pro Cent zinsbar, und setzte demselben als Hinterlage sämmtliches Vermögen der Anstalt, das sich doch über viertausend Fr. belaufen wird, ein. Man

setzte siebenundsechszig derselben im Amte ab und hatte somit über mehr als sechszehnhundert Fr. zu disponiren. Allein der Kassier zog keine einzige ein. Freilich entstund dadurch in der Rechnung von 1838—1839 ein Defizit von neunhundert Fr. Es war aber für weit mehr als diese Summe angekauft worden, und trotz vielen seitherigen Anschaffungen wird das Defizit in diesem Jahre nicht größer werden. Es ist also ein Großes und Schweres glücklich überstanden. Und dieses soll eben den Muth geben, ruhigen Gemüthes auszuharren bis an's Ende, denn noch ist nicht alles überstanden. Noch haben wir bei neunhundert Fr. Schulden, werden bald neuen Zins für das neue Haus bezahlen müssen. Die Aufnahme von Kindern kostet ebenfalls zwei bis dreihundert Fr. Die Werkstätte bedarf noch Vorschuß zum Ankauf von Material. Der neue, luftige Schlafsaal macht auf die Betten doppelte Decken oder Deckbette nöthig. Ach, wir sind im Winter schon manchmal zusammen gewesen und hätten die Buben gerne besser bedeckt, aber wir hatten das Geld nicht. Herr Schäfer nahm dann die zweiten Anzüge zu den Strohsäcken, füllte sie mit Laub und wärmte die Kinder damit; und die Kinder blieben gesund und hell auf. Aber jetzt hilft das nicht mehr aus, es muß anders und wärmer gemacht werden unter'm Schieferdach, als unter'm Strohdach. Wir müssen noch mehr Kühe kaufen, wenn wir unser Futter auch gut und wie jetzt üblich an Mann bringen und die Unsauberkeit der Küherei von uns wegbringen wollen. So warten uns der Verlegenheiten noch viele. Der leidige Mangel ist noch da. Aber der Gott, der bis hieher geholfen, wird auch ferner helfen. Er hat noch Thau und Regen in seinem Himmel, damit arme Kinder Speise haben zu ihrer Zeit. Er prüfet wohl, aber dann kommt auch das Ende der Prüfung, der Segen, der im Ausharren liegt. Er läßt wohl Mangel leiden, aber dann öffnet er wieder, wie den Himmel zu warmen Regen, warme Herzen zu freundlichen Gaben zu rechter Zeit. Und diese Gaben werden immer freund-

licher, immer reicher fließen, je mehr vor den Augen der Menschen die Einsicht aufgeht von der Größe der Noth und daß Unternehmungen wie die unsrige nicht bloß so genannte gemeinnützige Proben seien, nicht politische Grillen, nicht Amts- oder Bauernspekulationen, sondern ein treues Handbieten an einem Werke, daß Alle angeht, welche das Vaterland lieben, Alle, welche christliche Liebe zu ihren armen Brüdern im Herzen tragen.

So bin ich überzeugt, wir werden durchkämpfen; Gott, Brüder und unser Muth werden uns durchhelfen: wir werden zu den Zeiten gelangen, wo Herr Schäfer und wir uns ganz einigen werden, wo wir für Anstalt und Kinder in gleichem rechtem Maaße werden zu sorgen vermögen, wo wir Gott danken und preisen werden, daß wir das Vergangene alles überstehen mußten, wo wir, wenn wir zusammensitzen, wie alte Schlachtenbrüder das größte Vergnügen daran finden werden, von den vergangenen Zeiten zu erzählen und den überstandenen Strapazen.

Und damit Andere wissen, daß nicht im Stiften, sondern im Ausharren das Schwerste liege, daß der Anfang wohl schwer sei, aber der Anfang nicht nur einen Tag währe, sondern Jahre lang, damit Klippen und auseinandergehende Richtungen nicht unerwartet aufstoßen und muthlos machen, damit ungünstige Stimmungen über Stiftungen solcher Familien nicht entmuthigen, sondern im Gegentheil begeistern, habe ich das alles in wahren Treuen erzählet. Und besonders den Bewohnern des Amtsbezirks Wangen zu Lieb und Ehren, die auf ähnliche, aber günstigere Weise jetzt angefangen haben, wie wir vor bald fünf Jahren, denen aber auch noch manches warten wird zur Prüfung ihres Ausharrens; zu Lieb und Ehren aller bestehenden Anstalten habe ich in wahren Treuen erzählt, damit man erkenne, daß in Berichten von solchen Sachen die Wahrheit und das innere Leben die Hauptsache sei, und daß man wiederum prüfe, ob nicht hier oder dort

das Bestehen der Anstalt und eine schöne Rechnung oder hinwiederum die Kinder auf Kosten der Familie und der Familie Stand das Hauptaugenmerk geworden.

Jetzt, nach zehn Jahren darf der Zusatz gemacht werden, daß die Hoffnung nicht getäuscht, der Muth nicht gesunken ist, die Anstalt alle politischen Stürme nicht bloß überlebt hat, sondern von ihnen unberührt geblieben ist und jetzt auf festern Füßen steht, als je zuvor. Die ausgetretenen Zöglinge machen zum größern Theil der Anstalt Ehre, einer ist bereits auch Armenvater. Sie haben sich schon zusammen gethan zu einem Bunde, sich unter einander und den austretenden jüngeren Brüdern zu helfen nach Vermögen. Herr Schäfer steht der Anstalt nicht mehr vor, die Handwerksrichtung mußte aufgegeben, die Landwirthschaft zur Hauptsache gemacht werden, und wie wir glauben nicht zum Schaden der Anstalt. Zur Aufnahme meldeten sich in der letzten Zeit mehr Zöglinge, als man annehmen konnte. Es ist ein Gehülfe des Vaters angestellt. Die Kosten des jährlichen Unterhalts eines Zöglings belaufen sich auf ungefähr achtzig Franken.

Achtes Kapitel.

Der Bund.

Der Gedanke, den Pestalozzi hatte, ging also nicht unter, verhallte nicht wie ein ödes Geschwätz. Er wurzelte, keimte, erstund und entfaltet sich jetzt. Er entfaltet sich hier und dort in der Schweiz, in Deutschland, in England. Und wie die Blume nur in kleinem Kreise duftet, von ferne in ihrem niedern Wuchse nicht gesehen wird: so leben diese Anstalten auf, von Wenigen gekannt, segensreich nur für einen kleinen Kreis. Im gegenwärtigen Weltgetümmel achtet man das Kleine nicht: auf Dampffahrten bemerkt man nur Kirchthürme; Hütten ge-

wahrt man nicht. Wenn ein großes Werk mit kleinen Mitteln begonnen werden soll, so zweifelt und zaudert der Mensch; wenn er alleine sich sieht einer schweren Gefahr gegenüber, so zaget er, sein irrend Auge sucht Gefährten. Wenn man daher jetzt mahnt und ruft, der einbrechenden Noth zu wehren, so stutzt wohl die unthätige Menge. Ruft man nur oberflächlich, im Allgemeinen auf, so bleibt sie kaltblütig und meint, was sie noch nicht brenne, sei noch nicht nöthig zu löschen; zeichnet man die Gefahr in ihrer Größe und Nähe, so läßt die vorhin so kaltblütige Menge erschrocken die Hände sinken und verzweifelt an der Möglichkeit zu helfen.

Nun, glaube ich, sei der Zeitpunkt da, die einzelnen Blumen zu einem Kranze zu winden, damit der Menge augenscheinlich werde, wie groß bereits der Garten sein müsse, aus dem die Blumen gepflückt worden, auf daß sie Muth fasse und Glauben, den Garten erweitern zu helfen, Sümpfe und Haiden in Gartenland zu verwandeln. Ich glaube, wenn man einfach und deutlich und in ehrbarer Treuherzigkeit, fern von allem pompösen Styl, mit welchem weltsche Pensionen sich ankündigen, in welchem man die meisten Berichte abfaßt, weil man meint, mit solchem Getön den meisten Eindruck zu machen, wenn man so in ehrbarer Treuherzigkeit darstellen würde, was an vielen Orten bereits an diesem Werke gearbeitet worden, und von Zeit zu Zeit berichten würde über Fortschritte und Rückschritte, über den Segen Gottes und die eigenen Fehler: so bin ich überzeugt, die Menge würde staunen über die Größe des begonnenen Werkes, ihr Glaube würde erwachen, ihre Theilnahme lebendig werden. Eine Anstalt mit einigen zwanzig Kindern kann man nur mit mitleidigem Lächeln ansehn, wenn man sie vereinzelt der großen verwahrlosten Menge gegenüber betrachtet: Ihr gute Lüt, das b'schützt ech nüt, sagt man unwillkürlich. Betrachtet man sie aber als einen kleinen Theil eines großen Ganzen, weiß man, daß an fünfzig, hundert Orten das gleiche geschieht: da kömmt der

Respekt, die Sache erhält eine ganz andere Gestalt, es wird einem unwillkürlich der Glaube aufgedrungen, das müsse doch helfen, und wenn das nicht helfe, dann sei allerdings alles verloren. Wenn man nun z. B. kund und zu wissen thut, daß im Canton Bern mit seinen viermalhunderttausend Einwohnern bereits weit über vierhundert Kinder auf diese Weise erzogen würden: müssen da die Meisten sich nicht verwundern und sagen, das hätten sie nicht gewußt, ja, und das müsse doch helfen? Und wenn man zu diesem Glauben kömmt, so kann man im C. Bern durch Unterstützung der bestehenden, durch Stiftung neuer Familien nicht schwer die Zahl verdoppeln: und wer will dann sagen, in zwanzig, vierzig, hundert Jahren helfe das nichts?

Die Christen unternehmen die Heidenbekehrung und glauben an sie, und ich glaube auch daran: vielleicht wird sie in tausend oder dreitausend Jahren vollendet. Nehmt nun, welch kolossales Werk dieses ist, welchen Glauben dieses Werk fordert, gegenüber dem, die mitten unter uns wie Heiden aufgewachsenen Kinder zu Christen zu machen! Wir bewundern die Fortschritte der Missionen, ihre Berichte erregen Staunen, wecken unsere Theilnahme, ziehen dem kolossalen Werke uns zu, und was wir nicht mit eigenen Augen zu sehen, zu prüfen vermögen, das suchen von Zeit zu Zeit reisende Brüder uns zu vergegenwärtigen. Nun, meine ich, sollten Alle, welche an die christliche Auferbauung armer Kinder Hand angelegt haben, sich auch zusammenthun und vereint darstellen, was vereinzelt so schön emporblüht. Ich meine nicht, daß man sich in einen Verein zusammenthun, daß man alle Bestrebungen nach einem Model formen, alle Richtungen in eine zwingen solle — sondern daß man gemeinsam alle diese Bestrebungen und Richtungen zusammenstellen und als Arbeiten an einem Werke dem Publikum vor Augen stellen solle, und dieses nicht einmal, sondern von Zeit zu Zeit in ehrbarer Treuherzigkeit. Diese Berichte würden ja auch eine Art Heidenböte sein und sicher

gerne gelesen werden und sicher die Ueberzeugung in Vielen wecken, daß der Glaube noch immer Berge versetze. Wie das auszuführen sei, das mögen doch die bedenken, denen das Werk am Herzen liegt, und deren Stellung und Wohnung sie zu einer solchen Berichterstattung befähigt, sie befähigt, das Einzelne allenthalben zu vernehmen und mit den Leitern des Einzelnen sich zu befreunden.

Wohl, wahrlich, das wird und muß helfen.

Und wenn dann noch eines hinzukommt, was ich hier nur andeuten kann, so wird wahrlich Unglaubliches geschehen, und dessen Früchte müssen bald sichtbar werden. Wenn nämlich jeder, der eingesehen hat, daß nur durch christliche Erziehung dem Volkselend abgeholfen werden kann, nun nicht bloß Geld giebt zu diesem Werke, sondern diese seine Meinung geltend macht in allen seinen Verhältnissen, in seinem eigenen Hause, gegen seine Kinder und ganz besonders gegen seine Dienstboten, sie geltend macht in Gemeinde und Staat, wenn er selbst oder durch Andere heilloses Verfahren von Gemeindsbehörden schriftlich und mündlich rügt: so wird diese freimüthige, feste Willensäußerung einen wunderbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung, auf alle Verhältnisse haben, ja, sie wird recht eigentlich die Atmosphäre bilden, welche das begonnene Werk schützend und nährend trägt. Da braucht's wiederum keine Statuten, keinen äußerlichen neuen Bund, sondern jeder werde sich nur des alten Bundes bewußt, den er mit Christus geschlossen, und stelle sich diesem gemäß allenthalben und gegen jedermann ohne Welt- und Menschenfurcht dar und halte das Christenthum höher als jede Mode, jeden Brauch.

Wie nun jedem Theilnehmer das Bewußtsein eingegraben werden soll, daß sein Thun nicht ein vereinzeltes, ohnmächtiges sei, sondern ein Beitrag zu einem großen, bereits mächtig gewordenen Gotteswerk, so muß ganz besonders dieses Bewußtsein sich eingraben den Vätern und Müttern der armen Kinder.

Dieses Bewußtsein muß sie heben und tragen, muß sie so manchem entsagen lassen unbeschwert, muß alle Tage ihre Liebe neu werden lassen über den armen Kindern, die so oft dieser Liebe lange ihre Herzen nicht werden öffnen wollen. Aber gerade darum sollten besonders sie nicht vereinzelt stehen, die einen hier, die andern dort, ohne von einander zu wissen, ohne zu geben und zu empfangen, ohne Liebe zu einander, ohne Theilnahme an einander. Sie, eigentliche Haushalter Gottes, müssen Hand in Hand schlagen in treuem, brüderlichen Sinne, nicht die eigene Ehre zu suchen, sondern die Ehre dessen, der sie gesandt hat, nicht bloß das Gedeihen seines anvertrauten Theiles zu suchen, sondern zu beten und zu trachten nach dem Gedeihen des Ganzen, von dem das Eigene nur ein kleiner Theil ist. In diesem brüderlichen Sinne, ohne Selbstsucht und Dünkel, sollen sie lehren und lernen, jeder dem Andern sein Bestes geben, jeder am Vorzug des andern seine Freude haben. Ihnen giltet auch, wie Jesus seinen Jüngern die Füße wusch, und was er dabei sagte: wer der Größte sein wolle, müsse der Andern Diener sein, und wenn sie seine Jünger sein wollten, so müßten sie sich lieben, sich dienen unter einander. Hier darf die Separation nicht bestehen, wie sie zwischen Haushaltungen ist, wo eine Hausfrau der andern ihre besten Künste verbirgt, über die Mißgriffe der Nachbarin sich freut, weil sie um so größer zu werden hofft durch die Fehler derselben. Ja, wo solches geschehen sollte, da hat der Teufel sein Spiel, da wird wirklich ein Frevel begangen am Heiligthum. Wo aber gar kein Verband ist zwischen Müttern und Vätern, da ist es nicht gut, da zieht sich gerne das Herz zusammen, der Gesichtskreis verengt sich, Vorurtheile bilden sich, das eigene Gute wird zu groß, die drückende Bürde scheint zu schwer, Dünkel oder Mißmuth erwachen. Oder es lagert sich so nach und nach eine gewisse Schwäche, ein sich Gehenlassen über die ganze Familie; es entsteht statt frischem Leben ein Ziehen und Schleppen, statt fröhlichem Wesen pe-

dantische oder düstere Gesichter, und der Schlendrian frißt um sich wie der Schwamm in einem neuen Hause.

Nein, es müssen Väter und Mütter eine Familie bilden, treue Brüder und Schwestern; ihre Kräfte müssen sich ergänzen, ihre Liebe muß sich erfrischen. Und in dieser Liebe werden sie jung bleiben, wenn schon die Haare grau werden, und diese Liebe wird sie stark und rührig erhalten, wenn schon die Glieder alt und steif werden. Ich möchte sie alle bitten, sich zu suchen: sie werden sich sicher alle finden, wenn der rechte Geist in ihnen weht. Aber dieses sich Suchen und Finden soll wiederum kein sich Zusammenthun in eine Kaste sein, ein sich emancipiren und selbstständig machen von allen Vorständen, Kommissionen, Theilnehmern am Werke: das wäre dumm, das wäre wahrhaft geschulmeisterlet, wäre der Sache das Grab gegraben, wäre ein Zeichen, daß man des Herren Sache zu der eigenen gemacht, sie des Segens und des Geistes des Herrn beraubt.

Aber sollen nicht auch die armen Kinder sich bewußt werden, daß sie einer großen Familie angehören, daß sie gar viele Brüder und Schwestern haben, daß die Liebe gar groß sei, die sie an ihr Herz genommen, daß nicht nur das Mitleid das tägliche Brod ihnen reiche, sondern daß sie erzogen würden zu Gliedern eines großen Bundes, der dem Vaterland Heil und Segen bringen, im Himmel sein Erbtheil finden will?

Soll dieses Erziehen armer Kinder nicht geboren werden als ein Kind des sich wieder aufschwingenden, des wieder dem Himmel zustrebenden Zeitgeistes, der vor vielen hundert Jahren die Münster geboren, die Klöster aufgebaut hat? Soll es nicht das hehre Münster sein, in dem wir uns entsündigen wollen? soll es nicht der große Denkstein sein, den wir setzen wollen, nicht gestorbenen Menschen, sondern dem Geiste, der wieder in uns lebendig geworden?

In den Münstern erhoben sich die Menschen zu Gott

und weihten ihm ihre Seelen; die Münster selbst aber, Werke ihrer Hände, weihten sie Heiligen, in denen sie Gott sich nahe getreten glaubten. Hohen Geistern vergangener Zeiten, in denen eine hohe Kraft zu Tage getreten, baut man todte Denkmäler auf in dieser Zeit, sie sehen aus wie Grabmäler, etwas Entschwundenem errichtet, das wir auf Erden nicht mehr sehen werden. Unser Münster ist zur Heiligung von Kindern zusammengefügt: es streben aus demselben nicht hehre Thürme zum Himmel empor, aber die Seelen der Kinder selbst sollen zum Himmel aufwachsen. Und dieses Münster, dürfen wir es nicht auch einem Heiligen weihen? Dürfen wir es nicht als ein lebendig Denkmal dem Geiste weihen, der die Idee wieder in's Leben rief: die Kinder Christo zuzuführen, daß ihnen das Himmelreich gehöre, daß dieses Himmelreich ihnen aber nicht eingegossen, sondern in ihren eigenen Herzen entfaltet werden müsse; — dem Geiste, der alles verließ, zu den armen Kindern eilte, deren Väter für das Vaterland verblutet waren, sie um sich sammelte, für sie bettelte, für sie lebte, bis das Geschick ihn weiter riß? Er selbst richtete kein Werk auf, das seinen Namen trägt; er hinterließ aber seinen Geist auf Erden, der nun in so Vielen lebendig wird. Und diesem Geist, der den Namen Pestalozzi trägt, wollen wir dem kein Denkmal setzen, kein Monument? Aber ein Grabmal dürfen wir ihm nicht erbauen aus Holz oder Stein; er ist kein entschwundener Geist. Dem lebendigen Geiste muß ein Denkmal gesetzt werden, daß er lebt, ein lebendig Denkmal, ein Denkmal, auferbaut aus dem, was dieser Geist geschaffen, in's Leben gerufen hat. So sei denn unser Werk sein lebendig Monument, unsere Anstalten der unverwelkliche Lorbeerkranz, der sein verklärtes Haupt umwindet, und alle fünf Jahre sei der schöne, hehre Pestalozzi-Tag, an welchem die Mütter und Väter mit ihren armer Eltern-Kinder sich sammeln aus dem ganzen Schweizerlande auf einem Felde, mit Wald bekränzt, um da in freudigem Danke dem Vater im Himmel Opfer zu bringen,

daß er einen Geist auf Erden gesandt habe, der wieder an die armen Kinder gemahnt, und daß man nicht vergesse, daß noch immer gelte, was unser Herr und Meister gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Dieser Tag wird neues Leben bringen in jede Familie, wird den Funken der Begeisterung hell lodern lassen, vielleicht für sein ganzes Leben lang, in jedes Kindes Herz. Und wem da nicht aufgeht sein Herz im Anblick der fröhlichen Jugend, und wer da nicht an die Bedeutung des Werkes glaubt und sein Beginnen segnet, dem wird nie sein Herz aufgehen. Und dieses Fest wird nie veralten, seine eigentliche Weihe wird es hundertmal herrlicher durch die erhalten, die als Jünglinge und Hausväter, Hausmütter mit all ihren Kindern kommen und loben und preisen die That, die an ihnen gethan worden, loben und preisen Gott, der ihnen, zum Elend Gebornen, das Himmelreich in's Herz hat pflanzen, dem Elend sie entreißen lassen.

Das ist ein wahres Nationalfest, der Schweizer würdig, würdig des ersten Mannes, den in letzten Zeiten die Schweiz geboren. Nur ein lebendig, jedesmal neu werdendes Denkmal, ein jedesmal neu und höher geweihtes Fest, das sei unser Pestalozzi-Tag, der Schweizer Ehrentag, der uns zum Leben heiliget, den Himmel uns näher bringt, zum heiligen Bund für alles Hohe und Heilige unsre Herzen weiht!

Wohl weiß Jeremias Gotthelf, daß er hier einen Traum in Worte gefaßt. Aber wie manches ist als Traum in die Seele, in's Leben getreten, verschwamm, aber es war auch ein Saatkorn und erstund nach Jahren wirklich in der Wirklichkeit! Man spotte des Traumes nicht, sondern arbeite getreulich am Werke: die Zukunft wird offenbaren, ob im Traum Leben war.

Ganz Traum waren die Worte nicht. Eine Pestalozzi-Armenanstalt ist entstanden, ein schweizerisches Denkmal der ehrwürdigen Eidgenossen. Dort sollen alle Jahr Eidgenossen

sich sammeln, um neues Leben, neue Kraft zu schöpfen zu solchen Liebeswerken. Dort wäre der wahre Festplatz auch für die Kinder.

Neuntes Kapitel.

Letztes Wort.

Das Büchlein, die Armennoth, wurde vor eilf Jahren geschrieben. Was liegt nun alles zwischen Damals und Jetzt! Damals war die Eiterbeule geschlossen, vielen Augen nicht einmal sichtbar; der Körper des Patienten stand aufrecht, Viele waren mit seinem Aussehen wohl zufrieden. Wenn auch zuweilen ein Zucken durch die Glieder fuhr, so hielten Viele dafür, es sei ein vorübergehender Fieberschauer, wie sie durch alle Körper fahren, gesunde und kranke. Wenn man von dieser Eiterbeule sprach und brummete darüber, nach Ursachen und Heilmitteln forschte, war es Vielen eine Aergerniß, Vielen eine Thorheit. In einem Lande ward dieses arme Büchlein verboten, in einem Vereine, dessen Mitglied der Verfasser war, verächtlich bei Seite geschoben. So war es damals. Dann ward es anders. Die Eiterbeule schwoll, brach auf, durch Reizmittel aller Art, durch Hauen und Stechen entstand der Bruch; ihre stinkenden Fluthen ergoßen sich über Europa, drohten das Zerreißen aller Verhältnisse, in den Zuckungen des Todes lagen Ordnungen und Staaten. Es schienen die Tage wirklich gekommen, von denen die Schrift sagt: „Und „ich sah, und siehe, da war eine weiße Wolke und auf der „Wolke saß Einer, der gleich war einem Menschensohn, der „hatte eine goldene Krone auf seinem Haupte und in seiner „Hand eine scharfe Sichel. Und ein anderer Engel gieng aus „dem Tempel und schrie mit starker Stimme zu dem, der „auf den Wolken saß: Schlage deine Sichel an und ernte,

„denn die Zeit der Ernte ist dir kommen, denn die Ernte der „Erde ist dir dürre geworden. Also schlug derjenige, der auf „der Wolke saß, seine Sichel an die Erde, und die Erde ward „geerntet. Und ein anderer Engel gieng aus dem Tempel, „der im Himmel war, und es hatte auch derselbe ein scharfes „Rebmesser. Und ein anderer Engel gieng aus dem Altar, „der hatte Macht über das Feuer, und er rief mit großem „Geschrei, zu dem, der das scharfe Rebmesser hatte und „sprach: Schlage dein scharfes Rebmesser an und schneide die „Trauben des Weinstockes der Erde ab, denn seine Trauben „sind reif worden. Und der Engel schlug sein Rebmesser an „die Erde und schnitt den Weingarten der Erde und warf „die Trauben in den großen Kelter des Grimmes Gottes. „Und die Kelter ward gekeltert außer der Stadt, und das „Blut gieng aus der Kelter bis an die Zäume der Pferde „durch sechszehnhundert Stadia“ — und wie es weiter absonderlich heißt und zu lesen ist in den folgenden Kapiteln der Offenbarung St. Johannis. Weil von allen Seiten nicht beachtet worden folgende Mahnungen des Apostels Paulus: „Ihr seid zur Freiheit berufen, lieben Brüder, allein ergreifet „die Freiheit nicht zum Anlasse dem Fleische, sondern durch „die Liebe diene Einer dem Andern. Denn das ganze Gesetz „ist in einem einigen Worte verfasset: Liebe deinen Nächsten „als dich selbst. So ihr euch unter einander beißet und fresset, „so sehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet;“ — so schien der Tag gekommen, wo wirklich Einer vom Andern gefressen werden sollte, eine Menschenfresserei, ein Kannibalenthum nach ganz neuer Mode. Es entstand wirklich ein großes Verzehren unter einander und erst nachdem Viele verzehrt worden, die Blutströme weithin sich ergossen, aus der Stadt hinaus, weithin über das Land, ward dem Morden ein Ende gemacht, das Strömen des Flusses aus der Eiterbeule gestillt. Aber die Wunde ist nicht geschlossen, weit aus einander klafft sie noch; blutig und schauerlich, nicht einmal rein

gewaschen ist sie, das Nöthige zu ihrer Heilung nicht vorgekehrt. Die Aerzte sind verschiedener Meinung, und was einer will, verdächtigt der andere. Die einen wollen die Wunde ausbrennen, wie man es mit Bißwunden von tollen Hunden pflegt, andere zu neuem Fließen reizen, wie es gehalten wird mit aufgebrochenen Stellen in einem ungesunden Körper, andere sie einfach zunähen mit gutem Zwirn und dann sagen: Jetzt ist es gut. Punktum und Sand drauf!

So stehen sie da an der Wunde, die, die zu ihrer Heilung berufen sind. Da steht man jetzt an einer ganz andern Stelle, als damals vor eilf Jahren. Das Büchlein dagegen wird nicht umgeschaffen, der Verfasser ändert nicht. Denn dasselbe hat zum Armenwesen sein damalig Verhältniß behalten, nur daß, was damals vorausgesehen worden, jetzt in Erfüllung gegangen ist. Würde dasselbe jetzt geschrieben, wäre die Form vielleicht eine andere geworden, der Gang der Gedanken ruhiger geregelt, die Macht, welche eilf Jahre am Verfasser geübt, wäre auch am Büchlein sichtbar geworden. Dasselbe hätte möglicherweise eine breitere Grundlage bekommen, die Heilmittel wären allgemeiner behandelt worden, es hätte sich kaum in die Darstellungen der Armenanstalten im Allgemeinen und die Anstalt in Trachselwald insbesondere zugespitzt. Ja es wäre vielleicht sogar das neue Wort für die alte Sache, der Ausdruck innere Mission gebraucht worden, und das Büchlein hätte das Glück, den Schriften über dieselbe beigezählt zu werden. Indessen dieses alles sind Nebendinge, in der Hauptsache ist des Verfassers Ansicht die gleiche geblieben, und warum sollte sie es nicht? Hat nicht die Entwickelung der Dinge für ihre Richtigkeit gezeuget? Ueber die Natur der gegenwärtigen Armuth herrschen kann mehr Zweifel, man sieht sie für eine giftige Wucherpflanze an, man erkennt, wie eine unzählbare Masse von Armen das geworden ist, was der hungerige, faule Mensch ohne Religion, namentlich ohne christliche, ohne andern Besitz als thierische Triebe und einige Schlagwörter des Zeitgeistes

werden muß, gierige, zähnefletschende Wölfe. Arme wird es immer geben, so will es Gott, aber diese Natur der Armen, die ist nicht von Gott, die ist vom Menschen. Jetzt wie damals ist der Verfasser der Ansicht, daß an dieser Natur die höhern Stände und die Regierungen die große Schuld tragen. Es gab eine Zeit, wo die Mehrzahl in den höhern Ständen nicht mehr Christen waren, des Christenthums sich recht eigentlich schämten als einer gemeinen Sache für gemeine Leute und statt bei diesen den christlichen Sinn zu pflegen, für die unchristlichsten Dinge sie gebrauchten, ihnen so recht handgreiflich unter die Augen stellten, was sie selbst vom Christenthum hielten, das nämlich, daß erstlich dasselbe sie nichts angienge, daß zweitens die gemeinen Leute sich über dasselbe hinwegzusetzen hätten, sobald ein Höherer es ihnen gebiete, wenn der Gemeine nicht gewärtigen wolle, daß sein Leib getödtet werde. Daß man weder einen göttlichen Richter, noch ein göttlich Gericht zu fürchten hätte, bewies man durch das eigene Beispiel. Wo das Christenthum die Menschen nicht durchströmt und bindet, gehen sie aus einander, Kasten entstehen, vornehme und geringe, tiefe Klüfte trennen diese. So kam der Hochmuth über die höhern Stände, die, die niedriger gingen, sah man kaum an, die Armen vollends nicht, persönliche Berührung hätte man für ein Unglück gehalten, und wenn man auch Gaben geben ließ, theilte man in gedoppeltem Maaße Laster und Unglauben mit. Die Regierungen hatten zumeist den Sinn der höhern Stände, trugen ihn über auf ihr Regiment. Das Christenthum schien ihnen soweit brauchbar, als es der äußern Zucht eine gewisse Sanktion gab, alles Einwirken in's Leben war zumeist widerlich, alle Mühe, den christlichen Sinn zur Geltung zu bringen, wurde zumeist als kirchliche Anmaßung verhöhnt oder niedergetreten. Sie gaben das Beispiel in Sonntags-Entheiligungen, setzten ihre eigenen Gesetze über die göttlichen, trieben Abgötterei mit Juristen und Juristerei, thaten als sei die Menschheit geschaffen, um Staaten zu bilden, in denen

Juristen und Regenten leben könnten als wie im Himmel. Und zum Unglück über alles aus übte das Wort Aufklärung über Viele eine zauberische Kraft, so weit es die persönlichen Rechte nicht berührte. Um der Aufklärung willen ließ man die Schulen, höhere und niedere, heidnisch verlottern, suchte unter allem Volke die aufgeklärtesten, d. h. die ungläubigsten Menschen aus, setzte sie als Beamtete unter's Volk, daß das Volk an ihnen ein Beispiel nehme, und zum Exempel, wie man ungläubig sein, unchristlich und doch den Regierungen sehr angenehm leben könne, ja vielleicht sogar Orden kriegen und Pensionen.

Auf diese Weise kam in die Armuth das tödtliche Gift, machte sie zu der furchtbaren Wucherpflanze Europas, welche Land und Leute verderbend umschlingt. Dieses war die Ansicht des Verfassers im Jahr 1839, dies ist seine Ansicht geblieben bis auf den heutigen Tag, den 7. September im Jahr 1850. Vor eilf Jahren sah er gegen die drohende Noth das einzige Heil in dem, in welchem alles Heil liegt, in Christo. Die sichtbar gewordene Liebe allein konnte helfen und heilen, denn es giltet nicht bloß das Helfen, sondern eben auch das Heilen; die brüderliche persönliche Theilnahme der Habenden an den Nichthabenden, besonders die liebevolle Sorge für ihre Kinder, bei welchen das Gift des Neides und des Hasses noch keine Kruste gebildet. Wie der Abfall zuerst von oben kam, sollte auch oben die Umkehr beginnen, die Heilmittel bereitet werden, und wenn diese bloß in Geld oder Gesetzen, in Steuren oder Tellen, in dieser oder jener Form gesucht würden, bereite man sich nichts als bittere Täuschung. So meinte es der Verfasser vor eilf Jahren und hoffte wirklich guten Muthes auf diese Umkehr in der Liebe. Es schien ihm, als begönnen die Spitzen der Berge sich zu röthen, als verkünde ein lieblich weiches Morgenroth einen jungen schönen Tag, als steige Christus wieder über den Völkern auf, als verkläre seine Liebe manch hohes Haupt. Da war's, wo der Verfasser sich täuschte, es

kam ganz anders. Wie oft ist der Morgen schön, scheint einen schönen Tag zu verheißen und täuscht. Die Wolken steigen auf aus der Tiefe, kommen daher geflogen, es ballen sich zornige Gewitter, statt voll Sonnenschein und Freude wird voll Sturm und Donner der Himmel, voll Schrecken der Mensch. Es war wie der Wächter zurief dem Manne von Sehir, als er ihn fragte: Wächter was sagst du von der Nacht, Wächter was sagst du von der Nacht? Es ist zwar der Morgen kommen, aber es wird auch die Nacht kommen. Wo der gute Geist nicht ist da kommen die bösen Geister, und haben die Macht im Hause, in das sie gezogen, bringen das Ungenügen, den Neid, stiften die Feindschaften, reden aus Muthwillen, um Schaden zu thun, und drehen denselben dick ineinander. Es war, als sei der Tag schwarz geworden und Finsterniß habe sich gelagert über die Völker, einzelne Windstöße wirbelten den Staub auf, machten die Augen trübe, beugten die Bäume, die Häuser bebten. Schwer legte es sich auf jede denkende Seele, ein wunderbar Bangen lähmte die guten Kräfte; das Morgenroth wurde von der Nacht verschlungen. Die Eiterbeule schwoll; statt mit heilendem vertheilendem Balsam ward sie von den bösen Geistern mit ätzenden Giften bestrichen, sie sollte aufbrechen, sie sollte, einem feuerspeienden Berge ähnlich, einen Lavastrom ergießen, zu verzehren die ganze alte Welt und die Ordnung der alten Welt.

Damals, eben in Mitte dieses fluchwürdigen Treibens, bald vier Jahre her mögen es sein, sollte dieses Büchlein neu aufgelegt werden, im Wirbel der Zeiten unterblieb es. Damals, als es trüber und trüber ward auf Erden, schrieb der Verfasser in's Vorwort: „Es schien die Zeit zu nahen, wo der Reiche zum Engel des Armen wird, der Arme Gott lobet und preiset, der Liebe und Treue wegen, welche ihm durch den Reichen wird.“ Aber anders ward es. Ein wild wüst Wetter hat den schönen Maien verschlungen; wo Leben war, sitzt jetzt der Tod. Schwarmgeister brachen aus der Tiefe, entfesselten

die bösen Geister in des Menschen Brust, die alte Gier nach dem, was des Nächsten ist, fletscht neu die Zähne; der Sinn, der Gott und Menschen haßt und das Eigene sucht, setzt sich wieder fest auf seinem alten Throne, von dieses Thrones Stufen gehen aus durch das Volk die Lügen-Propheten, von denen Micha sagt: Sie verführen das Volk, beißen mit den Zähnen, predigen Frieden und rufen den Krieg aus gegen den, der ihnen nichts giebt; Propheten, welche die Freiheit des Fleisches predigen, das Heil, das von außen kommt, das alte Heidenthum, welches zu sich in den Koth die Götter zieht, welche verhöhnen der Christen Gott, der zu sich hinauf nach dem Himmel die Menschen ziehen will, welche verkünden die Rechte des Thieres zu allem, was ihnen vor Schnauze oder Schnabel kömmt, und diese thierischen Rechte Menschenrechte nennen. Wo im Taumel der Ueberraschung die Macht in ihre Hände kam, da stachelten sie all' ihre Unterthanen auf, hetzten sie mit schauerlichem Geschrei auf Aristokraten, Pfaffen, Jesuiten und Reaktionäre, und darunter verstunden sie Alle, welche Ordnung wollten und Christum festhielten. Eine unduldsamere Brut war nie unter dem Himmel, als die, welche jetzt so wild nach unbedingter Freiheit schreit, welche so frech unbeschränkte Rechte fordert. Wann die Stunde kömmt, in welcher Gott der sumsenden Menge die Augen öffnen, ihr die Schlangen zeigen wird, welche sie verführen, weiß er allein. Aber die Stunde ist da, wo jeder Christ den Schlotter sich vom Leibe schütteln muß, sein Licht nicht mehr unter den Scheffel stellen darf. Die Kinder der Welt fahren mit Fahnen in der Welt herum wie Herolde der Thorheit zu Fastnachtzeit, die Kinder Gottes aber sollen ergreifen die Kriegsrüstung Gottes, auf daß sie in bösen Tagen Widerstand thun, alles wohl ausrichten und bestehen mögen, umgürtet mit Wahrheit, gepanzert mit Gerechtigkeit, gewaffnet mit dem Schilde des Glaubens, dem Helme des Heils, dem Schwerdte des Geistes und dem Worte Gottes.

Vor der Tenne ist die Wurfschaufel wieder und will die

Tenne fegen. Wer nicht gefegt werden will, der lasse den Zweiherrndienst, die Feigheit der Zeit, und sei ein Christ, frei und frank, in Wort und That."

So schrieb der Verfasser, als die gewitterschwangere Wolke am Himmel sich thürmte, die Beule an der Menschheit aufschwoll. Was die Schwarmgeister wollten, geschah: die Beule sprang, der Sturm brach los, Revolution um Revolution wälzten ihre trüben Fluthen über die Erde, spritzten ihren Schaum bis zum Himmel auf.

Da sandte Gott auch seine Gerichte; sie donnerten über die Völker, sie beugten hohe und niedere Häupter; die Wuth wandelte sich in Wimmern; es ward offenbar die Macht des Herrn und die Ohnmacht der Menschen. Stiller ist es wieder auf Erden geworden, die Stürme legen sich, den Donner hört man nur noch in der Ferne, Athem sucht die erschöpfte Menschheit; es sehen die Augen sich um nach dem, was gewesen, was geblieben. Und diese sehen die Gräber von Tausenden, sehen zehntausend Arme, wo früher tausend gewesen, sehen Noth, wo früher reichliches Brod war, sehen verschüttet zahlreiche Quellen des Erwerbs, sehen Palläste in Trümmern, sehen in Asche und Schutt Millionen, Millionen Eigenthum. Einem verhagelten Saatfelde gleicht die Erde, fast einer Prairie, deren dürres Gras das Feuer verzehrt, alles Leben getödtet, die nun, nachdem das Feuer verglommen, da liegt wüst und schwarz, in grauen stinkenden Rauch gehüllt. So ging es und so ist es, und alles Warnen war vergeblich, jedes Menschen Stimme verhallte ungehört im Toben der Menge, jedes Haupt mußte sich beugen vor Gottes Donner und jeder Mund sprechen: Gott sei mir armen Sünder gnädig. Ist's möglich, so gehe der Kelch an uns vorüber, doch nicht unser, sondern dein Wille geschehe. Es war lange, als verhallten auch die Gebete der Menschen im Donner der Kanonen, als habe Gott sein Auge in Pulverdampf verhüllt, wolle die Schwerdter der Reiter mähen lassen in blutigem Felde, bis geschnitten sei das ganze Feld.

Verzischt im Blute sind die losgebrochenen Kräfte, im Gefühl der Ohnmacht ist der Zorn erblaßt; die zerrissenen Dämme werden untersucht, sollen geschützt werden durch neue Wehren, das Uebergebliebene wird zusammengesucht, ernste Augen durchforschen das rauchende Feld. Wollte Gott, es würde hier geschehen, wie es auf der Prairie geht, es würde aus dem Tode junges Leben erblühn. Dort ist kaum das dürre Gras verbrannt, kaum hat der glühende Boden sich abgekühlt, regt es sich wieder in der Erde, es keimt und grünt und bald bedeckt ein wunderbarer Teppich, von Gott selbst gewoben, die wüste, die schwarze Stätte. Im Gebiete der menschlichen Kräfte thut aber Gott nicht alles, thut nichts alleine, er giebt nur den Segen zu dem, was der Mensch thut in seinem Sinne, oder wendet zum Besten, was der Mensch thut in verkehrtem Sinne. Es scheinen die Menschen dieses zu fassen, nicht müssig sein zu wollen, sie stehen am rauchenden Felde, überschauen es von den alten Dämmen, reden und rathen, was geschehen müsse, den Schaden zu heilen oder künftiger neuer Noth vorzubeugen. Aber in ihr Reden hinein zischen zornig und racheschnaubend die finstern Geister, mit ihrem Geifer möchten sie auf der Brandstätte erzeugen eine vergiftete, alles zerstörende Saat. Aber es wird ihnen nicht gelingen, ihr Schnauben und Zischen wird zu Schanden werden. Dieses glauben wir bestimmt und sicher, doch nicht um des vielfachen Raths der Rathenden willen, nicht weil wir meinen, daß Erfahrung die Menschen jetzt besonders klug gemacht, sondern weil wir an die Macht der Liebe glauben, welche den glimmenden Docht nicht auslöschen, das schwache Rohr nicht zerbrechen wird, welche ja nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er lebe und sich bekehre, welche das Verlorne sucht, und nicht, um es zu richten, sondern um es selig zu machen, weil wir glauben an die Macht des Herrn, die nicht vergehen wird wie eine Morgenwolke, sondern den Sieg davon tragen, alle seine und meine Feinde zu seinen Füßen legen wird, weil wir an die Beständigkeit des Christenthums

glauben, welches so manche Nacht, so manchen Sturm bestanden und aus Nacht und Sturm immer verjüngt und verklärt hervorgegangen wie aus einem himmlischen Bade, das nichts wegnahm als Schlacken der Welt und der Menschen, und es neu leuchten ließ in seinem göttlichen Glanze.

Es ist und bleibt also das Christenthum in vollem Sinne des Wortes der einzige wirksame Balsam für die eiternde Wunde; da würde der Verfasser kein Düpflein ändern an seinem Büchlein, sein Glaube ist unverändert der gleiche geblieben: Christus ist und bleibt der einzige Heiland für die sieche Welt. Aber wie der Strom der Zeit das Bett des Uebels breiter und tiefer gegraben, würde er das Büchlein nicht mehr hinspitzen auf die Rettungsanstalten verwahrloster Kinder, welche nur ein einzelner, aber sehr wichtiger Bestandtheil der christlichen Bestrebungen für die verwahrlosten Brüder sind und bleiben müssen, sondern das Büchlein würde breiter werden wie des Uebels Bette, würde wohl alle Lebensgebiete umfassen, es würde eigentlich ein anderes Buch werden, gleich in seinem Grundsatze, aber in anderer Gestaltung, dem Stand der Dinge gemäß, der jetzt ein anderer ist als damals. Das will nun der Verfasser nicht machen; er traut seinen Lesern zu, daß das, was in diesem Büchlein gesagt ist, sie selbst anwenden können auf das ganze Leben. Er theilt zwar seine Leser nicht ein in Gebildete und Ungebildete, verbittet sich die einen entschieden und bittet die andern eben so entschieden, aber etwas höflicher, sondern er liebt alle Leser, welche Augen haben zu sehen, Ohren zu hören und einen Verstand zu begreifen, und solche sind, wie er aus Erfahrung weiß, wenigstens so zahlreich unter den Unmündigen, als unter den Weisen der Welt, welche auch dem Gesetze unterliegen, daß die Gegensätze sich berühren und bekanntlich oft vor lauter Weisheit zu Thoren werden. Der Verfasser möchte sich bloß einige Schlußbemerkungen erlauben, durch das Vergangene und das Gegenwärtige ihm aufgedrungen, von denen er hofft, daß sie offenere Ohren

und freundlichere Aufnahme finden werden, als sie vor zehn Jahren gefunden haben würden, und zwar hofft er diese Ohren zu finden bei Gebildeten und Ungebildeten, bei allen, welche einen aufrichtigen Sinn haben, und denen es wirklich um Wahrheit zu thun ist.

Wo er im vorigen Kapitel stehen geblieben bei den Armen-, Erziehungs- oder Rettungsanstalten armer oder verwahrloster Kinder, will er anfangen. Diese bewähren sich wirklich nicht als eine vorübergehende Frucht eines veränderlichen Geistes, des Zeitgeistes. Sie sind keine Modesache, sie sind ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit geworden und werden es so lange bleiben, als die Zahl der verwahrlosten Ehepaare mehr Kinder zeuget und weder ernähren noch erziehen kann, als in frommen Familien zweckmäßig können erzogen werden. Diese Erziehung wäre allerdings als die naturgemäßeste auch die beste. Auf Bauernhöfen, bei einfacher Kost, harter Arbeit und gottesfürchtigem Exempel, werden die Kinder unbestritten am besten erzogen, aber solche Höfe reichen bei weitem nicht hin. Bauern nehmen bekannt gewordene schlechte Kinder nicht in ihre Familien auf. Diese werden anderweit verdinget, und aus verdingten Kindern dieser Art besteht wenigstens die Hälfte der Zöglinge in Armenanstalten, und mit wenigen Ausnahmen sind sie die verdorbensten, welche aufgenommen werden müssen. Das ist ganz wahr, daß nicht alle Armenanstalten was taugen, daß etwelche Bankrott gemacht oder machen werden, aber unter jeder Baumart giebt es faule Bäume, deßwegen läßt unser Herrgott die Art doch bestehen. Eine Anstalt muß in jeder Beziehung auf den Fels gegründet sein, dem weder Wind noch Wasser was anhaben, die Lebensweise muß streng und einfach sein, an's Bessere gewöhnt man sich schnell, die Zucht scharf, aber so, daß die Liebe darin sichtbar wird und Besserung wirket. Die Zöglinge müssen stark werden inwendig und auswendig, daß sie jegliches Leben ertragen mögen und nicht verdorren und abfallen, wenn die Sonne höher steigt. Endlich

muß ein lebendiger Geist in der Anstalt wohnen und über derselben wachen, sonst entsteht Faulheit und Fäulniß, dann hebe man sie auf alsbald, ehe Aergerniß von derselben kömmt und Kinder darin faulen.

In der neuern Zeit hat man sich auch mehr und mehr der verwahrlosten Familien im Proletariat angenommen, geistlich und leiblich, hat dieses Werk innere Mission benamset, d. h. Sorge für die Heiden im Lande. Darüber ein Wort. Wir betrachten das Werk an sich allerdings für eine schöne Blüthe des neu erwachten christlichen Geistes, nur werde man nicht ungerecht, meine, das Werk an sich sei neu. Neu ist nur die Benennung, an der innern Mission wurde immer und immer gearbeitet. Möglich ist's freilich, daß die, welche ihre Augen hauptsächlich auf die äußere Mission richteten, das Wirken an der innern weniger bemerkten. Je lebendiger man von dem Schaffen in diesem Felde ergriffen wird, desto mehr muß gewarnt werden vor unzeitigem Eifer, ungeschicktem Treiben. Nirgends mehr als hier giltet das Wort unseres Herrn: Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben. Hier hat man es zwar nicht mit Gebildeten, aber mit sehr schlauen Leuten zu thun, welche jede bemerkbare Schwäche auf die verschlagenste Weise zu benutzen wissen, wie listige Kinder die Blößen der Eltern. Man muß sich sehr wahren, daß während man Andere arznen will, man nicht selbst pestkrank wird, oder wie Paulus sagt, daß man nicht selbst verwerflich wird, während man Andern predigt. Man sei ja sehr vorsichtig, daß man nicht Heuchelei fördere und Falschheit pflanze und mit reichen Gaben beide lohne als wahrhaftige Früchte ächter Buße und Bekehrung. Es treiben dieses schöne Werk eine Masse von Menschen und Damen mit einem Unverstand, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Sie mahnen viel an die ehemaligen Weihnachts- oder Neujahrkinder, welche in den Häusern umgingen, sich von den Kindern beschauen und begrüßen ließen als wunderbare Wesen

von Oben und den gläubigen Kindern Geschenke spendeten mit vollen Händen. Die jetzigen Neujahrkindlein tragen eine selbstgemachte Puppe in den Häusern herum, nennen sie Christus, lassen sie küssen und anbeten, und wer es thut, der kriegt allerlei als Lohn für seine Gläubigkeit. Es machen solche Leute zuweilen ein recht unanständiges Aufsehen mit ihrer Theilnahme und Sorge für die Armen, stellen ihre eigenen Persönchen in den Vordergrund, wie keine Tänzerin es besser machen kann. Und hinter dieser Zudringlichkeit oder Vordringlichkeit steckt oft keine Barmherzigkeit, sie schröpfen Andere, geben selbsten nichts, ziehen beim Sammeln oder Vertheilen fremder Gaben Glacehandschuhe an, weiße wo möglich, legen dabei ihren Arm gerne in den eines ritterlichen Jünglings, bekommen nach vollbrachtem Werk Herzklopfen, fallen in Ohnmacht, wie man auf keinem Theater so schön es zu sehen kriegt, und das alles um des Heilands und seiner Armen willen. Man hüte sich doch ja, Christus lächerlich zu machen, damit verdirbt man alles. Die Armen macht man verstockter, boshafter, man verdirbt den Weg den Berufenen.

Gerade dieses führt uns auf den Punkt, wo wir mit der innern Mission, wenn wir sie anders recht verstehen, nicht übereinstimmen. Die innere Mission befaßt sich mit den untern Ständen, nimmt die untersten Schichten des sogenannten Proletariats in Angriff, als ob nur da Heiden im Lande seien, als ob daher das Uebel gekommen, darum auch von daher das Heil kommen müsse. Das ist nun nicht so, sondern umgekehrt: das Uebel, Abfall und Unglauben sind von oben gekommen, haben im Beispiel von oben in den untern Ständen ihre Berechtigung gefunden, von oben muß das Heil kommen, muß dem Heidenthum seine Berechtigung entzogen werden.

Zu diesem von oben zählt der Verfasser voraus alle Regierungen, seien sie nun dargestellt durch Könige, Herzoge oder Rathsherren. Zu den Königen von Juda und Israel traten

die Propheten, die kleinen und die großen, hielten ihnen ihre Abgötterei vor, machten sie verantwortlich für des Volkes Abfall, und welche Wirkung das Exempel des Königs auf das Volk hatte, das kann in ihren Schriften lesen, wer noch eine Bibel daheim hat. Es ist allerdings wahr, unter den römischen Kaisern, als sie noch Heiden waren, entwickelte das Christenthum die größte innere Kraft, ergriff am mächtigsten die Menschheit. Aber es ist eine ganz andere Sache, wenn eine Regierung heidnisch heißt und heidnisch ist, als wenn eine Regierung sich eine christliche nennen läßt, christliche Ansprüche macht, dabei dann heidnisch ist und heidnisch regiert, so wie man zu einem Feinde in ein ganz anderes Verhältniß kommt, wenn man ihn innerhalb den Thoren hat, statt wie früher außerhalb denselben. Die Regenten wirken doppelt ein auf das Leben der Völker, erstlich durch ihr Regiment und zweitens durch ihr Leben. Wir erinnern an das schöne Wort vom Apostel Paulus: Jedermann sei unterthan den obschwebenden Obrigkeiten, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeiten sind, die sind von Gott verordnet (von Gottes Gnaden). Denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der das Böse thut.

Daher ist's auch noch so schön in unserem Staate, daß der höchste Beamtete und der niederste Treue schwören im Namen dessen, von dem alle Obrigkeit kommt, seine Oberherrschaft anerkennen, gleichsam in seinen Diensten stehen, von ihm endlichen Lohn oder Strafe zu gewärtigen haben. Aber wenn das Salz dumm wird, mit was soll man salzen? Wenn die Obrigkeit abfällt von Gott, nur in ihrem Namen regiert und nicht in Gottes Namen, nur ihre Gesetze gehalten wissen will und die göttlichen Gesetze fast wie die eines Usurpators abschafft oder untergräbt und ungestraft untergraben läßt, ja wenn sie recht eigentlich darauf ausgeht, das christliche Gewissen zu verdummen und stumm zu machen, wenn sie Heere Ungläubiger unter das Volk sendet, kommandirt von Genera-

len, Präsidenten, Rektoren und Conrektoren, welche augenscheinlich alles christliche Gefühl abstumpfen und alle christlichen Ansprüche verhöhnen sollten, was dann, fragen wir, was dann? Da war eine furchtbare pharaonische Verblendung! Wehe dem, der eine Autorität sein will und sein soll und er untergräbt die Autorität dessen, von dem er seine Autorität hat und auf dem dieselbe beruht. Wie manche Mutter hat dies schon erfahren, welche die Kinder gegen den Vater aufwiegelte und in Hintansetzung seines Willens das Exempel gab. Gerade dieses ist eine Hauptquelle des Elendes und der Armuth, daß das Ansehen jeder Autorität vernichtet ist, daß jede Autorität als natürlicher Feind gehaßt und verfolgt wird, daher auch der Zucht der Aufruhr gegenüber steht. Und wer ist am furchtbarsten dabei gefährdet, und wer hat den Anfang davon gemacht, und wer hat das Exempel gegeben? Nun der Anfang wurde freilich nicht in diesem Jahrhundert gemacht, aber es stehet ja geschrieben, und zwar, um die Väter weise und vorsichtig zu machen: Ich strafe die Bosheit der Väter bis in's dritte und vierte Geschlecht. Alle Warnungen waren umsonst, es kam dahin, daß wenn christliche Aergernisse vom Regiment kamen, man sie stillschweigend hinnahm mit der Rechtfertigung: Was will man, man hat lange dagegen geredet, man hat nichts davon gehabt als Verdruß, schweigen wird das Beste sein. Solche Tröstungen des Gewissens sind schlecht, mit Stillschweigen und Zusehen macht man sich der Sünden theilhaftig. Aber was will man, die Naturen sind selten, welche unter fortdauerndem Donner und Blitz der Ungnade unentwegt bleiben, das Haupt aufrecht tragen und die Wahrheit frei sagen. Es ist eine große Gabe Gottes, mit denen er seine Propheten ausstattete, daß sie die Wahrheiten sagen durften, daß sie der Wahrheit treu blieben im Widerreden der Welt, daß sie ausharrten und fortredeten, wenn alles umsonst, ja wenn selbst Gott sie zu verlassen schien, doch

auf ihn vertrauend. Jonas war kein solcher Prophet, ist indessen nicht ohne Nachkommen geblieben.

Eben so viel als das Regiment ist das Leben der Regenten von Einfluß auf das Volk. Den göttlichen Gesetzen ist der Regent unterworfen wie der Geringste im Volke. Unser Gott nimmt das Angesicht nicht auf, ist kein Gott der Ausnahmen, wie das Exempel an David zeigt. Aergernisse müssen sein, heißt es, aber wehe dem, durch den sie kommen. Wer eines dieser Kleinen ärgert, dem wäre besser, es würde ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und derselbe versenket, wo das Meer am tiefsten ist. Das Aergerniß, welches vom schlechten Leben eines Regenten kommt, geht durch's ganze Volk fast bis in die Wiege des Säuglings hinunter. Was dem Regenten erlaubt ist gegenüber den göttlichen Gesetzen, das ist dem geringsten seiner Unterthanen ebenso gut erlaubt; was er seinen Beamteten gegenüber den göttlichen Gesetzen nachsieht und an ihnen duldet, das muß er dem geringsten seiner Unterthanen nachsehen und es an ihm dulden. Alle die, welche in des Königs Solde ein schlechtes Leben führen und Aergerniß geben, die sündigen in des Königs Sold, und das Aergerniß wird am König genommen, der zur Sünde das Geld schießt.

Hier muß die Bekehrung beginnen, hier ist der Hauptacker der innern Mission und nicht das Proletariat. Das ist nichts, einem armen Mannli die Hölle heizen oder ihn einsalben mit Verheißungen von Gnade und einer wöchentlichen Unterstützung, wenn er sich bekehre. Aber einem Regenten oder Regentlein, es kömmt auf eins heraus, die Wahrheit sagen wie Nathan dem David und zwar ohne Hoffnung, es werde in die Zeitungen gethan, in Zeiten, wo solche Artikel weder Zweckessen, weder Ehrenbecher, noch derartige Demonstrationen eintragen, das ist ganz was Anderes. Aber wir haben große Ahnungen, es gebe auch Solche, welche ein stark Wort gegenüber dem armen Mannli haben, ein ordentlich

schweißtreibend Wort, und die hätten wiederum einen sehr starken Scharwenzel gegenüber von Regenten und absonderlich von hohen Damen, welche gewöhnlich Theil am Regieren haben, wenn auch nicht einen constitutionellen, so doch einen unabtreiblichen, nicht zu nehmenden. Da muß alle Tage gepredigt werden, daß wenn wir ein christlich Volk bleiben wollen, Schafe seiner Heerde, die Regenten christlich regieren müßten und einen christlichen Wandel führen, daß aller Weisheit und also auch aller Staatsweisheit Anfang sein müsse: Gott fürchten und seine Gebote halten.

Wir kennen keine Staatsmoral, und wie weit man damit kommt, deß hat Gott im Canton Bern ein Exempel statuirt. Wir können eben so wenig glauben, daß ein Staat nicht christlich regiert werden könne, als wir glauben, unchristliches Zeug und unchristliches Wesen könnten irgendwie und in irgend einem Zweige das wirkliche Wohl eines Staates nicht bloß scheinbar, sondern dauernd fördern, so wenig als wir glauben, der Bauer, welcher den andern um hundert Thaler betrügt, habe von diesem Betrug einen wirklichen dauernden Nutzen oder Schaden bis in's dritte oder vierte Geschlecht. Also hier werde angefangen, ein christliches Heer Soldaten und Beamteten, christliche Finanzen und christliche Schulen, höhere und niedere, eine christliche Justiz, eine christliche Politik, eine christliche Verwaltung, ein christliches Leben, das ist der Hauptschritt zur Bekämpfung des Nothstandes, zur Bekehrung des — Proletariats.

Dann muß aber auch gepredigt werden den höhern Ständen in all ihren Arten und Abarten. Sie sind in Beziehung auf die untern Stände ungefähr, was der Luftkreis zur Erde. Ist der Luftkreis hell und klar, scheint die Sonne durch, so wird es freundlich auf derselben und ein fruchtbringend Leben regt sich in ihrem Schoose; ist der Luftkreis trüb, hängen schwarze Wolken an seinem Gewölbe oder ist er mit grauem Nebel angefüllt, dann ist es trüb auf Erden, und freundlich

und lieblich wird es nicht, bis es oben wieder hell wird, die Sonne wieder Bahn auf die Erde findet. Da oben nun ist das Leben dick und trüb geworden, da war eine Ungläubigkeit zum Grauen, eine Hintansetzung aller göttlichen Gesetze, wie sie vielleicht im untersten Proletariat kaum gefunden wird; was diesen Theil der Gesellschaft zusammen hielt, war eine gewisse Berücksichtigung des Anstandes, Sorge für die Familie, die Standesehre und persönlicher Ehrgeiz. Aber nicht nur stand man den untern Ständen in der Sonne, sondern sie wurden zur Befriedigung der Laster beigezogen, und hatte man sich ihrer bedient, warf man die Einzelnen achtlos und unbekümmert weg, wie die Schalen ausgepreßter Citronen, und zwar an Leib und Seele verdorben in's Proletariat hinein. Doch es soll hier nicht gepredigt werden, bloß zeigen wollte der Verfasser, warum gerade hier gepredigt werden müsse. Werden die höhern Stände nicht bekehrt und christlich, so ist die Bekehrung der untern eine Unmöglichkeit, alle Arbeit ist eitel, das Volk geht zu Grunde.

Man vergesse ja nicht, wie es Christus und den Juden ging. Christus ging nach alter Propheten Sitte auch den Ersten im Volke nach, wie Johannes dem Herodes. Aber die Ersten im Volke wollten ihn nicht hören, er gewann wohl viel Volk, aber viel Volk ging wieder hinter sich, aus Furcht vor den Obern. Christus sah das wohl ein, darum weinte er über dieses Volk, darum sagte er, es werde das Heil von ihm genommen und den Heiden gegeben werden. Darum erkannte Caiphas, es sei besser, Einer sterbe, als daß das ganze Volk verderbe, darum schrie das ganze Volk, kreuzige ihn, kreuzige ihn, sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Und es kam das Blut über die Kinder und das Heil kam den Kindes und Kindes Kindern noch jetzt nicht wieder, darum, weil die Obersten des Volkes die rechte Stimme nicht hören, das Licht der Welt nicht wollten scheinen lassen in die Finster-

niß, und weil sie es noch jetzt nicht wollen, so ist es noch jetzt nicht wiedergekommen.

In der Christenheit dagegen scheint es besser sich zu gestalten, tagen zu wollen von oben, Licht durchzubrechen, wo es sonst so dunkel war. Das kömmt vom Herrn, aber was die Menschen selbst vollbringen können, thut, wie gesagt, der Herr nicht. Da oben also beginnt zu predigen und zu missioniren, aber nicht mit Puppen und Kinderspiel, sondern in der Würdigkeit der alten Kirchenhelden und mit den Worten, die da Kraft haben wie zweischneidende Schwerdter, durch die alte Verstockung gehen, Ströme der Buße quellen lassen über die durch die Winde der Welt ausgetrockneten Felder Gottes, die Schranken brechen, welche zwischen den Ständen sich aufgethürmt, der Bruderliebe den Weg versperrt. Der Verfasser gehört bekanntlich nicht zu denen, welche eine Ausgleichung in der Materie wollen und eine Gleichstellung aller Menschen im Besitz und Genuß begehren. Er will eine Einigung in der Liebe und eine ächte Gemeinschaft der Heiligen. Damit dieses möglich werde, muß allerdings auch etwas Aeußeres geschehen, und zwar hauptsächlich eins, an welches man wenig denkt und am allerwenigsten, daß es hierher gehört: es muß wiederum geachtet werden von Allen und angestrebt von Allen das vierte Gebot: Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollt du arbeiten und schaffen alle deine Werke, am siebenten Tage ist der Tag des Herrn, da sollt du und deine Leute und dein Vieh und der Fremdling, der bei dir wohnt, innerhalb den Thoren deines Hauses, kein Werk thun, denn in sechs Tagen hat der Herr geschaffen Himmel und Erde und am siebenten hat er geruhet. Deswegen hat der Herr den Sabbath gesegnet und geheiliget. Der Herr ist der Herr der Zeiten, er zählt dem Menschenkinde die Tage zu, an ihm ist's denn doch wohl, ihren Gebrauch zu gebieten. Er will, daß sechs Tage gearbeitet und am siebenten geruhet werde, und ungestraft verletzt man keins seiner Gebote. Es mögen

viele Leser diese Worte seltsam ansehen, vielleicht gar meinen, ganz richtig im Kopfe des Verfassers werde es denn doch nicht sein. Der Verfasser meint es sehr ernst und glaubt, er denke richtig. Gott macht keine Ausnahmen, und wer das tägliche Brod ohne Arbeit hat, soll, wie der Apostel Paulus sagt, arbeiten, damit er habe für den Dürftigen in seiner Noth, und wer nicht arbeitet, soll gar nicht essen. Es ist nichts, welches so scharf einen Stand vom andern scheidet, als wenn einer arbeitet, der andere nicht. Einer begreift den andern nicht mehr, die Theilnahme verglimmt, es entsteht Haß und Neid auf der einen, Geringschätzung auf der andern Seite. Es ist sehr merkwürdig, wie der Arme vor dem Reichen, der arbeitet, immer noch eine Art von Respekt behält, ihn wenigstens nicht hasset wie den, der gar nichts thut; dieser hauptsächlich ist's, dem der Arme Genuß und Besitz nicht gönnt.

Wer nicht arbeitet, kann kein ehrbar Leben führen.

Als Jesus eines Morgens in die Stadt ging, hungerte ihn. Und als er einen Feigenbaum am Wege sah, ging er hinzu, aber er fand nichts daran, denn allein Blätter. Da sprach er zu ihm: Nun wachse auf dir hinfort nimmermehr Frucht. Und der Feigenbaum verdorrete alsbald. Wenn der Verfasser den Müssiggang in den höhern Ständen sah, hat er oft an den Feigenbaum gedacht, und wie er alsbald verdorrte, als Jesus keine Frucht an ihm fand. Wenn der Verfasser Herren und Damen sah, untauglich zu allem Guten, die nichts konnten, als ihre Person zweg rüsten und zweg stellen, keine Arbeit kannten, als die Zeit vertreiben, einen Tag nach dem andern so gleichsam umbringen, so hat er auch an den Feigenbaum gedacht, der geschmückt war mit Blättern, aber keine Früchte trug. Der Verfasser will keine Abhandlung schreiben, er bleibt daher stehen bei der Behauptung: wollen die obern Stände Buße thun und sich bekehren, so müssen sie anfangen, getreulich zu arbeiten die Zeit, die Gott dafür gegeben hat. Aber sie müssen noch eines thun, sie müssen den siebenten Tag,

den Tag des Herren, wieder heiligen sammt ihrem ganzen Hause.

Wer sechs Tage arbeitet, dem ist der Sonntag ein Labsal des Herrn; wer den Sonntag heiligt, dessen Arbeit ist gesegnet während den sechs Tagen. Der Sonntag ist unter den Tagen, was der Sauerteig im Mehl, aus welchem das Brod gebacken wird. Wir möchten fragen, wann war der Handwerksstand geehrter und reicher, damals, wo der Meister mit dem ganzen Hause den Sonntag feierte, oder jetzt, wo die Meister sammt ihrem ganzen Hause von Sonntagsheiligung nichts wissen. Ich und mein Haus wollen dem Herren dienen, soll der Wahlspruch einer jeden Familie werden. Keine Bildung geht über die Sonntagsfeier, das Gebet und die Verkündigung des Evangeliums hinaus, es sei denn eine ungesunde, die zur Thorheit führt; kein Haupt ist so hoch, dem das Wort des Herrn nicht giltet: Und wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind, so werdet ihr das Reich Gottes nicht sehen. Und gerade in der Sonntagsfeier, im Gebrauch der Sakramente, im Gehen zum Tische des Herren liegt eine Macht zur Einigung der Gemüther, zur würdigen und schönen Verbindung von Armen und Reichen, Hohen und Niedern, wie sie in keiner Verfassung zu finden, in kein Gesetz zu bringen ist, wie man überhaupt an vielen Orten, wo man nur noch dem Namen, nicht dem Wesen nach christlich ist, keine Ahnung von der Möglichkeit einer solchen freundlichen Vermittlung auf den Gebieten des Gemüthes hat.

Das sind nun Andeutungen, die zum Prüfen und Nachdenken gegeben werden. Es giebt noch eine Klasse, welche wenigstens eben so versunken ist, als das Proletariat, und zu dessen Verdorbenheit jetzt mehr noch beiträgt, als die obern Stände. Es ist das große Regiment von Taugenichtsen, welches sich täglich rekrutirt mit den schlechtesten Subjekten aus allen Ständen, die weder beten noch arbeiten, nichts Heiliges mehr kennen, aber ja freilich sich groß geberden, die Gebildeten

heißen, auf den Wolken des Zeitgeistes durch die Straßen fahren, mit den Schlagwörtern desselben um sich schlagen, daß an keinem Hause mehr das Pflaster hält, daß es Ziegel von den Dächern sprengt. Sie sind die Kneipenpfaffen, die Mönche der Kaffeehäuser, denn sie verlassen sie selten, sie sind die Theaterengel, sind die Hetzer der Hefe des Volkes, die Schreiber der schlechtesten Blätter, die Missionäre des Unglaubens und der Zerrüttung als Flüchtlinge, Handlungsreisende, Hausirer, wandernde Pädagogen, Handwerksbursche und sonstige Landstreicher. Die Massen dieser Menschen finden sich hauptsächlich in großen Städten vor, da zu Tausenden, in kleinerer Zahl durch das ganze Land, besonders in größern Ländern. Das ist die dünkelhafteste Menschensorte, wir wissen nicht, ob hier ein verständig christlich Wort guten Boden finden würde. So verderblich diese Menschen einem Lande sind, so beweinenswerth es ist, daß zur Seligkeit berufene Menschen in einen solchen Zustand fallen können, so nothwendig für das Wohl des Landes, für Gesittung und Ordnung das Wegräumen dieser Klasse wäre, so möchten wir dieses Werk nicht der innern Mission zuweisen, die vagabundirenden Haufen sind durch sie kaum zu fassen, wenn auch zuweilen Ausnahmen gelten mögen. An diesen muß wirken die Bußzucht Gottes, die Läuse und das Ungeziefer Egyptens und die Zucht des Regiments. Nur bei der Unzucht des Regiments war die Entstehung einer solchen Menschenklasse möglich, nur da, wo man verdorbene Schulen, unchristliches Wesen und Leben nicht beachtete, vielleicht direkt oder indirekt förderte, Unsittlichkeit, öffentliches Aergerniß nicht strafte, nur da war das Entstehen so großer Massen solchen Volkes möglich. Das Regiment hat aber auch seine Schuld gebüßt, denn gerade diese verwöhnten meisterlosigen Kinder waren die Ersten, welche die Hand erhoben gegen die Väter, die Throne zum Wanken brachten, aller und jeder Ordnung den Krieg erklärten; denn ein geordneter Zustand ist

ihnen, was Fischen das trockene Land, was Eulen ein Leben ohne Nacht und ohne Wald.

Da, ihr Herren Regenten, ist ein großes Feld voll Unkraut und zwar nicht ohne eure Schuld. Da thut Buße und reutet wieder und jätet, da führt die rechte Zucht wieder ein und zwar ohne juridische Ablaßkrämerei, ohne eigene Abgötterei, in welchem Dienste es keine andern Sünden giebt, als politische.

Hier will der Verfasser dieses Kapitel schließen, welches, wie schon gesagt, keine weitere Abhandlung über die Sache selbst, sondern bloß Andeutungen über den Stand der Dinge enthalten soll. Sollte jemand sich ärgern über das, was von der innern Mission gesagt ist, dasselbe unpassend oder gar feindselig finden, so wäre dieses dem Verfasser sehr leid. Denn so war es nicht gemeint. Der Verfasser kannte das Werk der innern Mission und glaubte seine Hand daran zu haben, lange ehe das neue Wort entstund, wider welches er durchaus nichts hat, nur ist in demselben das Heil nicht, so wenig als in einem andern Worte. Er kennt die Sitte dieser merkwürdigen Zeit wohl, alte Sachen mit neuen Worten zu bezeichnen; wenn er sie auch nicht liebt, will er sie doch Andern nicht wehren. Seine Worte galten bloß der einfältigen Meinung, als sei vor dem Wort das Werk nicht gewesen, hätte daher auch niemand es gefördert, und der einseitigen Richtung, welche das neue Wirken zu nehmen scheint. Daß dieses Wirken ein allgemeines und lebendigeres geworden, giebt er mit Freuden zu; daß die Liebe zu den Brüdern und die Sorge für das Heil der Seelen mächtiger wieder aufflammt unter den Völkern, deß freuet er sich von ganzer Seele, und preiset Gott von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe für die Gnade, daß er das Licht wieder gegeben eben, als die Kleingläubigen wähnten, es wolle Abend werden und der Tag neige sich.

Hans Jakob und Heiri

oder

die beiden Seidenweber.



Baselstadt und Baselland
Sind zwei Finger an einer Hand

jetzt! Es gab eine Zeit, wo sie nur ein Finger waren. Da kam ein Spryßen drein, der Finger ward bös und endlich gab es zwei daraus. Beide sahen einander lange ganz erschrecklich an, wie man es thut, wenn man sich doppelt sieht auf einmal. Sie fürchteten sich sehr vor einander; rührte sich der eine, machte der andere schon die Faust, was sehr rührend war. Nun ist's wieder anders, steht zwar noch nirgends gedruckt. Sie sind so gleichsam die am Rücken zusammen gewachsenen Brüder. Was dem einen weh thut, macht dem andern nicht wohl, und niest der eine, sagt der andere Prosit dazu. Wo Lieb und Leid getheilt werden, da steht's mit der Einigkeit nicht schlecht; vermag ein Finger eine Last nicht zu heben, hilft der andere, und beide zwingen es.

Im Zwängen sind die Basler Meister zu Stadt und Land, vide Exempel in der alten und in der neuen Geschichte. So haben sie z. B. ihre Nase zwischen Frankreich und Deutschland und ihre Finger in allen Welttheilen, und wo sie einmal die haben, bringt man sie mit keinem Lieb mehr weg. Wo was zu erjagen ist, riechen sie es auf hundert Stunden weit, drei Tage vor allen Andern. Wo was zu fischen ist, haben sie es am Angel, ehe ein Engländer seine Glasaugen aufmacht, wenn ganz Europa im Schlamme steckt, sitzen sie im Hirse und pfeifen das Lied: Silber in der Tasche, Nektar in der Flasche: Jä!

Baselstadt stellt die stotzige Nase zwischen Frankreich und Deutschland vor, und wo eine Nase ist, da steckt alleweil noch was dahinter, das ist dann eben Baselland. Das ist ein gut Ländchen oder Land, wenn man lieber will. Wenn darin auch nicht wirklich Milch und Honig fließt, hat man doch vortreffliches Salz darin mehr als genug und Mönchensteiner fast so viel man will, und wem das eine oder das andere nicht gut genug ist, kann das eine mit dem andern verbessern. Zwischen Baselstadt und Baselland ist aber ein Unterschied, daß Baselstadt mehr Steine hat und Baselland mehr Land, da liegt der wahre Grund, warum die Basler, wenn sie Appetit nach Kraut und Kabis haben, auf dem Markte kaufen müssen, während die Baselländschäftler, welche nicht fauler sind als fleißig und die frische Luft ertragen mögen, beides nach Belieben selbst pflanzen können. Bekanntlich giebt es im Thierreich Leute, welche die Luft nicht anders ertragen mögen, als wenn sie halb voll Wein ist. Das sind Leute mit einer eigenen Art Auszehrung behaftet. So wie eine andere Art von Auszehrenden die zuträglichste Luft in Kuhställen findet, so jene in wohlvermachten Weinställen oder Stuben. Solche Kurorte findet man durch's ganze Land reichlichst, auf die uneigennützigste Weise sorgt die edelste der Menschenklassen, die Wirthe, für ungelüftete Lokale hageldick.

Der größte Vortheil, welchen die Landschaft vor der Stadt hat, ist der, daß die Stadt nur eine Stadt ist, das Land aber viele Dörfer hat und eine Stadt obendrein. Ist es dem Basler in seiner Stadt erleidet, was zuweilen geschehen soll, so muß er in die Fremde; ist es dem Landschäftler in seinem Dorfe erleidet, geht er drei Schritte weit in ein ander Dorf, ja er kann sogar in seine Stadt gehen, es ist nicht verboten, die Thore stehen alleweil offen und es ist eine schöne Stadt, hat zweiehalb Gassen, eine schöner als die andere. Die Dörfer sind aber auch schön und kommod eingerichtet. Wenn es regnet, kann man auf den Mistgüllen von einem

Hause zum andern schiffen und kriegt gar kein Fußwasser, wenn's Schifflein keine Löcher hat. In vielen Dörfern hat man schöne Aussichten, ja man sieht sogar den Rhein in schönster Mannskraft, wie er so munter Basel zuschwenkt, als ob er sich dort eine reiche Frau holen wollte, wird aber kaum eine finden, wird wohl selbst einer Baslerin zu kalt sein. In Baselland ist auch ein Dörfchen, da sieht man freilich den Rhein nicht, aber wenn man bolzgrad aufgucket, sieht man den Himmel, und gucket man bolzgrad nieder, so sieht man seine Füße, wenn nämlich kein Vorgebirg dazwischen liegt.

Gegen Osten sieht man am Morgen die Sonne, gegen Abend sieht man sie im Westen, im Norden sieht man Wald, gegen Süden Feld. Wer arbeiten mag, hat Land zum Pflanzen, wer was zu kochen hat, Holz zum Feuern, wer sich waschen will, mehr als Wasser genug, wer arbeitet, verdient Geld, und wer nicht alles braucht, schlägt vor. Was will man mehr in der Welt? Darum sagen wir auch nicht, wie das Dörfchen heißt und wo es liegt; statt nach Californien wollte sonst die ganze Welt dorthin, und die hätte nicht Platz darin.

In diesem Dörfchen wohnten vor Zeiten, doch nicht, ehe die Basler zwängisch wurden, sondern seither, zwei junge Bursche, Hans Jakob und Heiri, junges Blut, welches die Tauben lieber gerupft, gespickt und gebraten hatte, als noch in den Federn und ungefangen. Heiri konnte pfeifen wie eine Nachtigall und tanzen, als ob er Federn hätte. Die hatte er eigentlich nicht, sondern bloß seine paar Kreuzer hatten welche. Wie viele auch des Morgens er in der Tasche hatte, bis auf den Abend waren ihm alle davon geflogen. Hans Jakob war minder lüftig, wo er abtrappete, wurden alle seine Schuhnägel sichtbar, und wenn er auch um alle seine Kreuzer kam, so gingen sie doch mehr, als sie flogen.

Strebsame Leute waren beide, beide wollten glücklich, d. h. reich werden. Wie allen Menschen, war auch ihnen der

Trieb nach Verbesserung ihres Zustandes angeboren. Daß sie ihn nicht besser verstunden, Geld und Glück verwechselten, außen suchten, was nur innen zu finden ist, ist ihnen zu verzeihen, waren sie doch noch jung, also dumm, kannten Welt und Weltlauf nicht. Sind ja tausend und tausend graue Häupter, welche Welt und Weltlauf kennen sollten, Geld haben und nicht glücklich sind und doch immer meinen, auf dem Gelde sitze das Glück wie auf den Eiern das Huhn, und nirgends sonst. Das ist halt auch ein Vorurtheil, herstammend von den Erzvätern und eingepaukt von Jugend auf und eingebürgert in Basel und an allen andern Orten, man trägt es als eine in alle Ewigkeit ausgemachte Sache in sich, wagt weder selbst Zweifel an seiner Gültigkeit zu haben, noch duldet man sie an Andern. Also glücklich und reich werden, wollten sie, fingen das Werk aber einstweilen bloß mit Fluchen an, daß sie es nicht schon seien, und über den Kaibenlohn, mit welchem man es ja nirgends hinbringe. Wenn schon nur alle vierzehn Tage Sonntag wäre, so hätte man hundert Jahre daran, um einen Gulden zusammenzubringen. Da sie mit Fluchen aber doch nirgends hin kamen, versuchten sie etwas Neues, es schaffte sich jeder einen Schatz an; wer einen Schatz habe, dem könne es nicht mehr fehlen, dachten sie. Sie vertanzten und verklopften nun zu zweien, was früher für eins kaum hingereicht, und fluchten nun auch doppelt über die Ungerechtigkeit in der Welt und die niederträchtige Zeit.

Es ist curios, die jungen Bursche haben vor nichts so Angst, als vor einer Maidlithüri. Wenn einer drei Tage nach der Confirmation nicht schon Eine hat, so meint er, er kriege keine mehr. Es nimmt Einen nur wunder, daß nicht jeder die Seine schon auf die Welt bringt. Wäre sehr zweckmäßig, sollte bei einer Verfassungsrevision erkannt werden.

Heiri hatte ein Kathrinli, Hans Jakob ein Anne Marei. Heiri hatte die Hübschere, e lüstig Maidli, wie ein Eichhorn, und einen Schnabel hatte es, kein Mühlerad im Baselbiet

war ihm zu vergleichen. Wie bekanntlich, muß die Liebe gezankt haben. Wenn nun Heiri ihm wüst sagte, daß der Boden zitterte und die Schandworte an den Wänden kleben blieben, so ließ es sein Rädlein schnurren, trieb ihm Worte an den Kopf wie pfündige Hagelsteine, daß Heiri nicht bloß das Reden verging, sondern fast das Athmen erleidete.

Hans Jakobs Schatz, Anne Marei, war kürzer und dicker, Schnabel und Beine gingen ihm langsamer, aber fing es einmal an, hörte es desto länger nicht auf. That Hans Jakob nun ein wenig wüst, so achtete es es nicht, that er wüster, weinte es, that er sehr wüste, längte es ihm eine Husche ab, daß er zweifelhaft wurde, hatte er das Ohr am oder im Kopf. Es ging nicht ungern in's Wirthshaus, aber wenn eine gewisse Zeit um war, hatte es keine Ruhe mehr darin, es war ihm, als säße es in einem Ameisenhaufen, preßirte fort, zerrte an Hans Jakob, zankte mit Kathrinli, machte Hans Jakob böse, ward ausgespottet, daß es in ein Elend kam, daß es ihn's dünkte, als ob die ganze Welt ein Harzkübel wäre und sie allesammt mitten drin. Heiri lachte Hans Jakob oft aus mit seinem Holzbock, wie er Anne Marei titelirte. Mit diesem dicken Bündel kömmst du nirgends hin, sagte er. Hast eine Freude, grännet es dir drein, sollte ich so ein Mensch mein Lebtag im Hause haben, thäte ich noch heute in's tiefste Salzloch springen. Hans Jakob war leicht aufzuweisen, bekam einen Kopf wie ein großer Kohlhaufen und ganz feurig, wollte dem Mensch sagen, was es sei, so recht vaterländisch und es dann fahren lassen in Ewigkeit. Er lief ab und das dicke Anne Marei löschte dem Hans das Feuer im Kopf, machte ihm das Herz wieder voll Liebe, daß er heim kam wie eine große Ankenballe, so weich, zart und süß. Wie es das anfing, wissen wir nicht, wollen es aber bekannt machen, so bald wir es vernehmen, von wegen diese Methode könnte nicht nur manchem Anne Marei, sondern auch manchem Anne Babi sehr kommod kommen.

Bekannt ist in der ganzen Welt, daß auf die Länge ein Schatz doch erleidet, daß sie lieber einen Mann haben, dieweil ein Schatz davon laufen kann, ein Mann aber in der Regel warten muß, darum einen Schatz man hüten muß mit Liebe oder Zorn oder mit beiden unter einander, der Mann kommt immer von selbst wieder, wenigstens dreimal im Tag, wenn das Essen auf dem Tische steht, dem Schatz muß man aufwarten, dem Mann giebt man es ungefähr wie es kommt, bald gebräntet, bald ungebräntet.

Bekannt ist wiederum, daß wenn man heirathen will, man eigentlich Geld haben sollte. Manche achten sich dessen, Manche nicht, meinen, das Ding komme schon nach. Allerdings kömmt immer was nach, aber zumeist nur Kinder, kein Geld, das Geld kommt gewöhnlich da am wenigsten, wo man es am nöthigsten hätte.

Heiri und Hans Jakob hatten schon oft von Heirathen gesprochen und wahrscheinlich ihre Maidli noch öfter. Aber im Baselland, wo man eben nicht am dümmsten ist auf der Welt, heirathen nur die Dümmsten ohne Geld, sind halt so gut baslerisch gesinnt, als die in der Stadt drinnen. Heiri und Hans Jakob gehörten nicht zu den Dümmsten, wollten das Geld abwarten, aber die Zeiten seien so schlecht, daß wenn nicht andere kämen, sie mit dem Heirathen warten müßten bis in die Ewigkeit. Heiri meinte, an jedem Sonntag gehe ihm dahin, was er in der Woche verdiene; wenn nun eine Frau alle Tage Geld brauchen wollte und dann noch des Sonntags mit ihm in's Wirthshaus gehen, so wüßte er nicht, wie das sich machen sollte. Einen Schatz könne man doch zuweilen an Sonntagen überspringen, eine Frau aber nicht; heiße man sie nicht mitkommen, liefe sie ungeheißen nach. An's Einfachste, an Sonntagen die Wirthshäuser zu überspringen, dachte er nicht; so geht es oft. Plötzlich kam Heiri eine Floh hinter's Ohr. Er wolle in die Stadt, sagte er, hier komme er zu nichts, in der Stadt sei der Verdienst viel besser, und

Kathrinli meine es auch so. Einer aus ihrem Laden habe ihnen gesagt, sie kämen in der Stadt um's Halb weiter, kämen ohne Kosten zum Seidengarn und die beste Arbeit bleibe alleweil in der Stadt. Alle viere gaben sich nämlich mit Seidenweben oder Posamenten ab, wie es üblich ist im Baselbiet, wo es die kleinen Kinder schon lernen an der Mutter Brust während dem Säugen. In der Seidenweberei liegt ein prächtiges Brod, aber bedenklichen Durst soll sie den Webern machen, wir wissen nicht, ob das Weben oder das Brod. Diesen Durst kann, wer es versteht, mit Kartoffeln löschen, besonders mit selbst gepflanzten, das heißt man dann den Knollendurst. Das ist das Schöne bei der Seidenweberei, daß sie nicht in Fabriken betrieben wird.

Wo einer Platz für einen Webstuhl hat und Scherm darüber, kann er ihn abstellen und weben stundenweit von der Stadt. Dem Seidenherrn ist es schon recht, wenn nur der Mann vertraut ist; darum giebt es auch keine Fabrikherren, sondern nur Seidenherren, ach und das ist gar zu schön. Wer noch nie einen Fabrikherrn gesehen, der stellt sich ein groß Ding vor mit großen Hörnern und schrecklichen Klauen; so viel hat man schon von denselben gehört, aber so ein Seidenherr muß man sich denken mit seidenem Herzen und seidenen Händen und daß sie ganz seiden mit den Leuten umgehen. Man glaubt gar nicht, was so ein Basler Herr, der sein Lebtag nur in Seide macht, mit der Zeit liebenswürdig werden muß, ganz wie von Sammt und Seide, und was das für einen Einfluß haben muß auf die Sitten der Seidenweber. Diese kommen auch zu großen Liebenswürdigkeiten, daß man ganz erstaunen muß.

Als Heiri dem Hans Jakob sein Vorhaben mittheilte, gefiel es diesem auch, er versprach, mit Anne Marei mitzukommen. Aber Anne Marei war anderer Meinung. Mit vier Rossen bringe man es nicht in die Stadt hinein, wenigstens lebendig nicht, erklärte es und blieb dabei. Hans Jakob kratzte

hinter den Ohren und brachte Heiri den Bescheid. Da kam großer Spott über Hans Jakob, wie das Anne Marei ihn unter dem Daumen habe und man nicht wisse, welches das dümmere sei, ob er oder Anne Marei, von einem solchen Erdäpfelstämpfel sollte man sich doch nicht so kommandiren lassen. Da ward dem Hans Jakob sein Kopf wiederum ganz feurig, diesmal wollte er dem Anne Marei zeigen, wer Meister sei, und wolle es nicht, es fahren lassen. Aber wohl, die dicke Anne Marei vertrieb ihrem Hans Jakob solche Flausen, wusch ihm den Kopf, daß das Feuer verging und er weich ward wie Kindsbrei.

Dem Heiri, der meinte, es sei mit Hans Jakob eine ausgemachte Sache, sagte er, er komme nicht, es heiße in der Gschrift, bleibe im Lande und nähre dich redlich. Heiri fing von neuem an zu spotten. Spott du nur, sagte Hans Jakob, wenn du halbwitzig wärest, ließest du Kathrinli nicht mit der Nasenspitze zur Stadt hinein. Warum nicht, frug Heiri? Wirst es schon erfahren, antwortete Hans Jakob und machte sich weiter. Heiri sagte Kathrinli, was Hans Jakob gesagt. Himmeltürk, wie fuhr das auf und zweispännig gegen Hans Jakob zu. Aber der blieb kaltblütig und blieb, wie Kathrinli auch die Zunge an ihm wetzte, bei den Worten, du weißt es besser als ich, was ich meinte, und weißt du es nicht, so wirst du es erfahren. Darauf ging es auf Anne Marei los und sagte ihm, es sei schlecht von ihm, eine Jugendfreundin so zu verdächtigen, wenn es nicht selbst schlecht wäre, sagte es nicht schlechte Sachen von andern. Daneben sei es ihm ganz recht, wenn sie nicht kämen. Es müßte sich ja schämen Tags mit einem solchen Ampelistock über die Rheinbrücke zu gehen oder durch die St. Albe Vorstadt. Das war auch richtig geredet. Es fiel Kathrinli ein Stein ab dem Herzen, daß sie nicht mit kamen, es brachte um so weniger vom Dorfe mit und konnte ungenirter mit ganzem Herzen der Stadt leben. Der Abschied war also nicht thränenweich, er wäre

ganz trocken gewesen, hätte man ihn nicht mit einigen Flaschen Wein begossen; man war gegenseitig froh, als man sich die Rücken sah.

Hans Jakob und Anne Marei lebten bei ihren Eltern, beiderseits besaßen diese ein Heimwesen, worauf sie zwei Kühe mager erhalten konnten. Die Kinder mußten dieses bearbeiten helfen, konnten also nicht ununterbrochen arbeiten, brauchten oft für eine Rechnung Seide zu verweben die doppelte Zeit und mußten natürlich den bessern Theil des Lohns als Kostgeld in den Händen der Eltern lassen. Haufen Gelder gingen ihnen also nicht durch die Hände, aber es kam ihnen doch bald vor, als hätten sie seit der Abreise von Heiri und Kathrinli mehr Geld. Sie schrieben natürlich nichts auf, weder Einnahmen noch Ausgaben, thun das ja bedeutende Leute nicht, ja hat man nicht Exempel, daß man in Staatswaldungen Verkäufe von einundzwanzigtausend Franken weder aufschrieb, noch im Kopfe behielt, sollte man es also einem Hans Jakob und einem Anne Marei zumuthen? Das Geld weiherte sich allmählig, wie man im Bernbiet beim Wässern sagt, wenn nicht alles Wasser wieder abläuft, sondern stehen bleibt. Früher waren sie von Heiri und Kathrinli angetrieben worden zu allen Lustbarkeiten, meinten, es müßte so sein. Jetzt, da die Triebräder fort waren, blieben sie daheim, sie wußten anfangs nicht, wie und warum. Nach und nach fiel's dem Hans Jacob ein, es sei eigentlich doch dumm, sich draußen müde Beine und einen sturmen Kopf zu holen und dieselben noch theuer zu bezahlen. Blieben sie daheim, seien sie am Montag frisch, die Arbeit gehe um's Halb leichter, und das Geld hätten sie noch im Sack, und da sammelte es sich nach und nach, wenn nicht zu einem großen Haufen, so doch zu einem artigen Schübeli.

Mit dem in die Stadt gezogenem Paare stunden sie in keinem Verkehr, bloß durch die dritte Hand hatten sie vernommen, wie vornehm und hoffährtig sie geworden, Kathrinli daher komme wie die vornehmste Prinzessin, daß man wohl

sehe, sie verdienten Geld wie Heu. Hans Jakob war wohl in der Stadt gewesen, hatte sie aber nicht aufgesucht theils aus Bequemlichkeit, theils aus Schüchternheit.

Der große Verdienst kam ihm endlich hinter die Ohren, er wollte vernehmen, was dran war. Wenn sie so viel verdienten, ein Heimwesen kaufen, heirathen könnten, ehe er daran denken dürfe, wie würden sie ihn doch auslachen, dachte er. Als er das nächste Mal in die Stadt ging, suchte er Heiri auf, von seinem Vorhaben hatte er aber dem Anne Marei nichts gesagt. Anfangs sah Heiri ihn kaum an, wußte nicht, wollte er eigentlich mit ihm reden oder nicht. Nach und nach ließ er sich herab und ging mit Hans Jakob eine Flasche zu trinken. Heiri that so adelig und vornehm, daß Hans Jakob sich gedrückt fühlte. Aus Heiri gebe es was Apartes, dachte er, entweder ein Seidenherr oder ein Halunke. Heiri that groß mit Worten, nicht mit Geld wie die Bauernsöhne, Geld sah Hans Jakob keins bei ihm. Und doch prasselte ihn das Geld fast das Kamin herunter und er verdiente fast noch einmal soviel als früher, wie er selbst sagte. Auf dem Heimweg war Hans Jakob ganz maßleidig, das müsse auch ändern, dachte er, dem Anne Marei wolle er ein Kapitel verlesen, daß es das Räsonniren vergesse und nicht ferner begehren werde, ihm immer vor dem Glück zu stehen.

So kam er heim, trat noch selben Abend mit kriegerischem Angesicht vor Anne Marei und that ihm seine Predigt dar. Anne Marei blieb kaltblütig und ließ seinen Hans Jakob reden. Der war kein Hauptredner, liebte das lange Reden nicht wie die Radikalen in Frankfurt oder Bern, denen die Worte aus dem Maul laufen wie das Wasser aus einer Brunnröhre. Als er sein Gesatz gesagt und Anne Marei schwieg, fing er von vornen an und repetirte dasselbe, und als es schwieg, repetirte er noch einmal und noch einmal und endlich ward er aus lauter Verlegenheit zornig und schrie: Mach auch's Maul auf und red'! Da that Anne Marie das Maul auf und

frug: Was haben sie erspart? Ja da stand Hans Jakob auch da und hatte das Maul offen, als ob er es nicht mehr zuthun wolle, aber es kam lange nichts raus. Endlich schnauzte er: Erspart! was geht das dich und mich an! Und hätte ich gefragt, er würde mir schön gesagt haben, was ich für ein Bauernlümmel sei, und was das mich angehe. Da hätte er dir gerade das Rechte gesagt, antwortete Anne Marei, was du bist und was er ist. Thut er dir groß mit dem Verdienst, konntest du fragen: Was machst vor, was brauchst in der Stadt und was brauchst nit? Was hilft mir ein großer Verdienst, wenn ich ihn ganz brauche und noch mehr dazu? was ich davon bringe, das ist die Hauptsache. Da stand Hans Jakob ganz dumm vor seinem Schatz, endlich machte er abermal das Maul auf und sagte: Selb ist, wenn man ein Heimwesen kaufen will, so ist, was man davon bringt, die Hauptsache. Da fuhr aber wieder der böse Geist in ihn, und was bringen wir davon? frug er mit aufgesperrten Augen. So manches Jahr schaffen wir und was haben wir? Wie lange sparen wir vor? frug Anne Marei. Seit Heiri und Kathrinli fort sind. Geh und frag, was sie haben und wer mehr hat, wenn wir unseres zusammenlegen. Wie viel hast du? Wie viel hast du? frug Hans Jakob.

So zankten sie eine Weile, bis Anne Marei nachgab und seinen Schatz offenbarte. Hans Jakob konnte mehr an der Arbeit sein als Anne Marei, verdiente mehr und hatte bei weitem nicht so viel Geld als dasselbe, er sah, daß es nicht auf's Verdienen, sondern auf das Sparen ankam. Es sei doch noch bald etwas bei einander, sagte er, er hätte es nicht geglaubt. Jetzt glaube er, er komme zu einer Frau und Anne Marei zu einem Manne, ehe sie das Schwabenalter hätten. Nun aber nahm es ihn auch wunder, was der Heiri habe. Das müsse er vernehmen, sagte er, ehe viel Zeit vergehe.

Da kam ihm die Gelegenheit zu fragen ungesäumt. An einem schönen Sonntag erschienen beide im Dorfe unerwartet.

Gar prächtig waren sie anzusehen, besonders von weitem, man hätte glauben sollen, Heiri sei ein Seidenherr und Kathrinli eine Seidenfrau. Die Leute schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, als sie in die Nähe kamen und merkten, daß es nur der Heiri und sein Kathrinli waren. Erst gab's ein großes Gerede. Hast du sie gesehen, hast sie gesehen? Dann gab es ein groß Geläufe, um sie zu sehen, accurat, als sei ein Kameel da und ein Affe darauf oder gar ein Elephant und ein Mohr darauf.

Der Heiri machte den Lustigen, that nicht hochmüthig, nahm bloß das Maul voll, sprach von Louisd'ors als ob es Kreuzer wären, tausend Franken waren ihm ein Bettlergeld, nach dem er sich kaum bückte, und warf mit Millionen um sich, als ob er sie schon hätte.

Das Kathrinli dagegen that zimpfer. Wenn es jemand die Hand geben mußte, geschah es mit großer Vorsicht, als glaube es, die Leute hätten die Krätze. Es hatte auch sehr feine Hände und spienzelte sie sehr. Sah sie Jemand an, so sagte es, solche Hände müsse man haben für die Arbeit, welche es mache. Mit Knebeln, welche man auf dem Lande an der Hand hätte und ihnen Finger sage, richte man nichts aus und bekäme in der Stadt nicht einmal Arbeit. Das gute Anne Marei sah es kaum an, und als es grüßen mußte, that es, als ob ihm was in Hals käme, daß es nicht reden könne. Aber wenn es von Basel reden konnte, was es dort gelte, wie man es halte, wie es Aufsehen mache, dann konnte es reden. Nicht acht Tage sollte es gehen, so wollte es alle Tage zweispännig spazieren fahren, wenn es Heiri nicht so treu wäre. Das werde es, so lange Heiri thue wie bis dahin. Es könne von ihm haben, was es begehre. Sei an einem Orte eine Lustbarkeit, so seien sie auch dabei, der Heiri thät's nicht anders.

Das halbe Dorf vergaß das Maul offen ob all dem Gerede und dem Thun. Es war, als seien zwei Störche in's

Dorf geflogen zu Weihnacht und säßen auf einem Hause zu jedermanns Erstaunen und klapperten tapfer. Das junge Volk wurde ganz unwirsch im Kopf, es kriegte das Baselfieber, wie jetzt das kalifornische regiert. Ein Glück war's, daß man gerade die meiste Arbeit hatte, es wäre sonst eine großartige Auswanderung erfolgt, freilich nur nach Basel. Als die Arbeit nachließ, war auch das Fieber vorüber.

Mit Hans Jakob hatte Heiri wenig geredet, als er fort wollte, sagte er zu ihm, gieb mir doch fünf oder sechs Franken, steckte im Vergeß nicht mehr zu mir. Hans Jakob griff in seine wohlversorgte Tasche, gab ihm das Geld und sagte: Du wirst brav vorschlagen und vor mir an's Heirathen kommen? Da lachte Heiri und sagte, einstweilen denke er an beides nicht. Viel Geld hätten die Kleider gekostet, bis sie sich nur hätten zeigen dürfen. Lustig sei das Leben in Basel, da lerne man erst, was ein Mensch sei, aber es koste viel Geld. So wollten sie einstweilen lustig sein und leben. Es sei bald viel verbraucht, aber auch bald viel beisammen, wenn man es haben müßte. Wollte man ihm jetzt auch ein Heimwesen schenken, daß er drin wohnen sollte, er versetzte keinen Schritt, nur um zu sehen, wo es sei. Heiri hatte Wein im Kopf, als er so sprach, aber es graute Hans Jakob doch. So könne man sich schwerlich versündigen, dachte er, daß man es nachher bitter büßen müsse, mit vermessenen Worten sei nicht zu spaßen. Daneben hielt er es so gleichsam für eine Ehre, daß er dem vornehmen Heiri Geld leihen konnte. Das ist aber der Ehren eine, die man bald satt kriegt.

Als nun Hans Jakob vor Anne Marei Heiri's Ruhmrednereien wiederholte, fragte es trocken: Und jetzt, hast gefragt, was sie vorgeschlagen haben? Das andre Mal frag selbst, wenn es dich wunder nimmt, schnauzte Hans Jakob. Heiri sagt, man sei nur einmal jung, jetzt wolle er einmal leben wie ein Mensch und nicht wie ein Vieh. Wolle man es einmal anders, so könne man es immer machen. Und Heiri

hat Recht, warum soll man es sich nicht gönnen, während man es hat und mag? Das nächste Mal, wenn ich in die Stadt und zu ihm gehe, um mein Geld wieder zu holen, will ich mit ihm reden, wie wir es anstellen müssen, um auch hinein zu kommen, und dann mußt mit, magst wollen oder nicht. So, noch Geld leihen mußtest? Du wirst nie witzig, Hans Jakob, sagte Anne Marei. Das ist e lustig Lebe, wo man nicht einmal für einen ganzen Tag Geld genug hat, das ist e Lebe, wo man zuletzt auch was davon bringt: Läuse und Lumpen. Kannst das nicht an den Fingern abzählen, Hans Jakob? Ja, sagte Hans Jakob, gehabt hätte er es wohl, aber nicht bei sich, komm ich zu ihm, giebt er mir's wieder.

O Hans Jakob, muß dir einmal die Dummheit mit der Schaufel abschorren! Meinst, wenn Heiri mehr gehabt, er hätte es nicht zu sich gesteckt, mit demselben im Hosensack geklingelt, die Thaler auf den Tischen herumgeschlagen? Schämtest du dich nicht, solchen Aufwand und nicht für einen Tag Geld im Sack! Schulden und kein Geld, ist das e lustig Lebe? Selb Leben begehre ich nicht. Kathrinli hatte auch kein Geld, was es seiner Mutter kramete, war ein Elend. Ich käme lieber nicht heim, als mit einem solchen Halstüchelchen, wo nicht vier Batzen werth ist, vielleicht ist es dasselbe noch schuldig. Was ist das für ein Leben, wo alles im voraus versoffen und verhudelt ist, und was hat man vom Versaufen und Verhudeln, wenn es vorbei ist und man kein Geld mehr hat? Ersparen wir, haben wir's im Alter, dann können wir es brauchen und es thut uns wohl. Das ist gelebt wie ein Mensch und nicht wie ein Vieh, wenn du es wissen willst, Hans Jakob! Aber auf Heiri's Mode mit dir leben will ich nicht, mit dir betteln mag ich nicht, und wenn du stehlen willst, kannst auch alleine gehen. Brauchst mir nicht so zu kommen, sagte Hans Jakob unwirsch, du hast den Verstand nicht alleine mit Löffeln gefressen, ich habe so viel als du. He so zeig ihn her, antwortete Anne Marei. Aber Hans

Jakob überhörte dies und fuhr fort: Es giebt viele Leute und die haben am kleinen Finger mehr Verstand, als du am ganzen Leibe und wärest noch einmal so groß, die gönnen sich das Leben auch und gehen deßwegen weder betteln noch stehlen. Immer nur schaffen, nichts davon haben, keine einzige Freude, das ist ein Hundeleben, ist dem Teufel z'gönne, aber auf die Länge mag ich nicht dabei sein. He nun, sagte Anne Marei, so geh in Gottes Namen, wenn du Freude am Lumpenleben hast. Habe geglaubt, du seiest ein braver Bursche und mit den Jahren werde dir der Verstand schon kommen. Aber es wird nicht sein sollen. Ich habe nicht geglaubt, daß das ein Hundeleben sei, wenn man sechs Tage arbeitet in Ehren und den Sonntag zubringt mit Ehrbarkeit statt mit Saufen und Spielen und sorget für den alten Mann oder für Weib und Kind. Ich glaubte, es sei dir anständig und wohl dabei, das Geld zu sparen, statt dafür einen bösen sturmen Kopf zu kaufen. Aber ich weiß wohl, was es ist, bin dir nicht mehr lieb, bin dir zu gering, wirst eine Hübschere wollen für in die Stadt, wirst dich des Sauerkabiskübels, wie du mich einmal genannt, schämen. Merk's wohl, will dir nicht im Wege sein, geh in Gottes Namen, wenn du magst. O mein Herz, wie thut das mir so weh, es will mir ab einander. Hatte dich so lieb, Hans Jakobli, o, ach o! Aber ich will mich drein schicken, will dir nichts Böses nachwünschen. Du findest eine zehnmal Hübschere, aber sieh, ob du Eine findest, die es besser mit dir meint, die dich lieber hat als ich, o Hans Jakobli, es will mich zerreißen! Nun brach das Schluchzen, welches schon lange in einzelnen Stößen sich kund gegeben, mit aller Macht los und verschlang alle verständlichen Töne.

Der Leser wird merken, daß Anne Marei den Hans Jakob nicht immer beim gleichen Strubel nahm, sondern abwechselte nach den Umständen. Das ist eine vortreffliche Manier, denn geiget man nur auf der gleichen Saite, macht man am Ende keinen Eindruck mehr. Diese Kunst kennen

die meisten Weiber, lernen sie aber nicht von den Professoren, sondern theils von der Natur, theils von den Müttern. Sie haben einen feinen Instinkt zu unterscheiden, welche Saiten im gegebenen Augenblick mehr Eindruck machen, die groben oder die feinen, die harten oder die zarten. Die Weiber hüten sich wohl, Theorien über die Wissenschaft bekannt zu machen, wir glauben jedoch bemerkt zu haben, daß in der Regel, besonders wenn der Mann Wein im Kopf hat, die weichern und zarteren vorzuziehen sind. Wir glauben fest behaupten zu dürfen, daß Weiber oder Mädchen, welche diese Saiten so recht zu streichen wissen, jeden Mann, besonders wenn sie ihm dazu noch ein wenig im Barte kratzen, zähmen, und sei er wilder, als der wildeste Löwe, und gehe er brüllend umher, als ob er Himmel und Hölle verschlucken wolle. Mädchen und und Weiber, welche diese Kunst verstehen, die sind die eigentlichen Hexen, und die wird man nicht ausrotten mit keiner Aufklärung und keinem Fortschritt, so lange Eva's Blut in den Adern ihrer Enkelinnen rollt.

Als Hans Jakob sah, wie elend es seiner Anne Marei war um's Gemüth und zwar wegen der Liebe zu ihm, so hätt's nicht viel gefehlt, er hätte auch angefangen zu heulen und weh zu schreien. Doch begriff er, daß nicht viel dabei herauskäme, wenn nun zwei heulten statt nur einem, er legte sich daher auf's Trösten. Thu nicht so, sagte er. Es hat doch jedes das Recht zu sagen, was ihn's dünkt, daneben ist dann ja noch nicht geschrieben, daß es gerade so sein müsse. Das Sparen ist mir ja ganz recht, das könnte man in der Stadt auch. Aber wenn du lieber hier bleiben willst, so ist's mir auch recht, wenn man sich zuweilen was gönnt und du nicht meinst, es solle kein Kreuzer für einen Schoppen oder zwei gebraucht werden. Aber jetzt sei wieder zufrieden und thu nit so wüst.

Anne Marei hatte Verstand, machte nicht den Tubelkopf, steifte sich nicht in seinem Elend, bis Hans Jakob der Zorn

wiederkam und er davon fuhr mit den Worten: Adieß derweilen, jetzt kannst warten, bis ich wiederkomm! Da ihm der Hals noch zu voll Schluchzens war, längte es ihm vorläufig die Hand. Kein Mensch hätte dem dicken Pfudumpf die Klugheit und den Takt zugetraut, den Anne Marei in den verschiedenen Manövers an den Tag legte. So bald es reden konnte, that es es, und wie es im Liede heißt: Der König und die Kaiserin, des langen Haders müde, erweichten ihren harten Sinn und machten endlich Friede, thaten auch Hans Jakob und Anne Marei.

Dem Hans Jakob war eigentlich ihr neues Leben ganz recht, er hatte am Sparen und dem Mehren ihres Schatzes Freude, aber er hatte von den Köpfen einen, die nicht rar sind, wo man gar leicht eine Floh hinter's Ohr setzen kann, die sich da einbeißt und wüst thut. Die Kunst ist nur die, diese Floh so schnell als möglich wegzufangen und unschädlich zu machen. Darum auch werden die Weiber ganz naturgemäß von Jugend auf in diesem Fang geübt, und die meisten verstehen ihn aus dem Fundament, wenden ihn leider nicht immer am rechten Orte und mit dem rechten Fleiße an. Anne Marei wohl, wußte, wo das Flohnen am meisten abtrug, und trieb es meisterlich.

In einem Dörfchen ist es nicht wie in einer Stadt. In einer Stadt giebt es alle Tage was Neues. Das Gestrige wird heute schon aus dem Gedächtniß gestüpft. So ist's im Dörfchen nicht, da surret ein Erlebniß vielleicht ein halbes Jahr in den Köpfen, bis wieder was Andres es ablöst.

So war der Besuch aus der Stadt nicht so bald vergessen. Wenn die Mädchen in der Ernte schwitzten auf den heißen Aeckern, dachten sie an's Kathrinli, wie kühl es hätte in der Stadt und wie weiße Hände es kriegte am Schatten. Wenn die Bursche beim Weine saßen, sprachen sie von Heiri, wie der es habe, wie der daher komme und Geld habe nicht bloß zum Verklopfen, sondern zum Fressen.

Einmal zur Seltenheit war Hans Jakob auch dabei, da stach ihn der Gugger, er schmunzelte lange, sagte endlich, es komme darauf an, wie man es anfange, wer es verstehe, komme hier weiter als in der Stadt, Heiri habe wohl groß gethan, aber er könnte noch mancher groß thun, wenn er das Geld dazu entlehnen wollte und Andere könnten groß thun, wenn sie ihr Geld brauchen statt sparen wollten. Was er Heiri geliehen, habe der ihm noch nicht wieder gegeben, er aber habe es entbehren können und seither vorgeschlagen, daß er noch manchem Heiri geben könnte, ehe er sagen müßte: Kann nicht, hab selbsten nichts. Er kam so in's Reden und Pralatzgen hinein über alle die Weisheit, welche er und Anne Marei hatten, daß er ganz sturm wurde und Andere ebenfalls. Man zankte gewaltig, Einige gaben dem Heiri recht, Einige dem Hans Jakob. Als man es mit Worten nicht ausmachen konnte, versuchte man es mit Schlägen, und als man endlich auch damit nicht zu einem bestimmten Resultat kam, ging man mit den sturmen und blutigen Köpfen heim.

Es ging nicht manchen Tag, kam Einer, der dabei gewesen, zu Hans Jakob und sagte: Du weißt, wir sind von Kindsbeinen an die besten Kameraden gewesen, so lieb wie du mir bist, ist mir niemand auf der Welt, lieber nützte nichts. Ich habe das Vertrauen zu dir, wie zu keinem Andern, darum komme ich auch zu dir. Du wirst mir deßwegen nicht zürnen, sondern es wird dich sicher noch freuen, wenn du mir helfen kannst. Sieh, ich bin in Verlegenheit, zwölf Franken soll ich morgen zahlen und habe diesen Augenblick das Geld nicht bei der Hand. Ich habe einzuziehen. B'hütis viel mehr als das, es war mir verheißen, aber die Leute konnten es nicht z'wegbringen und das Wüstest alles machen, die Leute auf die Gasse bringen, das mag ich in Gottes Namen nicht. Von wegen ich habe ein Gefühl, ich muß denken, wie es mir wäre, wenn man es mir so machen würde. Längstens in vierzehn Tagen mußt du das Geld wieder haben. Ich zahle dir dafür was

du willst, und kann ich dir wieder helfen Tag oder Nacht, sprich zu, von wegen ich werde es dir nicht vergessen im Leben und im Sterben nicht. Das dünkten den Hans Jakob schöne Worte, sie gefielen ihm sonderbar wohl. Brav wär's nicht, wenn er da nicht hülfe, das Geld liege da unfruchtbar, gebe er es, so kriege er es in vierzehn Tagen wieder und dazu noch Gottes Lohn, und der sei doch immer noch was werth. Er gab also das Geld, der gute Kamrad dankte grusam und sagte: Zähl darauf, ich gehe dir an die Hand, wie ich es versprochen. Wenn du das Geld in drei Wochen nicht wieder hast, kannst mir Schelm sagen, wo du willst.

Nun es wär schön, sagte Hans Jakob, daneben ist es nicht gesagt, daß es Punktum in drei Wochen sein muß, wenn es in vieren ist, bin ich schon zufrieden. Und darauf ward Hans Jakob, im Bewußtsein einem Freunde geholfen zu haben, recht glücklich im Gemüthe und schlief ganz herrlich darauf. Man sieht, unser Hans Jakob war in Geldsachen zum Verwundern unschuldig, besonders für einen Basler.

Nicht acht Tage gings, schlich ihm ein Anderer nach, bis er ihn hatte. Hans Jakob, sagte der, Hans Jakobli, ich habe was, darf es dir aber fast nicht sagen, daß es mir so gehen könnte, nein, daran habe ich nie gedacht. Sieh, wie es mir ging. Ich hatte viel Geld beisammen, nie so viel, da fällt meiner Mutter Bruder eine Kuh, Kinder hat er keine, ich soll ihn erben, das ist bestimmt, der kommt und sagt, gieb mir, was du an Geld hast, ich muß eine andere haben und bin ungesinnet nicht bei Gelde. Begreiflich gab ich her, was ich hatte. Da kömmt mir plötzlich die Aufforderung zu Bezahlung einer Summe. Vor Zeiten war ich einem Freund Bürge, hatte es ganz vergessen, der soll zahlen, ist krank, hat nichts, jetzt kömmt man auf mich los, kann ich nicht, muß ich verganten. Und zu allem Unglück habe ich eben eine reiche Heirath z'weg, es ist alles richtig, und es ist ein schrecklich Vermögen da, halb Elsis und fast d's ganz Markgrafenland

ist dem Schwäher. Ich sagte noch keinem Menschen was davon und du bringst es mir bei Leib und Sterben nicht aus, du weißt, wie Einem beim Heirathen so leicht z'böst geredet wird, b'sunderbar, wo ein solcher Reichthum ist. Dem Schwäher darf ich es nicht sagen, sonst meint er, wie tief ich drin sei. Es sind gar schlechte Leute in der Welt, er würde es mir kaum glauben, wenn ich ihm sagte, es wäre nur das, der Mutter Bruder darf ich nicht plagen, sonst komme ich um's Erbe, da dachte ich, du gehst zu Hans Jakob, das ist dir der liebste Mensch auf Erden, der hilft dir, das fehlt dir nicht, der hat ein Herz wie Gold. Du verdienst den Himmel drob, alle Jahr ein Fäßli vom besten Markgräfler aus des Schwähers Reben mußt haben, und obendrein sollen es Kinder und Kindeskinder nicht vergessen, was du an mir gethan.

Das dünkte Hans Jakob nur wohl viel und gräßlich, wenn sein Freund so ganz um sein Glück kommen sollte, und vielleicht dachte er auch an den Markgräfler aus des Schwähers Reben, wir wissen es nicht, solch Vertrauen konnte er nicht täuschen, er gab das Geld und sagte: Ich zähle darauf, daß du es mir bald wieder bringst, es könnte einen Fall geben, wo ich es selbsten brauchte. Versteh, sagte der Andere, aber bau darauf, in sechs Wochen sollst es wieder haben. Und wenn ich stürbe, ich käme todt und brächte es dir. Selb lieber nicht, sagte Hans Jakob und sah mit bedenklichem Gemüthe seinem neuen Schuldner nach, wie der mit flüchtigen Beinen dahin segelte. Wer erinnert sich noch des Gefühls, welches in ihm aufstieg, als er das erste Grundstück gekauft, das erste Kapital ausgeliehen und dafür einen sichern Brief in Händen hatte. Kam es ihm da nicht vor, als sei er um einen halben Kopf gewachsen, als dürfe er erst jetzt ordentlich abtrappen auf der Erde, war doch auch ein Platz davon sein oder ihm wenigstens verschrieben, erst jetzt den Kopf recht aufrecht tragen, gehörte er doch der vornehmsten Klasse an, den Grundbesitzern. Dieses Gefühl hatte Hans Jakob gar nicht, im Gegentheil,

es war ihm ganz flau um's Herz, je mehr er dem Schuldner nachsah, desto mehr war es ihm accurat wie einem Jungen, dem ein gefangener Vogel aus der Hand entronnen. Traurig zählte er den Rest seines schönen Silbers nach. Traurig dachte er an die Zeit, wo er sie wohl wieder alle beisammen habe, die Thaler, die halben Thaler und die Dreibätzler. Züriböcke hatte er keine, die gehen nicht aus dem Canton, von wegen man schätzt sie nirgends so hoch und hat so viel darauf als im Canton selbst.

Nun ging es eine Weile, wo Hans Jakob Zeit hatte, dem Vogel, der ihm aus der Hand geflogen, nachzudenken und sich umzusehen nach dem ersten Vogel, der längst wieder kommen sollte und nicht kam. Als er eines Abends vom Felde heim kam, sprang ihn Einer an hinter einem Zaune hervor. Hans Jakob, sagte er, wollte schon lange mit dir reden, traf dich aber nie alleine. Du bist ein guter Bursche, keinen bessern giebt's und du hast Geld, ich weiß es, und beides ist selten beisammen, du hilfst gerne, wo du vielleicht besser thätest, du hülfest nicht, jetzt hilf mir auch. Da kam ein Dritter dazu, derweilen kam Hans Jakob wieder zu Athem, denn bei der Ansprache war es ihm gewesen, als schlage ihm jemand mit dem Holzschlägel auf's Herz. Um eine Ausrede nicht verlegen, sagte der Erste: Komme gleich mit dir heim, kann die Sache besehen, dann werden wir des Handels wohl einig. Es sei ihm leid, sagte Hans Jakob, er gehe nicht heim, sei pressirt, er müsse noch irgendwo hin, schwenkte ab und war fort, ehe der Erste ihm sein Begleit anbieten konnte.

Er lief, als ob der schwarze Dillersdilder hinter ihm sei, auf einem Umwege nach Hause, faßte sein Geldlein zusammen und machte sich damit zu Anne Marei, hastig wie Einer, der seine letzte Habe aus dem Feuer trägt. Das erschrak sehr, als es ihn so ung'sinnet daher kommen sah, als wie aus den Lüften, wo er dem Dillersdilder ab dem Karren gefallen. Von seinen Kapitalanwendungen hatte Hans Jakob seinem Anne

Marei nichts gesagt, vielleicht daß er seine Freunde nicht verrathen wollte, vielleicht empfand er ein gewisses Gefühl, Anne Marei könnte Glossen machen, ihm eine vaterländische Abwaschung seiner Sünden z'weg machen, vielleicht auch wollte er Anne Marei daran gewöhnen, daß es nicht immer wissen müßte, was er mache. Das ist manchem Manne sehr lästig, wenn seine Frau gar zu gwundrig ist und gar alles wissen will.

Als Anne Marei die Geschichte vernahm, that ihm erst das Herz weh, dann that es wüst, daß Hans Jakob endlich auch aufbegehrte und sagte, er wollte, er hätte das Geld versoffen, so hätte es dann deretwegen nicht wüst zu thun. Hättest meinethalb, sagte Anne Marei, es kommt so auf eins, wenn du den Esel machen und dein Geld geben willst dem ersten besten Schelm. Kameraden, Freunde waren's, sagte Hans Jakob. Fründ wie Hünd, antwortete Anne Marei. Soll man Freunden in der Noth nicht helfen, frug Hans Jakob, ist das nicht Christenthum, ja sogar Pflicht (Redeweise der Mani auf dem Galgenmösli bei Bern)? Waren die Bursche in der Noth, und waren sie es, waren sie es wegen rechten Sachen oder weil sie die Knöpfe ab den Röcken versoffen, hast die Sache untersucht? Solchen Geld zu geben ist nicht Christenthum, sondern Reisegeld der Hölle zu. Gerade so pflanzt man den Leichtsinn. Fänden solche Brandschatzer nicht immer Tröpfe wie dich, das Handwerk würde ihnen bald erleiden. Aber wie kömmt es, daß Alles auf einmal von dir Geld will, selb möchte ich wissen, redete Anne Marei. Weiß es nicht, sagte Hans Jakob. Ich sagte bloß, als einmal die Leute so Aufhebens machten wegen Heiri und wie der verdiene, es wäre doch möglich, daß Einer auf dem Lande so viel Geld mache als so ein Heiri in der Stadt. Ich hätte ihm das letzte Mal, als er da gewesen, das Geld vorgestreckt für die Heimreise und hätte noch für mehr als einen Heiri übrig behalten. Es komme nicht bloß auf das Verdienen an, sondern hauptsächlich auf das Vorschlagen. Mehr als hundert Mal

hast du das ja gesagt, so werde ich es doch auch einmal haben nachsagen dürfen.

Es geht die Sage, diesmal hätte Anne Marei durch eine ganz andere Demonstration Hans Jakob zu der Einsicht gebracht, daß es Fälle gebe, wo man hundert Mal gesagte Dinge nicht ein einzig Mal wiederholen dürfe, und daß der dümmer als der dümmste Esel sei, der rühme, wie reich er sei und wie viel Geld er daheim habe. Rühmen thue sich nur, wer es nöthig habe, d. h. wer des Ruhmes mangle oder des Geldes. Fötzlen besserten mit Rühmen nach, er sollte sich schämen mit ihnen z'gmeinen. Wo die größten Rühmer seien, da solle man zusehen, wo man trappe, wenn man nicht einen Schuh voll hinausnehmen wolle.

Endlich, aber erst nach einer langen Predigt, kam Hans Jakob zum Verstand und wurde breiweich. Er erhob Anne Marei zum Finanzminister und übergab seinen Kassensaldo, wie die Gelehrten sich auszudrücken pflegen. Anne Marei besaß für dies wichtige Amt nicht große Vorbildung, aber es hatte große natürliche Anlagen. System hatte es gar keins, aber immer Geld, und dieses ging ihm nicht verloren in einem Deficit, es versilberte keine Titel, aber zu dem, welches es kriegte, trug es Sorge. Es verließ sich hauptsächlich auf das, was es hatte, und nicht auf das, was es möglicherweise kriegen konnte, und was die Hauptsache war, es nahm nicht dem Hans Jakob das Geld ab unter dem Vorwand, dasselbe nach dem besten System zu verwalten, und sagte ihm dann, wenn er nach dem Gelde sah, ja es sei keines mehr da, von wegen nach dem neusten System sei das die beste Verwaltung, welche das Geld zu brauchen wisse und wie? Anne Marei hatte Geld und bei Anne Marei suchte niemand Geld, und das ist ein großer Vortheil. Es schien ihnen freilich zuweilen, kommod wäre es, wenn es nicht so todt da läge, sondern Zins trüge. Aber wem geben, daß Zins käme und das Kapital sicher bliebe, und daß man das Kapital haben konnte,

wenn man es nöthig hatte? Das ist ein Handel, der oft beide in bittere Verlegenheit bringt, den Gläubiger und den Schuldner. Der Gläubiger sollte nothwendig sein Geld wieder haben, kriegt er es nicht, kann er einen Schaden leiden, der größer ist, als das Kapital, geschweige denn der Zins. Der Schuldner soll wieder geben, unerwartet, ehe er sich gehörig erholt und gekehrt, geräth in die bitterste Verlegenheit, versäumt unglaubliche Zeit mit Geld suchen, hat viel Kosten, muß am Ende verganten, ja und nicht selten mit ihm auch der Gläubiger. Auf Grundbesitz namentlich sollte man immer Geld haben, welches nicht aufgekündet wird, bei richtigem Zinsen, oder doch in seltenen Fällen. Erst dann kann der Besitzer ruhig schlafen. Wer alle Tage eine Abkündung erwarten muß, der kann es nicht, der muß ja alle Tage bereit sein, sein Bett an einem andern Orte aufschlagen zu müssen. In neuester Zeit ging das Gerede von Hans Jakob, er stehe mit dem berüchtigten schmierigen Rechtsagenten, der bekanntlich der Schuldeneintreiber der Juden ist und dieses Aemtlein im Namen der hochmüthigen englischen Nation verwaltet, wahrscheinlich gegen ein gewisses Procent, in lebhaften Unterhandlungen. Palmerston soll sich erklärt haben, das Geschäft, dem Hans Jakob seine Gelder einzutreiben, übernehmen zu wollen, will es aber nur durch Dreimaster und Dampf betreiben, und zu dem Ende sollte Hans Jakob alle Pfützen und Mistgüllen in Baselland für Linienschiffe schiffbar machen, während Hans Jakob meint, Palmerston könnte das Geschäft füglich durch seine Lords und Ladies zu Fuß betreiben lassen, sie wären langbeinig genug. Es ist auch wahrscheinlich, daß Palmerston nachgeben wird, da derselbe in seinen Geschäften schlecht zu stehen scheint. Wo er noch das kleinste Schüldlein weiß von Vater und Großvater selig her, da schickt er auf Schiffen seine Bulldogs aus und läßt es eintreiben bis auf den letzten Pfennig.

Nun verfloß in einförmigem Fahrwasser eine geraume Zeit, wo nichts Absonderliches zu bemerken ist. Heiri und Kathrinli

schaukelten sich auf den leichten lustigen Wellen des Stadtlebens, verkehrten wenig mit ihrer Heimath. Von Kathrinli redete man allerlei, aber es wird viel geredet, ohne daß es allemal wahr zu sein braucht.

Noch einförmiger floß das Leben von Hans Jakob und Anne Marei dahin. Wie sie es angefangen, lebten sie äußerlich sparsam und arbeitsam fast einen Tag wie den andern fort. Wer sich aber mit ihnen näher eingelassen hätte, würde an ihnen eine Verständigkeit, ein gesundes Urtheil bemerkt haben, welches er ihrem Aeußern nach ihnen nicht zugetraut hätte. Ja, es geschah zuweilen, daß ältere Bekannte, welche eine Zeit lang mit ihnen nicht zusammengetroffen, sich über sie verwunderten und sagten, sie hätten das nie hinter ihnen gesucht, sie hätten es gut verbergen können. Nein, sie hatten nichts verborgen, was auffiel, besaßen sie erst seit Kurzem, es war ihnen unvermerkt gekommen wie der Thau vom Himmel. Der Menschen eigentliches Leben bildet sich innerlich, von innen heraus kommen Thorheit und Weisheit. Der Mensch denkt des Tages, der Mensch träumt des Nachts. Denkt und träumt der Mensch nun Tag und Nacht lauter thorrechte Dinge, hat er nur Lustbarkeiten im Kopf, hoffährtiges Zeug, Befriedigungen seiner Sinnlichkeit, sinnet er bloß an die Fehler seiner Nächsten, ihr Guthaben und sein Böshaben, so wird er voll Mißvergnügen, voll Bosheit und voll Thorheit, die wachsen alle Tage und glotzen heraus sichtbarlich, der Mensch zeigt sich alle Tage boshafter, liederlicher, mißvergnügter, träger, schlechter mit einem Wort.

Dann schlagen die Leute die Hände über den Kopf zusammen und sagen, dem hätten sie dies und jenes doch nicht zugetraut, wie der doch so plötzlich sich geändert, wer es ihm so auf einmal eingegeben, ein Mensch oder der Teufel. Das ging ganz natürlich zu, der verführte sich selbst. Der speiste und tränkte sein inneres Leben nicht mit Gottes Wort und ernsthaften Betrachtungen, sondern mit lüsternen nichtsnutzigen

Gedanken und schmutzigen Worten, vielleicht auch schlechten Büchern, er lebte längst wohl an seiner innerlichen Sündhaftigkeit wie ein Bube an gestohlenem Naschwerk, nährte und pflegte sie alle Tage. Was er lange nur gedacht, that er endlich, was er längst gewesen, aber nur sich bewußt, das offenbarte er endlich auch den Andern. Wir reden, wohlverstanden, nicht von einzelnen Handlungen, welche mit dem ganzen Wesen in keinem Zusammenhang stehen, zu welchen man verführt oder irgendwie verleitet wurde, da geht es dann allerdings oft ganz anders.

Gehen aber die Gedanken der Menschen in einer andern Richtung, nähren sie sich an besserer kräftigerer Nahrung, so wächst das innere Leben der Menschen auch anders und schöner aus. Es ist daher nichts Einfältigeres, als wenn man meint, es solle der Mensch immer der gleiche bleiben, oder gar wenn man einem Menschen die Aenderung zum Vorwurf macht. Es soll und muß der Mensch sich ändern und zwar eben zum Bessern, sonst kann er ja das Reich Gottes nicht sehen, es müssen Schlacken wegfallen aus seiner Seele, seine Gefühle sich läutern, dunkle Gebiete sich aufhellen, die Ansichten über den Werth der Dinge sich berichtigen, der Wille sich festigen, und eben dieses Aendern ist sein Ruhm vor Gott und ein Exempel für Andere.

So änderten sich auch Hans Jakob und sein Anne Marei, aber langsam. So wie sie aus der leichtsinnigen Lebweise ausgetreten waren, vergingen ihnen auch die Gedanken daran und die Lust dazu, sie siedelten ihre Freude über in ihr zukünftiges Leben und dachten an die Mittel, dasselbe zu gestalten, sie spannen daran mit allem Fleiße. Es werden zwar die meisten Menschen an das zukünftige Leben, d. h. an das diesseits dem Grabe denken und mehr oder weniger es sich vergegenwärtigen. Wir glauben, auch Heiri und sein Kathrinli dachten zuweilen daran. Aber es ist ein großer Unterschied, ob man dieses Leben als ein Luftschloß in's Blaue stellt, spa-

nische Schlösser, böhmische Dörfer baut ohne allen Zusammenhang mit Vergangenheit und Gegenwart, oder ob man dieses Leben genau knüpft an die bestehenden Zustände und Verhältnisse, es sich denkt in inniger Verbindung, ungefähr nach den Worten: Was Einer säet, das wird er auch ernten. Das Erstere bringt nur Verdruß, das Letztere Verstand.

Hans Jakob und Anne Marei freuten sich dessen, was sie bereits hatten und wie es sich mehrte langsam. Zu dieser Freude waren sie berechtigt, ihr Reichthum war die Frucht ihres Schweißes und ihres Fleißes. Sie besprachen sein Verhältniß zu einem Besitzthum, den Gang eines Haushalts, sprachen gerne mit ältern erfahrnen Leuten über allerlei wichtige Dinge. Es erwachte in ihnen ein Bedürfniß nach gesunder Nahrung, für verständige Gedanken, oder, um es vornehm zu sagen, Hunger nach Weisheit und Wahrheit.

Wo Leben ist, da ist auch Bedürfniß je nach der Art dieses Lebens. Die Gedanken werden gleichsam hungrig und durstig, verlangen nach Speise und Trank, verlangen nach verständigen Worten, gesprochenen und gedruckten, welche ihr inneres Leben berühren, beleuchten, entwickeln. Wie machen es z. B. die, welche wachend und schlafend in Amerika sind, deren Sinn dorthin steht? Sie spitzen die Ohren wie e Hoos, wenn sie das Wort Amerika von ferne hören, und wo sie was von Amerika zu lesen in die Hände kriegen, lesen sie sich sturm daran, lernen es gleichsam auswendig und können berichten aus Amerika, wie theuer dort der Schnaps sei und in welcher Pinte man das beste Bier finde, als ob sie dort gewesen seien. So hat es der innere Sinn, wenn er lebendig ist. Sein zukünftig Leben wird auch der fleischlich gesinnte Mensch sich anfangs selten ganz fleischlich denken ohne Gott, ohne dessen Macht und Segen und ohne den endlichen Ausgang in's eigentliche zukünftige und ewige Leben. Wer die Augen offen hat, sieht ja, wie alles Gedeihen von Gott abhängt, Armuth und Reichthum, Gesundheit und Krankheit, gute und böse Jahre nicht

von ungefähr, sondern aus seiner väterlichen Hand uns zukommen. Er hat daher auch ein Verlangen nach Gottes Wort, vernimmt gerne von den Wegen Gottes und dem Walten seiner Hand. So sollte es bleiben, und wie Leib und Seele in einander gewoben sind, sollte auch das Geistige alle unsere Gedanken durchziehen, das Göttliche alles Fleischliche heiligen und weihen. So sollte es sein, so bleibt es leider nicht immer. Der Same geht wohl auf, aber er fällt unter Dornen und Disteln, die überwuchern, ersticken ihn, der Sinn für das Geld und was daran hängt, wird der allmächtige, ausschließliche. Alles Liebliche und Frische entweicht diesem Leben, es wird wie ein vertrockneter Korianderstengel, wie ein abgestandener Kamillenbüschel. Die Inhaber desselben könnten auch singen, wenn sie überhaupt noch sängen, wie es im Psalmenbuche heißt:

Traurig denk ich an die Zeit
Da ich mich in Gott erfreut,
Da ich dankend ging, den Herren
Mit den Frommen zu verehren.

Die Welt hat sie gepackt mit eisernen Klammern, ihr Geschäft ist ihr Gott geworden, den sie verehren mit Herz und Nieren, Hirn und Seele, ihr Himmel ist Java oder Brasilien, dorther kommen ihnen ihre Evangelien, das Laufen nach der Post ist ihr Kirchgang, das Lesen der Briefe ihr Gottesdienst, Oeffnen und Schließen der Kasse ihre Messe, das Aufschließen und Zuschließen des Himmelreichs, das Handeln und Markten um Procente und Pferde, um Ochsen und Kälber, Schafe und Ziegen ihr Gebet. Und sind solche Leute auch einmal in einer Kirche, geht doch nichts Geistiges in ihre Seelen hinein, die bleibt angefüllt mit Gedanken an Wechsel und Frachtbriefe, an Märkte und Zölle und allfällig auch noch, wo man den besten Wein habe, im Bubendorfer oder im Schauenburger Bade. Ein solches Eintrocknen kommt langsam, ist darum um so gefährlicher, es ist ein Feind, der nicht wie ein brüllender Löwe kommt, sondern leise wie der Schlaf.

So war es bei Hans Jakob und Anne Marei nun nicht, die wahre Lebenssonne schien noch in ihren Herzen. Man sah es ihnen auf der Gasse nicht an, aber wer wie Moses an den Felsen verstund in günstiger Stunde bei ihnen anzuklopfen, fand guten Glauben, fromme Gefühle, ein Gewissen, in welchem geschrieben stund: Wie sollte ich ein so großes Uebel thun, zu sündigen wider den Herrn meinen Gott? Wenn sie an Sonntagen daheim saßen, statt im Wirthshause, lasen sie oft ein Kapitel oder zwei mit einander, wenn sie von ihrem zukünftigen Leben und Haushalt sprachen, brachten sie Gott mit in Rechnung, sahen überhaupt den Finger Gottes in den Verläufen der Welt. Dann war noch eins, was ihnen Gott nicht aus den Augen kommen ließ, ihn beständig in Erinnerung brachte. Sie arbeiteten auf dem Lande, zogen Nahrung und Gewinn daraus. Da war es ihnen ja klar, daß sie nichts zwingen konnten, daß Gott zu allem das Gedeihen geben mußte. Sie hatten die Sonne nicht in einem Druckli, den Regen nicht in einem eigenen Gütterli, Blitz und Hagel nicht am Bändel, sie konnten nicht auf und zu machen, lösen oder zurückziehen nach Belieben, daß es sonnenscheine, regne oder hagle. Das hat der, welcher pflanzet, vor allen andern Menschen voraus, daß ihm täglich gepredigt wird, es sei Gott der Herr, der alles gemacht und von dem jede gute Gabe komme.

So hat es z. B. ein Weber nicht, der hat seinen Webstuhl am Schermen, kann sich selbst warm und feucht genug machen, Regen braucht er keinen, die Seide verhagelt es ihm nicht, die giebt ihm der Seidenherr, so lange es ihm beliebt, dieser ist es auch, der ihm den Lohn giebt unter Donner und Blitz oder unter freundlichen Geberden im Säuseln des Windes. Da kann es denn wohl kommen, wenn der Weber nicht gut aufpaßt, daß der Seidenherr so gleichsam zu seinem Gott und die aus dessen Laden zu seinen heiligen Engeln werden. Das ist denn doch nicht bloß fatal, sondern unglücklich. Wir wollen nicht davon reden, daß der Wille Gottes und der des

Seidenherrn denn doch nicht immer völlig egal sein werden, daß bloß der eine selig machen, der andere nur mit Seide aufwarten kann, wir wollen darauf aufmerksam machen, daß der Seidenherr sterben, also gar nichts mehr geben kann, man denke! Wenn nun ein Mensch einen solchen für seinen Gott gehalten, was soll jetzt der Arme anfangen mit seinem gestorbenen Gott? Mit den heiligen Engeln aus dem Laden ist er erst übel dran. Nicht daß die nicht zur Noth auch blitzen, donnern und hageln könnten, mit dem Maul heißt das, aber wie oft bleiben dieselben hinter einer Flasche Liestaler, Winterfinser oder gar Maiszacher gerade wenn man sie am nöthigsten hätte, mit vier Rossen bringt man sie nicht weg, ja sogar mausen thun sich zu Zeiten diese Engel und verlieren aus ihrer Heiligkeit alle Federn.

Es ist aber noch eins, welches in allen Häusern, in denen Familien wohnen, das geistige Leben erhält, die heilige Flamme der Gottseligkeit nie so ganz ausgehen läßt, das sind die Familienereignisse. Handwerker in den Städten, in Kosthäusern oder sonst unter fremden Leuten Lebende stehen außerhalb diesem geweihten Kreise, werden von den darin vorfallenden Ereignissen wenig oder gar nicht berührt. In den Familienereignissen offenbart sich Gott den Seinigen ganz besonders, es wird auch anerkannt, daher werden solche Ereignisse kirchlich gefeiert und diese Feier zu Festtagen den Familien. Ein solch Ereigniß ist die Geburt eines Kindes, diese Gabe des Allerhöchsten, wie David sie nennt, und zwar die allerhöchste Gabe, die er giebt, wie Abraham z. B. es erkennt. Wenn es dann dem Herrn zugetragen und ihm geweiht wird, der Vater seine Gelübde bringt, die Gabe als ein Pfand der Huld des Herrn hoch und heilig zu bewahren, der Bruder als Taufzeuge, die Schwester als Zeugin mitgehen und dies nicht an Gott mahnt, Schlafende weckt, gehaltene Augen aufsprengt, was sollte es dann? Wenn ein Bruder, eine Schwester zum ersten Mal zu des Herrn Tische geht, Vater und Mutter,

Brüder und Schwestern, das ganze Haus mit gehen, muß das denn doch nicht mahnen an die Gemeinschaft mit Gott und die Liebe, die wir unter einander haben sollen, mahnen an den, der solche Liebe zu uns hatte, daß er ward zum Lamm, das der Welt Schulden trug, sein Leben für uns ließ, damit wir Frieden hätten und Vergebung für unsere Sünden? Wenn ein Unglücksfall in's Haus schlägt unerwartet, nicht von Menschenhand, und keine menschliche Hülfe ausreicht, wenn man nichts zu machen weiß, als zu beten: Vater, ist's möglich, so gehe der Kelch an mir vorüber, doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe, kommt Einem da nicht als ein wunderbarer Trost die Demuth wieder, die sich als schwaches Kind fühlt in des mächtigen Vaters Hand, weiß, daß die Haare auf dem Haupte gezählt sind, und völlig dem Vater vertraut, er werde alles wohl machen, er gebe, er nehme und denen, die ihn lieben, immer zum Besten. Und wenn die Mutter erkrankt und ihre Seufzer wie das Picken der Uhr gehört werden ganze Nächte durch rings in der Hütte, einem Vater das Lebenslicht ausgeht, der Staub dem Staube wieder gegeben wird, sind da wohl Kinder, vor deren Augen nicht Gott steht, die nicht seinen Blick in ihrem Herzen fühlen, wie er da kindliche Reue, ein kindlich Leid, ein kindlich Sehnen sucht nach denen, die er genommen? Das sind die offenbarenden Stimmen Gottes in den Häusern und Familien, mit denen er die Steine ab den Gräbern sprengt, in welchen der neue Mensch begraben liegt, ihn in's Leben ruft, ihn am Leben erhält, ihn mahnt an den heiligen Dienst, an den Tag, wo Alle erscheinen müssen vor dem Richterstuhle Christi, zu empfangen, je nachdem sie gethan bei Leibesleben.

Diese Stimmen drangen zu Hans Jakob und Anne Marei öfters, die Hand Gottes war mächtig in ihren Hütten, brachte Leben, gab den Tod, ließ über denselben blitzen und donnern, ließ sie nicht entschlafen im Schlafe der Welt. Am gewaltigsten wirkte der Tod von Anne Marei's Mutter auf ihr Leben ein.

Sie war eine tapfere Frau, hatte zu kämpfen ihr ganzes Leben fast wie Jakob in jener Nacht, wo er sich den Namen Israel errungen. Ihr Mann war eine gutmüthige, aber gleichgültige Haut. Komme ich nicht heute, komme ich doch morgen, war sein Wahlspruch. Für die Kinder hatte er, wie es am schlimmsten ist, viel Liebe, aber keine Augen. War Geld da, so brauchte er, bis keins mehr war, war keins mehr da, so sagte er, in Gottes Namen, man wird sich leiden müssen, bis wieder kommt, aber damit es komme, versetzte er extra keinen Tritt. Er liebte seine Frau, machte sie aber fast alle Tage des Teufels, nicht mit Wüstthun, sondern mit Stillschweigen und Zusehen und mit dem ewigen Trost: Warte nur, häb Geduld, angst nit so, du zwängst doch nichts; wills bessern, kömmts von selbst. Anne Marei war der Mutter Ebenbild, hatte ihr tapfer geholfen und dem Hans Jakob oft gesagt: Ich liebe den Vater, von wegen es ist der Vater, ich habe Respekt vor ihm, warum nicht, aber sieh, wenn ich wüßte, du würdest ein Mann, wie mein Vater einer ist, so spränge ich noch heute über die Sissachfluh aus oder in den Rhein, wo er am tiefsten ist, Gott verzeihe mir meine Sünde! Das ist ein Dabeisein, die Mutter erbarmet mich, ich kann nicht sagen wie. Wenn Einer im Lehm stecket bis an die Knie und er sollte springen nur einen Tag lang, es tödtete ihn; und so ist die Mutter mehr als fünfundzwanzig Jahre drin, denke! Hans Jakob, wenn ich dich ansehe und denke, aus dir könnte es auch so einen geben, so dünkt es mich, ich möchte dir z'sämefüßlige in's Gesicht springen. Der Verlust dieser Mutter betrübte daher Anne Marei tief. Hans Jakob, sagte es, jetzt wird es mit dem Heirathen aus sein, wenigstens für lange, wer sollte dem Vater d'Sach machen, wenn ich fort wäre?

Aber es geht oft nicht nach der Menschen Gedanken, sondern umgekehrt. Wenige Wochen, Andere sagen Monate, aber wir halten die erstere Lesart für die richtigere, nach dem Tode der braven Frau kam der trostlose Wittwer zum Pfarrer, um

das Hochzeit anzugeben. Aber, mein Gott! Niklaus, sagte der Pfarrer, wann ist euere brave Frau begraben worden und schon wieder eine andere? Nun hätte der Niklaus fast auch antworten können wie jener: Herr Pfarrer, in vierzehn Tagen wird es drei Wochen sein. Und als der Pfarrer fragte: Aber wie fandet ihr so schnell eine andere, sagte er: O, als ich von der Begräbniß heim kam, warteten schon dreie auf mich. Doch völlig so antwortete Niklaus nicht, sondern weinte sehr, sprach von längi Zyti, die er nicht ausstehen könne (Oede im Herzen, thäte ein Gebildeter sagen) und daß er absolut seinen Kindern habe eine Mutter geben müssen. D'Sach war aber auch nicht so. Ein bös Räf hatte es dem Niklaus angethan mit Flattiren und andern Zärtlichkeiten. Er, der es gewohnt gewesen, von seiner Seligen ausgehunzt und abkapitelt zu werden, freilich immer zu seinem Besten, er vernahm auch einmal lauter süße Töne und schöne Worte. Was Wunder, daß er bezaubert wurde, war er doch nicht der erste, dem es so erging, und wird nicht der letzte sein; ein altes Sprüchwort sagt ja, daß von hundert Wittwern hundert und einer zu Narren würden und dumm thäten. Der gute Niklaus meinte, welche Holdseligkeit er am Halse habe. Es hatten Leute Erbarmen mit ihm, wollten ihn aus dem Blendwerk reißen. Aber da halfen keine Vorstellungen, Zeugnisse mit sieben Siegeln und vom Bürgermeister von Basel unterschrieben hätte er falsch gescholten. Von wegen die hatte es ihm angethan aus dem ff. Anne Marei hatte der Mutter Stelle wacker vertreten, hatte, im Hause angebunden, lange keine Ahnung von dem aufsteigenden Unwetter. Endlich brachte Hans Jakob ihm das Gerede zu, wie das Neßle Bäbi um den Vater buhle. Es war Anne Marei eins mit dem Holzschlägel auf dem Kopf, denn daran hatte es nicht gedacht, es hatte geglaubt, es lasse die Hausmutter nicht vermissen. Das gute Anne Marei hatte nicht daran gedacht, wie es eben weder große Weisheit, noch lange Mühen fordere, um einem Wittwer Heirathsgedanken in

den Kopf zu jagen, ein schlau Weibsbild mit einem Stück Zärtlichkeit, es braucht gar nicht von der feinsten zu sein, richtet unglaubliche Dinge aus. Anne Marei that wüst mit dem Vater, ungefähr wie die Mutter gethan, wenn sie noch hätte reden können. Daß dies nicht viel nützte, kann man sich denken, daß im Wüstthun Gutmeinen sein kann und im Flattiren Falschheit, das begreifen noch gar viele Riggi nicht, und stünden sie auf der allerhöchsten Stufe der Cultur. Erst jetzt werde er lernen, was leben sei, meinte der Alte und heirathete.

Die neue Frau zog alsbald ein und alsbald ging der Tanz an. Sie wußte wohl, wie willkommen sie war. Hätte es ihr der Alte nicht gesagt, so hätten es andere Leute gethan, und wenn nicht, hätte sie es den Kindern angesehen. So klug Anne Marei mit Hans Jakob zu manövriren wußte, so unklug manövrirte es mit der Stiefmutter. Da half ihm der weibliche Instinkt nicht aus. In Beziehung auf die Männer haben Weiber und Mädchen große Gaben von Gott, aber in Beziehung auf Stiefmütter ist selten Mädchen oder Weib mit Verstand gesegnet. Von Anfang an gab Anne Marei ihr kein gutes Wort, sie ihm daher auch keins, sondern lauter böse. Alles, was es gethan, war ihr nicht recht, alles, was es that, schalt sie aus, die ganze Meisterschaft nahm sie zur Hand, ordnete alles anders, ja legte alles darauf an, die Kinder der ersten Frau bald möglichst aus dem Hause zu treiben.

Das begriff Anne Marei alsbald. Hans Jakob, sagte es, da halte ich es nicht länger aus, fort muß ich. Wenn es mir geordnet ist, Hund zu sein, will ich es doch nicht bei dieser sein. Hans Jakob, jetzt wie du willst, entweder heirathen, oder ich geh fort. Schaffe ich nur halb so viel, als jetzt, verdiene ich als Magd oder mit Posamenten mein Brod, mehr, als ich essen mag.

Im ersten Augenblicke kam dies dem Hans Jakob stotzig vor, er vergaß das Maul offen und machte Bohlaugen. Er

war nicht der Mann des schnellen Entschlusses, was unerwartet an ihn kam, verwerchete er nur langsam. Kurz vorher hatte Anne Marei selbst gesagt, aus dem Heirathen werde es einstweilen nichts geben. Wenn der Vater schon das Mensch in's Haus bringe, so gehe es deßwegen nicht, es habe noch das größere Recht dort zu sein, als dasselbe, es müsse zu den Geschwistern sehen, es habe es der Mutter versprochen. Aber es geht oft ganz anders, als man denkt, und wandelbar sind der Menschen Entschlüsse. Anne Marei ward, als Hans Jakob es anglotzte, als wäre es ein neues Tennsthor, sehr böse. Mein aber ja nicht, daß ich dich nöthigen wolle, magst nicht, kannst es bleiben lassen, es wird für mich z'essen und z'arbeiten genug sein in der Welt, grollte es. Bist doch gleich wie Feuer und Büchsenpulver, sagte Hans Jakob, erst noch redetest ganz anders. Und jetzt, ist's dir nicht recht? frug Anne Marei. Warum nicht, sagte Hans Jakob. Aber jetzt, wie machen so ung'sinnet? Das war eine Frage, welche zu bedenken gab. Vom ersten Eingericht eines Haushalts hängt dessen Fortgang beträchtlich ab. Weil so viele ung'sinnet errichtet werden, geht es auch in so vielen ung'sinnet zu und leichtsinnig, oder das Eingericht ist unbequem, paßt nicht zu den Verhältnissen, muß geändert werden, und dies kostet alleweil Geld. Wenn daher Hans Jakob stutzig wurde, so war's natürlich. Er war kein reicher Herr, der in sein wohleingerichtet Haus einziehen konnte, wann es ihm beliebte, oder der bei seinem Banquier kann Geld holen lassen, so viel er will und so oft seine Frau einen neuen Glust kriegt. Das begriff endlich Anne Marei, und sie hielten eine Berathung zusammen, eine heimelige, friedliche und nicht eine landesväterliche, wo Einer dem Andern wüst sagt, ihn verdächtigt, jeder den Zwänggring macht für sich und keiner dem allgemeinen Besten e Tüfel nachfrägt. Also jetzt was machen und wo unter Dach? Hans Jakob's Eltern lebten noch, er hatte Geschwister, sie wohnten eng, daß, wenn sie sich recht gestreckt oder der Länge nach bequem gemacht, sie ent-

weder das Dach oben ab-, oder die Wände auseinander gesprengt hätten. Zudem fürchtete Hans Jakob, Anne Marei mit seinem handlichen Wesen und seine Schwestern möchten nicht mit einander geigen können. Schwestern betrachteten und betrachten gewöhnlich eines Bruders Frau wie Hauskatzen eine fremde Katze, die aus dem gleichen Plättli fressen will.

Geld hatten sie ein artig Sümmchen, aber ein Haushalt hat auch ein weites Maul. Beim Kaufen eines Grundstückes ist im Preis ein beträchtlicher Unterschied, ob dasselbe als feil angeboten wird, oder ob man darum fragen, es feil machen muß. Man sollte immer Zeit haben, die Gelegenheit abzupassen, man thäte viel Geld ersparen. Zum Ahäyche hatten sie wohl Geld, aber d's Ebha ist die Kunst. Es häychte schon mancher an, mußte wieder fahren lassen, und alles, was er erspart hatte, ging mit davon. So wollte schon mancher einen Mastbaum erklettern, that zu hastig, rutschte wieder runter und vorbei war's für immer. Wenn das Geld nur zum bösdings Ahäyche langt und sonst nirgends hin, man sich nicht kehren kann, dann ist ein bös Dabeisein. Das überschlugen sie gut und da sie nichts Feiles wußten und ihr Vermögen doch für wohl gering achteten für beides, Eins kaufen und einrichten, so dachten sie an's Einmiethen für einstweilen. Sie musterten die Häuser des Dorfes, wo wohl ein Plätzchen für sie wäre, wo sie Bette und Stühle abstellen könnten. Wenn man auf so was ausgeht, macht man gewöhnlich die Entdeckung, daß man nichts findet, wie man es möchte, daß die, welche gebaut, herzwenig Verstand gehabt. Der Schluß ihrer Berathung war der, daß, ehe sie jemanden weiter was sagten und sich nach etwas umthäten, sie den beidseitigen Eltern den Entschluß ankündigen wollten. Es reißt eine heillose Unsitte ein, ein traurig Zeugniß der sich auflösenden Familienbande, daß die Kinder bei allen wichtigern Ereignissen, die in ihr Leben treten, um die Eltern sich wenig mehr kümmern. Es geschieht oft, daß wenn

die Kinder nur einige Stunden von den Eltern entfernt wohnen, die Eltern sich nicht in ihren Bürgergemeinden aufhalten, wo die Kinder sich müssen verkünden lassen, die Eltern mit großem Erstaunen zufällig vernehmen, daß ihre Kinder vor mehrern Jahren schon sich verheirathet hätten. Wo es so kömmt, steht es nicht gut, das sind Kennzeichen einer Fäulniß in der Gesellschaft, Vorboten der nahenden Barbarei. Anne Marei, welches meinte, man werde sich seiner Botschaft freuen und ihm noch die Kappe nachwerfen, kam daheim sehr schlecht an. Die Mutter heulte sehr, es sei ihr wegen der Liebe und wegen den Leuten, aber es war pure Heuchelei, sie wußte noch nicht, was sie an Anne Marei verlor. Der Vater that wüst, und zwar im Ernst. Ob das der Dank sei? So schlecht hätte er es nicht geglaubt, daß es so schnell vergessen, was Kinder den Eltern schuldig seien, es werde ihm aber wenig Glück und Segen bringen. Der Alte hatte es wie viele, sie denken nur daran, was Kinder den Eltern schuldig sind, und nicht daran, daß sie ihnen in der Erfüllung der Schuldigkeiten das Beispiel zu geben hätten. Die Worte g'mühten Anne Marei sehr; ob das sein Segen und sein Erbtheil sein solle, dachte es.

Bei Hans Jakob ging's anders. Zwar schüttelte der Vater den Kopf auch ein wenig. Dagegen könne er nichts haben, sagte er, aber gerade jetzt komme es ihm sehr ungeschickt, die Arbeit gehe streng und das Land müsse auch gearbeitet sein, wie machen, wisse er nicht. Die Mutter sagte, sie wüßte nichts zu sagen, als ihm Gottes Glück und Segen zu wünschen, er hätte ob ihnen beides verdient, nie ein bös Wort gegeben und was er ihnen hätte abnehmen können, abgenommen. Sie wisse auch nicht, wie es gehen solle, aber es sei auch Zeit, daß er für sich selbsten sehe, und jetzt wo die Weberei so streng gehe, sei auch das Anfangen gut. Daneben denke sie, die andern Kinder thäten an ihm ein Exempel nehmen und keines sich dafür halten, nicht das Möglichste zu thun, um ihn so viel möglich zu ersetzen. Sie sollten nun in Gottes Namen an-

fangen, einmal müsse es doch sein, sollten auf Gott vertrauen und ja nicht meinen, mit Kummern und Sparen könne man alles zwingen. Helfen könne sie ihnen nicht anders, als mit Rathen und Beten, und da wolle sie nicht sparen, wenn sie es was schätzten.

Es ist curios in der Welt. Oft hat man was im Auge und meint, es könne nicht fehlen, aber es kömmt nicht, und oft kommt etwas zu rechter Zeit gerade wie expreß, an das man gar nicht gedacht. Sie hatten sich endlich eine Wohnung ausgesucht, doch war der Akkord noch nicht geschlossen; sie war ihnen nicht in allen Dingen recht, darum war es ihnen mit Pressiren nicht angst. Ungesinnet kam eines Abends ein Nachbar und bot Hans Jakob sein Heimwesen zum Kauf, billig, um fünftausend Franken, an denen tausend bezahlt werden mußten an den Besitzer, der Rest war fremdes Geld, von dem man hoffte, es bleibe, richtig verzinset, stehen. Das Häuschen war nicht alt, das Land nicht schlecht, man konnte bequem das Nöthige pflanzen, gut eine Kuh halten und noch was daneben, sogar noch Hausleute, welche an den zu zahlenden Zins wenigstens vierzig Franken steuern mußten.

Der Mann, Europa müde, wollte nach Amerika. Aber warum, fragte Hans Jakob, dir geht's ja gut. Viele, wenn sie es so hätten, meinten, sie säßen im Hirs. Ja, sagte der Mann, zu essen habe ich genug; lebe ich wie ein Hund, schlage ich was vor; lebe ich drei hundert Jahre, bringe ich es zu einem artigen Vermögen und kann gute Tage haben, d. h. wenn die Mäuse die Kartoffel nicht fressen, die Käfer nicht in's Land kommen, das Korn mir nicht verhagelt wird, es allezeit eben recht warm und eben recht kalt ist. So mag ich nicht mehr dabei sein, und anders es zu machen ist's hier nicht, das geht halt seinen alten Trapp; dies Lirum Larum ist mir erleidet, halt es nicht mehr aus. Als ich deine Heirath vernahm, dachte ich, das gebe einen gemachten Handel und dir und mir werde geholfen. Du bist so ein Tröckni und Trappi, dem es am

liebsten wäre, wenn man ihn annagelte an den Kuttenfecken, daß er nicht unter dem Dachtrauf weg müßte, dem sein Labsal ist, wenn er arbeiten darf von einer Tagheiteri zur andern, bis er die Finger nicht mehr krümmen kann, und am Ende des Lebens Gott dankt für seine Güte, wenn er unter einem Dache und in einem Bette sterben kann.

Solche Redensarten g'mühten Hans Jakob und mit Recht. Ausdauernder Fleiß und Genügsamkeit sind doch wirklich nicht Eigenschaften, welche man sich gerne als Laster vorhalten läßt, und Ungenügen, Unbeständigkeit und Schlaffheit nicht Tugenden, welche eine höhere Natur bezeichnen und berechtigen, auf Andere verächtlich herab zu sehen. Aber so geschieht es halt heute, eine solche Begriffsverwirrung herrscht, noch einen Schritt, so stehen wir am Thurmbau zu Babel, zu welchem die neuen Philosophen bereits fundamenten. Der Ausgang, sagt König David, werde zeigen, wo Recht und Wahrheit seien. Indessen den Mann jagte er nicht mit Wüstsagen fort, der Kauf war ein wahrer Fund für ihn, besonders da er dadurch nahe bei den Eltern blieb und Hans Jakob es wirklich hatte wie die Katzen, die sich auch nicht gerne weit von ihrem Geburtshause entfernen. Der Haken waren die tausend Franken, welche der Verkäufer als Reisegeld baar wollte. Jetzt hätte Hans Jakob gerne sein Geld beisammen gehabt, aber Lord Palmerston hatte ihn im Stich gelassen wegen Geschäften mit Juden und Heiden, welche ihm schönere Procente abtrugen. Der Mann gab ihm drei Tage Frist, um sich nach der nöthigen Summe umzusehen. Als Anne Marei das Anerbieten vernahm, that die dicke Anne Marei einen braven Satz vor Freude über die Aussicht auf eigenes Haus, eigenes Land und Pflanzland nach Belieben für alles, was das Herz gelüstete.

Anne Marei war, wie man zu sagen pflegt, eine Werchader, welche nie zu viel zu thun sah, lieber auf dem Lande arbeitete, als auf dem Webstuhl, doch nicht meinte, es wolle nur das machen, was ihm bequem und angenehm war. So

bedächtig Anne Marei sonst war, diesmal nahm es alles leicht, es zappelte vor Ungeduld, bis die Sache abgemacht war, fürchtend, der gute Schick möchte ihnen entgehen. Ihr Geld langte nicht, und dann war nichts für Besatz und Einrichtung. Da wurden Hans Jakobs Leute räthig, mit allem Geld, was sie auftreiben konnten, ihm an die Hand zu gehen, auch der Seidenherr, dessen Vater man schon gearbeitet hatte, wurde um einen Vorschuß angegangen und nicht vergeblich, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt des tiefsten Stillschweigens. Es ging bösdings, aber man kalkulirte so: wenn man auch im Anfang tief hinein gerathe, bös haben und im Trocknen leben müsse, so schade das Einem nicht an der Seele, und das spätere Guthaben schmecke um desto besser, und dem lieben Gott müsse man doch auch etwas anvertrauen dürfen, er werde schon helfen, wenn man den rechten Glauben habe. Als die drei Tage um waren, war die Sache richtig. Als es unter die Leute kam, war das Gerede groß, der Neid plagte viele sehr. Dieser Neid that Hans Jakob wohl und machte ihm Muth. So geht es in der Welt. Erst wurde die Hochzeit ab Brett getrieben, denn wenn man ein Kräzli hat, warum sollte man zögern, das Vögeli einzuthun?

Endlich kam der Hochzeittag. Das ist ein hochwichtiger Tag, daß man es nur bedenke! Da nimmt der Mann ein Weib und das Weib einen Mann und machen einen Bund, eins zu sein an Leib und Seele, im Namen Gottes treu ihr Haus und Alle, die Gott ihnen giebt, zu erhalten und zu regieren und Hand in Hand die enge Himmelsthür zu suchen. Mann und Weib sind Statthalter Gottes auf Erden, geordnet und gesetzt von Gott als Erzeuger und Hüter des kommenden Geschlechts, aus deren Hand er es wieder fordert, von jedem Ehepaare die Antwort vernehmen will: Vater, hier sind sie, siehe, es ist keins verloren gegangen von denen, die du uns gegeben hast. Das ist also ein hochwichtig Amt, es ist das höchste, denn das anvertraute Pfand ist das Köstlichste auf

Erden, und von dem Treuerfundenwerden hängt ja das Höchste ab: ob der Knecht verworfen oder über vieles gesetzt werde. Da kömmt es denn darauf an, ob man die Kraft habe und die Einsicht zum Erhalten und Regieren. Offenbar ist das Erhalten das Leichtere, dazu haben alle gesunden Menschen die nöthigen Kräfte von Gott erhalten, am Menschen liegt ihre richtige Ausbildung und Anwendung. In der heutigen Welt muß der Mensch denn doch bedenken, wie es in dieser Beziehung mit ihm stehe und wie sein Leben zu seinem Einkommen, sei es Ertrag von Arbeit oder Besitz, stehe. Das Regieren ist ein Anderes. Wer regieren will, muß die Probe, ob er regieren könne, vor allem an sich selbsten gemacht haben; wer Kräfte entwickeln, ordnen will, muß vor allem die seinigen kennen und sie unter einander in's Gleichgewicht gebracht haben; wer dem neuen Menschen den Schutt vom Grabe räumen, den Weg bähnen, ihn ebnen will, muß vor allem bekannt sein mit der Auferstehung des neuen Menschen und den Wegen, die er geht. Wer Kinder erziehen will, muß in sich die Liebe tragen, die allein das rechte Gedeihen bedingt, wie das Sonnenlicht Wachsthum und Fruchtbarkeit der Pflanzen. Wer ein sicherer Stab der schwankenden Jugend sein will, muß selbsten fest sein und gegründet auf den Felsen, auf dem alleine ein Bau sicher steht. Ja und dann die schwere Frage: werden die Seelen sich einen zum Bunde, den die Lippen schließen?

Darum fühlt man unwillkürlich am zitternden Herzen, am Sturm von Gedanken, der durch die Seele fährt, des Tages Wichtigkeit. Wer es nicht so hätte, gleichgültig wäre oder nur das Einmaleins repetirte oder an Flausen dächte, für dessen Seele würden wir einstweilen nicht viel geben, würden weinen und Gott bitten, daß er diese Seele ändere, sonst gehe eine oder zwei Seelen verloren. Man schreit Zetermordio, wenn Mann und Weib einander klopfen oder kratzen, daß die Haut springt, das Blut flüssig wird, die Haare herum fliegen. Nun wir wollen solche Manieren just nicht rühmen, nicht sagen,

sie seien schön, nein, sie sind wüst, aber es ist doch nichts gegen die Art, wie man oft gegenseitig mit den Seelen umgeht. Die Haare wachsen nach, die Haut wird wieder ganz, um's Blut ist's oft gar nicht schade; aber wie man sich die Seelen vergiftet mit Zorn und Rachgierigkeit, mit Neid und Eifersucht, mit Bitterwasser sie füllt, ihr Seufzer, sündige Wünsche auspreßt, in die Seele Wunden schlägt, daß sie in Harm und Gram vereitert, keinen gesunden Gedanken mehr hat, kein Fünklein Liebe mehr glimmt, kein Gott gefälliges Gebet mehr möglich wird, weil jedes zum Rachegeschrei wird, wie man so die Seelen foltert und martert, selb ist schrecklich, da geht es nicht bloß um Haut und Haare, da geht eine Seele verloren, da geht eine Seele in der Ehe verloren, und warum? weil Satan zwischen den Eheleuten war, der Feindselige, und nicht Christus Immanuel, der Friedensfürst.

O wenn man abdecken könnte den Deckel ab den Seelen allen, die in der Ehe leben, und da schauen würde die Zustände und die Schrecknisse, das Elend und die Teufelsüchtigkeit, man würde blind, man würde wirbelsinnig. Da wird so recht gewaltiglich offenbar, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müssen und alle Dinge zum Fluch denen, die ihn nicht lieben. Und je köstlicher eine Gabe dem Frommen ist, desto verfluchter wird sie dem Gottlosen. Wie leicht ist's aber, daß eine Ehe fehlt, wenn der sie nicht behütet, ohne dessen Hut umsonst alle Wächter wachen.

Anne Marei und Hans Jakob waren ergriffen von den wunderbaren, unaussprechlichen Schauern dieses Tages, und wenn sie auch Zeichen der Freude gaben, so war darin doch immer ein tiefer Grundton bemerklich. Wer Ohren und Augen hatte für das, was aus dem Gemüthe kömmt, und solche Sinne für's Gemüth sind immer etwas mehr werth, als die, die das Donnern hören, die Blitze sehen und Feuer und Wasser fühlen, der merkte die Grundstimmung ihrer Gemüther. Unter allen Hochzeitgästen war aber nur ein solches Gehör oder Ge-

sicht, das besaß Hans Jakobs Mutter, die freute sich auch des Tags, aber mit Thränen, aber von denen, welche zur Seligkeit dienen. Sie freute sich Gottes, daß er sie diesen Tag hatte erleben lassen, wo sie besaß einen braven Sohn, Frieden in der Familie und obendrein noch gesegnet ward mit einer braven Sohnsfrau. Es weinte noch manche Mutter mit Freuden, wenn sie dies erlebt hätte oder erleben könnte. Diese Freude wurde aber doch noch von der Freude der jungen Eheleute übertroffen, als sie in ihrem Hause waren, alles ihnen gehörte, sie mit allem, was sie hatten, mit Zeit und Land, mit Geld und sich selbsten schalten und walten konnten, wie sie wollten. Diese Freude läßt sich nicht beschreiben, man muß sie selbst erlebt haben. Das ist übrigens mit vielen Dingen so, vor allem aus mit dem Christenthum, das fassen die Weisen der Welt nicht, das begreift nur der, welcher es mit kindlichem Glauben wie ein Kind das Weihnachtskindlein auf- und annimmt. So begreift auch Christus niemand in seiner Fülle, Gnade und Herrlichkeit, es sei denn, er habe denselben in sich.

Es dünkte Hans Jakob, er käme überall oben an und müsse sich bücken und Anne Marei hörte den ganzen Tag seine Hühner gackeln oder mußte in den Stall, weil es ihm war, als muckle die Kuh. Es konnte weder Feierabend machen, noch stand ihm die Sonne früh genug auf, es hätte die ganze Nacht durch gearbeitet, wenn Hans Jakob geholfen und dessen Mutter nicht abgewehrt hätte. Uebertreiben nützt nüt, sagte diese, glaub mir's, hab's hundertmal erfahren. Allemal, wenn ich was erzwingen wollte und den Verstand vergessen, ward es mir eingetrieben, der liebe Gott machte Halt und zeigte mir, wer Meister sei. Macht schön vorab, aber gönnt euch die Ruhe, daß ihr frisch bleibt, ihr kommt viel weiter. Angstet nicht muthwillig, das Angsten kömmt von selbst, glaubt's. Anne Marei wehrte sich begreiflich, rechnete der Mutter vor, was sie schuldig seien, was sie

zinsen müßten, wie sie nicht wüßten, ob ihnen nicht Geld abgesagt werde, wie Haus und Land verwahrlost seien. Sie habe ja selbst gesagt, man müsse arbeiten, während man jung sei und wohl möge. Am Mögen fehle es ihm nicht, es dünke ihn's, es möchte über alle Hääge, und wenn es am Abend Feierabend machen sollte, hätte es erst recht Muth an's Wüsteste hin. Aber Kind, sagte die Mutter, sö kömmt es dir wahrlich nicht gut. Was du machst, muthest du auch Hans Jakob zu, meinst, weil er ein Mannevolk sei, möge er noch besser als du, das ist Zwang und der thut nie gut. Entweder wird er krank oder er schlägt dir von Arbeit und Rest, dann hast's. Brauch Verstand zu rechter Zeit, plären hinten drein hilft nichts. Glaub's nur, so hat manche den Mann verderbt in Grund und Boden.

Nun that es Anne Marei nicht wie manche Sohnsfrau, die immer das Gegentheil macht, was die Schwiegermutter räth, es hatte Glauben und Vertrauen zu ihr, aber es sagte doch: wenn dies gemacht sei oder jenes, das müsse noch sein, dann wolle es der Mutter gehorchen und gerne absetzen. Und war dies fertig, so mußte was Anderes eben so nothwendig gemacht werden und erlaubte das Rasten nicht. Ein Stück Geist von dem Geist, der in viele junge Weiber fährt, war sicher auch noch in Anne Marei gefahren, das ist der Geist, der sie verleitet, zeigen zu wollen, daß sie nicht nur keiner Frau nachständen, sondern daß bis auf den heutigen Tag noch keine wie sie gewesen sei. Zu dem wissen junge Weiber aus Erfahrung, daß viele alte und ältere ihnen aufpassen und eine rechte Burgerlust haben, wenn sie faul, dumm, nichtsnutzig thäten, und es ausschreien würden, daß man es von Langenbruck bis eine Stunde unter Basel hört.

Da ist aber eine Junge, würden sie schreien, meinte, es sei noch keine so gewesen und ist dem Teufel ab dem Karren gefallen! Es kann uns niemand dauern als der Mann, der Lappi, aber warum nimmt er so eine? Was hilft ihm jetzt

die glatte Haut und daß sie singen kann wie eine Nachtigall, wenn sie paarig ist, es wäre ihm nützer, er hätte eine, welche die Erdäpfel nicht auf den Nußbäumen sucht, die Kuh nicht an den Hörnern melken will, die weiß, wo man den Hühnern die Eier greift und was man in eine Pfanne thun muß, wenn es eine Suppe geben soll. — Zu solchen Worten wird oft noch geweint. Diese vergossenen Thränen sollen nach sorgfältiger Untersuchung durch den berühmten Professor Schönbein den Krokodilsthränen in all ihren Bestandtheilen vollkommen egal sein. Setzte nun Anne Marei ab, schrien alle diese Weiber: Da seht, so eine wollte die beste sein, alle ausstechen, und jetzt ist's ihr schon erleidet. Ja, ja, neue Besen wischen gut, aber währen nicht lang, gerade wie die Rathsherren. Nagelneu meint man, was man habe, aber nicht drei Wochen behalten die besten den Glanz. Da Anne Marei gute Worte gab und doch nicht darum that, trat der liebe Gott dazwischen und half der Mutter. Er ließ es zuerst dem Hans Jakob im Magen fehlen. Zweimal mußte man vom Doktor Rustig zum Ausputzen holen, die dem Hans Jakob grusam übel machte. Von wegen selbiger Doktor gab die Tränker mannhaft, er hatte die Kräuter wohlfeil, auf eine Hand voll mehr oder weniger kam es ihm nicht an, je sterbensübler es dem Patienten ward, desto mehr hielten die Leute darauf und desto mehr lächerete es den Arzt. Das hatte Anne Marei grusam ungern, wiederum von wegen den Weibern, weil die jetzt groß Gespött haben würden, wie es das Kochen verstehe, daß es dem Mann in Magen schlage. Als es Hans Jakob besserte, fing es Anne Marei zu fehlen und zwar an allen Orten. Die Mutter sagte, jetzt mußt dir schonen, magst wollen oder nicht, daneben wird es dir schon wieder bessern zu seiner Zeit. Das glaubte aber Anne Marei wieder nicht, sondern redete nur von sterben, und das sei ihm das Rechte, lieber sterben, als immer krank sein, nichts verdienen, so viel schuldig! Es wollte, es hätte ihr Häuschen nie gesehen, so thät es ihm

doch nicht wehe, wenn es ihm den Rücken kehren müßte. Solche Reden verwies ihm dann die Mutter streng. Es seien zwar nur Worte, aber man könne sich mit denselben grusam versündigen, das habe schon mancher Mensch erfahren. Es ist allerdings eine strenge Sache, wenn ein Mensch tief im Schlamm steckt, mit allem Fleiß nach sicherm Boden strebt, statt draus immer tiefer drein kömmt, immer alles anders sich dreht, als er es gedacht, ein Strich nach dem andern durch alle seine Rechnungen fährt. Ist die Natur nicht fest und gut und das Vertrauen auf den rechten Fels gestellt, verliert sie die Spannkraft, geht unter. Nun Anne Marei ging nicht unter, es sagte, Mutter, ihr habt wohl Recht, da befiehlt ein Anderer, und wir sollten es in Geduld annehmen, wenn ich es nur könnte, und wie werden die andern Weiber mich auslachen. Das war aber auch nicht halb so bös, als Anne Marei sich's dachte. So bald es nicht mehr die Erste und Beste sein zu wollen schien, trat der Neid ab und die Gutmüthigkeit kam zum Vorschein, sie wurden theilnehmend und gut gegen ihn's.

Auch kam's, wie die Mutter gesagt, wenn die Zeit um sei, werde es schon bessern. Statt dem Tod kam ein neues Leben, ein munterer Junge, der das Haus voll brüllte. Da kam große Freude über das junge Ehepaar, es war, als sei es der erste Junge dieser Art, der in die Welt gekommen. Es ist aber wirklich auch auf Erden keine Freude schöner, ja himmlischer als die Freude an dieser Gabe, ein Pfand der Gnade, der schöne Regenbogen Gottes über dem Ehebund, daß seine Gnade über diesem Bunde sei und nie vergehen werde, wenn treu gehütet würden die anvertrauten Pfänder seiner Liebe. Erst jetzt freute sie das Haus, der eigene Grund und Boden so recht herzlich. Gottlob, sagte Hans Jakob, wir haben es unter unserm Dach und können die Wiege abstellen, wo wir wollen, es stellt sie uns niemand vor die Thüre. Erst jetzt habe ich rechten Muth zu schaffen und zu

sparen, weiß ich doch, für wen ich's thue, und erst jetzt wollen wir recht beten, daß wir den Segen haben und Gott uns läßt, wozu er uns verholfen. Gerade so ist's mir auch, sagte Anne Marei, es ist mir, ich möchte schon heute auf und anfangen, übermorgen aber muß es denn doch sein. Alles mit Verstand, sagte die Mutter, für was habt ihr ihn, wenn ihr ihn nicht brauchen wollt? Und wo man den Verstand nicht braucht, trägt die Arbeit wenig ab.

Ihre Freude wurde aber erst vollkommen, als sie den derben Jungen zur Kirche zum Taufen trugen und er in's Bürgerrecht des Himmels öffentlich aufgenommen wurde. Es war ihnen gewesen, als fehle noch etwas, jetzt hatten sie volles Genügen. Sie fühlten aber auch, als sie das Kind zur heiligen Weihe vor die Gemeinde brachten, den christlichen Elternstolz, der da sagt: Auch wir sind Gesegnete des Herrn, auch wir bringen das größte Opfer, das der Mensch Gott bringen kann, das Opfer Abrahams, auch wir gehören zum königlichen Priesterthum, welches dir Opfer bringt in deinem heil'gen Tempel.

Es geht sonderbar in der Welt, es ist selten, daß wenn man an einer Freude so recht wohl lebt, nicht plötzlich etwas ganz ung'sinnet kömmt und sie stört.

Einmal, als Hans Jakob den Buben um's Haus herumtrug und kalkulirte, ehe man die Hand umdrehe, könne der Bube ihm melken und das Land alleine arbeiten, stund Heiri vor ihm, aber nicht in besonderm Glanze, was weniger auffiel, weil es Werktag war. Er kündete an, er wolle heirathen, das in die Kost gehen sei ihnen erleidet, das gehe, wenn man gesund sei, werde man aber krank, so komme es auf eins hinaus, sei man ein Mensch oder ein Hund, man werde gleich behandelt. Da wollten sie aber wieder auf's Land; der Verdienst sei wohl groß in der Stadt, aber der Verbrauch noch größer, besonders wenn man einen eigenen Haushalt haben wolle. Für e Zimmerli oder zwei müsse man zahlen, es stelle einem Millionär die Haare.

Sei man einmal in der Stadt und mit der Arbeit recht bekannt, habe man auf dem Lande den gleichen Verdienst und könne fast mit nichts leben. So komme man wohl vorwärts, in der Stadt gebe es sich halt nicht. Die Leute wunderten sich darüber, wenn sie an seine frühern Reden dachten, wo Heiri gethan, als ob die Stadt aus Lebkuchen und Speckseiten gebaut, mit Pasteten und Hammen gepflastert sei. Wer ihm seine Verwunderung zu verstehen gab, den schnauzte er an. Man könne nicht immer am nämlichen Orte sein, sagte er, und daß Einem alles auf der Welt erleide, dafür könne er nichts, er habe die Welt nicht eingerichtet. Als Anne Marei sich auch wunderte, daß Kathrinli wieder auf's Land wolle, es dünke ihn's, es sollte nicht mehr mögen, begann Heiri über das Weibervolk aufzubegehren, wie keinem zu trauen sei, die beste sei, als wäre sie bei des Teufels Großmutter in die Schule gegangen oder Stubenmagd bei ihr gewesen. Jetzt wolle er heirathen oder nie, und sei er verheirathet, wolle er aus der Stadt, er wisse warum, und wenn Kathrinli nicht mit wolle, könnte es drin bleiben, aber dann wolle er sein Lebtag nichts mehr von ihm wissen. Nach dem Abendessen bei Hans Jakob nöthete er denselben mit ihm in's Wirthshaus zu gehen. Unterwegs schimpfte er, daß er nun sich einmiethen müsse, nichts kaufen könne, da er nichts Schickliches erfragt, und wo was sei, man alsbald Geld wolle, was er nicht habe. Viel komme bei großem Verdienst nicht heraus in der Stadt, und was er habe, sei hier und dort, und schwer werde es gehen, bis er es zur Hand habe. Er habe nach einer Miethswohnung sich umgesehen, keine ihm gefallen, ob er ihm wohl eine wisse? Ich hätte eine, sagte Hans Jakob in seiner Gutmüthigkeit, aber dir allweg nicht anständig. I warum nicht, sagte Heiri, für einstweilen. Man kann sich leiden, bis man was Besseres weiß. Was willst dafür? Er wisse es nicht, sagte Hans Jakob, er müßte erst mit seiner Frau reden,

dann wisse er nicht, ob Heiri Land zum Pflanzen dazu wolle oder nicht. Nun begann Heiri den Hans Jakob tapfer auszuspotten, daß die Frau sein Vogt sei, ohne deren Befehl oder Gutheißen er nichts machen dürfe, bis es endlich Hans Jakob mit ihm richtig machte und zwar ohne Land. Wegen Krautfressen komme er nicht auf's Land, sagte Heiri, von Geißenfutter sei er nicht Liebhaber, und wenn er es wäre, so gehe es viel leichter, es zu kaufen als zu pflanzen, man versäume mit Pflanzen zehnmal mehr, als es abtrage.

Zu den Worten goß Heiri tapfer Wein, bis der Handel ohne Anne Marei abgeschlossen war. Darauf erzählte er allerlei Kurzweiliges von Basel, daß der Wein den Hals ab und die Zeit umging, sie wußten nicht wie. Als sie endlich aufbrachen und heimgingen, hatte Hans Jakob einen wackern Säbel, der ihm immer zwischen die Beine kam, das Heimgehen bedenklich machte und sehr beschwerlich, und doch merkte er ihn nicht. Es war der erste Rausch, den Hans Jakob in sein Haus brachte, schon lange vorher war keiner an ihm gesehen worden. Hilf Himmel, wie es dem Anne Marei wurde, als es den Schaden merkte. Es wird dieses jede junge Frau begreifen, die auch einmal ihren Ehemann zum ersten Mal in andern Umständen sah. Nun in frühern Zeiten hatte Anne Marei den Hans Jakob nicht selten angestochen erfahren und deßwegen sich nie hintersinnet, aber jetzt als Mann und Vater, wo sie das Geld so nöthig hatten und Heiri heimkam und mit ihm, wie es schien, das alte Leben wieder angehen solle, jetzt war es ihm bald um's sterben, bald gelüstete es ihm, den Hans Jakob so recht vaterländisch abzuhabern.

Und während es dem Anne Marei so elend war im Gemüthe, war Hans Jakob ganz lustig, sang allerlei und meinte für alle Gewalt, Anne Marei solle ihm helfen singen. Man kann es sich denken, wie es der guten Frau um's Singen war,

sie begann nach Noten ihm den Text zu lesen. Aber Hans Jakob fand sich ganz berechtigt zu sein wie er war. Thue doch nicht so wüst, sagte er. Es ist von je der Brauch gewesen, daß man Weinkauf macht bei einem guten Handel. Denk, Frau, ich habe Heiri unsere leere Behausung vermiethet, so viel weniger Zins müssen wir nun jährlich haben, und Heiri und Kathrinli sind lustige Leute, da geht's dann lustig zu bei uns. Ja jetzt war es Anne Marei nicht mehr zu helfen. Es machte Augen, gegen welche Stierenaugen Kleinigkeiten sind, und fing endlich an zu heulen und zu schreien, daß der Boden bebte, das Dach wackelte, dazu erwachte das Kind und schrie wie am Spieß.

Da verging dem Hans Jakob das Singen, er fiel als wie aus dem Himmel, aber am Spectakel konnte er nichts begreifen. Er that ängstlich um Anne Marei, wollte wissen, ob ihn's ein Weh angekommen oder ein Thier gestochen. Aber er konnte lange auf verständliche Anwort warten, je näher er ihm kam, desto lauter schrie Anne Marei, desto nöthlicher that es. Jetzt wußte Hans Jakob sich nicht zu helfen, kriegte aber glücklicherweise einen gescheidten Einfall, er stolperte zur Mutter hinüber und machte an der verschlossenen Thüre dort einen solchen Randal, daß Alles in großem Schreck auf die Beine fuhr, des Schrecklichsten gewärtig. Da war es nur der Hans Jakob, der gar seltsam und wunderlich that und für Anne Marei um Hülfe schrie, daß man nicht wußte, war es gestorben oder wollte es erst noch sterben. So schnell sie konnte, lief mit einer Tochter die Mutter ab, den Schaden zu schätzen. Aber Hans Jakob lief nicht mit, sondern stellte Vater und Brüdern die Ereignisse des Abends dar, ungefähr wie im Parlamente zu Frankfurt die rechten Feger machten, daß sie anfangs nicht wußten, sollten sie lachen oder weinen. Indessen erkannten sie bald den wahren Grund seines Zustandes und hielten ihn auf, was auch das Beste war.

Unterdessen stand die Mutter Anne Marei bei, brachte es

bald in einen ruhigern Zustand und endlich dahin, daß es erst vernünftig seufzen, dann aber auch zusammenhängend reden, den Kropf leeren konnte. Das war ein groß Glück, daß die Mutter, und zwar eine rechte Mutter, zuerst dazu kam und nicht der Teufel oder eine seiner Schwestern. Von wegen das sind Zustände wo der Teufel am liebsten seine Eier legt oder legen läßt, und sind sie einmal gelegt, so gehen sie von selbst und ohne langes Brüten aus, wie die Krokodilseier. Für eine rechte Teufelsbase wäre Anne Marei's Zustand ein wahres Herrenfressen gewesen, die hätte dem Hans Jakob in Anne Marei's Herzen eine Suppe gebraut, welche sein Glück in alle Ewigkeit vergiftet. Die Mutter ließ Anne Marei das Gröbste vorabstoßen, erst dann fing sie an zu trösten. Wegem Rausch, meinte sie, nimm's nicht zu hoch. Wenn alle Weiber, welche ihre Männer mit einem Stüber, Tips oder Rausch gesehen, sich hängen wollten, so wären die alten Weiber rare Vögel in Baselland und im ganzen Schweizerland, rarer als Störche um Weihnacht und Schneegänse im Heuet. Wegen der Behausung kannst es schwerer nehmen, mir gefällt es auch nicht, aber wenn man billig ist, so sieht man, daß Hans Jakob fast nicht anders konnte. Heiri und er sind Kameraden, die Wohnung ist leer, ihr habt das Geld nöthig, was sollte Hans Jakob machen, als Heiri mit dem Antrag, ungsinnet wie es scheint, kam? Wenn Heiri dir so gekommen wäre, du hättest es, gern oder ungern, kaum anders machen können. Du konntest doch nicht sagen, wir mögen euch nicht, ihr seid schlechte Leute, und was würden die Leute sagen, wenn ihr fast muthwillig die Wohnung leer ließet und Geld daraus lösen könntet? Nimm's an, wie es jetzt ist, und thue nicht wüst. Ich will Kaffee machen, dir thut es wohl und Hans Jakob auch, und am Morgen seid ihr wieder zufrieden mit einander.

Aber wohl, wie da die Geister, welche auch Anne Marei im Leibe hatte, sich sträubten, in allen Gliedern herumfuhren,

zu allen Löchern aus wollten, ja stracks der Mutter in's Gesicht. Endlich, nachdem sie lange wüst gethan, setzten sie sich und Anne Marei sagte: Mutter, ich will in's Bett, Kaffee nehme ich ein Plättli voll, aber heute noch mit Hans Jakob reden und zufrieden sein, kann ich weiß Gott nicht, vielleicht, daß es morgen sich giebt. Nun, sagte die Mutter, dir mehr zuzumuthen wäre ja unvernünftig, wenn morgen wieder alles gut ist, hat man Ursache Gott zu danken.

Das hatte man dann aber auch. Anne Marei nahm sich zusammen und Hans Jakob war demüthig wie der ärmste Pudelhund. Er schämte sich des Rausches, wenn er ihn auch kein Geld gekostet, denn Heiri hatte bezahlt. Er zeigte sich darin nobler als mancher Stadtsohn, der auf jede Fahne stolz ist, die er gratis kriegt und von wegen dem Vaterland. Hans Jakob war windelweich, gab die besten Worte, und Anne Marei nahm dadurch nicht Anlaß auf's hohe Roß zu steigen und Hans Jakob nieder zu donnern, als sollte er stötzlige durch den Boden ab und unten wieder raus, wärmte ihm das Ding nicht immer wieder auf, solchen Aufwärmeten ist kaltes Kraut unendlich vorzuziehen, sondern was hinten war, ließ es hinten und vergessen bleiben, und so kam es gut.

Am nächsten Wochenmarkte gingen wohl ein Dutzend Menschen mehr auf Basel, um zu vernehmen, warum Heiri und Kathrinli so schnell Hochzeit machen und wieder auf's Land wollten. Sie vernahmen allerlei, aber ganz klares Wasser schien ihnen nirgends eingeschenkt worden zu sein, und die eingezogenen Nachrichten stimmten nicht überein, am wenigsten wußten die, auf die man am meisten gehofft, die Engel im Laden. Jedenfalls schien Kathrinli mit der Treue es nicht genau genommen, es mehr mit der Liebe im Allgemeinen als mit der besondern gehalten, Heiri Gegenrecht geübt zu haben, deßwegen viel Streit zwischen ihnen gewesen zu sein. Es schien auch, beide hätten mehr gebraucht als ver-

dient, und weil sie nicht ganz sauber über das Nierenstück gewesen, der Herr ihnen die Arbeit entzogen zu haben. Das war am deutlichsten, daß auch in Basel nicht immer alles lauter ist, und daß auch in Basel viel geklappert wird über Dinge, die man nicht weiß.

Einige waren so glücklich, das Kathrinli zu Gesichte zu kriegen, hoffährtig und hochmüthig wie immer. Das grännete sehr über das Wegziehen auf's Land, wo kein Unterschied sei zwischen Vieh und Mensch, darum sei es ihm gerade, als müsse es eine Kuhhaut anziehen. Aber weiter vernahm man nichts von ihm, als daß Heiri es zwängen, es ihm dann aber auf dem Lande das Ding eintreiben wolle, daß er wieder nach Basel schreie wie ein Kalb am Messer. Das sind sehr interessante Vorsätze für eine Braut.

Alles und noch etwas mehr als die Leute in Basel gesehen und gehört, ward daheim berichtet, das war nicht geeignet Hans Jakob und Anne Marei die Herzen zu erleichtern. Sie ersorgeten die neuen Hausleute sehr und mit Recht. Jeder neue Hausgenosse ist eine Macht, welche eine eigene Stellung einnimmt, gegen die ganze Umgebung sich geltend macht. Jeder Mensch ist für seine Umgebung ein Schleifstein, welcher ein eignes Korn hat, und die Eigenthümlichkeit jeglichen Metalles an Tag giebt. Sie waren einig, es wäre besser, sie hätten die Wohnung leer. Man habe Exempel, wie durch Hausleute alles Unglück in's Haus gekommen und man den größten Schaden genommen an Leib und Seele. So zwei neue Schleifsteine vor der Nase aufgepflanzt haben wirklich etwas Angsthaftes für ein junges Ehepaar, dessen Glück Jahre noch nicht gehärtet, deren Herzen Erfahrungen noch nicht erprobt. Anne Marei absonderlich war noch durch die heimliche Angst geplagt, mit dem Heiri möchte die alte Liederlichkeit wieder an Hans Jakob kommen.

Einmal kamen Heiri und Kathrinli hinaus, um ihre Behausung zu sehen, damit sie sich, wie Kathrinli vornehm sich

ausdrückte, mit ihren Möbeln darnach einrichten könnten. Kathrinli that zimperlicher, hochmüthiger als nie, ging wie auf Stelzen und als ob es mit der Nase ein Loch im Himmel stüpfen wollte. Das ist auch eine Manier, hinter welche man die Armüthigkeit verbergen will, aber eine schlechte Manier. Es rümpfte sehr die Nase über die Wohnung, hob die Füße auf wie ein Storch im Moos, zog die Röcke auf, daß mehr nichts nützte, und sagte endlich: Nein, das hätte ich nicht geglaubt, daß es mir je dahin käme, so wohnen zu müssen, das ist ja kein Losament für Menschen, ein Loch ist's, eine hoffährtige Sau zöge nicht ein. Mach, was du willst; wenn du glaubst, es sei nicht für so eine, wie du bist, so ist's uns ganz recht, wenn ihr eine andere suchet, sagte Anne Marei. Ich hätte eigentlich geglaubt, ihr würdet gar nicht zur Miethe wohnen wollen, sondern mit euerem Vermögen ein schönes Gut kaufen oder ein neues Haus bauen lassen, so wie man in Basel daran gewöhnt ist. Wer es vermag, kann es ja haben wie er will, Unsereines muß sich nach seiner Decke strecken. Kathrinli schoß Anne Marei einen Blick zu, der durch einen eisernen Laden gegangen wäre, an solche unverschämte Antworten von dem dummen Anne Marei war Kathrinli nicht gewöhnt.

Aber Anne Marei war Hausbesitzerin, Kathrinli nur des Ghusmanns Frau, und dies macht einen beträchtlichen Unterschied im Gemüthe, besonders in einem weiblichen. So war vor dem Einzug der Feldzug zwischen beiden Weibern eröffnet, doch brach einstweilen der Krieg nicht offen aus, sondern wurde verdeckt betrieben, ungefähr wie zwischen Rußland und England.

Groß war nun die Spannung auf die Pracht des Einzuges und die Herrlichkeit der Möbeln, aber es zog sie ein erbärmlich Rößlein her, und was es zog, war ganz miserabel, ganz armüthiglich. Das war ein Jux für die Weiber, und wie die das der Stadtdame gönnen möchten! Aber Kathrinli

war auch nicht die, die sich nicht zu helfen wußte und vor einem Schwarm Mücken zusammensinkt. Kathrinli war in der Stadt gewesen, hatte Selbstbewußtsein und Geistesgegenwart. Kathrinli sagte, sie sollten sich über den schlechten Hausrath nicht wundern, bei einem Trödler hätten sie das Wohlfeilst ausgesucht und theilweise nur geliehen, es wäre ja himmelschreiend für jedes bessere Stück, welches man in ein solch Hundeloch stellte. Wir werden aber nur so lange hier bleiben, bis wir was Rechtes kaufen können, sonst wollen wir bauen lassen und uns dann einrichten, wie wir es lieben und es jetzt gewohnt sind, die Bestellungen sind schon gemacht. Aber diesem Nest thäten wir nicht die Ehre an, ein Bein von einem rechten Sessel hineinzustellen. Red nur, dachte Anne Marei, du wirst vielleicht froh sein, wenn du dein Lebtag in einem solchen Neste wohnen kannst. Weiter sagte es nichts darauf, sondern schrieb es sich einfach hinter die Ohren, das ist beim Weibervolk das Verfluchtest, zehnmal besser wär's, sie redeten ganze Körbe voll.

Die zwei Paare, welche aus einander gegangen waren, kamen nun wieder zusammen und bildeten zwei Haushaltungen, Jahre lagen dazwischen, hatten an ihnen wie an allen Sterblichen ihre Macht geübt. Der Lauf der Jahre ist der wahre Fortbildungskurs und Gott der Direktor, der ihn leitet. Jede Haushaltung hat ein eigenes Leben, und dieses Leben ist zusammengesetzt aus dem Leben aller Glieder derselben. Jede Haushaltung wächst, entfaltet sich einer Pflanze ähnlich, je nach ihrer Art und dem Boden, in dem sie wächst, entweder als schwaches Stengelchen matt und langsam oder als üppiges Schlinggewächs über den Boden streichend, an großen Stämmen Halt und Saft suchend, oder aus schwachen Würzeln dünn und lang hoch aufstrebend, aber nicht für lange, oder aber tief wurzelnd, langsam wachsend, in starken Stamm sich rundend, weit sich ausbreitend, tief im Boden gefußet, über die andern emporragend. Heiri und Kathrinli kümmerten sich

um's Wurzeln nicht, sie erwarteten gute Tage, aber sie bereiteten sie nicht. Wenn sie arbeiteten fleißig und stätig, so verdienten sie wirklich sehr viel und hätten ganz füglich in der Woche zwei bis drei Gulden erübrigen und doch flott leben können, besonders so lange sie nur ihrer zwei waren. Sie konnten das Posamentern wie Wenige, und besonders Kathrinli war wie eine Hexe so flink, wenn es ihm ernst darum war und es den guten Geist hatte.

In der andern Haushaltung war der Verdienst bedeutend geringer. Erstlich waren sie nicht so ausgebildete Arbeiter, hatten daher auch geringer bezahlte Arbeit. Zweitens brauchten sie Zeit zur Landarbeit, verdienten auf diese Weise fast die Hälfte weniger als die andern auf dem Webstuhle, wurden daher von ihnen sehr oft ausgelacht, wenn sie für zwei Rechnungen das Geld zogen, während jene nur für eine und dazu noch doppelt so viel Geld. So hätte man glauben sollen, Heiri und Kathrinli würden bald reich werden, wenigstens noch einmal so reich als Hans Jakob und Anne Marei, aber in der Wirklichkeit stellte es sich anders heraus.

Anfangs waren Heiri und Kathrinli wirklich fleißig, zogen die Zeit zu Ehren, d. h. versäumten keine Minute und füllten jede mit der größtmöglichen Arbeit aus, denn d's Halb mehr und d's Halb minder machen in einer Minute, das ist keine Kunst, das können sogar die Schwaben und ganz von Natur. Sie wollten zeigen, was sie könnten, und wie niemand sei, der ihnen die Schuhriemen aufzulösen vermöge. Zweitens wußte niemand besser als sie, daß an allen ihren Großsprechereien nichts Wahres war, daß sie nichts Vorgespartes hatten. Niemand sah besser als sie ein, was ihnen alles fehlte in dem Haushalt, im allernöthigsten Eingericht. Fast an das Hundertste hatten sie nicht gedacht, alle Augenblicke mußte Kathrinli bei Anne Marei dies oder das entlehnen, dessen schämte es sich doch anfangs, und es wurden Anschaffungen gemacht und gewöhnlich schöner als besser, und der

gierige Schlund wollte nie sich schließen, verlangte alle Tage Neues. Kathrinli brauchte auch immer noch für seine Person, wollte immer die Herrenfrau machen und konnte dazu keinem Kleidungsstück schonen, die Flecken sah es wohl, konnte sie aber nicht meiden. Keine größere Freude hatte es, als wenn jemand ihn's für die Hausfrau ansah und Anne Marei für die Miethsfrau oder gar die Magd. Kathrinli behandelte überhaupt Anne Marei von oben herab mit dem Stadtgeist im Kopf, der seltsam genug überall steckt in allen Landen. So wird eine Kammerfrau die stattlichste Bäurin immer nur als einen halben Menschen ansehen, nur vorsichtig sich in ihre Nähe wagen, doch ganz nahe nie, jamais! Zu diesem kamen noch die täglichen Bedürfnisse, das bekannte und fatale Loch, aus welchem das Geld beständig rinnt, das man von Leibeswegen nicht vermachen darf, das dagegen täglich größer werden will. Das ist eine große Kunst, dieses Loch im ebenrechten Zustande zu erhalten, die haben nun wirklich auch die Schwaben nicht alle von Natur.

Weiber wissen am besten wie die Hände zum Brauchen von gar ungleichem Kaliber sind. Laßt zwei oder ein Dutzend verschiedene Hände in's Salzfaß, in's Mehlfaß, in die Pulverdrucke oder in die Kaffeebüchse fahren, so wird für die nämliche Portion keine Hand das gleiche Maaß haben. Die einen nehmen viel oder wenig, ungefähr nachdem sie eine Laune haben, andere viel, wenn das Mehlfaß voll ist und wenig, wenn es auf den Boden geht. Der Unterschied per Mal ist vielleicht nicht groß, aber das Jahr ist lang, wer im Tage drei Mal Salz braucht, fährt im Jahr über tausend Mal in's Salzfaß, ja das macht einen Unterschied d's Halb mehr oder d's Halb weniger. Jetzt, wo es heißt, die Aargauer wollten Allen, welche von ihrem Salz brauchen, drei Kreuzer per Pfund vergüten, ist viel brauchen ein großer Profit. Wenn man Kathrinli's und Anne Marei's Hände neben einander sah, wo die erste ganz niedlich war, die andere fast eine

grobe Manneshand, hätte man gar nicht glauben sollen, daß Kathrinli's Hand viel gröber griff in Sack und Faß, als Anne Marei's, von der es schien, als ginge wenigstens ein Pfund von allen Dingen hinein. Aber wenn sie was zusammen kauften, war Kathrinli immer früher fertig als Anne Marei, oft um manchen Tag. Dann sagte Kathrinli nicht etwa: Weiß nicht, wie es es macht, aber es ist viel weniger bräuchig als ich, sondern es sagte zu Heiri: Jetzt sieh, hat das Mensch, es weiß kein Mensch, wie viel noch, das kocht ihnen, ein Hund grännete darüber, ich weiß nicht, wie sie das Leben davon bringen. Wohl du würdest mir! Aber es war nicht so. Wenn beide das Gleiche kochten, war sicher Anne Marei's Speise besser, als was Kathrinli fabrizirte, von wegen Anne Marei nahm zu allem etwas, was Kathrinli selten hatte. Anne Marei kochte alles mit Gedanken. Man glaubt gar nicht, wie wohl Gedanken allen Speisen thun und sie schmackhaft machen, und kosten dazu so wenig, gerathen aber leider nicht in allen Köpfen. Anne Marei salzte, schmalzte, brauchte Feuer und Wasser alles mit Gedanken, Kathrinli aber gar nichts. Es hatte auch Gedanken, aber es brauchte sie nicht zum Kochen, es hätte es für eine Entehrung der Gedanken gehalten, so wie es ihm auch eine Erniedrigung seiner Person schien, daß es kochen mußte. Es brachte gar keine Bildung in sein Essen, daher war es meist sehr ungebildet, entweder zu wenig oder zu viel von diesem und jenem, zu viel oder zu wenig gerührt, zu viel oder zu wenig gekocht, während Anne Marei seine Bildung auf sein Kochamt verwandte, so daß alles, was es auf den Tisch stellte, gehörig und eßbar war, einen Tag wie den andern, appetitlich gebildet.

Doch waren Kathrinli's Speisen kostbarer und verschlangen ein bedeutend Geld. Heiri und Kathrinli waren mehr oder weniger an eine städtische Kost gewöhnt, hatten auch lange in einem Kosthaus gegessen, hatten sich dort an Fleisch gewöhnt, waren darob meisterlosig geworden, gewöhnt, beständig über

die Kost zu schimpfen und alle Augenblicke mit einem Schnefeli extra nachzubessern, Kathrinli hatte oft gesagt, es möge nicht warten, bis es eine eigene Haushaltung habe und kochen könne, was und wie es ihm beliebe. Jetzt war es gestraft mit seinen vermessenen Worten. Es erfuhr erst jetzt, daß Kochen eine Nase hat und was Speisen, wie es begehrte, kosten, und wie viel Zeit sie zum Kochen brauchen. Das Geld wollte sich bei ihnen nicht weiheren, was obenrein kam, ging alles wieder unten ab, es schien, als werde das Loch oben enger, das Loch unten weiter.

Die Hitze in der Arbeit entwich, der nachhaltende Fleiß spannte sich ab. Sie gehörten beide zu den leichtsinnigen Naturen, die nicht das rechte Sitzleder haben, denen der Geist der Arbeitsamkeit fehlt. Dieses unstäte, schlaffe, flüchtige Wesen, das nicht sechs Tage hinter einander gehörig bei der Arbeit sein kann, ist ein giftiger Wurm im Gewerbsstande, und dieser Wurm hat sein Lebenselement in der Entheiligung des Sonntags. Kathrinli und Heiri konnten Stunden, halbe Tage versäumen, sie wußten eigentlich nicht warum, sie mochten halt nicht, hatten keine Lust dazu. Hatten sie einige Tage nachhaltig gearbeitet, so war's, als fange es an zu brennen unter dem H—, es litt sie nicht mehr am Stuhl, das eine mußte nothwendig hier aus, das andere hatte dort was zu verrichten, hauptsächlich zog es sie nach Basel und zwar Kathrinli nicht weniger als Heiri. Heiri behauptete, der Bote sei ein Esel, ein Kalb, verrichte in Basel ihm alles schlecht, vergesse die Hälfte, trage nicht Sorge für das Anvertraute, lasse Waare und Seide naß werden, gehe er nicht selbst, so riskire er in großen Schaden zu kommen. Kathrinli behauptete, gehe es nicht selbst, so bekomme es mindere Arbeit, welche es nicht machen möge. Es sei keine Ordnung im Laden, man achte sich nicht, wem man dies oder jenes gebe. Jüngst habe es eine Arbeit erhalten, welche ein Lehrmäidli hätte machen können. Eine ganze Woche sei es aufgehalten worden, man

solle denken! Nun viel nach Basel zu gehen, ward dem Kathrinli bald vertrieben, es kriegte daheim zu gaumen, desto nöthiger fand aber darum Heiri, daß er gehe, versäumte einen Tag für die Reise und den Tag darauf that er sonst nichts, verdiente nichts und brauchte desto mehr. Mehr und mehr kam das Omnibusfahren auf und Leute wie Heiri gewöhnten sich das Fußgehen ab, wegen der Zeitersparniß, wie sie sagten. Aber was fragen der Art Leute der Zeit nach, an den Geldverbrauch dachten sie nicht, und bekanntlich ist niemand stärker im Ausreden als der böse Geist.

Curios ist's mit dem Zeitersparen. Ehemals, wo man zu Fuße ging, kam man weit früher heim als jetzt, wo man fährt. Weß Grunds? Es giebt halt ein gar curioses Fahren in der Welt, so wie es auch curiose Engel giebt, z. B. in Basel einen, in Liestal einen und wahrscheinlich noch an andern Orten mehr. Sonst meint man, die Engel hätten Flügel und könnten fliegen auf und nieder und über Land und Meer. Der in Basel hat zwar auch Flügel, kann aber nicht fliegen und das wäre doch eine Hauptsache, der in Liestal hat auch Flügel, kann aber auch nicht fliegen. Jetzt hat man ihn freilich in der Kur und salbet sie ihm mit fünfziger Höllsteiner, wird aber nicht viel helfen. Diese Engel stehen seit Menschengedenken am gleichen Ort wie die Oelgötzen, warten auf gute Gelegenheit, wahrscheinlich auf die Eisenbahn. Wer nun bei diesen Engeln einkehrt, dem, statt daß er fliegen lernt, geht es fast wie den Engeln selbst, er kann nicht vom Platz, wenn er nicht ein wirklicher Oelgötz wird, so werden ihm doch Kopf und Beine schwer und nichts leicht als der Geldseckel, den kann er dann fest halten oder wohl verwahren, daß ihn der Bysluft nicht nimmt und mit ihm über den Hauenstein fährt. Würden ihm dort nicht einmal viel nachfragen dem leeren Geldseckel, haben deren genug. Ja wenn Geld drin wäre, wär's schon anders.

Gerade so geht es mit dem Fahren auch, denn es ist

mancher Omnibus ungefähr auch so ein Engel, der Federn hat und nicht fliegen kann, der nicht vom Platz kann und auf gute Gelegenheit zu warten scheint. Da steckt man beim Engel in Basel oder irgendwo um's Aeschenthor herum und wartet, bis der Omnibus sattsam gesalbet ist mit irgend einem gängigen Jahrgang, und das geht manchmal, daß es Einen dünkt, man sehe, wie dem Mann im Mond der Bart wachse, und rutscht er endlich weiter, so kann man von Glück reden, wenn die Salbe hält bis in's Birsfeld, wo dann mit einem noch gängigern Jahrgang gesalbet werden muß, zugleich auch Curaschi (nicht zu verwechseln mit Furaschi) gefaßt werden muß, um ohne Zittern durch die lange ung'hürige Hard zu kommen. Im Rothenhaus hält man, um Gott zu danken, daß man glücklich bis hierher gekommen, und sich zu erholen, läßt daher einige Schoppen kommen und riecht daran. Der Salzgeruch, der überall auch in den Kellern vorherrschend ist, soll überaus nervenstärkend sein.

Nun wird die Welt trostlos, öde und leer, die Brünnlein in der Wüste rinnen sparsam, von Einkehr ist gar keine Rede, bis man endlich nach Liestal kömmt, dem wahren Jakobsbrunnen, wo die Samariterinnen und Rebekka's zahllos sind, den Kindern Israels und andern Christen der Durst gestillet wird vaterländisch, doch nicht in alle Ewigkeit, sondern höchstens bis Lausen oder in's Bubendorfer Bad, wo er dann erst recht angeht. Da geht es halt beim Fahren nicht anders, könnten sonst die Räder angehen oder gar die Passagiere, denn wenn der Wagen schon feurig würde, so ist damit noch nicht gesagt, daß er gen Himmel führe. Wenn er auch voll Waldenburger, Regolzwyler und Langenbrugger wäre, so ist doch nicht gesagt, daß unter ihnen ein Elias wäre, darum könnte der Wagen z'Gunträri fahren. Wer zu Fuß geht, riskirt dieses Verbrennen nicht, besonders im Winter nicht, er muß pressiren, es ist ihm, wenn er nur daheim wäre, so daß ordinäre Personen zu Fuß schneller reisen, als im Omnibus. Von

Station zu Station kommen die Fußgänger den Fahrenden vor, besonders wenn mal einer an Jakob's Brunnen liegt, sein Maul am Kruge einer Rebekka hat oder gar beim Engel ist, der immer am gleichen Orte steht, und wo die Gäste fest sitzen als wie im Pech. Ganz mittelmäßige Beine können ganz füglich bis Sissach kommen, während der Fahrende, der mit ihnen durch die Stadt kam und im Engel blieb, noch immer dort harzet. Man muß die Macht des Glaubens nicht vergessen, welche in der Fabel vom Füllen und Schnecken so gut dargestellt ist. Die Schnecke glaubte, sie habe zu pressiren, das Füllen glaubte, es habe nicht zu pressiren, wenn es einmal laufe, so rücke es dann. Die Schnecke pressirt, das Füllen pressirt nicht, und vor dem Füllen ist die Schnecke am Ziele. Wie mancher mit kurzen Beinen lief schon des F...bachers Schimmel vor, und doch soll der eine Hex mit Laufen sein!

So kam Heiri nicht vorwärts, ließ kein neues Haus bauen, kaufte kein schönes Gut, saß im Hundeloch als wie im Pech und ließ die schönen Möbeln nicht nachkommen von Basel. Darüber wurden Heiri und Kathrinli sehr unzufrieden, so arbeiten und nichts haben davon und nirgends hinkommen, das sei ein verfluchter Zwang, so könne es nicht bleiben in der Welt, das müsse geändert sein. Ihr Zorn entlud sich hauptsächlich über die Seidenherren, die so reich waren, während sie so arm blieben, da habe man den klarsten Beweis, sagten sie, daß die Reichen den Profit hätten, die Armen die Arbeit.

Der dumme Heiri dachte nicht daran, daß alle Seidenherren oder ihre Vorfahren einmal arm gewesen und reich wurden durch — Arbeit und zwar nicht etwa weil der Verdienst größer, nein, sondern weil der Verbrauch kleiner war, weil sie den Kreuzer nicht verachtet, sondern viere zusammenlegten, welche einen Batzen machten, die Batzen zusammenlegten, bis es Franken gab, aus den Franken Thaler, aus

den Thalern Dublonen wurden. Gerade so konnten es Heiri und Kathrinli auch machen, es wehrte es ihnen niemand, als eben solche Engel, wo Heiri als wie im Peche saß. Er haßte die Reichen so sehr, wäre er selbst reich gewesen, er hätte es anders gehabt, dann hätte er begriffen, daß Reiche sein müßten und zwar gerade um der Armen willen. Wer mit Seidenwaaren handeln will, muß Geld haben und zwar viel, muß vermögen ein Jahr lang zu kaufen, arbeiten zu lassen, alles zu zahlen, auch wenn ihm nichts eingeht. Er muß wissen, wo man kauft und verkauft. Er muß die Welt nicht bloß kennen vom Paßwang bis Mariastein, wo man solothurnerisch hexet, oder bis Weil, wo man markgräflerisch tanzt, er muß wissen, wo die Schiffe hinkommen, welche man den Rhein abschickt, und woher der Kanal kömmt, der bei Mühlhausen vorbeifließt, und daß man auf Eisenbahnen nicht über Meer kann, sondern nur bis dran. Kurz ein Seidenherr darf in jeder Beziehung nicht bloß so ein Heiri sein, muß ein fester, solider Mann sein, dem man nicht bloß eine Rechnung Seide, sondern Waaren für viele tausend Franken anvertrauen kann, ohne, wenn ein Wechsel drei Tage ausbleibt, Kummer haben zu müssen, man kriege das leere Nachsehen. Die Nothwendigkeit solche Herren zu haben, begriff er so wenig, als die Nothwendigkeit, daß ein Gott sein müsse, wenn er Kartoffeln essen wolle. (Wir hoffen, es sei niemand, wie die Zürcher sagen, so strohlig dumm und meine, wir zählten damit Gott und Seidenherren zusammen.) Heiri und Kathrinli waren hohl geworden inwendig, darum war ihr Zustand trost- und hoffnungslos. Sie hatten sich in Basel der Religion nach und nach entfremdet, den glimmenden Docht hatten Familienereignisse, Mahnungen Gottes, nicht angeblasen, in wüster Umgebung unter fremden Leuten war er ausgelöscht, und die nackte Selbstsucht hatte sich ausgebildet, die nichts als sich im Auge hat und den Werth aller Dinge mißt, nach dem sie ihr wohl oder übel machen, Vortheil oder Nachtheil bringen. Ein

solcher Mensch macht sich ohne alle Philosophie zum Mittelpunkt aller Dinge, sucht den Grund von allem Uebel, welches ihm begegnet, außer sich, nie in sich, er verliert ohne Philosophie allen Begriff von Sünde, hat keinen Gedanken daran, daß nur wahre Buße und Bekehrung seinen Zustand zu ändern vermögen, und meint, das hänge rein von Andern ab, aber aus Bosheit und Tüfelsüchtige thäten sie es nicht.

Auf diesem Boden stehen die meisten Unzufriedenen, diese unglücklichen Kinder des Zeitgeistes, ihnen kann durch gar nichts geholfen werden, als durch den, dessen Name einzig gegeben ist, damit die Völker darin selig werden. Im Christenthum allein liegt das Mittel zur Verbesserung der Zustände durch Vervollkommnung jedes Einzelnen, d. h. durch das Trachten darnach, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist. Im Christenthume allein liegt das wahre Fundament der Zufriedenheit oder des Friedens, der über allen Verstand geht, dadurch, daß man alles, was man nicht ändern kann, trägt als von Gott, der alle Haare auf unserm Haupte gezählt und denen, die ihn lieben, alle Dinge zum besten leitet und die Tage mit Weisheit zählt, jeden als ein Pfand, von dem der Herr Rechnung will.

Jetzt gingen Heiri und Kathrinli in die Kirche, von wegen es ist in Baselland noch nicht das gottloseste Land, und wenn dort auch gottlose Mäuler sind, so muß man nicht meinen, daß sie den Besten in Baselland angehören oder daß nicht manches Herz besser ist als das Maul. Wenn es halt windet, werden die dürrsten und leichtesten Blätter am höchsten und weitesten geweht. Der Kirchgang ist noch Sitte, und wenn schon mancher spottet, schämt er sich doch dessen nicht. So ging Heiri auch, aber menschlichem Bedünken nach wäre es besser gewesen, er wäre nicht gegangen. Er spottete darüber, er fragte, was es abtrage, er merke nicht, daß, seitdem er wieder gehe, er um ein Haar besser geworden. Er stellte sich wahrscheinlich vor, wie in einen heißen Ofen Krätzige

kriechen und nach einem an's Leben gehenden Schwitzbade von der Krätze frei werden sollen, so sei die Kirche auch ein Schwitzbad für die Sünder, wenn sie es gehörig aushielten, thäten sie so gleichsam den sündlichen Stoff ausschwitzen und würden von Sünden rein. So meinte es Heiri, meinte nebenbei auch, er sei gebildet. So mag es noch mit mancher Meinung über die eigene Bildung stehen. Kathrinli ließ sich in Theorien weniger ein. Es ging fleißig in die Kirche, so lange seine Kleider im Glanz waren, als sie aber fadenscheinig wurden, da zeigte es sich in der Kirche nur in Nothfällen.

Ungefähr wie den Kleidern, ging es auch ihrer Liebe, sie war schon fadenscheinig auf's Land gekommen, jetzt kriegte sie gar Löcher, die eben erwähnte Selbstsucht machte sich auch in diesem wie in allen andern Verhältnissen geltend. Kathrinli kam Heiri vor wie ein Schleppsack, seine Kinder wie Schleppsäcke, und daß er sie erhalten, dafür an seinem Maul abbrechen mußte, schien ihm die größte Ungerechtigkeit. Kathrinli sollte mehr machen, mehr pflanzen, mehr weben, weniger brauchen oder zusehen, woher es das Geld nehme u. s. w. Nun verstund Kathrinli das Pflanzen so gut wie das Kochen und machte beide gleich gerne, dazu machten die Werkhölzer ihm Blattern in den Händen, seine Arme wurden so müde, daß es nicht weben konnte, die Sonne machte ihm Kopfweh, und war der Boden feucht, kriegte es Gliedersucht in die Beine. Mit der Zeit war es auch im Ungreis; wenn es Andere Bohnen gewinnen sah, fiel es ihm erst ein, setzen wär gut, auf dem Jäten hielt es auch nicht viel, es sagte: Warum Unkraut ausreißen? Weil es schneller wachse, werde es da sein, für den andern Pflanzen Schatten zu geben, es wüßte sonst nicht für was.

Man begreift, daß Kathrinli bei solchen Ansichten und Eigenthümlichkeiten mit dem Pflanzen nicht weit kam und das Mehrpflanzen ihm nicht besonders angenehm war. Wenn Heiri das wolle, so solle er helfen, Hans Jakob mache es

auch, sagte es. In die Haushaltung brauche es nicht mehr als nöthig, wenn kein Wirthshaus wäre, kein Engel, nirgends kein Basel, kein Liestal, so wäre Geld genug da für zwei Haushaltungen. Aber nicht, wenn du sie machen sollst, zankte dann Heiri, du wo immer mit doppeltem Faden nähst! Und wegem Wirthshaus schweig und den Weg auf Basel kennst auch u. s. w. So konnte Tage lang ein Esel dem andern Langohr sagen, und dabei kam nichts heraus als immer größere Maßleidigkeit und größere Löcher in die Liebe. Aber so geht es, wo der rechte Grund fehlt und keine Augen da sind, um ihn zu suchen.

Bei Hans Jakob ging's anders, schwer, aber im Frieden. Sie arbeiteten gerne, die Wirthshäuser plagten sie nicht, Geld machte ihnen die meiste Noth, viel mehr als Heiri's. Diese hatten bloß für den Hauszins zu sorgen und das zu Kaufende, konnten sie nicht zahlen, blieben sie halt schuldig, in vollem Vertrauen, daß niemand große Lust haben werde, sein gut Geld schlechtem nachzujagen. Hans Jakob dagegen mußte Kapital verzinsen und vom Kapital oft ung'sinnet abzahlen, besaß ein Heimwesen, welches man ihm nehmen konnte und welches er nicht gerne ließ. Er hatte unsicheres Geld auf seinem Eigenthum, auch war er Vater und Brüdern schuldig, die all ihren Vorrath zusammen gethan hatten, damit er kaufen und sich einrichten könne. Nun schien ein eigenes Mißgeschick über ihnen zu walten. Hans Jakob brauchte nur einmal zu Anne Marei zu sagen: Fast glaube ich, können wir ein wenig verschnaufen, für das Jahr ist gesorget und haben noch einzuziehen, so kam ein Bruder und sagte: Hans Jakob, es thut mir leid, ich sollte mein Geld haben, ich weiß sonst nicht wie machen, oder der Vater sagte: Hans Jakob, wenn es dir möglich wäre, solltest mir etwas geben, du weißt, wie es mir mit der Kuh gegangen. Nun hatte Hans Jakob nicht das Gemüth wie Heiri, der eine ganze Welt hätte schuldig sein können und zahlen sollen, ohne daß

es ihm eine Minute den Schlaf genommen, der es nie unverschämt fand, wenn er muthwillig schuldig blieb, aber unverschämt, wenn jemand in der Noth war und von ihm Geld begehrte, was er demselben muthwillig schuldig war. Wenn jemand eine Schuld von ihnen forderte, machte es Hans Jakob und Anne Marei wind und angst, sie betrachteten es als ihre große Schuldigkeit zu entsprechen, weil man es ihnen aus Gefälligkeit gegeben. Man habe ihnen aus der Verlegenheit geholfen, billig sei es nun nicht, wenn sie die, die ihnen geholfen, nun in Verlegenheit brächten zum Dank. So meinten sie; so meinen es leider nicht Alle, waren halt noch sehr altväterisch, Hans Jakob und Anne Marei.

Hatten sie sich dann von Geld entblößt, kam richtig noch was ung'sinnet dazu, eine Krankheit, oder man mußte Kuh ändern oder Heu kaufen oder sonst was, dann war erst die Bedrängniß groß. Wenn auch das schuldige Kapital kleiner geworden, Hans Jakob also vermöglicher, erschien es doch in der Wirklichkeit wie das Gegentheil. Als Kamerad und Hausgenosse wußte Heiri gewöhnlich darum. Anstatt Hans Jakob an die Hand zu gehen mit rückständigen Zinsen, spottete er ihn aus. Er wollte lieber, sagte er, der Hund im Kegelspiel sein, als Hans Jakob in seinen ewigen Aengsten. Aber Hans Jakob und Anne Marei waren nicht hohl inwendig, sie besaßen einen guten Glauben. Sie trösteten sich in ihren Aengsten gegenseitig. Sie sagten, der, welcher ihnen bis hierher geholfen, werde ihnen auch weiter helfen, wenn sie nicht absetzten, denn es heiße ja, wer ausharre bis an's Ende, der werde selig werden. Wenn sie nur einmal diese Stümpelten zu Ende bringen und zu sicherem Gelde kommen könnten. Indessen sei es so in der Welt, daß jedermann in der Welt einmal bös haben und chum thun müsse, nun sei es besser, sie hätten ihren Kehr jetzt in ihren gesunden Tagen, als im Alter, wo dann behagliche, ruhige

Tage so schön und nöthig seien. So gönnten sie sich die Worte, trugen das Kreuz vereint, und kein's sagte zum andern: Du bist schuld, sondern man nahm alles als aus der Hand von oben, und wenn eines die Schuld bei einem Menschen suchte, so war es bei sich selbst. Man glaubt gar nicht, welcher Trost in solchen freundlichen Besprechungen liegt, besonders wenn ein Gebet Hand in Hand und aus einem Herzen sie schließt. In einer solchen Einigkeit der Seelen liegt eine Kraft, welche die Welt überwindet und alles erträgt. Zu dieser Macht zu gelangen, bedarf es weder Geld noch Genie, weder Wissenschaft noch Adel, das ist auch dem Armen und Unmündigen gegeben, dazu können kommen alle Hans Jakob und alle Anne Marei, sobald sie wollen, sobald sie glauben.

Daß das Verhältniß dieser so verschiedenen Hausgenossen kein inniges, einmüthiges sein konnte, begreift man, aber es war auch kein feindseliges, wie man glauben möchte, es war ein sehr seltsames. Heiri und Kathrinli hielten sich für die Vornehmern, gleichsam für die Berechtigten, sie waren in der Stadt gewesen und hatten Bildung. Sie behandelten ihre Hausherrschaft daher von oben herab, mit einer gewissen Wegwerfung, benutzten sie dabei aber ohne Gewissensbisse so viel sie konnten, als ob sich das von selbst verstünde. Heiri und Kathrinli hätten es ganz natürlich gefunden, wenn die andern für sie gepflanzt und gearbeitet hätten.

Hatte Anne Marei viel gepflanzt, viel Gemüse, viel Obst, machte Kathrinli sicher, daß es davon erhielt, und von Bezahlung war keine Rede. Hatte es ein Geräth nöthig, so mußte es Anne Marei erst leihen, dann wieder holen, Kathrinli gab es nie wieder. Sich unbewußt gaben sie so recht praktisch und handgreiflich an Tag, wie der Communismus eigentlich zu verstehen sei, theoretisch kannten ihn damals Leute wie Heiri und Kathrinli noch nicht. Hans Jakob und Anne Marei fühlten dieses alles ganz gut, ärgerten sich

darüber und ließen es sich doch gefallen, nahmen's stillschweigend hin in der Regel. Anne Marei machte zuweilen Ausnahmen. Es war dieses aber nicht Dummheit, nicht Gleichgültigkeit oder unwillkürliche Unterwürfigkeit, wie Viele und vielleicht Heiri und Kathrinli selbst es auslegten, es war Gutmüthigkeit, Erbarmen mit ihnen und ihren Kindern. Sie waren mit einander aufgewachsen, von Jugend auf war Kameradschaft, die übt in gutmüthigen Gemüthern eine große Gewalt und dauert oft lange, oft bis zum Grabe und läßt sich gar nicht verbittern. Hätte Heiri dem Hans Jakob noch öfters zu einem Rausche verholfen, ja dann hätte Anne Marei wohl auch den Kübel umgeleert und das Alte vergessen. Ja und selbst bei Heiri und Kathrinli war ein ähnlich Gefühl und nahm ihrem sonstigen Benehmen die Schärfe. Beiläufig müssen wir hier bemerken, daß aus dem Kathrinli, nachdem seine Haut beträchtlich an Glätte und Farbe eingebüßt hatte, ein einfaches Kathri geworden war.

Zu dem alten Bande kam noch ein neues, die Kinder waren ganz in einander gewachsen. Anne Marei's Kinder stachen vor im Alter, waren entwickelter, während die andern vielleicht begabter waren. Hans Jakob's gaben sich mit den Kindern viel mehr ab, als Heiri's, die Landarbeiten boten hundert Gelegenheiten dazu, und an Sonntagen und Abenden, wo Heiri nicht daheim war, bot sich ebenfalls gute Gelegenheit. Kathri fragte den Kindern auch wenig nach, sie waren mehr seine Last als seine Liebe. Bloß wenn es sie mit was Neuem putzen und sie auf den Arm nehmen und einer flotten Klappereten nachlaufen konnte, waren sie ihm anständig. Es giebt allenthalben deren Weiber, welche man oft mit Kindern auf den Armen herumlaufen sieht. Es giebt unter ihnen gute Hausfrauen, aber achte man sich, man wird unter ihnen viele stehen, absitzen, plaudern, kurz offenbar sehen, daß es ihnen nicht um's Kind ist, sondern um dem Hause und der Arbeit zu entrinnen. Kathri's Kinder schlossen sich an die

andern, im Kinde lebt früh der Trieb der Geselligkeit und der Geschäftigkeit. Daheim hatten sie Langeweile, mit Hans Jakob's Kinder konnten sie etwas verrichten, konnten mit ihnen theilen die Herrlichkeiten, wozu im Herbste besonders das Obst gehörte. Anne Marei ließ die Kinder machen, hatte noch Freude daran, wenn sein ältester Junge das Kindermädchen von Kathri's Mädchen machte, und trotz seiner trocknen Weise liebten es die Kinder mehr als Kathri, das ungleiche Launen hatte und oft bitter häßelete und nicht viel besser that Heiri. Sie lebten beide jedes für sich und nicht für die Kinder, und für die Selbstsucht haben die Kinder ein unaussprechlich feines Gefühl. Es ist aber auch nichts, das alle Bande so rasch zersetzt, Familien, Gemeinden, Staaten so unwiderstehlich zerstört, als diese kurzsichtige Selbstsucht, die von allgemeiner Wohlfahrt und dem Zusammenhange des eigenen Wohl's mit dem allgemeinen keinen Begriff hat, daher selbst nie zu einem dauernden Wohl gelangen kann. Das ist der Geist, der die Kinder so erzieht, daß sie, sobald die Kraft in ihre Hände kommt, die Eltern zu Bettlern machen, ihnen das Brod von dem Munde wegessen, sie verlassen, entblößt dem Grabe zustoßen.

So lebten die beiden Familien bei einander. Die einen thaten genug, aber der Boden unter ihren Füßen ward allgemach fester, die andern überthaten sich nicht mit der Arbeit, brauchten immer vor; was sie verbrauchen konnten, das reute sie nie, nur das reute sie, was sie nicht erschwingen konnten. Sie wurden ärmer, denn sie schafften nichts an, aber Kummer hatten sie deßwegen nicht, sie sagten bloß, es nehme sie doch der Tüfel wunder, ob es nicht bald besser kommen müsse.

Der liebe Gott meint es gut mit den Menschen. Er hat ihnen ein großes Buch voll Weisheit geschenket, in welchem geschrieben steht, was er will und wie es geht, in welchem man sehen kann, als wie in einem Spiegel die Ord-

nung, welche Gott gemacht hat, und den Gang der Dinge nach dieser Ordnung. Dann kömmt er von Zeit zu Zeit und examinirt die Menschenkinder, ob sie eine rechte Portion gelernt, klug geworden, den Gang der Dinge begriffen und nach diesem Gange eingerichtet ihre eigenen Wege. Oft examinirt der liebe Gott sehr scharf, und wenn der Einen findet, der nichts gelernt hat, den straft er übel, den Andern zum Exempel.

Bekanntlich war einmal im Egypter Lande ein König, der hieß Pharao, den ließ Gott träumen, er stehe an einem Bache und aus demselben Bache stiegen herauf sieben Kühe, schön von Gestalt, wohl gehalten am Leibe und gingen an der Weid im Grase. Und siehe, sieben andere Kühe stiegen herauf nach jenen aus demselben Bach, häßlich von Gestalt und mager, und sie stünden neben jenen Kühen am Ufer des Baches. Darnach fraßen dieselben Kühe, die häßlich waren von Gestalt und mager, jene sieben Kühe, die schön waren von Gestalt und wohl gehalten. Da erwachte Pharao. Darnach schlief er wieder ein und er träumte zum andern Male, und siehe, da waren sieben Aehren, die gingen auf aus einem Halm dick und schön. Und siehe, sieben dünne Aehren und vom Ostwinde versengt wuchsen herfür nach jenen. Darnach verschlangen dieselben dünnen Aehren jene sieben dicken und vollen Aehren. Da erwachte Pharao und siehe es war ein Traum, aber zerschlagen war sein Geist, weil er des Traumes Deutung nicht finden konnte. Da mußte Freund Joseph aus dem Kerker kommen, der deutete ihm den Traum. Siehe, sagte er, es werden sieben Jahre kommen, da eine große Fülle sein wird im ganzen Egypter Lande. Aber es werden entstehen sieben Jahre der Theurung nach jenen, in denen man vergessen wird alle die Fülle im Egypter Lande, denn es wird die Theurung das Land verzehren, und man wird nicht merken dieselbe Fülle im Lande von wegen derselben Theurung, die darnach sein wird, darum daß dieselbe sehr schwer sein

wird. Belangend aber die Wiederholung des Traumes bei Pharao zum zweiten Mal, so ist er wiederholt worden, weil diese Sache fest beschlossen ist bei Gott und weil sie Gott eilends in's Werk setzen wird. Wohlan, so sehe sich um Pharao nach einem verständigen Manne, den er setze über Egyptenland, darnach ordne er Amtleute über das Land und nehme den Fünften von Egyptenland in den sieben Jahren der Fülle und lasse sie einsammeln alle Speise dieser guten Jahre, die da kommen werden, und Getreide aufschütten unter des Pharao's Hand zur Speise in den Städten und sie verwahren. Und dieselbe Speise sei zum Vorrath für das Land auf die sieben Jahre der Theurung, welche sein werden im Egyptenlande, auf daß das Land nicht ausgerottet werde durch die Theurung. Das glaubte Pharao und that darnach. Als die sieben guten Jahre um waren, kamen die bösen und es ward eine Theurung in allen denselben Landen, aber in Egyptenland war Brod. So steht es geschrieben im ersten Buch Moses im einundvierzigsten Kapitel, wo es jedermann zu lesen findet, wer eine Bibel hat und lesen kann. Das ist ein merkwürdig Kapitel, beiläufig, viertausend Jahre alt und doch ganz wie neu, denn wie es dort geschrieben steht zur Warnung, so geht es noch bis auf den heutigen Tag, und wohl denen, die sich warnen lassen und daran glauben, die werden errettet werden, wenn die bösen Tage kommen. Gute und böse Jahre wechseln mit einander, und die bösen fressen die guten; wer in den guten nicht für die bösen sorget, über den kömmt der Hunger, und hat nicht jemand anders für ihn gesorget, so tödtet ihn der Hunger. Und diese Wahrheit bestätigt Gott nun von Zeit zu Zeit zu Nutz und Frommen der Menschen. Und doch giebt es immer wieder Tausend und abermal Tausend, welche dieses weder glauben, noch sich daran kehren, die müssen es dann aber auch büßen elendiglich. Daraus kann man sehen, wie dumm von Natur die Menschen sind, und die am allerdümmsten, welche meinen, sie hätten

Weisheit klafterweise im Leibe und von Gott sich nicht wollen weisen lassen. Solche Leute giebt es überall, sogar in Basel, Stadt und Land, dagegen denn doch auch andere, denen Gottes Wort die Leuchte auf ihrem Wege ist und der Stab in ihren Händen. Joseph ließ Behälter bauen, wo man in guten Tagen seinen Ueberfluß aufbewahren konnte, und der war so groß, daß man ihn nicht zu zählen vermochte. Dort war er nun sicher, dort konnte man ihn wieder holen, so bald man ihn nöthig hatte.

Das war die erste Sparkasse.

Allenthalben giebt es also gute und böse Jahre, auch im Baselbiet; das haben sicher Alle erfahren, welche nicht bei diesem oder jenem Engel das Gedächtniß verloren haben. Es giebt Jahre, wo der Verdienst sehr reichlich ist, die Posamenter nicht Hände genug haben, die Seidenherren zu Treibern Jehus gerathen, ihren Arbeitern keine Ruhe lassen, die Seidenportionen oder sogenannten Rechnungen einander jagen, die Weber in Ohnmacht fallen, wenn sie einen Seidenengel daher fliegen sehen wie eine Schnepfe im Frühjahr dem Waldsaume nach, triefend wie eine gebadete Maus, der nach Arbeiten fragen soll, welche kaum angefangen, geschweige vollendet sind. Das sind Tage für die Weber, wie für die Bienen die Morgen, in welchen der sogenannte Honigthau fällt. Wie da die Bienen emsig sich rühren mit einer Hast, als wenn es nie wieder gut wäre, und in wenig Tagen, es braucht kaum eine Woche, sind die Körbe gefüllt. Es ist, als ob sie wüßten, daß solche Honigmorgen selten sind, daß sie nicht alle Jahre kommen. Es sind nur Thierchen, aber es könnte mancher Weber und andere Prinzen auch an den Thierchen Exempel nehmen. Darauf kommen dann wiederum Tage, wo es ganz anders geht, wo man nicht sammeln kann, wo man wie die Bienen im Winter vom Ueberfluß zehren oder hat man keinen, betteln oder sterben muß, Tage, wo die Seidenherren flämsche

Gesichter schneiden, die Nachtkappe den ganzen Tag nicht mehr abziehen, sie bloß auf dem Kopfe herumtreiben, daß sie Einen übel erbarmet, Tage, wo der Seidenherr bei der Erscheinung eines Arbeiters noch viel tiefer in Ohnmacht fällt, als in den Honigtagen der Weber vor dem Ladenengel, und wenn er wieder Sprache kriegt, den Weber ausschimpft wegen seinem Pressiren mit der Arbeit, ob er denn meine, man wolle in Basel die Häuser mit seidenen Bändern überziehen, endlich den Weber ausschimpft über die gemachte Arbeit, ob er denn meine, solches Zeug könne man brauchen, schon in Lörach sehe dies kein Hund mehr an, geschweige eine Köchin oder gar eine Kammerjungfer, wo der Seidenherr, wenn endlich der Weber wieder um Arbeit frägt, zu brüllen anfängt wie die bekannten fünfhundert Ochsen, als man sie sämmtlich angestochen, und wettert und blitzet über Franzosen, Engländer, Chinesen, daß es dem Rhein übel wird und er kaum bei Basel vorbei darf, aus Angst, es verschlucke ihn der weit geöffnete Schlund eines donnernden Seidenmonarchen oder Aristokraten, wo endlich der Weber entlassen wird mit dem strengen Gebote, ungerufen nicht mehr zu erscheinen, und thue er es, kriege er keine Arbeit mehr, so wahr der Herr Jakob heiße. Dann kann der Weber traurig heim gehen mit wenig Geld und ohne Arbeit, kann sinnen und denken, was jetzt anfangen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Da kommen ihm die Gedanken hageldick, wenn sein Kopf ein Erdäpfelplätz wäre und seine Gedanken Erdäpfelstauden, er kriegte Vorrath auf viele Jahre.

Aber die Jahre wechseln nicht bloß in Beziehung auf den Verdienst, sondern noch immer wie zu Pharao's Zeiten in Beziehung auf Laub und Gras, Korn und Haber. Es giebt Jahre, wo so zu sagen Milch und Honig fließen, die Aepfel zu Kindsköpfen werden, die Trauben zu kleinen Kirchthürmen, Liestal im Kanonendonner liegt Tag und Nacht, weil der Most von Schattenhalb in den Kellern die Fässer sprengt,

die Gurken zu centrigen Melonen gerathen und doch niemand sie mag, als höchstens ein hungerig Schwein aus dem Schwabenland, Jahre, wo alles so spottwohlfeil ist, daß wenn man einem Bauer einen Malter Korn abkauft, er Einem zwei obendrein giebt, wo man den Kabis um's Abhauen hat, wo kein Spatz mehr gemeines Korn fressen will, sondern bloß Mumienwaizen, Himalayagerste und andere rare Dinge, ein Fluch durch die Luft fährt, wenn ein Mensch nur von weitem eine Kartoffel sieht, wo kluge Leute denken, warum der liebe Gott jeden Menschenmagen nicht zu einem Magazin a la Joseph eingerichtet, damit man in guten Jahren so einpacken könnte, daß man, wenn die bösen Zeiten kämen, sieben Jahre genug daran hätte, die bösen sieben Jahre, wo die Kraft der Erde versiegt, der Sonne Wärme verglommen scheint, überall der Segen Gottes fehlt im Schoose der Erde, in den Kronen der Bäume, nichts gedeiht als Mäuse, Wespen, Käfer und Wucherer, ein schlimmes, unheilvolles, vierblätteriges Kleeblatt! Jahre, wo alle Tage die Brode kleiner werden und der Hunger größer, jede Speise alle Tage theurer wird und alle Tage schlechter zu haben ist, das Geld rarer, der Betrug häufiger, ein Mensch zum Quälgeist und Blutsauger der andern wird. Die Nachkommen von Pharao's Hofbäcker, der Menschheit gegenüber, sind was Gewandläuse auf einem Bettler: je armseliger und elender der Bettler, desto plaghafter und gieriger die Läuse. Das sind die Tage, wo die Mutter mit Schrecken das Erwachen der Kinder hört, mit Schrecken zu Tische ruft, mit Schrecken ein Kind ansieht, weil auf jedem Gesicht der Seufzer steht: Ach Mutter wie wenig, ach Mutter wie hungerig! die Tage, wo die alten Leute denken müssen, wenn sie doch nicht mehr wären, sie beten müssen, der Herr möchte sie nehmen, damit den Andern mehr Speise bliebe, Tage, wo der Beste sich kaum zu ernähren vermag, geschweige Andere, alle überflüssigen Mäuler vom Tische entfernt werden, ja mancher Vater seine Kinder fortschickt, nicht wissend, wo in

der Welt ihnen Brod gebacken, ein Obdach bereitet ist, so wenig als Moses Mutter wußte, als sie das Kästlein in's Wasser legte, ob ihr Söhnlein zwischen die Zähne eines Krokodils oder in königliche Arme kommen werde, Tage, wo nur Vorräthe, Erübrigtes die Menschen erhält; das sind fürchterliche Tage, und sie predigen mit fürchterlicher Stimme, daß man sie hören sollte vom Anfang eines Jahrhunderts bis zu dessen Ende, in der niedrigsten Hütte, im hintersten Graben, auf den höchsten Alpen, wo die Geißen gehen, auf den Thronen, wo die Könige sitzen. Das sind Tage, wo man wieder beten lernt, wo man es erkennt, daß es der Herr ist, der alles macht oder zu allem, was der Mensch macht, säet oder wässert, Segen und Gedeihen geben muß. O es giebt der Herr so viel, ist Geber so mancher guten Gabe, und der Mensch erkennt sie nicht, weiß erst, was sie gewesen, wenn der Herr sie genommen, das Gegentheil gegeben hat. Das sind wohl schöne Tage, wo man nicht weiß, was Gesundheit ist, weil man die Krankheit nicht kennt, kein Finger Einem wehe thut, alle Glieder gehörig ihre Dienste thun, der Magen abnimmt und verwerchet, was den Mund gelüstet, der Schlaf ein dienstbarer Geist ist, der da kömmt und geht auf Geheiß und Begehr. Schöne Tage sind es, wo jedes Bein im Hause munter ist, unterm Tische nie eins fehlt, der Hausvater getrost beten kann: Gottlob, daß mrs hei, Gottlob, daß mrs meu! wo man vom Doktor nichts weiß, vom Apotheker nichts holt, arbeiten mag von einer Tagheiteri zur andern, jeden Morgen frisch an seine Arbeit mag, jeder Tag baar Geld ist, das Leben einen sichern Gang zu haben scheint, wie die Sterne am Himmel, die in hundert Jahren auch nicht eine Minute fehlen, daß das arme Menschenkind in Wahn geräth, Verdienst und Verbrauch auf Jahre hinaus berechnen, ja auf's ganze Leben zum voraus eine sichere Bilanz ziehen zu können, und nun ganz gemüthlich an einem Tage verzehrt, was es an einem

Tage verdient, damit schön alle Tage Null von Null aufgehe, was allerdings die Rechnung beträchtlich erleichtert.

Aber wie über Nacht die grüne Erde weiß und in Schnee gehüllt, grüne Pflanzen schwarz werden, vom Frost vergiftet, blühende Bäume wüst roth von giftigem Windeshauch, so erscheint oft mitten in der Nacht das wüsteste der Gespenster, die Krankheit in einem Hause, das scheinbar so sicher eingerichtete Räderwerk ist gehemmt, die Rechnungen des klügsten Rechenmeisters sind vernichtet. Das Gespenst haucht die Einen an mit langsamem Siechthum, Andere mit wilden Fiebern, Alle mit einander oder Eins nach dem Andern nach seinem Gelüsten, quält mit Schmerzen die Einen, mit Sorgen und Wachen die Andern. Aus dem einen Hause verschwindet es, wie man wähnte, erscheint dann plötzlich wieder greulicher und giftiger und geht nur mit geraubtem Leben weiter. In andern Häusern bleibt es als Hausgenosse, läßt sich nicht vertreiben, stehen die Einen auf, legt es die Andern nieder unerbittlich, Jahre lang muß man den Arzt haben, alle Tage aus der Apotheke was holen, Bitteres und Süßes und eins schlechter als das andere. Was nun das für eine Zuversicht giebt, wenn das Gespenst so plötzlich kömmt und das Rad stellt, die Arbeit unterbricht, der Verdienst aufhört, zum Geisterbanner die Gesunden laufen, ihre Zeit mit dem Kranken verbrauchen, zahlen und zahlen müssen, und kein Verdienst ist da. Und wenn Tag um Tag so vergeht und der wüste Gast bleibt hartnäckig da, kostet alle Tage mehr, und es ist immer weniger da für den Kranken, geschweige für die Gesunden, und endlich ist nichts mehr da! Was das für eine Zuversicht ist! Und endlich, endlich wird das Gespenst gebannt, es weicht der wüste Gast, langsam erhebt der Kranke sein Haupt wieder, es erwachen die Bedürfnisse wieder, der Körper fordert seine verletzten Grundrechte zurück, er will die Rückstände und das eben Laufende alles auf einmal, er will essen und immer wieder essen, und es ist nichts da, es ist keine Kraft da, um zu verdienen, keine

Nahrung, um zur Kraft zu kommen. Das sind Zuversichten, das sind Aussichten in die schauerlichste Oede, in einen langen Tag hinaus, voll Hunger und ohne Speise, und nach dem einen langen Tage eine lange, eine unendliche Reihe unendlicher Tage voll Hunger und ohne Speise, was das für eine Zuversicht ist, was das für Aussichten sind!

An einem andern Orte aber geberdet das Gespenst sich anders, es weicht nicht, bis es alles verzehrt, das Brod im Hause, das Leben im Kranken. Todt liegt er nun, Hausvater oder Hausmutter, um ihn die Lebenden, bleich, matt, weinend, ohne Aussicht, ohne Zuversicht, ohne Brod, nichts als öde Zukunft, voll Schulden und voll Noth. Was das für eine Zuversicht ist, was das für Tage sind! Und wie oft geht es nicht so und wie streng wiederholt es sich nicht? O ihr Leute, dieses bedenkt. Bedenkt es, ihr Hausmütter, ihr Hausväter! Bedenkt es zu rechter Zeit! Denkt in den guten Tagen an die bösen, die auch Salomo kennt und von denen er sagt, daß sie dem Menschen nicht gefallen.

Verdienstlosigkeit, Theurung, Krankheit, das sind drei Plagen, welche die Tage bös machen. Bannen, sie von sich fern halten, kann der Mensch nicht, ihr Kommen und Gehen steht außerhalb dem Bereiche menschlicher Kraft oder Weisheit, einer höhern Hand sind sie unterthan, der König aller Geister regiert auch diese Geister. Die drei kommen vereinzelt, sie kommen mit einander, sie kommern einer nach dem andern. Kommen sie vereinzelt, so sind sie zu bestehen, besonders von denen, welche in den guten Tagen an die bösen gedacht, die Plagen sind überhaupt weniger grausam. Wer sich seine Nahrung und theilweise seine Kleidung selbst baut, die Arbeit auf dem Lande gern und gut macht, die Zinse nachgezahlt, nicht alles bis an die Spinnhubbele unter dem Dache nach verkauft hat, überhaupt ein vertraueter Mann ist, der kann es eine geraume Zeit aushalten, wenn auch die Fabrikation nicht besonders gut geht, vielleicht gar stille steht, die Seidenherren,

trotz der währschaftesten Leibesbeschaffenheit, total unsichtbar werden, accurat als wie die Geister. Ein solcher hat wenig Geld auszugeben, geht es auch kümmerlich, hat er doch zu essen, kann es daher machen ohne Schulden. Kömmt Theurung alleine, so zehrt sie wohl an Leibern und Beuteln der Menschen, manches arme Mütterli wird magerer, bleicher, manches arme Kind muß hungern, selb ist wahr, aber wenn Verdienst ist, ist sie zu ertragen. Unter allem Volke geht die Rede: D'Sach ist theuer, aber der Verdienst ist gut, Gottlob, der Handel läuft, Geld fließt und für Geld ist alles noch zu haben. So lange Geld und Sachen sind, was will man klagen? Krankheit ist immer schlimm, wer krank ist, kann nichts verdienen, aber hat er gerechnet auf kranke Tage, so kann er vom Verdienst der vergangenen Tage zehren, und ist's nicht eine ansteckende Krankheit, welche ganze Familien darniederlegt, so haben in der Regel die andern Glieder Verdienst, etwas tropfet immer zur nöthigsten Aushülfe.

Aber wenn einmal alle zusammen einbrechen oder sich doch auf dem Fuße folgen, Verdienstlosigkeit, Theurung, Krankheit, und wie oft geschieht es nicht gerade so, denn zwischen den drei Geistern besteht ein gewisser Zusammenhang, eine Solidarität, wie die allerneuesten Staatsbüchsen sich auszudrücken pflegen, dann geht es bös, dann sind nicht bloß böse Geister, Gespenster los, dann schreitet der Würgengel wieder über die Erde und schlägt mit blutigem Schwerdte die Menschenkinder, in dieser Noth helfen bloß drei Dinge, lindern sie, halten aufrecht, helfen durch: erstlich Vertrauen und Glauben, es komme nichts von ungefähr, sondern alles aus der väterlichen Hand Gottes, aus der jede gute Gabe kömmt und jeder Tag, und die jedem Tage mitgiebt, daß er es bringe dem Menschen, was zu dessen Frieden dient, der Glaube, der ausharren läßt ohne Wanken bis an's Ende, bis er ausrufen kann, es ist vollbracht, Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist.

Zweitens die Liebe, welche von Gott ausgeht, der die Welt zuerst geliebt hat und zwar so, daß er seinen Sohn sandte für uns, da wir noch seine Feinde waren, die thätige Liebe, die mit Christus einzieht in des Menschen Herz, wenn es ihm sich weiht zu seinem heiligen Tempel. In dieser Liebe liegt eine unendliche Macht, diese Liebe hält die Mutter Wochen lang aufrecht ohne Schlaf, stählt den Vater, des Tags zu arbeiten, des Nachts zu wachen, Tag und Nacht Unglaubliches zu entbehren. Wenn sie auch in leeren Händen keine Gabe mehr hat, so hat sie auf der matten Zunge freundliche Worte, Liebe im brechenden Auge, Friede in den erblaßten Zügen.

Das Dritte ist dann endlich, was Gott durch Joseph verkünden ließ, daß nach den guten Jahren die bösen kommen, in den guten für die bösen man sorgen müsse und dieses jedem obliege, der des Herren Willen kennt, denn wer sich selbst nicht hilft, dem hilft Gott auch nicht. Dieses wichtige Wort wird in unserer schlechten Zeit schlecht verstanden und gottlos mißbraucht von den Gottlosen. Sie sagen auch: Mensch, hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Sie meinen damit: Deine eigene Hülfe, dein Verbringen und Schaffen, das allein ist Gottes Hülfe, erwarte keine andere, denn es giebt keine andere, dein Geschick ist in deine Hand alleine gestellt. Das ist gottlos geredet und abermal gottlos, denn damit sagt man, es ist kein Gott, der sich um dich kümmert, denn es ist überhaupt kein Gott. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, will ganz was Anderes sagen, nämlich: Thue was in deinen Kräften liegt, denn das thut dir Gott nicht, er spaltet weder Holz für dich, noch kocht er dir Suppe. Hast du aber das Deine im Maaße deiner Kräfte treu und redlich gethan, so hilft dir auch Gott, denn er verläßt die Seinen nicht. Er ist bei dir mit seinem Segen, wo du wässerst und ackerst, da giebt er das Gedeihen, was bei allem die Hauptsache ist, ohne welches du umsonst früh aufstehst, umsonst spät dich niederlegst, und

wenn du auch nicht erntest, wenn du auch von denen einer bist, die da säen, aber nicht schneiden, so gedenke an sein Wort, daß er an den Kindern bis in die Tausende vergiltet, was Einer in seinem Namen Gutes gethan.

So ist es gemeint, aber so ist es auch: Auf den Zungen der Gottlosen wird Honig Gift, Trost und Wahrheit verkehrt sich in Lästerung und Lüge. Joseph ließ also den Fünften in Vorrathshäuser legen, die Egypter glaubten und gehorchten, brachten so viel als Sand am Meer, so daß man aufhörte zu zählen. Als die sieben Jahre der Theurung kamen, ward eine Theurung in all denselben Landen, aber in ganz Egyptenland war Brod. Was damals möglich war und gut erfunden wurde, ist noch jetzt möglich und gut, denn der alte Gott, in welchem kein Schatten der Umkehr ist, lebt noch und regiert die Welt auf gleiche Weise, wie zu Joseph's Zeiten. Nun hat jede Haushaltung (keine Regel ohne Ausnahme) ihre guten Tage, wo sie nicht brauchen muß, was sie verdient, versteht sich, wenn sie mit Verstand und Bedacht den Haushalt einrichtet und den Kreuzer zweimal kehrt, ehe sie ihn einmal ausgiebt. Die Kunst des Haushaltens liegt, wie wir schon bemerkt, nicht sowohl im Verdienen, als im Brauchen. Wer viel verdient und nur eben recht braucht, der ist ein Mensch, Mann oder Weib, vor dem man den Hut abziehen muß. Die werden wirklich selten sein, welche wie jener Mann, der bereits einmal angeführt wurde, in seinem hohen Alter sagte, so weit er sich entsinnen könne, wisse er nur von einem Batzen, den er z'Unnutz verbraucht, und der reue ihn noch jetzt, der zugleich doch zu allen Dingen Verstand brauchte, denn man kann sparen ohne Verstand. Bauren sind genug bekannt, welche aus lauter Geiz zu Grunde gingen, auch bei Handelsleuten will man das Nämliche beobachtet haben. Gut ist's, wenn man sich in Beziehung auf das Sparen eine bestimmte Regel macht, wie Joseph sie machte, nicht zu enge, so daß es mehr giebt als man dachte. Dies ist namentlich

bei Eheleuten nöthig, wo es des Unvorhergesehenen manches geben kann, weniger nöthig bei ledigen Leuten, deren Ausgaben weit mehr in ihrer Willkür stehen. Kommen nun Gespenster, böse Tage, so hört zuerst die Regel auf; was man bei Seite legte, hat man zum Brauchen zur Verfügung, namentlich wenn Theurung kommt, der Verdienst ausbleibt. Schon dies giebt gegen den, welcher immer alles brauchte, was er einnahm, er wußte fast nicht wie, einen großen Vorsprung. Er kann alle Wochen viele Batzen mehr brauchen, ohne daß er etwas entbehrt oder das Ersparte verzehrt. Muß er auch daran glauben, so denke man, wie weit bereits dem Einen, der nichts erspart hat, das Wasser zum Munde herauf laufen muß, während der Andere von dem Eigenen nehmen kann und kommenden Tagen noch warten darf.

Es war eine große Theurung in allen Landen, aber in Egyptenland war Brod! Von diesem allem hatten Heiri und Kathri keinen Begriff. Sie waren ganz tromsig drin mit ihren Gedanken, sie hofften auf bessere Zeiten. Daß viel schlechtere kommen könnten, daran dachten sie gar nicht, und während sie Besseres hofften von außen, bösete es ihnen inwendig von Jahr zu Jahr. Sie dachten noch immer an Haus und Gut, aber sie thaten nicht darum, es sollte ihnen vom Himmel herabfallen, und weil da herab nichts fallen wollte, waren sie so mörderlich unzufrieden mit allen Menschen und der ganzen Welt. Es war kein ernstes Bedenken in ihnen, sondern eine gedankenlose Liederlichkeit, die mit den Jahren zunahm. Sie hatten eben nur den Sinn der Welt, den flüchtigen, veränderlichen, an's Ewige und Bleibende dachten sie nicht, kamen daher nicht zu vernünftigen Gedanken und einem besonnenen, verständigen Lebenslauf. Nur da, wo man den ewigen Gott vor Augen hat, den Unveränderlichen, und als Wegweiser sein ewig Wort, kommt man zu einem sichern Wandel, dem ewigen Ziele zu, zu einem schönen Lebenslauf.

Je mehr Befriedigung sie in sinnlichen Genüssen suchten,

desto unzufriedener wurden sie, und während sie auf diesem Wege im entschiedenen Fortschritt begriffen waren, stumpfte ihr Geist sich ab, die Empfänglichkeit für ein höheres Leben ging verloren, die Klänge aus einer höheren Welt hörten sie nicht mehr, hatten keine Augen mehr für das Walten Gottes, die Familienereignisse machten wenig oder keinen Eindruck mehr auf sie. Sie sahen Menschen kommen und gehen, sie dachten nicht woher, wohin. Eltern starben, Kinder wurden geboren und starben, sie hatten dabei keine bessern Gefühle, keine Erweckung; was sie fühlten, stammte aus der Selbstsucht, je nachdem aus den Ereignissen ihnen Erleichterung oder Beschwerung zuwuchs. Gott gab ihnen, wir wissen nicht recht, dürfen wir den Ausdruck gebrauchen, den kleinen Finger, um sie aus dem Sumpfe zu ziehen, denn er will ja nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe. Hätten sie diesen Finger recht ergriffen und festgehalten, wären sie nach und nach zur ganzen Hand gekommen, aber sie versäumten die gebotene Gelegenheit.

Gott ließ sie erben ung'sinnet, nicht Millionen, aber doch einige hundert Franken, so viel, daß wenn der rechte Sinn da gewesen wäre, sie sich daran hätten emporrichten können. Was thaten sie? Bald schimpften sie über den Bettel, bald thaten sie dick damit, brauchten, als wenn es der Schatz aus der afrikanischen Höhle Xaxa wäre, machten gewaltige Projekte und zankten noch gewaltiger darüber, ob, wie Heiri wollte, ein großes Gut oder, nach Kathri's Plan, ein schönes Haus in Basel (wir wissen nicht, ob das blaue oder das weiße) gekauft werden sollte. Ehe sie einig waren, war kein Geld mehr da, wie es kommen muß, wenn man immer davon nimmt und nichts dazu thut, und wie es immer geht bei Leuten, wie Heiri und Kathri, wenn sie baar Geld im Hause haben, es läßt sie nicht leben, bis es gebraucht ist. Sie haben es wie Kinder mit Aepfeln oder sonstigem Naschwerke in den

Taschen, sie haben auch keine Ruhe, bis sie das letzte Brösmeli begraben.

So ging es bei Hans Jakob's nicht, mit Träumen an hohe Dinge gaben sie sich nicht ab, weder an das blaue, noch an das weiße Haus dachten sie je. Der liebe Gott machte es ihnen nicht leicht, er rang mit ihnen, aber er erdrückte sie nicht. Wer einmal mit dem Wasser gekämpft hat, sei es mit einem Bach, einem Strome oder gar dem Meere, und ihm Land abringen wollte mit Schwellen und Dämmen und erfahren hat, wie gnug das geht, wie heute eingerissen wird, was gestern gemacht wurde, wie wenn man alles fertig zu haben glaubte und sicher, in einer einzigen Nacht die Arbeit von Jahren verloren ging, alles im Alten schien, der begreift ungefähr, wie Hans Jakob mit dem Strom der Zeit rang, daß er ihm nicht darnieder reiße sein kleines Grundeigenthum, daß er es sicher stelle und unantastbar. Offenbar kam er vorwärts, das Land gab bessern Ertrag, das Häuschen war im guten Stand, die Schulden hatten gemindert, aber geleichtert hatte es ihm deßwegen doch nicht viel, er saß noch immer nicht wie eine Wachtel im Hirse, stak viel eher wie ein Schaf im Dornhaag. Er war immer noch fast wie verhexet, es ging immer anders als er wollte, er konnte nie eine sichere Rechnung machen, immer kam was Ungesinnetes und machte einen Strich, bald eine Krankheit, bald ein Verlust, bald eine Forderung.

Wer einer Familie angehört, die sich treu ist, Lieb und Leid die Glieder mit einander theilen, dem ist ein großes Glück zu Theil geworden, es liegt in einer solchen Familie eine große Kraft, sich gegenseitig aufzuhelfen, vor dem Falle sich zu schützen. Sie fordert aber auch Opfer, und wirklich kann die Verpflichtung zu helfen in bedenkliche Ungelegenheit bringen, es ist schon mancher Vater an den Söhnen und mancher gute Bruder an liederlichen Brüdern zu Grunde gegangen. Seinen Brüdern, die sich nach und nach verheirathet,

mußte Hans Jakob auch helfen, wie sie ihm geholfen. Er that es gerne und Anne Marei hatte nie was darwider. Das Geld hatte er nicht verloren, aber er mußte sich entblößen, konnte kümmerlich sich kehren, dazu wuchs ihm noch von einer andern Seite her eine Last entgegen.

Anne Marei's Vater, der gute Mann, erfuhr, wie es vernarrten Wittwern ergehen und wie ihre Narrheit ihnen Tage bereiten kann, gegen welche das Fegfeuer ein Kilbi ist. Nachdem ihm sein bös Räf nach und nach alle Kinder aus dem Hause getrieben hatte, war sie daran, auch ihn hinaus zu treiben. Sie verthat alles und that nichts, sein Vermögen ging dahin, er konnte die Nächte, welche er noch in seinem Hause schlafen durfte, fast an den Fingern abzählen. Jetzt dachte er oft an seine Frau selig, wie die für ihn gerade die rechte gewesen, und wenn er ihr nur bald unter der Erde danken könnte für alle die Gutthaten, die sie ihm erwiesen. Jetzt erst sehe er es ein, wie gut sie es mit ihm gemeint und wie er gerade so eine nöthig gehabt. Solche Erkenntniß hinterher kam schon manchem Wittwer, solche Buße hat schon mancher gethan um der Sünden willen, die er an seiner ersten Frau begangen, schon mancher hat gesagt, wenn er drein kam wie Joseph's Brüder: Das hab ich an meiner Frau selig verdient. Wenn die Frau selig dieses unter der Erde vernehmen kann und sie ist mit Groll im Herzen in's Grab gegangen, so werden solche Bekenntnisse ihn wohl austreiben.

Der alte Mann wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als zu seinem Tochtermann zu gehen und ihm sein Leid zu klagen. Wer den armen Mann, des Vergangenen eingedenk, so zwischen Tag und Nacht so zaghaft zu Hans Jakob's Hause gehen gesehen, so demüthig anklopfen und fragen gehört, der hätte mit dem armen alten Manne sicher Mitleiden gehabt. Das hatte auch Hans Jakob und zeigte es unverholen und herzlich, während Anne Marei nicht recht wußte,

wie es thun sollte. Weiber lieben das Repetiren sehr, und ehe sie verzeihen, lassen sie gerne nicht bloß die ganze Weltgeschichte, seit Adam und Eva aus dem Paradies gejagt wurden, aufmarschiren, sondern auch alles, was sie gedacht und was sie gefühlt, wie manchmal ihnen das Herz weh gethan und wie manchmal es ihnen sogar geblutet; erst wenn dieses alles vorab ist, gleichsam der Schutt verglommener Tage oder die Barrikaden vor dem Herzen, kommt dieses zu Tage in seiner alten Gestalt; der alte Mann weinte bitterlich, Steine hätten sich seiner erbarmet.

Was jetzt, wie helfen? Nun da war doch leicht zu rathen: Scheiden! Das wäre aber eben ein sehr leichter Rath gewesen und ist Scheiden ein so schweres Wort! Freilich nur für die Christen, nicht für Juden und Juristen. Scheiden, wenn nicht um des Ehebruchs willen, ist das Bekenntniß, man habe keine Bußfertigkeit, weder Sanftmuth noch Geduld, man halte sich gegenseitig für unverbesserlich. Ist das aber nicht ein schrecklich Zeugniß, gebe man es über sich, über das andere oder über beide zugleich ab? Scheiden ist eine Demonstration gegen Gott, ein gewaltsam Abwerfen der Bürde, die er aufgelegt oder die man leichtsinnig auf sich selbst genommen, ein Absagen des Vertrauens, daß bei ehrlichem und redlichem Streben Gott sei mit seinem Segen. Scheiden ist also ein sehr schwer Wort, aber ein sehr leichtfertiger Rath. Wo man die Gesetze macht nach Christi Befehl und Ordnung und den Verstand hat, ihren Sinn und ihre Bedeutung in Beziehung auf die menschliche Natur und die Bestimmung der Menschen zu erfassen, die Gesetze nicht macht nach der eigenen Lust und Gier und der Augen Lust und des Fleisches Lust, der Hoffahrt des Lebens, da wird auch das Gesetz das Werk schwer nehmen und dem Fleische, dem lüsternen und ungeduldigen, schwer machen das Scheiden.

Hans Jakob und Anne Marei thaten wirklich recht erbaulich, ganz so wie Christen und nicht wie fleischliche leicht-

fertige Rathsherren. Wir nennen nämlich Rathsherr jeden, der Rath ertheilt, sei er nun durch das Volk erwählt, oder habe er sich selbst dazu gemacht. Sie hörten ihm zu, erinnerten ihn nicht an seine Schuld, es war auch nicht nöthig, sie bedauerten ihn, sprachen ihm Geduld zu. Hans Jakob versprach dafür zu sorgen, daß von gewichtiger Seite her mit der Stiefmutter geredet werde. Wenn sie den rechten Ernst sehe und daß der Mann Beistand hätte, so sei sie gescheidt genug, ihren Vortheil einzusehen, meinte man. Und wenn alles umsonst sein sollte, Vater, sagte Hans Jakob, so ist auch für euch ein Plätzlein da und was ihr sonst nöthig habt, wenn ihr euch leiden wollt. Als der Alte das tief empfand und sagte: wie wüst er sich gegen die Tochter und die andern Kinder aufgeführt und er ein solches Anerbieten nicht annehmen dürfte, weil er es nicht verdient, und sie ja selbst mehr als genug zu thun hätten, sagte Hans Jakob, er solle nicht Umstände machen und kommen, wenn er daheim nicht mehr sein könne, er habe noch nie gehört, daß jemanden das viel geschadet, wenn er an den Eltern seine Schuldigkeit gethan und ihnen geholfen. Hans Jakob hatte Recht, so etwas kann der liebe Gott immer gut machen und oft so, daß man es nicht einmal recht merkt. Er machte es hier auch so, er vergalt es ihnen unvermerkt an den Kindern.

Es ist curios, es ist immer noch so, daß oft den Weisen verborgen bleibt, was den Unmündigen geoffenbart ist. Man schreibt ganze Fuder voll über Pädagogik, sogar über Erziehung und vergißt gemeiniglich vor lauter Weisheit die Hauptsache in der Erziehung, die einfache, unverfälschte Liebe. Es ist mit den Kindern wie mit den Pflanzen. Pflanzen ziehen ist eine große Kunst; es werden auch Fuder geschrieben über Baumzucht, Blumenzucht, Feldwirthschaft, Wiesenbau und Rebencultur, und zu allen Zuchten und Künsten ist eins nöthig, und wenn das Eine fehlt, ist alles nichts, kein Gedeihen, weder Saft noch Kraft in allen magern Stengeln, die zu einem

blaßen Leben sich emporschwingen, und dies Eine und Hauptsächlichste ist einfach die Sonne. Künstelt, pröbelt, schwitzt, zieht, schafft, ohne Sonne ist all nichts, ihre Wärme und ihr Licht spenden Kraft, geben den Segen dem schaffenden Menschen. Nun ist's freilich wahr, wenn man über obige Dinge schreibt, so schreibt man nicht dazu: Nimm so und so viel Pfund Sonne, so und so manchen Schoppen Regen, denn Sonnenlicht und Regen stehen nicht in der Menschen Hand und Macht, die mißt unser Herrgott selbst uns ab, und, Gott sei Dank, nicht wie ein Apotheker in allerschlechtestem Maaß und Gewicht, sondern accurat wie der liebe Gott, dessen Hand offen ist zu rechter Stunde, der sättiget alles, was da lebt. Höchstens schreibt man: Esparsette thut Sonnseite am besten, die Tannen wachsen Schattseite schneller. Man könnte glauben, die Pädagogen hätten es auch so mit der Liebe, und schrieben deßwegen nichts davon, weil sie dächten, die verstünde sich von selbst; aber das glauben wir eben nicht, sondern wir glauben, die einen hätten nichts von ihr geschrieben, weil sie aus lauter Weisheit nicht an sie dachten, andere, weil sie vor lauter Weisheit sie nicht kannten, und endlich die dritten, weil sie eben wegen ihrer Weisheit sie haßten und als nicht bloß überflüssig, sondern sogar schädlich bei der Erziehung ignorirt wissen wollten.

Hans Jakob und Anne Marei waren nicht selbstsüchtig, denn ihr Maul, überhaupt ihr Fleisch war nicht ihr Herrgott, die Kinder waren ihnen sehr lieb, einfach und unverfälscht. Darum redeten sie auch mit ihnen, und sobald ihr Thätigkeitstrieb sich regte, mochten sie die Mühe nehmen, denselben auf nützliche Verrichtungen zu lenken, wo dann ein Kind große Freude hatte und sich hoch meinte, wenn es schon helfen, der Mutter ein Scheit nachtragen konnte in die Küche oder dem Vater ziehen helfen an einem Karren u. s. w. Das gab sich mit kurzen Worten bei Anne Marei, vielleicht auch mit rauhen, aber das irrte die Kinder nicht, an diese Stimme waren

sie gewöhnt, und sie hatten es im Gefühl, daß die Mutter es doch gut mit ihnen meine. So hatten es auch Heiri's Kinder, sie fühlten das gleiche heraus, und wenn sie Anne Marei eine Gefälligkeit, einen Dienst erweisen konnten, so thaten sie es, während es ihnen gegen ihre Mutter, gegen Kathri, nie einfiel. Kathri gab es ihnen viel zu deutlich zu verstehen, daß sie ihm im Wege, eine Last, eine Bürde seien. Heiri's waren im Stande, wenn Kinder starben irgendwo, vor ihren Kindern zu sagen, dem sei es wohl gegangen, sie hätten deren noch mehr als genug, so g'fellig seien sie nicht, ihnen sterbe keins, was sie mal hätten, könnten sie behalten. Da könnte man sehen, wie gerecht es gehe auf der Welt, die Armen könnten die Kinder haben, die Reichen, welche ihnen doch z'fressen genug hätten, die seien nicht damit geplagt, könnten gut haben, d'Sach selber brauchen. Daher verstunden sie auch ihre sich regende Thätigkeit nicht, alles, was sie machten, war anfangs nicht recht, sie sollten nichts anrühren, nirgends sein; war etwas verlegt, verloren, so kriegten sie Schläge, hatten sie es gethan oder nicht, hintenher sollten sie alles können, und konnten sie es nicht, so zeigte man es ihnen nicht, sondern haberete sie ab, damit meinte man ihnen die Kunst vollkommen beigebracht zu haben, jetzt sollten sie es können, und konnten sie es wieder nicht, so titulirte man es Bosheit und haberte sie nochmals ab. Heiri und Kathri hatten wirklich ein Stück von allerneuester Pädagogik im Leibe, leider kam es ihnen nicht in Sinn, sich eigends auf dieses Fach zu legen, bei einigen pädagogischen Bekanntschaften hätten sie sicher sein können, in aller Bälde einen ehrenvollen Ruf zu erhalten.

Hans Jakobs Kinder halfen, man wußte eigentlich nicht wie und wann, nicht am Webstuhl, nicht am Seidenrad, sondern drum herum, sahen allem zu, sahen alles an mit Freuden, und wenn sie mal etwas in die Hände nehmen, das Rad einmal drehen durften, war es ein Glück für sie. Ja und wenn man eine Sache lange in's Auge gefaßt hat, weiß man am

Ende denn auch, wo man mit den Händen sie anfassen kann. Und wie sie Freude hatten am Gelde, wenn es der Vater vom Seidenherrn erhielt oder heimbrachte. Schöne Batzen, große, große und wie viel! In dieser Freude am Gelde, welches der Vater verdient, liegt in solcher Haushaltung, wo alles, Freude und Leid, Sorgen und Hoffnungen, Gemeingut ist, überhaupt wenig Geheimes, ein Doppeltes, es giebt Respekt vor dem, der es verdient, es giebt den Kindern, wenn es mit den rechten Worten begleitet wird, einen Begriff, wie viel alles kostet und wie erst gearbeitet werden muß, wenn man mit Ehren durch die Welt kommen und bei seiner Sache bleiben will. Nur muß man es nicht machen wie jener Sepp, der, wenn er seinen Jahrlohn bekam, das Geld auf den Tisch ausschüttete, Alle zusammenrief und sagte: Frau, was hast nöthig, da ist Geld, da nimm! Kinder, was habt ihr nöthig, da ist Geld, da nehmt! der weder an die alten Schulden, noch an das kommende Jahr dachte, sondern, wenn noch was überblieb, den Vorschlag machte, zusammen in's Wirthshaus zu gehen und den Rest zu verbrauchen. Als die Kinder wirklich halfen, gab ihnen Hans Jakob eine Kleinigkeit, da war die Freude noch größer und eifriger zur Hülfe die kleine Mannschaft; doch hörte man oft von ihnen: Vater, behalte es, wenn du es nöthig hast, du brauchst ja so viel für Zinse.

Bei Heiri's war das nicht so. Heiri spienzelte das Geld, welches er heimbrachte, den Kindern nicht, es wäre ihm lieber gewesen, auch Kathri hätte nicht darnach gefragt, aber Kathri schoß darauf hitziger als ein Habicht auf eine Taube. Heiri brauchte vorab so viel es ihm möglich war, Kathri faßte, was es erhaschen konnte, meinte, an ihm sei es so gut angewendet, als an Heiri, und was kam und was ging, brauchten die Kinder nicht zu wissen, dieweil es sie nichts anginge. Auch erhielten sie später auch nichts und sagten oft traurig, wenn sie bei Hans Jakobs Kindern die schönen Batzen sahen, sie geben uns keine, von wegen wir müssen das Essen anschaffen und das

kostet schrecklich viel Geld, die Mutter sagt uns, man wisse nicht mehr, wo Geld nehmen, wenn wir so viel essen. Es ist wohl niemand auf Erden, den Geld nicht reut, aber mit Unterschied, die Einen reut's für das Saufen und für die Kinder nicht, die Andern reut es für die Kinder, aber nicht für das Saufen u. s. w.

Natürlich wirkt ein solches Benehmen betrübend auf die Kinder ein, macht sie mißmuthig, lässig, tödtet alle Freudigkeit in dem, was man soll, und lehrt sie an sich denken, sehnlich harren der Zeit, wo sie von diesen Ketten frei für sich sorgen könnten, doch auch etwas hätten von ihrem Fleiß als nur Verdruß. Diese Stimmung der Kinder wurde denn aber doch von den Eltern mit Aerger empfunden, und unfähig, den Grund irgend einer Sache am rechten Ort zu suchen, beschwerten sie sich bitterlich über die Kinder, wie sie gegen sie seien, und Kathri stichelte manchmal, daß man es mit dem Pelzhandschuh greifen konnte, sie wüßten wohl, woher das käme. Wenn nicht immer Leute wären, die sie aufwiesen, sie wären auch anders. Sie könnten es auch machen, aber o jere, so schlecht seien sie nicht, sie hätten noch ein Gewissen, aber es gebe Leute, die keins hätten, wenn man auch glauben sollte, wie geistlich sie seien.

Hans Jakob's hatten ein halbes Dutzend Kinder; das jüngste war schon fünf Jahre alt, da ward Anne Marei schwermüthig und sagte, es werde müssen gestorben sein, es fühle es wohl. Anne Marei hatte eine gute Frau, wir wissen nicht recht, war es die Frau Doktorin, aber wir glauben es fast; dieser lieferte es die Eier, Butter und hatte großes Zutrauen zu ihr, dieser weinte es einmal sein Leid vor, die tröstete es kräftig, sagte, es werde vielen Weibern so in diesen Umständen, wenn die Zeit um sei, werde es schon bessern. Ja, sagte Anne Marei, das habe ihm die Mutter auch schon einmal gesagt, und damals habe es ihm wirklich auch gebessert, aber jetzt sei es ihm darin ganz anders. Nit daß es sich vor dem Sterben

fürchte, es sei ihm nur um die armen Kinder, wenn die auch so eine Stiefmutter bekommen sollten. Nit daß Hans Jakob so sei wie der Vater, aber man wisse wohl, was das Mannsvolk für eine Art habe. Die Frau Doktorin versprach alles Gute, und wenn, was sie aber nicht glaube, Anne Marei dahinten bleiben sollte, so wolle sie die Kinder nicht aus dem Auge lassen, sich bestmöglichst ihrer annehmen, und das Ende vom Liede war, daß Anne Marei am Leben blieb und die Frau Doktorin Pathin wurde. Aber was das Gevatterbitten Hans Jakob für Schweiß kostete, er hätte ringer zwei Kindbettene selbst ausgestanden.

Nun, die Erwählte that nicht wüst, sondern nahm mit guten Worten das Amt an, von dem weltliche Leute sagen, es enthalte eine kurze Ehre und einen langen Kosten. Geistig genommen dagegen liegt in diesem Amt eine große Ehre. Es liegt darin das Zeugniß des Vertrauens, der erwählte Pathe habe eine Hand, welche im Stande sei, nach dem abgelegten Gelübde das Kind dem Herren zuzuführen. So geht es mit den meisten Sachen, je nachdem man sie geistlich oder weltlich ansieht, haben sie ganz andere Gesichter. Wie üblich brachte auch sie ein Pathengeschenk. Man dankte schönstens und sagte, es hätte sich nicht nöthig gehabt, b'hütis, man dürfe es nicht nehmen, an das hätte man doch wahrhaftig nicht gedacht, und doch machte man große seltsame Augen, denn man hatte nicht was Goldenes, nicht was Silbernes, man hatte nur bloß Papier in Händen. Die Frau Doktorin sagte ebenfalls Uebliches, es lohne sich des Dankes gar nicht, es sei nur eine Kleinigkeit. Sie seien ihr schon lange liebe Leute gewesen, und es freue sie, daß sie deß ein Zeichen thun könne. Sie hätte aber eben gedacht, die Pathengelder lägen da so unfruchtbar, fast wie Wind und Wetter preisgegeben; denn wenn ein Blitz einschlagen sollte, wovor sie Gott behüten möge, so rette man solche Kleinigkeiten selten. Unzählige Kinder hätten nichts davon, dieweil es die Eltern verbrauchten, so oder anders.

Nun davon würde hier nicht die Rede sein, und eben deßwegen hätte sie gedacht, es sei ihnen anständig, wenn sie das Geld an einen Ort thäte, wo es nicht bloß sicher sei, sondern Zins trage, daß das Kind, wenn es erwachsen sei, die doppelte Einlage zurückzufordern hätte. Es ist ein Schein auf die Ersparnißkasse von Langenbruck. Solltet ihr aber das Geld früher nöthig haben, so zahlt man es zurück, welchen Augenblick ihr wollt, ihr braucht nur das Papier da vorzuweisen. O, sagten die Eltern, das hätte sich doch gar nicht gebraucht, wir wären zufrieden gewesen auch ohne das. Und Kummer, daß wir den Kindern ihre Sache brauchten, braucht man nicht zu haben, das wäre das Letzte, welches wir machten. Sie haben noch alles beisammen, was sie erhalten, und noch manchen Batzen dazu, von wegen, wenn sie recht fleißig sind mit spuhlen und winden, so müssen sie auch was haben, damit sie auch wissen, für was sie es machen, und daß sie nicht meinen, es sei alles nur für uns. Sie haben schon ein recht schön Hämpfeli Geld beisammen, zeiget das der Frau Gotte. Die Kinder schossen davon wie eine Schaar gefangener Tauben, deren jede ihr eigen Nest hat, brachten ihre Schätze daher, breiteten sie vor der Frau Doktorin aus, wollten jedes das schönste Stück haben, wollten die Lebensgeschichte aller der Stücke erzählen, jagten einander die Worte ab und drängten sich weg von dem nächsten Stand, der Frau Doktorin Angesicht. Seht, was sie für eine Freude haben am Gelde. Wenn sie recht ordentlich sind und fleißig, so erlauben wir ihnen, es hervor zu nehmen und zu betrachten, und es ist, als ob ihnen das erst recht Appetit zur Arbeit mache.

Ob dieser Rede (bis dahin eine der längsten, welche Anne Marei fallen ließ, hätte darum auch nicht zum Nationalrath gepaßt, wo die Reden das Umgekehrte von Bratwürsten haben müssen: wie diese immer zu kurz sind, müssen jene immer zu lang sein, daher auch der lange Durst begreiflich, denn wenn man einen ganzen langen Tag durchschwatzen mußte, warum

sollte man nicht eine kurze Nacht durch löschen und trinken dürfen) war die Frau Doktorin kaput geworden. Sie sah, daß sie in einen doppelten Ast gesägt, daß man meine, sie hätte Mißtrauen gehabt, die Eltern brauchten die sogenannten Einbünde, wie es allerdings an vielen Orten der Fall ist, wo sie alsbald versoffen und verfressen werden, und zweitens, daß man Bedauern habe mit dem Kinde, weil ihm jetzt die Freude am Gelde verdorben sei. Was sollte es für Freude haben an so einem wüsten Papier, was dazu noch so leicht verrissen oder gar von Mäusen gefressen werden konnte? Die Frau Doktorin sagte daher, es sei ihr leid, wenn sie gefehlt, wo sie es habe gut machen wollen, doch der Schaden sei bald geheilet und d'Sach geänderet. Sie könne die Einlage gegen das Papier jeden Augenblick eintauschen und wolle ihnen das Geld bringen oder schicken, daß dem Kinde die Freude nicht verdorben werde.

Das wollten nun aber Hans Jakob's nicht, sie wollten die Frau Pathin so wenig erzürnen, als diese sie. D'Sach werde schon recht sein, sagten sie, die Frau Gotte werde wohl gewußt haben, was sie mache, und nichts Ungeschicktes gemacht haben. Sie kennten den Verhalt der Sache nicht, es sei ihnen halt ungewohnt, ihrer Gattung Leute verstünden sich auf Neuigkeiten nicht, sie seien nur auf das Alte berichtet, mit dem habe man es machen müssen bis dahin. Ob das als Trumpf gesagt wurde oder mit einem Seufzer, konnte die Frau Doktorin nicht recht unterscheiden. Sie war aber eine gute Frau und nicht leicht beleidigt, sie sagte: Aparte neu ist es nicht, aber hier nur noch nicht bekannt. Es ist so mit mancher Sache, an andern Orten ist sie alt, hier ist sie noch nicht lang bekannt und doch gut. Den Fischthran per Exempel trinken die Lappländer schon seit Anfang der Welt, und Landräth haben die Pommern fast eben so lang und sind beide doch erst seit kurzem im Baselbiet bekannt und doch so gut und gesund. Z'Langenbruck, wo die Leute etwas weiter kommen als bis

zum Neuhüsi oder bis Dornach zu den Kapuzinern, da haben sie schon eine Weile eine Sparkasse, und sie sagen, d'Sach sei b'sunderbar kommod. Ja, sagte Hans Jakob, die können es wissen, die verstanden den Pfiff, handeln weit und denen ist allweg nichts kommoder als so eine Kasse, wo Geld sein wird. Ich habe schon manchmal gehört, beim Handeln sei keine Sache so kommod, als Geld und brav Geld. So wird es sein, sagte die Frau Doktorin, aber meint doch denn nicht, Gevattermann, daß sie das Geld da so mir nichts dir nichts aus der Kasse nehmen und in ihren Nutzen verwenden können. Sie können wohl auch Geld nehmen, ja freilich, aber gegen einen guten Zins und gehörige Versicherung und nicht so bloß auf Hudelbürgschaft hin, wo Hansli dem Christeli Bürg ist, Christeli dem Hansli, der Hirsköbeli dem Hirsjakobli, und Hirsjakobli dem Hirsköbeli, während keiner von ihnen, wenn er anfangen wollte zu mausen, Geld hätte für die Haselstecken zu kaufen, geschweige für den Eisendraht. Dann können aber nicht bloß die Händler Geld haben, am kommod'sten ist das gerade Leuten, wie ihr seid, Hans Jakob. Wenn Einer ein braver Mann ist, daß man sieht, er sieht zu seiner Sache und vernachlässigt sein Land nicht, und er hat einiges an seinem Heimwesen bezahlt, so bekömmt er für seine andere Schuld Geld bei der Kasse gegen den Zins, wie er anderwärts ihn auch geben muß, und das ist dann sicheres Geld, das wird nicht abgekündet, so lange es recht verzinset wird. Die Kasse handelt nicht, kauft nicht Häuser, nicht Güter, die Kasse ist froh, wenn sie ihr Geld an einem sichern Ort und einen richtigen Zinsmann an der Hand hat. Sie kündet daher nicht ab, wenn man am wenigsten daran denkt, dadurch kam schon so mancher in die bitterste Verlegenheit oder wurde über das Nest ausgestoßen, weil er Geld haben sollte und keines fand. Es ist mit dem Geld eine curiose Sache, wenn man es am nöthigsten hat, ist keins zu finden, es ist mit ihm wie mit den Elstern im Juni, wo sie auch sämmtlich verschwunden sind

und kein Mensch weiß, wo sie hingekommen. Ja, sagte Hans Jakob; das habe ich erfahren, wenn ich nur davon höre, fühl ich es in den Gliedern. Das Schrecklichste, was mir ertraumen kann, ist das, daß mir Geld abgesagt wird auf einen bestimmten Tag, und ich muß laufen und Geld suchen und finde keins, und der Tag ist da, und ich habe keins. Die Frau weckte mich schon mehrere Male, weil sie sah, wie ich in einem bösen Traume war. Allemal war ich bachnaß und fühlte es den ganzen folgenden Tag in den Gliedern. Ja dafür, das gebe ich zu, ist's eine kommode Sache, wenn es solche Leute, wie ich bekommen, ja für die wohl. Ja, sagte die Frau Doktorin, für die ist es sehr kommod, es wäre gut, wenn man es recht begriffe. Aber es ist für die, welche einlegen, noch viel kommoder, und für die ist's eigentlich gemacht, gerade da ist der Hauptnutzen. Es werde sein, sagte Hans Jakob, daneben habe er geglaubt, wer Geld habe, finde demselben immer Platz, es sei eben nur fatal, daß nicht alle Leute übriges hätten.

Es haben mehr Leute übrig, als man daran denkt, als sie selbst es wissen, und die kommen eben um dieses Geld, entweder brauchen sie es selbst oder brauchen es ihnen andere, und wenn sie es brauchen sollten, hätten sie keins, sagte die Frau Doktorin. Ja, davon habe man Beispiele von Exempeln, sagte Hans Jakob, er könnte auch was darüber sagen. Nun nehmt gerade die Pathengeschenke der Kinder, wie selten bringt sie eins bis zur Heirath oder nur bis es zum heiligen Abendmahl geht. Während dieser Zeit liegen sie im Kasten immer gleich viel, so in einer Kasse würden sie sich mehren, da tragen sie Zins, wer heute einen Louisd'or einlegt, hat in ungefähr zwanzig Jahren zwei Louisd'or, da kann er einen brauchen und er hat immer noch einen, gerade so viel als er im Anfang hatte. Ja, aber es haben nicht alle Leute eine gute Frau Pathin, welche ihnen gleich einen Louisd'or giebt, um einzulegen, antwortete Anne Marei. Es braucht sich auch

nicht, sagte die Frau Pathin, man kann fünf Batzen einlegen und die schon tragen Zins, und das mehrt sich, man denkt nicht daran. Legt z. B. für ein Kind alle Tage einen Kreuzer bei Seite, das giebt im Monat einen halben Gulden, macht das zwanzig Jahre lang, nehmt keinen Zins, sondern laßt Zins auf Zins schlagen, so hat das Kind im zwanzigsten Jahre ein Vermögen von zweihundertfünfundvierzig Gulden, und viele Kinder können vom vierzehnten Jahr weg viel mehr einlegen, als einen halben Gulden monatlich. Das ist ein Kapital, mit dem sich denn doch schon etwas anfangen läßt, wenn nach altem Gebrauch, der kaum ergehen wird, zwei zusammen kommen. Man glaubt gar nicht, was aus Kreuzern werden kann, wenn man sie gehörig ästimirt, und dazu merkt man es kaum, wenn man Kreuzer bei Seite legt. Mancher, der jedem wüst sagen würde, wenn er ihm zumuthete, er solle einen Thaler vorschlagen, hätte ung'sinnet einen, wenn er Kreuzer sparte. Das ist wie mit dem Lesenlernen, da stellt man Einem auch nicht die ganze Bibel vor und sagt: Da lies! sondern man nimmt das Namenbuch, fängt beim A an, kommt nach und nach zum B, bis man endlich hinten aus ist, erst dann schlägt man Sylben zusammen, erst dann Worte, erst dann kleine Sätze, erst dann kömmt man in kleine Bücher und erst nach langem, langem, und wenn man Fleiß hat, in große.

Ja, ja, sagte Hans Jakob, wo man übrig hat, da kann man vorschlagen, aber wo man immer zu wenig hat, da hört man, und wenn es schon nur Kreuzer wären, man nähme deren noch, wenn man sich nicht schämte, zu betteln, und sie jemand ungeheischen geben würde.

Die Frau Doktorin schüttelte ungläubig den Kopf, doch wohl wissend, daß man mit Disputiren bei solchen Leuten wenig abbringt, weil sie meinen, wir Leute wissen nicht, wie ärmere Leute es haben, davon hätten wir keinen Verstand, sagte bloß: Und die Kinder, die schlagen doch vor. Wenn die es

in die Sparkasse thäten, mehrete es sich alle Tage, und wenn sie alleweil dazu thäten, so hätten sie am Ende ein schönes Sümmchen beisammen. Und wenn ihm einmal ung'sinnet Geld abgesagt würde, so könnte er sich damit helfen und der Schuldner der Kinder werden. Ob er ihnen zinse oder jemand anders, das komme ja auf eins heraus.

Selb, sagte Hans Jakob, wäre ihm doch zuwider, er möchte nie seiner Kinder Geld in seinen Nutzen verwenden. Man könnte wohl sagen, er sei es ihnen schuldig, aber man wisse wohl, wie das gehe, es sei bös, das in Rechnung zu behalten, und wenn es schon aufgemacht sei, was das eine gegeben, wollten es die andern nicht glauben. Daneben hätten sie so große Freude an ihrem Gelde, die möchte er ihnen nicht verderben. Nun, bei dem jüngsten mache es nichts, das habe es nie gesehen, es reue ihns also auch nicht, wegzugeben. Daneben habe er schon oft gehört, mit solchen Kassen sei es nicht immer richtig. Er wolle nicht davon reden, daß jeder, der sich damit g'mühe, sein Profitchen haben werde, warum würde er sich sonst damit befassen? Und es sei jedem seine Sache zu gönnen, warum nicht, aber wenn viel drin sei, und es dr Werth sei, so sei man schon mit draus gegangen und sein Lebtag habe man weder von Kapital, noch von der Kasse was wieder gesehen. Selb würde ihn doch dann übel reuen, wenn ein Andrer an den Kreuzern wohl lebte, die er sich am Maul abgebrochen.

Da habt nicht Kummer, Hans Jakob, sagte die Frau Doktorin, das hängt nicht bloß an Einem, sondern da ist von Allen, die in der Verwaltung sind, einer für den andern gut, und das sind alles habhafte gesessene Männer und nicht Fötzelvolk, wie deren manchmal in guten Weinjahren das Volk selbsten wählt und ihnen seine Kassen in die Finger giebt, oder wie sie gewählt werden, wo einer dem andern Vetter ist vom Lumpensammler her, welcher ihr Erzvater war. Daneben

sind alles gemeinnützige Leute, wo das thun nicht wegem Profit, sondern dem allgemeinen Besten, aus Liebe zum Volk.

Selb wär schön, sagte Hans Jakob, von solchen habe er noch nicht viel gehört, daneben komme er nicht weit herum. Aber es werde sein, weil sie es sage. Es freue ihn, wenn es immer so bleibe.

Die Frau Doktorin ward fast böse, daß Hans Jakob an lauterer Gemeinnützigkeit zweifelte, als an einer Sache, welche zwischen Himmel und Erde nicht mehr zu finden sei, sondern in's Gebiet der Sage gehöre, ungefähr wie Drachen und Lindwürmer. Sie meinte es gut, glaubte daher auch aufrichtig an das Gutmeinen Anderer. Sie kriegte einen Zahn auf Hans Jakob und bedachte nicht, daß in dem Lebensgebiete, in welchem derselbe sich bewegte, er vielleicht diese aufrichtige Gemeinnützigkeit ohne alle Hintergedanken nie bemerkt, daher an ihr Dasein nicht glauben konnte, ungefähr wie seiner Zeit ein alter Küher auf dem Paßwang nicht glauben wollte, daß dreißig Stunden untenher Basel ein Thurm sei, dreimal so hoch als der größte in Solothurn. Er sei bald vierzig Jahre da oben, sagte der Küher, wenn einer wäre, er hätte ihn sehen müssen, und er habe ihn noch nie gesehen, mit solchen Lügen solle man ihm nicht mehr kommen.

Die Frau Doktorin dachte, bei solchem Stand der Dinge oder der Köpfe trage brichten nicht viel ab, und ging, nachdem sie noch einmal die Auswechselung des Scheines angeboten. Wenn du die nur nicht böse gemacht, sagte Anne Marei, da könnten es ich und das Kind entgelten. Wenn du zum Reden kommst, bist du auch gar zu grob und unmanierlich. Konntest nicht schweigen oder sagen, es wird sein, ihr werdet das besser wissen? Hätte können, sagte Hans Jakob. Aber es machte mich bös, daß sie gemeint hat, wir sollten den Kindern ihre größte Freude verderben und ihnen das Geld nehmen und es da so in eine Kasse thun. Das ist wiederum so eine neue Ersinnete, wo die Einen etwas vorstellen möchten damit, weil

sie sonst nichts zu bedeuten haben, und möchten machen, daß man von ihnen rede, welche dann die Andern und Schlauern benutzen, um armen Leuten das Geld abzuläscheln, fast so wie in einer Lotterie, und wenn sie genug haben, gehen sie damit über den Bach. Es mahnt mich an die Blutsauger, die fallen auch ab, wenn sie sich vollgesogen. So wird es sein, sagte Anne Marei, aber hättest schweigen können, man muß nicht meinen, man müsse immer alles sagen, wenn man schon Recht hat. Was brauchen andere Leute zu wissen, was man für eine Meinung hat, besonders wenn dieselbe übel angeht.

An einem der folgenden Tage waren Hans Jakob und Hans Jakobli, der älteste Sohn, auf dem Lande mit Erdäpfelsetzen beschäftigt. Vater, sagte der Sohn, ich möchte mein Geld auch in die Kasse thun, wenn du nichts dawider hättest. Wie meinst? frug der Vater. Ich möchte auch in die Kasse thun, antwortete der Sohn. Da wurden dem Hans Jakob die Ohren lang und die Augen groß. Was kömmt dich an? sagte er. Ist dir dein Geld, wo du so große Freude gehabt, verleidet, daß du es so verwerfen willst? Jetzt hast es, ist's einmal fort, weißt du nicht, ob du es je wieder siehst. Nein, Vater, antwortete Hans Jakobli, erleidet ist es mir nicht, aber b'sunderbar hat es mir gefallen, daß es aus einem Batzen in zwanzig Jahren zwei Batzen gebe und in zwanzig Jahren aus einer Dublone auch zwei, und daß, wenn man nur so Kleingeld einlege, man zuletzt einen großen Haufen Geld beisammen habe. Das hat mir b'sunderbar wohl gefallen, ich mußte immer dargn denken und es kam mir diese Nacht im Traume vor. Was habe ich vom Ansehen? Dagegen in der Kasse mehret es, und wenn ich noch mehr dazu thue, mehret es noch mehr, und wenn man es nöthig hat, kann man es ja wieder haben, und wenn es viel ist, kann man damit etwas ausrichten und braucht nicht so andern Leuten nachzulaufen.

Hans Jakob konnte die Dummheit seines Jungen gar nicht begreifen. Er schimpfte bei Anne Marei sehr über die

Welt. Wenn man meine, man erziehe die Kinder wie es üblich und bräuchlich, vor Gott und Menschen recht, kämen Andere und verdürben sie, setzten ihnen deren neumodisch Zeug in Kopf und machten sie dumm, ganz dumm mit Verblendung. Hans Jakob kannte das Eingericht des menschlichen Geistes nicht, und dies ist ihm nicht übel zu nehmen, kennen dies doch Rathsherren, Professoren, ja sogar Pädagogen nicht. Hans Jakob begriff die Entwicklung, den Fortschritt des Geistes nicht. Das Kind hat Freude am Schauen, überhaupt an dem, was durch seine Sinne eingeht. Blanke Batzen sind ihm daher an's Herz gewachsen, kleine und große ungefähr gleich tief, vom Werth derselben hat es keinen Begriff. Bei einem vierzehnjährigen Knaben ist der Geist erwacht, er hat einen Begriff über den Werth der Dinge, und ganz besonders geht ihm weit über das Anschauen das Träumen, das Denken in die Zukunft hinaus. Die Einbildungskraft regt ihre mächtigen Flügel. Das Denken an das Wachsen der Kreuzer zu Batzen, der Batzen zu Thalern, das Denken an den Verdienst, an dessen Steigen, an das Resultat, wenn endlich alle Bächlein zusammengeronnen und in einem Beutel sich gesammelt haben, das ist unendlich anziehender und geistreicher, möchten wir sagen, und gewährt daher auch viel größern und nachhaltigern Genuß, als das immer sich gleich bleibende Anschauen der Geldstücke. Der Traum des armen Eiermädchens, seine Freude und deren traurig Ende sind bekannt. Wer in Sparkassen legt, hat ähnliche Träume, gleiche Freude daran, dabei aber ist ein doppelter Unterschied. Die Träume über Sparkassen werden alle Tage neu und brechen nicht so traurig zusammen wie zerbrechliche Eier. Man glaube daher nicht, man verderbe Kindern Freude, wenn man ihnen das Geld nehme und in Sparkassen lege, es wird ihnen dadurch im Gegentheil größere und dauerndere bereitet und zugleich ihnen ein Gegengift gegeben. Jedenfalls regt sich in diesen Jahren die Einbildungskraft, wird derselben nicht eine vernünftige gesunde

Nahrung gegeben, so bieten ihr die Sinne Nahrung, zumeist so ungesunde, daß Leib und Seele in Ewigkeit dadurch vergiftet werden.

Man möchte vielleicht an dieser Ansicht Aergerniß nehmen, weil sie zu wenig geistig sei, zu Geiz oder wenigstens Geldsucht führen werde. Wir geben gerne zu, daß mit viel feinerem, edlerem Stoff die Einbildungskraft zu befruchten sei, aber wer soll in solchen Umgebungen ihn herbeischaffen, hegen und pflegen, und zwar so, daß derselbe greift und lebendig wird? Doch nicht etwa die Schweizergeschichte oder gar die Naturlehre und Naturgeschichte, wie sie zumeist vorgetragen werden? Man hat Beispiele, daß Leute im Staube erstickt sind und zwar in wirklichem Staube, wie viele Geister aber erstickt sind im Schweizer- und Naturstaub, darüber sind noch keine Zahlen bekannt gemacht worden. Im Archiv des Departements des Innern im Canton Bern sollen Tabellen existiren. Bis dahin konnte leider niemand Auskunft geben, in welcher Ecke sie zu suchen seien, und so blindlings an's Ganze sich zu wagen, getraute sich bis dahin noch niemand, dafür müßte man ein Alter wie Methusalem vor sich haben und zwar hinlänglich garantirt.

Das ist dann allerdings zu bemerken, daß diesem Sparen und Sammeln ein Zweck gegeben werden muß, der vor Geiz und Habsucht bewahrt. Das Geld an sich ist nichts, es soll nur Mittel sein, zu einem anständigen Dasein zu gelangen und den Kindern ebenfalls ein solches zu gründen. Mit diesem Zweck ist dann die Einbildungskraft der Kinder christlich zu läutern und zu verklären, das giebt solide Gedankenreihen.

Dem Anne Marei kam das Gelüsten des Jungen, in die Sparkasse zu legen, auch seltsam vor, doch nicht unwillkommen. Es war ihm immer banger geworden, die Frau Doktorin habe Hans Jakobs Gerede übel genommen, und warum eine so gute Frau böse machen? Es meine ja nicht, daß man durchweg nach ihrer Geige tanzen müsse. Die Hauptsache sei, daß man gute Worte gebe und daß sie meine, man wolle tanzen,

hinten her könne man dann alleweil machen, was man wolle, wenn man sie nur immer bei ihrer guten Meinung behalte. Gegen diese nicht unpraktische Ansicht war gefehlt worden, jetzt war ein Opfer zur Versöhnung nöthig, daher Hans Jakobli's Trieb der Mutter willkommen, seine Einlage sollte das Opfer sein. Hans Jakob begriff dieses nicht gleich, war sehr verwundert über Anne Marei's Zustimmung, ärgerte sich darob, ließ Anne Marei dann aber auch machen, wie er es gewohnt war, denn er war nicht von denen einer, die meinen, sie müßten alles zwängen. Auf die gehabte Unterredung hin war die Frau Doktorin sehr verwundert, als Anne Marei mit einem Hämpfeli Geld anrückte und bat, sie möchte behülflich sein, daß das Geld an's rechte Ort käme. Sie hätte dies auf das hin, was sie gehört, nicht erwartet, desto mehr freue es sie jetzt. Nun ließ Anne Marei eine schöne Rede fallen, wie ihrer Gattig Leute gar langsam in Gedanken seien, eine Sache zehnmal zweglegen müßten, ehe sie dieselbe einmal in Kopf brächten, daher anfänglich an den Kassen nichts begriffen, dieweil die Sache ihnen zu neu gewesen. Nun hätten sie aber von der Sache noch mehr gesprochen und mehr daran begriffen und eingestehen müssen, wie das eine kommode Sache sei, wenn man sie recht begreife und es mit rechten Dingen zugehe, was aber wohl sein werde, da die Frau Doktorin es gesagt. Ihrem Hans Jakobli b'sunderbar habe es gefallen und seine Seele habe keine Ruhe gehabt, bis sie ihm versprochen, zu gehen und bei der Frau Doktorin das Geld abzugeben, wenn sie sich damit g'mühen wolle, sie wüßten der Sache nicht zu thun.

Man kann sich denken, wie wohl dies der Frau Doktorin that, und wie sehr sie sich freute. Beides sind nämlich verschiedene Dinger. Wohl that ihr der gehabte Erfolg besonders ihrem Manne gegenüber, der sie gerne mit ihrem propagandistischen Eifer auslachte. Sie sprang alsbald zu ihm und rief: Jetzt, Fritz, komm und sieh, was ich ausgerichtet habe, und lache mich dann ein ander Mal wieder aus, dann will ich

dir! Du hättest hundertmal probiren können, hättest nichts abgebracht. So that es ihr wohl und darwider wird nicht viel zu haben sein, es ist halt menschlich und war denn doch wirklich reine Freude für die Sache selbst auch dabei und keine Ahnung, daß in Anne Marei auch die allen Evatöchtern angeborne Portion Schalkheit stecke.

Anne Marei wurde diesmal zum Essen behalten, gäb wie es sich sträubte. Die Frau Doktorin freute sich, einmal ihre Beredtsamkeit vor ihrem Fritz leuchten zu lassen, damit er es endlich fasse, wie sie mit den Leuten reden könne. Er strich seinen Senf auch dazwischen, so daß endlich Marei fragen mußte: Ihr werdet an der Verwaltung sein, und als der Doktor mit Nein antwortete, es wiederum gar nicht begreifen konnte, warum er sich so eifrig um die Sache g'mühen möge, wenn er doch nichts davon hätte. Indessen gefiel ihm doch die Sache wirklich halb und halb, es sagte aufrichtig, die andern Kinder würden ihr Geld wohl auch abgeben, und wenn sie sich etwas besser kehren könnten, so sei es wohl noch möglich, daß sie selbst hinein thäten. Frau, sagte der Doktor, darauf wollte ich nicht warten, warten, bis ihr kein Geld sonst wo zu brauchen wißt. Nehmt euch vor, alle Wochen ein Bestimmtes, sei es noch so wenig, zehn Kreuzer oder fünf Batzen bei Seite zu legen und in die Kasse zu spediren. Glaubt es, ihr merket das in euerer Lage nicht, behaltet ihr sie, so braucht ihr sie, merket es wiederum nicht, lebt nicht besser. O, Herr Doktor, antwortete Anne Marei, selb wird nicht sein; wir brauchen nichts z'Unnutz, leben gar zu schlecht, ja wohl zehn Kreuzer in der Woche mehr oder weniger, geschweige dann fünf Batzen, die würden wir merken, ich wüßte nicht, wie weniger brauchen und wo abbrechen. Das könnte ich euch auch nicht sagen, meine liebe Frau, aber daran denkt nicht, sondern thut zehn Kreuzer oder fünf Batzen rundweg bei Seite und versprecht euch selbst, sie nur anzugreifen in der höchsten Noth, so werdet ihr ohne diese Batzen es machen können, ihr wißt

gar nicht wie. Man braucht so oft Geld, meine liebe Frau, wenn man es nicht hätte, man braucht es nicht und ist dabei nichts weniger als verschwenderisch. Nehmt nur ein Beispiel am Obst. In einem Jahre giebt es viel, in einem andern wenig, und man kann es auch machen oder mit euern Hühnern, bald legen sie, bald legen sie nicht, und wenn sie gar nicht mehr legten, ihr könntet es auch machen und spürtet nicht einmal viel oder gar nichts. O, was denkt ihr doch, Herr Doktor, wir das nicht spüren, was meint ihr auch! Und, fuhr die Frau Doktorin in ihrem Eifer dazwischen, wißt ihr was? Wir wollen das probiren, ich will euch alle Wochen zehn Kreuzer oder fünf Batzen, wie ihr wollt, einlegen und das wollen wir dann an den Eiern und den andern Sachen verrechnen und so probiren, ob es gehe oder nicht. Ihr könnt ja immer aufhören, sobald ihr wollt. Oder traut ihr mir etwa nicht und meint, ich könnte mit den zehn Kreuzern nach Amerika?

Was sollte da Anne Marei machen? Es wäre ihm fast gegangen wie dem Hans Jakob, daß es der Frau Doktorin gesagt, das sei Zwang, und wenn es fünf Batzen übrig habe, so wolle es sie schon bringen, sie brauche ihm nicht inne zu behalten, und ihr also widerredet und Mißtrauen gezeigt. Doch zu rechter Zeit faßte es sich und sagte: wenn die Frau Doktorin die Mühe haben wolle, könne man probiren, aber für ungut solle sie es nicht haben, wenn es nicht lange so gehe, sie hätten das Geld nöthiger, als sie sich vorstellen könnten, und wüßten nicht, was in einer Haushaltung, wie sie hätten, zehn Kreuzer per Woche bedeuteten. Die Frau Doktorin versprach das und sagte, als Anne Marei fort war, zu ihrem Fritz: Sieh, was man abbringt, wenn man es recht anfängt. Anne Marei aber dachte bei sich, es sei doch kein unverschämter Volk als die Herrenleute, die meinten, gegen ihrer Gattig Leute gehe ihnen alles an. So sich in ihre Sachen zu mischen und Einen zu nöthen zu etwas, was man gar nicht begehrt! Das dürfe es Hans Jakob nicht sagen, kalkulirte es weiter, sonst werde

der auf's neue böse, es wolle sehen, wie es es mache, daß er es nicht merke. Eine Weile werde das schon gehen, dann könne es ja der Frau Doktorin absagen, für die Ewigkeit sei das ja nicht gemacht.

Als es heim kam, sah es sich mit großer Ungeduld erwartet von Hans Jakobli. O Mutter, sagte der, warum kömmst expreß so lange nicht, das thatest du mir zu leid, so spät kamst noch nie. Konntest einlegen? Ja, sagte Anne Marei, den Schein sollst bald erhalten. O Mutter, ju Geld am Zins! Es nimmt mich so wunder, wie man auch schlafe, wenn man Geld am Zins hat! Der Junge ward wohl ausgelacht, aber er ließ sich dadurch nicht irre machen. Seine Träume über seinen Reichthum waren sein Leben, er steckte damit die andern Geschwister an, und lange ging es nicht, waren die sämmtlichen Sparbüchsen in die Kasse gewandert, obgleich der Vater munkelte und bedenklich den Kopf schüttelte. Er verbot es nicht, redete auch nicht dagegen, als er sah, wie sie Freude daran hatten, er war viel zu gutmüthig dazu. Er verbot bloß, daß sie niemand davon etwas sagten, er schämte sich so gleichsam vor den Leuten, fürchtete, sie möchten es ihm als Hochmuth auslegen oder daß er klüger sein wolle, als die Andern. Aber das war natürlich ein eitel Verbot, ein unpraktisches, deren wir bereits so viel erlebt haben und von ganz andern Majestäten gegeben, als von einem Hans Jakob. Heiri's Kindern ward es unter dem Siegel des Geheimnisses anvertraut, ohne dieses hätten sie es gemerkt am Eifer, wie die Kinder Batzen zu erwerben suchten, an der Freude daran und ihrem Gerede, was alles so aus einem Batzen werden könne, wenn man ihn an's rechte Ort thue. Da wurden Heiri's Kinder traurig, begreiflich, sie erhielten keine Batzen von den Eltern, und was sie sonst erwarben oder erhielten, mußten sie abgeben oder sich etwas anschaffen. Du hast selbst Geld; wenn du es so übel nöthig hast, warum schaffst du es dir nicht selbst an? hieß es alsbald.

Die Kinder besaßen begreiflich nicht die Resignation, daß sie ihr Weh und den Grund dazu den Eltern verbergen konnten. Potz Gugger, wie es da losging, wie Heiri pülverte und Kathri stichelte! Heiri begehrte mit Hans Jakob auf, erstlich wegem Hochmuth. Er werde meinen, was das sei, wenn er in eine Kasse lege, wenigstens so viel als ein Basler Herr, wo sein Geld auch in den Bankhäusern habe. Thäte er seine Schulden zahlen oder einem Freund helfen, er wisse auch noch nicht, wozu es ihm komme, so wäre dies in alle Wege viel klüger. Er wisse, wie das sei. Wo eine Kasse sei; sei keine Freundschaft mehr. Habe Einer Geld nöthig und gehe zu einem Freund, so heiße es, habe kein Geld, gab den letzten Franken in die Kasse, dorthin gehe, dort kannst schon Geld haben, wenn du Sicherheit hast. Einmal habe er sich narren lassen und sei hingegangen und habe einen Bürgen gehabt, da habe es geheißen, man gebe nicht auf Bürgschaft, ein Hudel mache den andern nicht gut, und einen mit dem andern hinein zu sprengen, begehre man nicht. Solche Kassen sind für die Reichen, das sind Schröpfhörner, womit man die Armen um den letzten Blutstropfen bringt, gerade für so dumme Kerls wie du, du hast gute Augen, wenn du einen Kreuzer wieder siehst. Kauf Brillen und sieh dem Gelde nach, bis du blind bist, das ist das Einzige, was du noch machen kannst.

Kathri stichelte giftig, das sei nur aus Teufelsüchtige, um die Kinder abspänstig und unwirsch zu machen, fragte, wo sie ihre Gültbriefe hätten, wie viel tausend Franken es mache in Ewigkeit, wenn man alle hundert Jahre einen Kreuzer einlege, ob sie künftig ein- oder zweispännig Seide holen wollten in Basel u. s. w., hielt Anne Marei auch alle Fingerslang den Hochmuth vor, spöttelte, es werde wieder auf Basel müssen, um Manieren und fein reden zu lernen, um mit so einer vornehmen Frau fein genug reden und ihr eben genug trappen zu können. Nun Anne Marei nahm nicht alles stillschweigend, gab auch ab, aber es dachte doch: O wie gut, daß ich allein

und sonst niemand es weiß, daß ich in die Kasse thue, das will ich aber abstellen, ehe es mir auskömmt. Und es stellte es doch nicht ab! Erst durfte es es der Frau Doktorin noch nicht sagen, zweitens legten die Hühner Eier, als ob sie es erst ersinnet hätten, noch nie so, und drittens spürte es wirklich den Abgang der wenigen Kreuzer durchaus nicht, im Gegentheil, es sagte Hans Jakob mehr als einmal, es dünke ihn's, sie hätten es noch nie so bequem machen können.

Ung'sinnet fragte ihn's einmal die Frau Doktorin: Und jetzt, Frau, wißt ihr, wie viel ihr in der Kasse habt? Nein, sagte Anne Marei, für bestimmt nicht, aber allweg nicht viel. Nein, sagte die Frau Doktorin, nicht tausend Franken, aber doch schon zehn, und habt ihr's weniger machen können? Nein, ich müßte lügen, wenn ich das sagen wollte, antwortete Anne Marei. Ich hätt's nicht gedacht, daß man so zehn Franken entbehren könnte, ohne es zu merken. Gar nicht daran gedacht hatte ich, sagte Anne Marei. Zehn Franken, das ist schon Geld, damit läßt sich schon was machen. Ja, sagte die Frau Doktorin, und bald ist ung'sinnet das Doppelte und Dreifache, das trägt Zins, und zum Zins wird alsbald der Zins geschlagen. Wenn der Zins auch zuerst nur zehn Batzen ist, so müssen die Hühner doch schon manches Ei legen, ehe man für zehn Batzen Eier verkaufen kann, die sind dann schon gelegt. Und sollte euch was Ungeschicktes widerfahren oder ihr das Geld sonst nöthig haben, so will ich dafür sorgen, daß ihr es zurück haben könnt, wann ihr wollt. Kann die Kasse es nicht zahlen, was aber kaum sein wird, nehme ich euch den Zettel ab. Ja, das wäre kommod, antwortete Anne Marei und erzählte nun, wie es ihnen ergangen, als sie noch ledig gewesen, wie Hans Jakob Freunden geliehen, nie einen Kreuzer wieder gesehen, wodurch es ihnen fast unmöglich geworden, sich anzukaufen. Wenn dann Heiri ihnen das vorhalte, wo solche Kassen seien, könne kein Freund dem andern mehr helfen, und Hans Jakob ihm so halber's beistimme, so

habe es schon oft gesagt, wie man helfen könne, daß am Ende niemand mehr was habe. Solchen Leuten sei nicht zu helfen, je mehr man ihnen gebe, desto liederlicher würden sie, es sollte verboten sein, ihnen etwas zu leihen. Wer recht thue und nicht apart schlecht sei, der könne ja bei den Kassen auch Geld haben, und besonders wenn er ein Unterpfand habe, an das er was gezahlt, da können es die Einen geben, die Andern nehmen, und Alle seien wohl dabei. Gerade so, wie ihr es gesagt, sagte ich es auch, aber ich komme nicht auf, mein Mann hilft mir nicht recht, und ich mag mit dem Maul nicht nach. Vielleicht hätte ich ganz geschwiegen, aber ich thäte es der Kathri nicht zu Gefallen, die muß nicht meinen, sie hätte uns zu befehlen, und weil sie nichts hat in die Kasse zu thun und ihren Kindern keinen Kreuzer gönnt, geschweige einen Batzen, es sollte ihretwegen niemand hinein thun. Es ging Anne Marei fast wie dem Eiermädchen, es hätte bald hie und da auch einen Satz gethan aus Freude, daß es so ung'sinnet und daß ganz niemand was gemerkt, zehn Franken habe vorschlagen können. Nein aber, dachte es immer, wie wird doch Hans Jakob luegen, wenn ich einmal so ung'sinnet mit meinem Schatz ausrücke. Es wäre mancher Mann froh, es thäte auf diese Weise seine Frau ihn hintergehen, daß er nichts darum wüßte und käme ihm dann ung'sinnet zu rechter Zeit damit hervor, aber es packen viele Weiber, nur ich weiß mehr als zwei Dutzend, hintern, daß der Mann nichts drum weiß, aber dann auch nichts davon wiedersieht. Nun manchem geschieht es recht, ich thäte es auch machen, wenn ich seine Frau wäre, Gott behüt mich davor.

Die Zeiten waren eine Weile gewesen wie gewünscht. Nicht bloß die Hühner legten wie närrisch, als wenn es nachher nie mehr gut wäre, sondern Acker und Bäume hatten das Möglichste gethan, ein Verdienst war gewesen, daß es den ältern fleißigen Arbeitern vorkam, als käme das Geld das Kamin herunter. Aber deßwegen war bei Heiri doch immer zu

wenig, in allem war kein Segen und vollends von Aufkommen keine Rede mehr, seit sie mit ihrem Erbe fertig geworden. Solche dargebotene Gelegenheiten kehren nimmer wieder, und wer einmal was gehabt und es muthwillig verthan, hat in seltenen Fällen den Muth und die Ausdauer, frisch an's Sammeln zu gehen, besonders wenn es kreuzerweise und nicht mit glücklichen Würfen, wie z. B. in der Handelswelt, geschehen muß.

Nun kamen sie aber auch herangezogen, die bösen Tage, wo die magern Kühe die fetten fressen. Wie, wenn es ein Gewitter geben will, am Rande des Horizonts ein schwarzer Wolkenrand sich bildet, vom Unerfahrnen kaum beachtet, langsam sich erhebt, langsam näher und näher kommt, einzelne Wolken, einzelne Windstöße vorausschickt, bis es den Himmel bedeckt und mit ganzer Wucht losbricht über das zitternde Menschenkind, also geschah es auch hier. Bis dahin hatten Heiri und Kathri die eigentlichen bösen Tage nur von Hörensagen gekannt, und wenn sie Andere davon erzählen hörten, sich schwer mit Auslachen und allerlei Witzen versündigt. Nun sollten sie es aber auch erfahren, was der Mensch vermag, wenn Gott es anders will. Jeder Fabrikherr, mache er nun in Seide oder Baumwolle oder in etwas Anderem, hat verschiedene Sorten Arbeiter. Wir meinen nicht sowohl geschicktere und ungeschicktere, sondern liebere und minder liebe oder um nicht bei der keuschen Judith, der Nationalzeitung in Basel in Verdacht zu fallen, als brauchten wir anzügliche Worte, vertrautere und minder vertraute. Die vertrautern sind die bombenfesten und treuen, die in allen Wettern erprobten, auf die der Herr in allen Beziehungen sich verlassen kann. Die zweite Sorte, in verschiedene Grade sich theilend, besteht aus solchen, welche zuweilen stolpern, zurechtgewiesen, genau beaufsichtigt werden müssen wegen Gewicht, Ellen, Maaß u. s. w., auf deren Arbeit und pünktliches Halten der Versprechungen man nicht bestimmt zählen kann. In diese Klasse

gehören oft die geschicktesten Arbeiter, welche die größten Löhne verdienen könnten. Zieht nun der Artikel nicht mehr, stockt der Handel, häufen sich die Vorräthe oder wackelt der Handelsglaube, d. h. der Kredit im Allgemeinen, so daß man wohl für Millionen Geschäfte machen kann, aber fürchten muß, nicht einen Kreuzer zu kriegen, da müssen die Fabrikherren vorsichtig werden, nicht bloß mit dem Handel: Trau, schau, wem? sondern auch mit der Fabrikation. Sie müssen weniger fabriciren, und wenn auch nicht Arbeiter ganz entlassen, so doch zaudern mit Arbeit geben, die Termine, in welcher die Arbeit geliefert werden muß, länger machen, und wenn man früher damit kömmt, sagen, man habe nichts gerüstet, vielleicht in acht Tagen, wahrscheinlicher aber in vierzehn Tagen, da könne man wieder nachsehen. Es ist sehr möglich, daß je mehr die Arbeiter mit den Lieferungen pressiren, desto tiefer die Herren mit den Zahlungen gehen, denn es ist auch die Arbeit eine Art Waare, welche hoch oder niedrig bezahlt wird, je nachdem der Artikel gesucht oder unwerth ist. Aber alle diese Malheurs, das Zaudern, Zücken, Zwacken, kurz die durch die Nothwendigkeiten gebotenen Reduktionen, denn auch der Fabrikherr muß sich nach der Decke strecken, dem Zeitgeist unterwerfen und zwar gerade er um so eher, weil sein ganz Geschäft sammt seiner Waare zeitlich sind, treffen nun vorab zuerst die zweite Sorte von Arbeitern, die unsichern und unzuverlässigen, die fahrende Habe. Den geliebten und vertrauten giebt man, so lange man kann, beschäftigt sie bestmöglichst, behält sie dem Hause zugethan, wenigstens so macht man es in solchen Häusern, wo die Chefs Erfahrung haben und nicht bloß wissen, was eine Dublone, sondern auch was ein Mensch werth ist. Von der bösen Zeit, welche aus Mangel an Verdienst entsteht, werden sie am spätesten und am mildesten betroffen. Das ist der Lohn der Treue, der baare Beweis, was verdientes Zutrauen und ein guter Name immer noch abtragen trotz der bösen Welt.

Der Handel begann zu stocken, ob aus Ueberfluß an Waaren oder aus Mangel an Geld, ob wegen der Konkurrenz oder wegen einem Zollgesetz, können wir nicht sagen, den wahren Grund wissen Laien selten, denn sagt man ihnen das Eine, ist's gewöhnlich etwas ganz Anderes. Die Fabrikation minderte sich; ungeheuere Vorräthe seien vorhanden, denen man nicht Absatz finde, sie daher nicht noch täglich größer machen wolle, hieß es. Heiri und Kathri gehörten zu den geschicktesten, aber nicht zu den vertrauten Arbeitern, sie konnten's, aber sie wollten nicht immer. Ihnen begann man zu zucken, und namentlich auch deßwegen, weil die Sorte Bänder, welche sie machten und theuer bezahlt erhielten, unter die verpönten Artikel gehörten, während geringere Waare immer noch zog. Anfangs betrug es zwar nur ein Drittel, in drei Wochen konnten sie liefern, was sonst in vierzehn Tagen. Ja, da entstund also ein Ausfall von einem Drittheil der Einnahme, das mußte einen unmittelbaren Mangel oder eine Einschränkung zur Folge haben. Sie hatten nichts gespart, immer alles gebraucht, wie es verdienet war, oft zum voraus, ganz sicher waren sie nicht ohne Rückstände für Brod, Milch u. s. w., jetzt also der plötzliche Abbruch, jetzt was machen? Nun das erste Mal machten sie gar nichts, sie fuhren fort wie gewohnt, sie dachten, das sei für einmal, bis zur nächsten Rechnung werde das Ding sich schon kehren und d'Sach laufen wie gewohnt und darauf hin lebten sie wie gewohnt. Als das nächste Mal der Bescheid noch weniger tröstlich lautete, so waren sie bitterlich erbost, schimpften greulich und meinten anfangs, die Schuld liege einzig an ihrem Seidenherrn, der ein Hund sei und obendrein sie persönlich hasse, weil sie nicht schmeicheln thäten wie Andere. Sie merkten aber bald, daß die Sache eine allgemeine sei und ihr Herr nicht einzig Hund. Sie hatten bis dahin bei ihrem so schönen Verdienst immer geschimpft über ihr Hundeleben, waren nie eine Stunde zufrieden gewesen, nicht einmal Heiri während er sich betrank.

Mancher trinkt, um sein Elend zu vergessen, macht sich einige lustige Stunden, wo er singt und lacht und gleichsam glücklich ist. Nun mit einem solchen Menschen kann man noch Erbarmen haben, wenn man auch die Weise, wie er zu seinem Glücke kommt, im höchsten Grade verwerflich finden muß. Aber solchen Wein trank eben Heiri nicht, sondern sogenannten bösen, er kochte in ihm die Galle auf. Hatte er jemanden zum Zanken und Ausschimpfen, so mußte der herhalten; war niemand da, schimpfte, lästerte er im Allgemeinen über alles, was ihm in Sinn kam, über Gott und Welt, verwerchete ganze Fuder Galle, ward steinunglücklich, himmelstürmerisch, stellte vielleicht noch dummes Zeug an, welches Geld kostete. Das war sein Vergnügen, und ein solches Vergnügen fraß sein Geld, brachte sie alle in Mangel. Jetzt war Noth an Mann, jetzt wo abbrechen, hatte man doch bis dahin ja immer zu wenig gehabt!

Das: wo abbrechen? das ist ein gar merkwürdiges Kapitel, besonders in unsern Tagen, es ist ein Hauptkapitel in einer Masse von Haushaltungen und zwar von Haushaltungen, wo Kaiser am Tische sitzen und nicht bei magerer Kost, und Haushaltungen, wo man sie auch nicht gerne mager hat, aber doch nicht weiß, was man auf den Tisch stellen soll. Hoch und Niedrig, hat man im Allgemeinen gleich schlecht gewirthschaftet, hat in den guten Jahren nicht an die schlechten gedacht, ja hat die Thorheit so weit getrieben, die Verschwendung in ein völkerbeglückendes System zu bringen, und darin übertrafen die Radikalen noch Könige und Kaiser und ihre Finanzminister, sie verhudelten grundsätzlich und gaben vor, die sicherste Basis der Freiheit seien Hudlen und Hudelei, sowohl staatsrechtlich, als privatrechtlich. Exempla sunt odiosa! Als nun die bösen Zeiten kamen, kriegten Hoch und Niedrig die größte Verlegenheit, ja es gab Finanzminister, welche sich Plätzen absinnten am Hirni und ganz sturm wurden, daß man sie an Schatten bringen mußte, und andere laufen keck herum, reden die Ziegel auf den Dächern sturm

und behaupten mit der größten Frechheit, am heiterhellen Tage sogar, zwei mal zwei machen acht und zwei mal funfzehn neunundzwanzig. Denen nun, die dato noch nicht sturm sind, denen kommt die Frage vom Abbrechen accurat wie von selbst, accurat wie das Wasser in's Maul, wenn das Wasser tief ist und man nicht schwimmen kann. Das Abbrechen an sich, obschon scheinbar die Hauptfrage, giebt daher bei weitem nicht das meiste Gerede, in derselben sind sogar die größten Gelehrten, welche sonst bekanntlich nicht viel von Einigkeit wissen, einig. Das Wo, das ist das kleine Wort, welches doch so viele Feuer anzündet und so viele Haare zusammen bindet. Wo abbrechen, da ist's, wo aus dem Allgemeinen heraus plötzlich alle Persönlichkeiten mit ihren Ansichten, Gelüsten, Neigungen, Absichten und Aussichten zu Tage treten, jeder möchte dem Andern unerträgliche Lasten aufbürden, die aber er mit keinem Finger berühren will. In die ewigen Kriege zwischen dem Finanzminister und allen andern Ministern, zwischen den Finanzministern und den Majestäten, heißen sie nun Volk oder König, wollen wir nicht eintreten, wir haben es hier Gottlob mit dem Kraust Mausi eines Staatshaushalts nicht zu thun, sondern mit Heirl's Haushalt, wo aber eben auch das Wo gewaltig spectakelte.

Wo, am Mann oder an der Frau oder an beiden? Wißt ihr, wie es dann gewöhnlich geht, je mehr Macht Einer hat, desto weniger kommt das Abbrechen an ihn, die Machthaber haben es allweg am kommodesten. Es kömmt entweder an's Volk oder an die Kinder, ist der Mann nichts, kömmt es auch an den Mann, ist die Frau nichts, kömmt es auch an die Frau. Das geht in alle Wege, da kömmt es, wo es zum Abbrechen kommt, eben zumeist auf die Macht an, Verstand wird selten viel dabei gebraucht. Jedenfalls aber geht es dann am wüstesten, wenn alle Macht in die Hände der Unmündigen, seien es nun Kinder oder Volk, gekommen. Da ist ein strub Dabeisein, währt aber Gottlob nie lang.

Bei Heiri waren Mann und Frau im Besitz von Macht, jedes war versessen auf seine Grundrechte. Die Grundpflichten waren in Abschied gekommen, wie man es ehedem auf den Tagsatzungen zu machen pflegte. Es kam also hauptsächlich an die Kinder, an die allgemeine Haushaltung. Heiri und Kathri wollten an ihren Privatvergnügen nichts ändern, sie müßten arbeiten, hieß es, sie müßten daher sorgen, daß sie arbeiten möchten, es sei auch nichts als billig, daß sie für sich luegten, und die Hauptsache, daß sie da blieben, denn wenn sie nicht mehr wären, was wollten die Kinder machen, denen ginge es viel zu übel. Dagegen sollten die Kinder mehr verdienen. Geht, verdient, hieß es, verdient. Bald nach dem, bald nach diesem wurden sie ausgesandt, aber mit dem, was sie verrichteten, war man nie zufrieden, was sie heimbrachten, nahm man ihnen alsbald ab, daher bekamen sie nie den gehörigen Muth, den rechten Eifer zur Sache. Die beiden, Heiri und Kathri, hatten also, wenn sie arbeiteten wie gewohnt, und überthan hatten sie sich nie, freie Zeit und Zeit ist Geld, wer sie mit Arbeit auszufüllen weiß. Aber das verstunden beide eben nicht. Sie lagen desto länger im Bette, verbrauchten die Zeit mit Drehen um's Haus herum, ehe man an die Arbeit ging, mit einem geschäftigen Herumtrappen, mit Arbeitsuchen, wo das müßige Suchen die Hauptsache ist und nicht die Arbeit, mit dem plapperreichen Herumlungern von Stube zu Stube, um was zu fragen, um was zu sagen. Und je weniger man that, je mehr man herumlungerte, desto durstiger und hungeriger ward man, desto mehr hätte man gebraucht, wenn man es gehabt oder jemand es anvertraut, und, was merkwürdig scheint, aber ganz natürlich ist, sie hatten kaum mehr Zeit, die wenige Arbeit zu machen. Je weniger Arbeit sie hatten, desto weniger Zeit hatten sie zur Arbeit, mochten kaum mehr damit zur bestimmten Zeit fertig werden. Daran aber waren sie nicht schuld, sondern der Seidenherr, der ihnen schlechte Seide gegeben und ihnen nicht stätige Be-

schäftigung gebe, so dazu und davon verrichte man in Gottes Namen nichts, räsonnirten sie.

Am bittersten machte sie die Lage Hans Jakob's. Wie bemerkt, sahen sie als gebildeter und geschickter auf dieselben herab, und solche Leute hatten es zehnmal besser als sie. Hm, welche Gerechtigkeit in der Welt und wie schlecht die Leute! Hans Jakob's gehörten zu der ersten Klasse der Arbeiter, den soliden, vertrauten. Sie waren exakt wie ein Sonnenzeit. Ihr Seidenherr sagte oft, wenn ihm der Hans Jakob käme und ihm sagte, es sei ihm leid, als er seine Seide gewoben, hätte es baumwollene Bänder gegeben, und als er bei dem Rothenhaus vorbeigekommen, habe man ihm gesagt, das dortige Salzlager habe sich in einer Nacht in den prächtigsten Kindsbrei verwandelt, er habe es selbst gesehen und davon gekostet, er müßte es ihm glauben.

Hans Jakob's arbeiteten zudem nicht so rasch, obgleich nun auch schon Hans Jakobli auf dem Stuhle schaffte, und zudem gewöhnlichere gängigere Sorten. Sie merkten also schon darum die Abnahme der Arbeit weniger. Sie hatten immer auf ihrem Lande zu thun, zu pflanzen und zu jäten und Anderes zu betreiben. Wer so recht bei dem Landbau ist und ein Herz dafür hat, der sieht fast das ganze Jahr über etwas zu thun. Wer keinen Sinn dafür hat, meint, mit Säen und Ernten sei es abgethan. Wer ein Auge dafür hat, sieht von weitem jeder Matte, jedem Acker es an, was für ein Herz dazu ihre Besitzer haben. Das ist nicht bloß im Kleinen merkwürdig, sondern auch im Großen. So sieht man ohne Marchsteine die Marchen zwischen Ackerbau treibenden und andern Cantonen. Hans Jakob liebte sein Heimwesen, und obgleich nicht in einer Gegend, wo man eben mit besonderer Zärtlichkeit für das Land behaftet war, that er eben mehr als ein Anderer machte, vieles, was Andern nicht in den Sinn kam, so daß einmal Einer, der zufällig bei seinem Heimath vorbei kam, still stund und sagte: So, das wäre was,

der möchte, wenn er's könnte. Wenn auch manchmal die Termine etwas länger wurden, sie merkten es kaum und litten deßwegen keinen Mangel. Die nöthigsten alle Tage sich wiederholenden Bedürfnisse hatten sie selbst, und wenn sich am Ende ein Mangel ergab, so war er bloß in der Baarschaft sichtbar, welche zu Zinsen verwandt werden sollte. Hans Jakob's hatten daher noch gar nichts zu klagen, als allfällig über die Furcht, Heiri's könnten nicht mehr zinsen, sie würden alle Tage unverschämter, es sei fast, als hätten sie die Pflicht, sie auch noch zu erhalten. Wenn die alte Kameradschaft nicht wäre und absonderlich die Kinder, sie müßten aus dem Hause, sagten Hans Jakob und Anne Marei oft zu einander.

Sie waren noch ganz an der Hilbe und merkten das Herbe der Zeit kaum. Heiri und Hans Jakob glichen auffallend zweien Wanderern, von denen einer eine warme Kutte an hat, der andere gar keine. Es beginnt ein kalter Wind zu streifen; der in der guten Kutte wandert noch immer behaglich weiter, während der ohne Kutte längst mit den Zähnen klappert und das Heulen ihm immer näher kömmt, wie der Wind immer kälter bläst. Hans Jakob's Dasein hing nicht an einem einzigen Nagel, das ist kommod und eigentlich Baslerbrauch. Hängt man sich an einen einzigen Nagel und der bricht, riskirt man die Beine oder gar den Rückgrat zu brechen. Hält man sich an zwei oder mehreren Nägeln und läßt einer, kann man sich an den andern halten, bis der Nagel wieder eingeschlagen oder das Gewicht auf die andern übergetragen ist. Wenn Hans Jakob und Anne Marei, von großen Gefahren umtobt, denn Heiri's waren bei weitem nicht die einzige Haushaltung mit der Auszehrung am Halse, ihre Lage bedachten, so wurden sie darin immer einig, daß sie Ursache hätten, Gott zu danken, und doch jetzt endlich Frucht hätten von langem Böshaben im Vergleich zu Andern, sie hatten eine wärmere Kutte und die Andern eben keine. Sie

hatten das Zutrauen ihres Seidenherrn, waren der Arbeit, wenn auch in geringerem Maaße, sicher, so lange er Arbeit gab. Am Heimwesen waren die Stümpelten fast alle abbezahlt, nicht viel mehr als die Hälfte waren sie darauf schuldig, wie viel sie verbessert, betrug auch ein Bedeutendes, und die Frau Doktorin hatte versprochen, sobald ihnen Geld abgekündet werden sollte, so sollten sie sich nicht bange machen lassen und mit Laufen und Suchen viele Mühe haben, sie wolle schon für sie sehen, daß sie Geld aus der Kasse bekämen, das ihnen nicht mehr abgesagt werden solle. Sie hatten also nicht die mindeste Ursache zum Klagen, und von seinem Schatze sagte Anne Marei noch gar nichts, ja war noch nicht einmal genöthet, die wöchentlichen Beiträge einzustellen, man mißte sie nicht im mindesten, das ging ohne sie, man wußte nicht wie.

Und wenn das alles gefehlt hätte, so wüßte auch Hans Jakob etwas. Sein Seidenherr hatte ihm einmal gesagt, als Hans Jakob ihm gejammert: Hans Jakob wehret euch recht, so recht aus dem ff. Wenn der Mensch recht will, er kann sich noch wehren und durchschlagen, wenn Andere schon hundertmal gesagt, sie geisten auf, und so lange Einer sich wehren kann, soll man ihm nicht helfen. Aber wenn ihr einmal Matthäi am letzten seid, aber am allerletzten und hinten und vornen nichts mehr wißt, so bin ich auch noch da für euch, aber nur für euch. Unsereiner hat sein Geld sonst zu brauchen, wenn er sich mit Geldleihen abgeben wollte, so hätte er bald alle Lumpen vor seiner Thüre und alle steinigten, felsigten Hügel und alle morastigen Löcher und alles Land, wo weder Dornen noch Disteln trägt, geschweige was Anderes, wären sein Eigenthum in ganz Baselland. Das war ein Trost. Aber Hans Jakob kannte seinen Herrn, wußte, daß er auf ihn zählen konnte, aber so weit bis der Herr ihm half, wollte er lieber nicht kommen.

Zur selben Zeit traf sie ein Verlust, welcher ihnen tiefer

ging, als Heiri's ihr Schmalbarten, und wo kein Seidenherr der Welt ihm was dran helfen konnte, seine Mutter starb. Körperlich gehörte sie auch unter die alte Garde, wo man, wenn der Tod ein Glied derselben abfordert, gewöhnlich spricht, es ging ihm wohl und niemanden übel, aber hier war es doch ganz anders. Die Flügel eines höhern Wesens hatte sie entfaltet, sie war, was eigentlich alle alten Leute werden sollten, der Schutzgeist der Familie geworden. Aeußerlich hatte sie nichts Aetherisches, sie war ein gerunzelt zusammengefallenes Mutterli, aber der Sinn des Friedens war in ihr. Sie war mit ihrem Gott im Himmel wohl zufrieden. Sie könne ihm nicht genug danken, sagte sie oft, daß er sie mit nicht größern Gebrechen beschwert und es sie habe erleben lassen, daß alle ihre Kinder gerne beteten und arbeiteten und auf dem rechten Wege wandelten. Sie war daher auch zufrieden mit den Menschen und diesen Frieden trug sie hin, wohin sie kam. Sie hatte ein feines Ohr für alle Mißklänge in den Gemüthern und verstund die große Kunst, mit wenig guten Worten die rechte Stimmung wieder herzustellen. Sie konnte wirklich auch sagen: Meinen Frieden bringe ich euch, und wenn sie ging, hinterließ sie ein stilles, seltsames Wohlbehagen. Ohne viel Leiden, fast unerwartet, rief der Herr sie ab. Der Schmerz war tief unter den Ihrigen, sie fühlten, wie übel es ihnen ergangen, daß die nun nicht mehr unter ihnen war, die immer alles grad machte, was krumm werden wollte. Kaum werden Thränen an einem Grabe heißer und aufrichtiger geflossen sein, als die, welche an ihrem Grabe so groß und schwer über alle Wangen rannen. Anne Marei war besonders heftig bewegt. Jetzt geht mein Engel weg, jammerte es. Wäre er nicht gewesen, weiß Gott, was aus mir geworden und wie weit Hans Jakob und ich auseinander gekommen wären.

Als Hans Jakob und es heimgingen, sagte nach langem Schweigen Hans Jakob: Jetzt mußt du die Mutter sein! Ach,

mein Gott, sagte Anne Marei und weinte heftiger. Aber die Worte waren doch nicht nebenaus gegangen, sondern in guten Grund gefallen. In der Familie war Anne Marei weit aus die älteste Frau und die, welche namentlich durch der Mutter Vermittelung als die thätigste, besonnenste Hausfrau anerkannt wurde und bei welcher die Andern gerne zu Rathe gingen. Anne Marei rühmte sich nicht, erhob sich nicht, gab sich nicht der ganzen Welt zum Exempel, was Weiber eben nicht lieben und an solchen Tugendspiegeln und Tugendmustern eben nicht mit großer Zärtlichkeit hängen. Und die Andern, wenn sie das geordnete Hauswesen sahen und daß es in merklichem Aufgang sei, faßten Trost, daß man es mit Mühe und Arbeit, mit Verstand und Sparen doch wohin bringen könne in der Welt, wenn man den Glauben habe dazu, nicht lugg gebe und absetze. So fühlte Anne Marei wohl, daß Hans Jakob nicht ohne Grund gesprochen: Jetzt mußt du die Mutter sein.

In allen Familien, wo mehrere weibliche Glieder sind, mehrere Frauen von Söhnen u. s. w., muß eine Mutter sein, wenn die Familie beisammen bleiben, nicht auseinander gehen soll, sie muß die geistige Verwandtenliebe wecken, nähren, wo keine natürliche ist, sie muß die Persönlichkeiten so gleichsam schleifen, aber sanft, daß sie es gar nicht merken, sie muß die persönlichen Ansprüche ausgleichen. Es war Anne Marei sehr feierlich im Gemüthe, gesprochen ward nicht mehr darüber, aber man sah es ihm deutlich an, daß es innerlich viel zu verwerchen hatte. Selbst Kathri merkte dies, legte es aber als Stolz und Hochmuth aus. Man sollte meinen, was da zu erben wäre! Seit die Alte im Herd ist, macht Anne Marei ein Gesicht wie der Papst und nicht drei Worte giebt es um einen Batzen, und wenn es einen alten Strumpf und ein halb Nastuch erbt, wird es allen Handel sein, und wegen solchem Bettel, den ich nicht mit dem kleinen Finger anrühren möchte,

hochmüthig zu werden, muß man dümmer sein als Roggenstroh, so raisonnirte Kathri.

Kathri hatte nicht Ursache, so zu thun, hatte thatsächliche Beweise, daß Anne Marei es immer gut meinte, hatte aber begreiflich keinen Begriff von dem, was im Innern von Anne Marei vorging, setzte das in demselben voraus, was in seinem eigenen Herzen sich geregt hätte, wenn ihm ein Erbe zugefallen. So haben es die Menschen, und am Maßstab, mit welchem sie messen, kann man die Messenden selbst am besten erkennen.

Heiri und Kathri wurden immer nöthiger, und da sie selbst nichts zu Verbesserung ihres Zustandes thaten, so wurden sie eine immer größere Last für Andere und auf wen fiel die mehr, als gerade auf die Nächsten? Die Verdienstlosigkeit nahm eher zu als ab, und dazu schlug allgemach das Brod auf, zogen überhaupt alle Lebensmittel an, bis Gottlob an Milch und Kaffee. Die blieben stabil den armen Leuten z'Lieb und z'Ehr.

Wir kennen auf dem Lande kaum einen schwereren Seufzer als: So, ja, wer alles kaufen muß! Der Nachsatz wird gewöhnlich verschluckt. Ja, wenn in einer Haushaltung alles, auch die Hauptspeisen, gekauft werden müssen, Kartoffeln namentlich, dann hat sie ein weites Maul. Es ist dann mit diesen Speisen fast wie mit dem herbeigeführten Heu, es ist immer als ob der Luft drin wäre. Nun den Kaffee zwar, den kann man nicht selbst pflanzen, aber das Wasser dazu, und das ist an vielen Orten doch die Hauptsache, selb doch wohl. Kaffeepreise machen überhaupt nicht so viel. Alte Weiber reden noch mit Schaudern von Napoleon's Zeiten, wo das Pfund Kaffee einen Brabänter gekostet, lachen aber hintendrein und sagen: Aber es hat nichts gemacht. Selbist ist Geld genug gewesen und Verdienst, es schien, als wie wenn die Thaler, in der Luft herumflögen und dann geriethen die Erbsen wohl, der Roggen, die Kastanien absonderlich, die Eicheln,

und da machte man Kaffee immer wohlfeiler, wenn es nur schwarz zur Kanne auskam. Mit Milch, Brod und Erdäpfeln, da ist's was Anderes, für die hat man keine Ersatzmannschaft, für die sollte täglich Geld ausgegeben werden, wenn man sie nicht selbst hat. Da braucht es aber für eine Familie von sechs bis acht Köpfen ein Namhaftes, bis nur das Leben gefristet ist. Man glaubt es gar nicht, als wer es selbst erfahren hat, was nur eine Ziege oder gar zwei eine Haushaltung erleichtern, und besonders wenn man das Glück hat, zu einer zu kommen, welche zum Neujahrkindlein ein Zicklein bringt und in dieser milchnöthigen Zeit volle Becher spendet. Hat aber Einer Erdäpfel genug, dann hat er einen breiten Rücken für einen langen Winter. Mit dem Brod macht es sich auch noch, da kann man sich nach der Decke strecken, kann sparen, wenn man nämlich was Anderes zu vollständiger Sättigung hat. Aber alles, alles kaufen! und schlechten oder gar kein Verdienst. So hatten es Heiri's, die Kinder weinten oft bitterlich, nicht ohne Grund, ihr Aussehen bezeugte es zur Genüge. Heiri und Kathri brüllten auch, so könne das nicht länger gehen, es müßten Kinder fort, es sei eine Unvernunft, daß man sie ihnen nicht abnehme.

Höre, sagte Anne Marei einmal zu Hans Jakob, so kann es bei Heiri's doch nicht mehr gehen. Sie müssen alles kaufen, sind voll Schulden, verdienen wenig, es ist alles theuer, es ist unmöglich, daß sie alle erhalten können. Die Kinder haben Hunger, obschon unsere Kinder nachhelfen, was sie können. Aber in die Länge kann es nicht so gehen, wir werden auch zu uns selbsten sehen müssen. Wir müssen auch Brod kaufen, und wie weit wir mit den Erdäpfeln kommen, weiß ich nicht. Mich dünkt, die zwei ältesten sollten fort, sie gingen so gerne, o du glaubst es nicht. Ja, sagte Hans Jakob, das ist nicht unsere Sache, darein können wir uns nicht mischen, sagen wir was, so weißt ja wohl, thun sie das Gegentheil. Weiß es wohl, antwortete Anne Marei, und wäh-

rend sie diese alle Tage gehen heißen, wollen sie doch gerade diese behalten und würden am liebsten die jüngern abgeben. Die zwei müssen ihnen schon schaffen, was Weniges sie zu schaffen haben; sind diese fort, kömmt desto mehr an sie, obschon nicht mehr, als ich oder du in einem halben Tage allein machen. Allein je nöthiger sie werden, desto fäuler werden sie. Heiri sieht ja aus, man darf ihn gar nicht mehr ansehen. Ich glaube, der wäscht und kämmt sich nur alle drei Wochen einmal. Und wo ist jetzt das hoffährtige Kathrinli hingekommen, wo immer war wie geschleckt und jetzt aussieht, als hätte man es in Staub und Baumwolle herumgewälzt. Ja, sagte Hans Jakob, Kathri läßt das Mädchen nicht fort und das hätte es am nöthigsten, wenn es was Rechtes aus ihm geben soll. Wenn man den Pfarrer hinter sie reisen könnte, sagte Anne Marei, dem werden sie wohl auch ihr Elend klagen, da könnte er den Anlaß nehmen. Mach es nicht gerne, so geradezu mich in anderer Leute Angelegenheit mischen, wenn ich so von ungefähr ein Wörtlein könnte fallen lassen, wäre es mir schon recht.

Wie es nun oft geht im Leben, woher ganz sicher auch das Sprüchwort entstanden, wenn man vom Wolfe spricht, ist er weit oder nah, so kam gerade der Pfarrer daher, so daß beide einander ganz verdutzt ansahen, was dem Pfarrer, dessen Kopf kein hagenbuchener Klotz war, alsbald auffiel. Störe ich, komme ich ungelegen? frug er. O nein, sagte Hans Jakob, aber wir sprachen gerade von euch, darum kam es uns so auffallend vor, daß ihr daher kamet. Es war gerade, als ob Gott euch herführe. Nun erzählte er, um was es sich gehandelt.

Da sagte der Pfarrer: Das ist wirklich curios, wie man um einander nichts weiß und doch gleiche Gedanken hat, und wie man zum Austausch dieser Gedanken geführt wird, denn auch gerade wegen Heiri's kam ich her. Heiri begehrt gar jämmerlich auf über Ungerechtigkeit in der Unterstützung der

Armen in dieser bösen Zeit. Aermer als er sei niemand, von allen Seiten geschunden und geplagt, Alles wolle an ihm gewinnen, niemand ihm helfen. Aber er wisse wohl warum und wem man alles gebe. Wenn er auch ein Pietist und Kirchenträppeler wäre, er hätte längst auch bekommen. So raisonnirt Heiri, aber daß er sich melde, davon ist keine Rede, dazu ist er zu stolz, und wie man ihm auch helfen mag, wird es ihm nicht recht sein. Ich kenne diesen Schlag von Leuten, man mag es ankehren, wie man will, sie sind nicht zufrieden. Das sind die, welche Einem das Mühen um die Armen erleiden würden, wenn dasselbe nicht einen tiefern Grund hätte, als der Dank der Armen. Am besten sei's, dachte ich, mich bei euch des Nähern zu erkundigen, dann, wenn's Noth thut, läßt sich sehen, was machen.

Der Pfarrer fand allerdings auch in der Entfernung der beidern ältern Kinder die zweckmäßigste Hülfe für Eltern und Kinder. Aber Anne Marei rieth Vorsicht an, daß man wo möglich sie selbst den Vorschlag machen lasse, was sie sicherlich schon thun würden. Wenn der Pfarrer ihnen von Arbeiten und Verdienen rede, so würden sie wahrscheinlich sagen: Was verdienen? Wir wollten gerne verdienen, aber niemand giebt uns Verdienst. Da die Kinder könnten auch verdienen, aber niemand will sie, da haben wir sie auf dem Hals und können sie so z'leerem füttern. Und wenn der Pfarrer von Pflanzen und auf dem Lande schaffen zu ihnen spricht, werden sie wahrscheinlich uns verklagen oder andere Leute, daß man ihnen schlechtes Land gebe, theuer und weiß Gott wie noch, und werden sagen, was ihnen pflanzen jetzt helfe, da müßte man doch erst warten, bis es gewachsen sei, was ihnen das hülfe, jetzt seien sie hungerig, und bis jenes gewachsen sei, könne noch viel anders werden.

Ungefähr so ging es auch. So sind die widerhaarigen Leute, welchen man gar nicht helfen kann, weil sie sich nicht vernünftig wollen helfen lassen, sondern bloß unvernünftig,

wodurch das Elend täglich noch größer würde, weil ihre Laster täglich Nahrung erhielten. Das älteste Kind, ein gewixtes, lustiges Mädchen, brachte der Pfarrer in der Stadt unter, in ein gutes Haus mit guter Zucht, der Knabe kam zu braven Leuten, wo er zu essen und zu arbeiten hatte und das Beten nicht vergaß. Beide kosteten nichts, Kathrinli war sogar Lohn in Aussicht gestellt, der Knabe sollte sich einstweilen mit Nahrung und Kleidern begnügen.

Der Abschied von ihren Eltern war ihnen leider nicht schwer. Es giebt leider deren Eltern genug, die ihren Kindern das Leben zu einer Pein machen, so daß ihnen das Diensthaus Egyptens wenigstens wie ein halbes Paradies erscheinen würde. Man kann es den Kindern nicht übel nehmen, wenn sie, an die väterliche Hütte gekettet fast wie ein Hund an den Hundsstall, halb verhungern, halb erfrieren, nichts genug erhalten, als Schimpf und Schläge, während sie rings herum Dienstboten sehen in Menge, welche in Vergleich mit ihnen ein Herrenleben führen und Geld verdienen. Da muß es gerade den bessern Kindern übel werden, die schlechten würden ob Betteln und Stehlen sich schadlos zu halten suchen. Viel schwerer war ihnen die Entfernung von Hans Jakob's, Kathrinli besonders weinte unbändig, es soll aber nicht sowohl wegen Hans Jakob's, als wegen Hans Jakobli gewesen sein. Man will geheime Konferenzen bemerkt haben, so viel ist gewiß, daß Hans Jakobli ein sehr betrübt Gesicht gemacht und viele Tage lang nicht gelacht hat.

Es ging mit Heiri's, wie man gedacht hatte, hinterher schimpften sie schrecklich, daß man, statt ihnen zu helfen, sie nur tiefer hineingebracht, die hätte man ihnen genommen, welche sie hätten brauchen können, und die gelassen, welche nur fressen wollten, habe man die ihnen lassen wollen, so könne man jetzt auch dafür sorgen, daß sie auch was für diese hätten. Hätte man aber diese ihnen genommen, so hätten sie eben so wild aufbegehrt und über die Unbarmherzigkeit geschrien,

unmündige Kinder von den Brüsten der Eltern zu reißen und die unnützen Freßwölfe ihnen am Tische zu lassen. Es waren allerdings Kathri und Heiri genöthigt, was die Kinder gemacht, wieder selbst zu machen. Aber bei dem geringen Verdienst waren es eigentlich Kleinigkeiten, sie hatten zehnmal Zeit dazu, aber sie berzeten und gruchseten dabei, als wären ihnen auf einmal zwei Bauernhöfe auf den Hals gefallen. Fast wie jüngst im Bernbiet ein Gütermädchen hatten sie es; dasselbe mußte einen Korb mit Spänen auf die Bühnisbrücke tragen und hielt dabei folgendes Selbstgespräch: So, das kömmt lustig, muß bald alles alleine machen zu G..... (ein großer Bauernhof), und zuletzt werde ich alles allein werchen sollen in der Gemeinde.

Es geschieht gerne, daß, wenn man einer Bürde ledig zu sein glaubt, dieselbe nachher, wenn man sie wieder aufnehmen soll, doppelt so schwer zu sein scheint. Curios ist aber, wie bei Leuten wie Heiri's die brüderliche Hülfe wirkt; da wird es so recht sichtbar, wie es bei allen Dingen auf das Herz ankommt, und wie einem schlechten Herzen das Beste zur Verdammniß wird, statt zur Seligkeit zu dienen. Heiri und Kathri waren eitel, hoffährtig gewesen, hochmüthig, unchristlich geworden, in Dürftigkeit gekommen, und zwar handgreiflich durch eigene Schuld, was sie an Hans Jakob's eben so handgreiflich sehen konnten, denn sie hätten in viel besserem Stand sein können, als Hans Jakob's, wenn sie besser g'fundamentet, die ersten Jahre nicht so verliederlicht hätten. An dieser Dürftigkeit waren Gott und Menschen schuld, so hielten sie dafür, darum haßten sie dieselben auch wie billig. Jetzt, als ihnen unverdient auf manche Weise die christliche Liebe entgegen kam, denn sie erhielten viel aus guten Händen, wurden sie nicht demüthig, schlugen an die Brust und sagten: Wir sind's nicht werth, wir haben gesündigt vor Gott und Menschen, sie wurden nicht dankbar, erkannten die unverdiente Liebe nicht, sagten nicht, der liebe Gott im Himmel wolle es

euch vergelten. Nein, ihr Hochmuth wandelte sich in Unzufriedenheit, und statt dankbar wurden sie unverschämt. Was ihnen gegeben wurde, war nicht recht, zu schlecht oder zu wenig, dessen die Geber sich hätten schämen sollen. Je mehr Einer gab, desto mehr hätte er geben sollen, desto mehr zogen sie über ihn los, je mehr sie erhielten, desto weniger dankten sie, desto mehr forderten sie, warfen Hans Jakob's die bessere Lage vor, gerade als ob dieselben sie ihnen gestohlen hätten.

Es ist eine ganz merkwürdige, verkehrte Anschauung dieser Leute, aber das muß es eben sein, sonst würden sie nicht so hartnäckig den verkehrten Weg wandern, statt zum Heil in's Unglück. Eine solche Verkehrtheit aber ist fürchterlich, ist fürchterlicher als der Wahnsinn, denn im Wahnsinn ist nicht Bewußtsein, sind oft die schönsten Träume, in dieser Verkehrtheit ist völliges Bewußtsein, und wenn sie Träume hat, sind sie von der Rache ausgebrütet. Das sind unglückliche Leute, sie mögen schlucken, was sie wollen, so ist es bitter. Nebenbei lebten sie nicht, wie es sich ihnen geziemt, sondern so gleichsam von den Brosamen ihrer Herrlichkeit, und Heiri war noch immer im Wirthshause zu sehen, und wie er zu Geld dazu kam, begriff wirklich niemand.

Endlich kam noch zu den Zweien das Dritte und das war die Krankheit. Es war nicht die Cholera, die hat zwei große Umgänge gehalten um uns herum, kleine Sprünge nicht gerechnet, und wir sind beide Male verschont geblieben, der liebe Gott muß die Schweizer lieb haben, daß er den Würgengel an ihnen vorübergehen ließ, aber wirklich nicht aus Verdienst, sondern aus Gnaden. Wenn wir selbstgerecht wären oder vorchriftliche Ansichten von der Gerechtigkeit Gottes hätten, so könnten wir in den Wahn fallen, wir seien aparti gut und andern Völkern gegenüber Tugendmuster, könnten zu Basel auf der Rheinbrücke stehen und ausrufen: Wir danken dir Gott, daß wir nicht sind wie die wirbelsinnigen Badenser und

die wetterwendischen Franzosen! Aber da könnten wir uns doch bitterlich versündigen, denn niemand besser als wir sollte es wissen, wie ein großer Wust von Sünden unter uns ist, wie Viele abgefallen sind und wie ein gut Theil schlafen. Sehen wir diese Schonung, die allweg von Gott kömmt, denn vor den tausend und abermal tausend Kamillensäcken, welche man im Jahre 1831 in Basel aufhäufte, erschrak die Cholera kaum und flüchtete sich das Land hinab, mit christlichen Augen an und vergessen wir des Spruches nicht, wen der Vater lieb hat, den züchtigt er, so könnten wir eher auf das Gegentheil schließen und ein großes Bangen sollte über uns kommen. Denn kann es nicht sein ein Sparen auf ein größeres Gericht, wie man die gröbsten Verbrecher auch zuletzt hängt, und wenn wir, die wir zur Freiheit berufen sind, sie nur mißbrauchen zu Anlaß dem Fleische, keine Liebe unter einander haben, einander nur beißen und fressen, müssen wir nicht unter einander und mit einander verzehret werden?

Die Krankheit, welche kam, war ein Fieber. Wir wissen eigentlich nicht recht, was für eins, von wegen es giebt gar viele Fieber, sind aber alle böse Gäste, die hitzigen und die schleichenden, die Nervenfieber und die kalten Fieber, ja auch die Flußfieber sind fade, fatale Bursche. Wir glauben nicht, daß die Krankheit ein eigentliches Nervenfieber war, wenigstens ein solches nicht, welches man vor alten Zeiten Faulfieber nannte. Die Aerzte haben es nämlich wie die Gärtner, mit denen sie übrigens wegen Begießen, Schröpfen und Schneiden sonst noch viele Aehnlichkeiten haben, sie wechseln mit den Namen der Krankheiten wie die Gärtner mit den Namen der Blumen, haben auch für eine Sache siebenzehn Namen, einer gelehrter und kauderwelscher als der andere, reden von der gleichen Blume und merken es nicht, bis sie dieselbe unter der Nase haben, reden von der gleichen Krankheit und merken es nicht, bis sie den Puls gegriffen, das Wasser geschaut haben.

Es war ein langsames, sehr fatales Fieber, es währte

lang und entkräftete sehr, nicht eigentlich tödtlich, konnte es aber werden. Ob die Krankheit durch die Luft oder die Berührung vererbt und weiter getragen wurde, darüber sind die Gelehrten bis auf den heutigen Tag nicht einig. Es war nicht die bösartigste der Krankheiten, aber namentlich für arme Leute eine äußerst peinliche, arbeiten sollen und nicht arbeiten können, nicht arbeiten mögen beim besten Willen, das ist eine große Qual. Man glaubt gar nicht, welche Macht eine solche Krankheit auf die Verhältnisse der Familien übt. Man redet von einer stillen Kälte, welche man nicht recht merkt, weil sie nicht kömmt mit äußerlichen Geberden oder großem Getöse, aber nach und nach in alle Häuser, in alle Gemächer, tief in die Erde dringt, alles erkältet, daß man fast nichts mehr zu erwärmen vermag. So giebt es stille Noth, es wird nach und nach alles verzehrt, es ist halt nichts mehr da, nirgends was zu finden, so daß eine Kirchenmaus ein üppig Leben hat gegen eine Maus in einem solchen Hause, wird aber auch keine lange darin bleiben, die haben das Zügeln frei. Solche Noth nimmt niemand besser wahr, als Arzt, Hebamme und Pfarrer. Wo die Hebamme in Fall kömmt, in den benachbarten Häusern herumzuspringen, um ein Stück Leinwand zu bekommen, den neuen Weltbürger darein zu wickeln, da ist sie, diese stille schauerliche Noth. Wo aber Frau oder Kind herumgehen und sagen, der Vater werde diese Nacht wahrscheinlich sterben, sie möchten ein Leintuch, um ihn einzuwickeln, da ist sie sehr zweifelhaft diese Noth.

Solche Noth kam damals über gar viele Haushaltungen in Baselland und namentlich über den Ort, wo Hans Jakob und Heiri wohnten. Gar reiche Leute waren daselbst nicht, die meisten lebten nicht von der Väter Gut, sondern vom Verdienst, und wenn der stille stand, mußten sie schon zusehen, wie sie es machen wollten. Große Hülfe konnte daher auch in gewöhnlichen Zeiten keiner dem andern auf die Länge leisten, in solchen besondern Zeiten aber erst nicht. Fast wie ein

Dieb in der Nacht kam die Krankheit in die Umgegend und in's Dörfchen. Da sie es nicht grob machte, nicht großartig auftrat wie die Cholera, mit Heulen und Zähneklappern, sondern wie eine Schlange im Grase, merkte man sie gar lange nicht. Es wurden Leute krank hier und dort und immer mehrere, und was krank war, wollte am folgenden Tage, in der folgenden Woche nicht aufstehen. So lagen immer mehr Leute, immer weniger konnten einander helfen und die Sache verrichten.

Das sind schwere Zeiten, aber nicht bloß für die Kranken, auch für die Gesunden, und ganz besonders für den, von dem man vorauszusetzen gewohnt ist, daß er von den Krankheiten lebe, den Arzt, der hat Tag und Nacht nicht Ruhe. Der muß mehr laufen, als er mag: kommt er heim, will absitzen, warten Leute auf ihn, er muß sie ferggen; geht er zu Bette, klopft es ihn auf, fährt er mit dem Löffel in die Suppe, rumpelt es an der Thüre der Apotheke. All das Elend muß er mit den Augen schauen, in der Apotheke hat er nichts gegen dasselbe, sieht, was da helfen könnte, aber er hat es wieder nicht in der Apotheke; stellt er mit dem Zeug aus der Apotheke die Leute auf die Beine, wo dann das nehmen, was Kraft in die Beine giebt, daß sie fest stehen, wieder ordentlich laufen können, die zweckmäßige Speise? Es ist sehr merkwürdig, wie bei diesen großen Mühsalen zumeist die Aerzte aufrecht bleiben, von der Krankheit ordentlich geflohen werden, das ist eine Gnade. Wer Glauben hat, weiß, woher sie kömmt, am wenigsten weiß es oft der, dem sie widerfährt. Schön ist's, wo Arzt und Pfarrer einander unterstützen, keiner den andern zu scheuen braucht, der Pfarrer die Fieberkranken mit Heilsoperationen nicht quält, der Arzt mit Leichtfertigkeit und irreligiöser Unduldsamkeit, die eben so ausschließlich ist, als die religiöse, die Seelen nicht ängstigt, wo der Pfarrer bestmöglichst für alles zu sorgen sucht, was der Arzt nicht in seiner Apotheke hat, aber im Einverständniß mit dem Arzte.

Da kommt es dann wohl, wenn man hinter sich, vielleicht weit außerhalb der Gemeinde, gute Leute hat mit guten Herzen, offenen Händen und was darin, die da gerne helfen und helfen können, wo sie wissen, daß es an's rechte Ort kömmt, wo wahre, wirkliche Noth ist. Es ist unglaublich, was zwei im Bunde vermögen für Leib und Seele, wenn sie einander verstehen, keiner dem andern sein Wirken verkümmert.

Hans Jakob's wurden unter den Ersten von der Krankheit überfallen, ehe man noch recht wußte, was sie war, unerwartet und unvorbereitet. Sie waren zufällig ziemlich von Geld entblößt, wie es in solchen Haushaltungen und noch in viel vornehmern oft der Fall ist, wenn man was Bedeutendes angeschafft oder abbezahlt hat. Hans Jakob legte es zuerst und schnell hinter einander zwei Kinder. Alsbald wollte Anne Marei zum Arzt, aber Hans Jakob wehrte mit großer Aengstlichkeit. Es wird schon bessern, sagte er, und womit willst zahlen, umsonst ist nichts, als der Tod, und hat man einmal angefangen mit doktern, muß man fortfahren. Wer zahlt den Arzt? Sind wir nicht aus mit Geld und wie bekommen, wo man gar nichts verdienen kann, vielleicht, wenn's nicht bald bessert, noch fremde Leute haben muß?

Als Anne Marei sah, wie es ihn beunruhigte, daß ung'sinnet diese Beschwerde über sie kam, wo man ihr kaum zu begegnen wußte, und es ihm zehnmal mehr Angst machte, als manchem, der zehnmal mehr Ursache dazu gehabt hätte, sagte es, es wolle ihm etwas sagen, dürfe aber fast nicht, und bekannte nun beinahe wie eine Sünde, es habe Geld in der Sparkasse, wahrscheinlich über achtzig Franken, das reiche doch schon wohin, und bis dies Geld gebraucht sei, könne es manchem Menschen bessern. Hans Jakob verstund erst, Anne Marei rede von den Einlagen der Kinder, und sagte, er wisse ja darum, wolle aber nichts davon. Anne Marei mußte weitläufig erklären, wem das Geld sei und wie es dazu gekommen, ehe Hans Jakob es fassen konnte. Es wollte ihm die Mög-

lichkeit gar nicht in Kopf, daß Anne Marei so viel Geld habe bei Seite machen können in vier, fünf Jahren, ohne daß er es gemerkt hatte, von wegen achtzig Franken sei eine Summe. Es ging Hans Jakob nicht anders, als manchem Mann, der es auch keinem Menschen glauben will, sein Weibervolk sei nicht treu an ihm. Sie können nicht, sie können nicht, ich müßte es allweg merken, und wenn sie was machen, ist's eine Bagatell, führt nirgends hin, lohnt nicht der Mühe, Streit zu haben deßwegen, drei Eier vielleicht und ein halbes Pfündli Anken für ein weißes Brödchen, was ist das? schreit der Mann. Du meine Güte, was würde mancher Mann für Augen machen, wenn er die Summe kennte, welche ihm währen zehn Jahren verflökt worden. Mein Hausbauer würde sein Weibervolk z'Dreck verschlagen, wenn er wüßte, was es ihm Jahr aus Jahr ein verschleipft, sagte jüngst ein Mann. Ja es würde manch Weib die Augen aufsperren und ob seiner Untreue erschrecken, wenn es summirt haben könnte, wie viel seine Untreue im Laufe eines Jahres beträgt. Es meint, es lohne sich nicht, davon zu reden, hat keinen Begriff davon, wie weit das läuft und wie viel es ung'sinnet beträgt. Beträgt ung'sinnet viel, was manv erschlecket und verhoffährtlet und doch in der Haushaltung nicht merkt, läuft sich eben so ung'sinnet hoch, was man der Haushaltung abbricht, um es vorzuschlagen und an Zins zu thun, und zwar eben in kleinen Portionen, die man nicht merkt.

Hans Jakob hatte sehr Mühe, an den Hergang der Dinge zu glauben, und sehr Mühe, sich des Grunzens zu enthalten über den Hergang der Dinge. Es kam Anne Marei wohl, daß es eine glaubwürdige Person war, weil es nicht im Brauch hatte, zu lügen, und am Ende sind achtzig Franken eine Sache, wo der Zorn nicht lange währen kann, wenn man sie kriegt; ein Anderes wäre, wenn man sie verlöre. Achtzig Franken sind keine große Summe, aber doch viel Geld, mit welchem man in einer Haushaltung, wie Hans Jakob's eine

war, wo man denn doch eben nicht alles kaufen mußte, sondern die Hauptspeisen selbst hatte, lange ausreicht und noch etwas für den Arzt hat. Hans Jakob sagte endlich nicht viel darwider, als: Wenn man nur das Geld haben kann, wenn man es braucht, so wär d'Sach gut. Und die Sache war gut. Anne Marei nahm den Weg zum Arzt mit klopfendem Herzen unter die Füße. Der Arzt hatte eine große Praxis, jetzt kaum Zeit zum Schnaufen, gab jedoch Allen immer den köstlichen Bescheid, die Krankheit sei einstweilen gar nicht bösartig, etwas langweilig möglicher Weise, aber bei der nöthigen Sorgfalt komme alles gut, darum solle man Geduld haben, zu zwingen sei da nichts, derartige Fieber wollten ihren Lauf haben, die könne man nicht wegjagen wie eine Fliege auf der Nase oder eine Bremse an der Hand. Aber der Arzt ist zumeist ein unglücklicher Prediger auf dem Lande, auch wenn er die gründlichste Wahrheit verkündet, nur bei wenigen Auserwählten findet er Glauben, daher auch die Vexirfrage: welcher Glaube am geschwindesten selig mache? und die Antwort: der Glaube an einen Doktor. Der Arzt, von welchem wir reden, hätte wirklich Glauben verdient, denn die, welchen solchen zu ihm hatten, blieben zumeist am Leben, während Ungläubige und Ungeduldige, welche alle Tage zu einem andern Arzt sandten und dann noch von allen Weibern alles Unsinnige probirten, kaput gingen. Ob sie aber Alle selig wurden, ist einstweilen noch nicht bekannt gemacht worden. Anne Marei glaubte aber doch erst recht fest, als die Frau Doktorin ihm zusicherte, daß dafür gesorgt sei, daß in dieser Nothzeit alle Einleger beliebig zurückziehen könnten, was sie nöthig hätten. Es gebe etwas Mühe, aber eben dafür seien die Sparkassen da, für die Zeiten der Noth, und wie man in guten Zeiten leicht und ohne viel Komplimente und Ceremonien einlegen könne, so müsse man in bösen Zeiten ohne Hemmung wieder nehmen können. Man habe daher dem Kassirer für einstweilen per Woche drei Pfund Zucker zugeordnet, damit er

bei der vielen Mühe nie ein sauer Gesicht mache, sondern immer ein ganz freundliches und holdseliges. Man glaube gar nicht, was so ein Gesicht an der Kasse einer Sparkasse zu bedeuten hätte. In einer großen Stadt seien zwei Angestellte gewesen, die Woche um Woche gemacht, ein freundlicher und ein unfreundlicher, der alle Leute entweder abgeschnauzt oder wenigstens angegrännet. Während der erste in einer Woche zehntausend Franken verkehrt, hätte der zweite kaum tausend Franken in den Händen gehabt. Einmal habe der Sauertopf einige Zeit die Sache alleine gemacht, weil der andere krank gewesen, und bei doppelter Mühe sei er ein doppelter Uflath gewesen, daß man bloß mit dem Gesicht den Rhein für ein ganzes Jahr total hätte vergiften können. Zum Glück habe der Mensch weit vom Wasser gewohnt, aber nach und nach sei die Sparkasse ganz abtropfet, kein Mensch habe mehr dahin gewollt, ja man sei auf der andern Seite der Straße, wo er gewohnt, gegangen, aus Furcht, wenigstens angegrännet zu werden. Lange habe man den Handel nicht gemerkt, bis der Freundliche wieder gekommen, und man kaum habe wehren, kaum Platz finden können für das zuströmende Geld. Da sei auf einmal der Nebel vor den Brillen verschwunden und man habe die Sache begriffen. Was die Frau Doktorin sagte, hat noch an andern Orten sich erwahret. An der Sparkasse werden nicht Geschäfte gemacht wie andere Geschäfte und nicht mit Juden, die sich von Herzen gerne wüst sagen lassen in der Hoffnung, sich durch ein halbes Procent reichlich entschädigen zu können, sondern man hat es da meist mit unerfahrnen, jungen, schüchternen Leuten zu thun, die man mit guten oder bösen Worten ziehen oder schrecken kann. Man hat die Sparkassen aus Wohlmeinen gegründet, vor allem muß daher dieses Wohlmeinen an der Kasse sichtbar sein, findet man es da nicht, glaubt man an das Wohlmeinen nicht, sondern an's Gegentheil.

Anne Marei ward dadurch eine Last abgewälzt. Es war

also gegen Hans Jakob gerechtfertigt, hatte somit Recht. Was das einer Frau sagen will, weiß jede Frau, und alle Männer werden es erfahren haben. Das wußte auch Micheli von Langnau, wie die bekannte Geschichte beweist, die hier zu Nutz und Frommen für klagbare Weiber noch einmal stehen mag. Es kam eine Frau zu Micheli und klagte über ihren Mann, er sei so grausam zornmüthig, daß sie oft das Leben riskire. Nachdem Micheli alle Wasser sorgsam geprüft, sagte er, Frau, da ist gut helfen. Ich will dir eine Flasche mit gutem, aber kostbarem Zeug rüsten. So oft nun der Mann anfängt, zornig zu werden, nimm du einen braven Schluck voll in's Maul; behältst ihn aber eine Viertelstunde darin und erst dann lässest du ihn hinunter. Die Frau nahm gläubig die Rustig, kam nach drei Wochen wieder und sagte, der Zeug habe grusam gut gewirkt und sei dazu noch b'sunderbar gut zu nehmen. Er habe oft böse werden wollen, aber wie sie einen Schluck in's Maul genommen, habe er sich gesetzt; er solle ihr doch noch eine Flasche von dem Zeug rüsten, sie glaube, sie bringe damit den Mann noch ganz z'weg. Anne Marei hatte aber dazu noch die frohe Aussicht, nicht Mangel leiden zu müssen, sondern im Stande zu sein, der Haushaltung geraume Zeit gehörig Vorsorge thun zu können. Wenn im großen Weltmeer über ein Schiff die schreckliche Windstille kommt, da wird der Capitain auch in den Schiffsraum laufen, nachzuschauen, wie es mit den Vorräthen stehe, absonderlich mit dem Wasser, und findet er sich reichlich versehen, dann wird es ihm wieder leicht um's Herz, er weiß, wie schrecklich so oft schon hier Geiz oder Leichtsinn der Capitain gebüßt.

Mit dem doppelt guten Bescheid eilte daher Anne Marei mit leichten Beinen heim und erquickte damit Hans Jakob. Das habe er nicht geglaubt, sagte er, von wegen gebrannte Kinder fürchteten das Feuer. Er habe es erfahren, was es heiße, Geld ausleihen und es nicht wieder sehen. Und wenn man es endlich auch noch mit Mühe und Noth wieder kriege,

so leiste es Einem doch nicht mehr den Dienst wie anfänglich, wo man es begehrt, und obendrein habe man unterdessen die Verlegenheit gehabt. Das trug viel dazu bei, daß er gelassener die Krankheit ertrug, sich darein schicken konnte, nicht bloß nichts zu verdienen, sondern das schönste Wetter für die Landarbeit unbenutzt vorüber zu lassen und zufrieden zu sein, wenn immer noch eins blieb, welches den andern abwarten konnte. Es nahm sie alle nach einander bis an Hans Jakobli, den ältesten. Man schrieb die Schonung dem zu, daß er fütterte und molk, daher viel bei den Kühen war, ob mit Recht, wissen wir nicht. Und wenn schon eins wieder aufstund, so war es doch unbeschreiblich matt, froh, wenn es einige Minuten den eigenen Leib schleppen mochte, geschweige, daß es andern helfen konnte. Am Leben und ferner an der Gesundheit schadete es niemanden von ihnen, aber sie hatten Pflege, Glauben an Arzt und hernach die nöthige Speise, aber weit über zwei Monat ging es doch, bis von allen die Krankheit gewichen war. Doch war das Geld, welches Anne Marei in der Sparkasse hatte, nicht ganz aufgebraucht, geschweige, daß die Gelder der Kinder angegriffen worden wären, obgleich diese dieselben öfters angeboten. Natürlich hatten die Einlagen aufgehört und blieben für einstweilen eingestellt.

Ganz anders sah es aber bei Heiri's aus und noch an vielen andern Orten, daß Gott erbarm. Der Arzt erzählte Wunder von Armuth, und wie er nicht geglaubt, wie die Leute vorrathslos und entblößt seien. Er hätte es niemanden geglaubt, daß es so aussehe, es sei doch so lange guter Verdienst, überhaupt gute Zeit gewesen, die Leute wären hoffährtig, stattlich aufgezogen, viele hätten geglänzt wie saftige Speckseiten über gelindem Feuer. Jetzt sei in Gottes Namen nichts da, Häuser, Tröge, Schränke, alles sei leer, er könne gar nicht begreifen, wo die Leute mit dem Gelde hingekommen, es sei, als hätten sie geglaubt, sparen sei nicht mehr gut, im nächsten Winter werde es Dublonen schneien und im Som-

mer darauf das tausendjährige Reich anfangen, wo man tanze Tag und Nacht nach himmlischen Baßgeigen.

So ging es auch dem Pfarrer, der in die größte Noth kam, helfen sollte und fast nicht wußte, wie, ohne zu stehlen. Wenn er auf seine Fürsprache hin schon viel bekam, so schien das Bedürfniß doch noch größer. Alles, was gethan ward, schien Wasser auf einen glühenden Stein gegossen, einen Augenblick zischte es, dann war es verschwunden, der Stein ward schwarz, um einen Augenblick nachher zu glühen wie zuvor.

Heiri's hatte es später ergriffen als Hans Jakob's, daher reden sie noch bis auf den heutigen Tag davon, sie hätten es von Hans Jakob's geerbt, das habe man von seiner Gutthätigkeit; Kathri hatte hier und da etwas geholfen, ein Kleines gegen das Große, welches sie zu verdanken hatten; gaben verblümt, daß man es mit dem Zwilchhandschuh greifen kann, zu verstehen, eigentlich wären Hans Jakob's schuld an der Krankheit, also verpflichtet, sie zu entschädigen, und sie hätten nichts gegeben, nichts als einige Male ein dünnes Süppli, eigentlich nur Wasser und ein dünn Nebeli darin von Mehl oder weiß Gott was, da könne man sehen, was das für Leute seien, und hielte doch der Pfarrer so viel auf ihnen und auch der Arzt! Bei Heiri's war auch hell nichts von Leinenzeug, von Hausrath, die Betten so miserabel, daß, wie der Arzt sich ausdrückte, leicht eine hoffährtige Sau sich nicht darein gelegt hätte. Und das waren der aufgepützerlete Heiri und das elegante Kathrinli! Wer ihnen das vor zwanzig Jahren vorausgesagt, was hätten sie dem gesagt? Und wie tausendfältig geht's nicht so. Die Beispiele wimmeln um uns wie die Sterne am Himmel über uns, und haben Augen und sehen sie doch nicht! Bei ihnen war die Krankheit sehr hartnäckig, die Genesung sehr langsam, der Arzt zweifelte manchmal, ob Heiri's geschwächter Körper sich werde erholen können,

obgleich man ihm an nichts fehlen ließ, er hatte nicht zu klagen, man setze ihn hintenan, weil er kein Pietist sei, und doch that er es grob und Kathri spitz.

So schimpften sie auch bitterlich über ihr braves Kathrinli und den Jungen. Kathrinli war ein sehr braves Mädchen geworden und seiner Herrschaft lieb. Es war gar nicht gewesen, daß es seinen Eltern nicht begehrte zu helfen und wirklich auch half. Aber der Pfarrer, der ihm den Platz verschafft hatte, hatte ihm schon früher gesagt: Vergiß deine Eltern nie, aber einstweilen meine nicht, du müßtest ihnen alles anhängen, was du auf- und anbringst. Sie sind im Alter, wo sie sich noch selbst durchbringen sollen, und was du ihnen auch geben magst, deßwegen haben sie es nicht besser, sie arbeiten halt weniger und ihre Seelen haben keine Ruhe, bis es gebraucht ist. Spare du, was du übrig hast, sorgfältig, es wird schon die Zeit kommen, wo du es besser wirst anwenden können. Kathrinli fand diesen Rath sachgemäß, konnte sich aber doch nicht enthalten, wenn jemand von ihnen in die Stadt kam, etwas zu schenken oder ihnen durch Gelegenheit etwas zukommen zu lassen. Aber es machte damit doch nicht zufriedene Leute, es war immer alles zu wenig, wenn sie es in einem Tage hätten ausziehen können bis auf's Hemd, sie hätten es nicht gespart. Sie hatten den Muth, ihm Hoffahrt vorzuwerfen und daß es alles an den eigenen Leib wende, und das war geradezu nicht wahr. Kathrinli war durchaus nicht hoffährtig, aber es stund ihm alles wohl an, war immer proper, man wußte nicht, wie es es machte. Es war seiner Herrschaft sehr lieb, denn es war treu, fleißig, gab immer guten Bescheid. Es besaß die Freundlichkeit, welche für alle Leute, aber namentlich für Dienstboten, Gold werth ist. Man glaubt es gar nicht, wie viel Freundlichkeit einem Knechte, einer Magd werth sind, welche Gewalt sie dadurch erhalten, was es für einen Einfluß auf ihren Lohn hat. Was aber die Hauptsache bleibt, ist, daß die Freundlichkeit ihnen ihre Dienstörter zur Heimath macht und

sie mehr oder weniger zu Gliedern der Familie, daß es ihnen allenthalben wohl wird, weil sie allenthalben lieb sind. Darum erhielt Kathrinli viele Geschenke, und die gab man ihm um so lieber, weil es das Geringste nicht verschmähte, sondern eine herzliche Freude daran hatte. So brauchte es wenig Geld von seinem Lohn, that, was es übrig hatte, in die Sparkasse, das durfte es aber eben seinen Eltern nicht sagen, wohl, die hätten ihm den Marsch gemacht, wenn sie es vernommen, und ihm seine höchste Freude tapfer eingetrieben. Wir wissen, wie traurig es Heiri's Kinder gemacht, daß sie nicht in die Kasse thun konnten, Kathrinli besonders zerriß es fast das Herz, man kann wohl denken warum. Wenn Hans Jakobli zu einer schönen Summe Geld kam, was frug er dann wohl noch einem armen Maidli mit leeren Händen nach? Aber welche Freude, wenn es seiner Zeit unerwartet ausrücken konnte mit seinem Schatze! In seinem feinen Gedächtnisse hatte Kathrinli wohl bewahrt, was Anne Marei oft erzählt, wie es ihnen nur dadurch möglich geworden, zu einem eigenen Heimwesen zu kommen, weil sie beide Vorgespartes gehabt, und daß wer bis zum fünfundzwanzigsten Jahre nicht Boden unter die Füße gekriegt, schwerlich sein Lebtag zu was kommen werde. Man glaubt gar nicht, was für eine Freudigkeit die sichere Aussicht, bei besonnenem Leben einmal zu was Eigenem zu kommen, in die jungen Dienstjahre bringt.

Als Gerüchte von der Krankheit kamen, wollte Kathrinli alsbald auf die Beine und hin. Seine Herrschaft aber sagte ihm: Hör, Kathrinli, wir wollen zuerst hinschreiben und fragen nach den Dingen. Bist du nöthig dort, ja freilich, gar gerne lassen wir dich ziehen, bequem oder unbequem, das ist ganz gleichgültig. Bist du aber nicht nöthig, vielleicht noch im Wege, dann wäre es dumm, hin zu gehen, besonders da die Krankheit nicht bösartig sein soll, aber ansteckend. Kathrinli hatte nicht Mißtrauen in seine Herrschaft, daß es gerade das Gegentheil that von dem, was sie rieth, sondern

Zutrauen. Der Bericht vom Pfarrer kam. Das Elend bei Heiri's sei groß, hieß es, aber Kathrinli's Gegenwart würde es wahrscheinlich nur vermehren, denn fast als gewiß sei es anzunehmen, daß auch es krank würde, so daß man nur einer Person mehr abzuwarten hätte und sie zu beherbergen. Wo ein Bett nehmen für eine neue Kranke, wäre eine bedenkliche Frage. Man helfe einander so gut es gehe, wenn nur Sachen da wären, Leinzeug und die nöthigen und passenden Lebensmittel, dann werde die Noth wohl zu überstehen sein. Auch so bloß zum Besuch begehre er Kathrinli nicht, was nütze es, daß es die Krankheit in die Stadt verschleppe, mit Gott, mit Geduld und guter Leute passender Hülfe wollten sie die bösen Tage, die ihm wirklich auch nicht gefielen, mit einander zu verwerchen suchen. Der Bericht war vernünftig und Kathrinli ergab sich darein. Seine Herrschaft that die milde Hand weit auf und öffnete noch andere milde Hände, Kathrinli gab, was man ihn's geben ließ, es hätte alles gegeben, wenn es nöthig gewesen wäre, so daß der Beistand ein sehr kräftiger war. Denn es ist dann doch nicht, daß man in Basel bloß mit dem Maul fromm ist und mit bloßem Helf Gott helfen will, was nichts kostet und ring geht. Man giebt in Basel gern und reich, wenn man weiß, daß die Anwendung Gott wohlgefällig ist und nicht bloß so quasi zur Halunkenmast dienen soll. Ohne diese Hülfe hätte man wirklich kaum gewußt, wie Heiri's durch und wieder z'weg bringen; denn sie waren eben nicht die einzigen, welche Hülfe bedurften, und einer Haushaltung alles geben, der andern nichts, ist eben nicht passend.

Aber damit waren Heiri's mit nichten zufrieden, schimpften grimmig über Kathrinli, und es gab nicht wenige Leute, welche es mit ihnen hielten. Ist das Kathrinli noch nicht bei euch gewesen? wurde gefragt. O nein, wurde geantwortet, das Mensch verschämt sich unserer, wir sind ihm zu arm. Es ist jetzt eine Stadtjungfer, kennt seine Eltern nicht mehr, das ist

die Frömmigkeit, welche es in der Stadt lernt. Wenn es die Krankheit kriegte, würde es seiner Schönheit schaden, wird es denken, die ist ihm lieber als die Eltern u. s. w. Das ist nicht schön, sagten dann die Leute, wir hätten nicht gedacht, daß Kathrinli so schlecht würde, nein, das hätten wir nicht. Aber was in die Stadt kommt, wird in Gottes Namen schlecht und hochmüthig, man hätte das wissen sollen. Das bestätigten dann Heiri und Kathri mit großem Zorn und sagten, sie seien nicht schuld daran, sie hätten es wohl gewußt, man wisse ja, wie die Leute in der Stadt seien, aber der Pfarrer habe es erzwängt, der doch immer so fromm thue und für das Heil der Seelen besorgt scheine, aber er mache Müsterchen, daß man wohl wisse, was man von ihm zu denken habe.

So sprachen sie und wußten doch sehr wohl, wie sie in die Stadt gekommen und wieder hinaus, und daß Kathrinli ganz anders war als sie. Sie wußten sehr wohl, was der Pfarrer an ihnen that, und die Gründe, warum er abgerathen, daß Kathrinli komme, denn er hatte mit ihnen darüber gesprochen. Aber so ist's, man thut lieber wüst, als daß man verständig ist, man schimpft lieber über die Wohlthäter, als daß man sich dankbar zeigt, man will alle gegründeten Rechte abschaffen und stellt unbegründete Anforderungen an seine Nächsten, man sorgt nicht für die Kinder, aber die Kinder sollen für solche Eltern unnöthig Leben und Gesundheit aussetzen, auf die Gefahr hin, nicht einmal in einem Bette krank sein und sterben zu können. Das ist aber eben der Zeitgeist, der unerträgliche Lasten Andern aufbürdet, die er mit keinem Finger berühren will, der nur von Begehren weiß und nichts von Liebe. Sie verhehlten diese Unzufriedenheit weder dem Pfarrer, noch dem Doktor, sahen beide mit Augen an, als wären sie giftige Feinde, die ihnen alles Leid anthäten und alles Gute vorenthielten, und besonders als sie nach und nach sich erholten und hundert Be-

gehren hatten, die man ihnen um ihretwillen versagen mußte. Dadurch ließen sich Doktor und Pfarrer nicht erbittern, zogen um nichts ihre Hände ab, aber sie sagten oft zusammen, es sei sich wirklich nicht zu wundern, daß viel Mitleid, welches nur auf einer sogenannt rein menschlichen Theilnahme beruhe und nicht tiefern Grund habe, gegenüber solchen Menschen recht eigentlich abdorre, denn dieses Wohlthun bedürfe menschlicher Nahrung, entweder der Dankbarkeit oder doch wenigstens der Anerkennung vor den Menschen, auf daß man von den Menschen gepriesen werde. Solche Menschen seien daher die Prüfsteine des Wohlthuns, ob es bloß um der Menschen oder um Gottes Willen geschehe, als dem zu Ehren, der um seiner Wohlthaten willen gekreuzigt wurde.

Hätte Kathrinli um diese Ansicht der Eltern gewußt, wir zweifeln, ob es jemand in Basel zurückbehalten hätte; denn noch schwerer als ohne Dank Gutes zu thun, ist es, ungerechte Urtheile zu ertragen. Von allen aber ist das das Fürchterlichste, wenn das Schönste, welches der Mensch dem Menschen bieten kann, Gaben der Liebe, in ihm nicht erzeugen süße Empfindungen der Liebe, das wonnige Gefühl, Theilnahme zu finden, Menschen zu haben, die liebend sich unserer annehmen, sondern nichts als Groll, Haß, Zorn, Neid, kurz alle die Gefühle, die als Quälgeister in der Menschen Seele hausen, sie vergiften, mit einem stätigen Weh erfüllen, welches grimmiger ist, als das grimmigste Bauchweh, wenn das, was sie dem Herrn zuführen sollte, als wie mit Peitschen sie dem Teufel zujagt. Man verdrehe uns die Worte nicht und sage, wir fordern vom Menschen für erhaltene Wohlthaten ein hündisches Händelecken, das thun wir durchaus nicht, aber offen und frank erklären wir, daß das natürliche Händelecken des Hundes als natürlicher Ausdruck hündischer Gefühle unendlich rührend ist gegenüber jener unmenschlichen Verhärtung, welche flucht denen, die Einem wohlthun, was ein deutlich Zeichen der Anwartschaft auf die Hölle ist. Und wir fragen, wie unendlich glück-

licher ist der Hund, dem die Zuneigung seines Herrn zum Herzen dringt und der sich ohne Reflexion gedrungen fühlt, ihm die Hände zu lecken, als der Mensch, dem jede Gabe Galle macht und ihn in die Versuchung führt, den Geber zu beißen oder wenigstens ihn zu beneiden, zu verleumden, wenn nicht eben gar zu verfluchen.

Es ziehen zweierlei Gewitter über Länder und Völker, über Aecker und Menschen, Gewitter, von deren Schlägen sich niemand erholt, den sie getroffen, Untergang und Tod die Folgen sind, und Gewitter, die ein neues Leben zeugen, wo ein rasches, unbegreifliches Aufblühen den angerichteten Schaden bald bedeckt und nur einzelne wenige Denkmäler bleiben dessen, was geschehen ist. Von der letzten Art war das Gewitter, welches wir beschrieben haben. Von der Krankheit erholten sich zwar die Menschen langsam. Mehrere brauchten Monate dazu, und hie und da blieb eine Schwäche oder es entwickelte sich der Keim des Todes. Oft sah man Leute müßig an der Sonne sitzen, an deren warmen Strahlen sich erlabend, wie es vor Spitälern so häufig gesehen wird. Wie vor Militärspitälern die Genesenden sich erzählen ihre Heldenthaten, wie sie ihre Wunden erhalten und wie sie dieselben zu rächen gedächten, so saßen hier die Leute zusammen, verhandelten die Vergangenheit und erzählten, wie sie sich durchgeschlagen durch die schwere Zeit. Es waren lehrreiche Stunden für die, welche noch lernfähig waren, welche Fähigkeit nach der Ansicht großer Pädagogen noch fünf Jahre, nachdem das Schwabenalter eingetreten, dauern soll.

Ueber Hans Jakob's wunderten sich die Leute sehr. Diese Familie erholte sich rasch, war auch nicht so auf die Tröckene gekommen wie die meisten, und doch wußte man wohl, daß sie früher öfters in Geldklamm gewesen, hatte, so viel man wußte, nicht Schulden gemacht, sondern sogar dem Arzt bezahlt, der zwar während dieser Zeit weder Seide spann, noch Geld gewann, desto mehr aber Liebe und Achtung: er erntete

nicht, aber säete. An einem lieblichen Tage, so an einer Sonneten, da mehrere gute Bekannte um Hans Jakob's Hause saßen, wo die Sonne apart mild und unverkümmert schien, sagte eine Frau zu Anne Marei: Aber sag du mir, Base, wie habt ihr es gemacht? Euch fast allein sieht man keinen Mangel an, habt, so viel man weiß, nichts verkauft, wo nahmt ihr das Geld dazu? Verdienen konntet ihr so wenig als Andere, und bei der bösen Zeit werdet ihr auch nicht Vorrath gehabt haben? Da sagte Anne Marei, wenn man mich nicht auslachen will und etwa meinen, ich lüge, daneben können es Hans Jakob und unsere Kinder und noch andere Leute bestätigen, so will ich euch das schon erzählen, es kann vielleicht Einigen nützen.

Nun erzählte Anne Marei ehrlich und Punktum, wie es ihm ergangen, die Frau Doktorin es verführt, wie es Angst gehabt, wie aber niemand den Abbruch gemerket, nicht einmal es selbsten, das Geld so wundersam sich geäufnet, daß mehr als achtzig Franken mit Zins und Zinseszins zusammen gewesen, ehe es daran gedacht, und wie wohl ihnen jetzt die gekommen, denn bitter übel wären sie dran gewesen, wenn sie das nicht gehabt, denn sie seien eben von Geld entblößt gewesen. Sie hätten der Kinder Geld brauchen müssen und selb wäre ihnen doch z'wider gewesen. Hans Jakob habe es gehabt wie der Thomas, er habe gar nicht daran glauben wollen, bis er das Geld sehe und in Händen habe. Das habe es denn auch holen können. Wie viel es begehrt, habe man ihm gegeben, es hatte keinen Anstand und obendrein noch mit guten Worten, welche sonst selten sind, wenn man sein Geld wieder will.

Nun war es recht merkwürdig, was es da für Gesichter gab und für Ausrufungen, besonders bei den Zuhörerinnen. Wie das auch möglich sei, so viel bei Seite zu thun, daß man es nicht merke! Geld sei ja immer Geld, und wenn man weggebe, so habe man doch desto weniger, das sei doch ja so klar

wie ein Erbsmueß! Am lustigsten thaten die Weiber, denen man sonst eben nicht die saubersten Finger zutraute. Das könnten sie nicht begreifen, sagten sie, einmal bei ihnen ginge das nicht, ihre Männer hätten z'beid Seiten Augen, und wenn nur ein Brösmeli wegkäme, daß es einer Laus im Auge kaum weh thäte, so thäten sie es merken, und dann wohl, dann würden sie ihnen, daß sie lieber eine todte Kuhhaut sein möchten, als ein lebendiges Fell haben, wohl, die würden ihnen das Fell gerben, bis man Feuereimer daraus machen könnte. Du mußt einen guten Schlabi haben, daß der das nicht gemerkt hat und so lang und so viel, ja wolle! Du wirst ihm nicht bloß ein Brett vor die Augen gemacht, sondern die Nase mit Tannzapfen vermacht haben, denn wenn er es auch nicht gesehen, so hätte er es doch müssen schmecken.

So wurde nicht bloß Anne Marei ausgelacht, sondern auch Hans Jakob nicht für Spaß, und nicht bloß die Weiber trieben das Spiel mit ihm und meinten, wenn sie doch auch so einen hätten, der an einem Auge blind sei und am andern sonst nichts sehe, sondern auch die Männer, welche faustdick betrogen wurden, zäpfelten über Hans Jakob und sagten: Wohl, meine sollte mir das, der wollte ich das Mayi singen, aber die probirt es nicht, sie weiß wohl warum. So sprachen sie unter einander mit gewaltiger Dreistigkeit und kannten einander doch die Sünden. Schuhmacher Michel versprengte fast vor Lachen, als Schneider Sami's Frau erzählte, wie einen feinen Geruch ihr Mann hätte, wenn der Kaffee nicht ganz rein sei und nur eine Bohne groß darunter von dem, der in Lörrach wachse, so merke er es, und dann Gott gnade ihr! Und Schneider Sami versprang fast, als Schuhmacher Michel's Frau erzählte, wie ihr Mann ein Auge hätte, es sei, als kenne er jeden Strohhalm im Hause, und niemanden wolle sie rathen, einen einzigen zu verflöken, von wegen, Schneider Sami wußte wohl, wie viel jährlich in seine Hände kam, daß Schuhmacher Michel nichts darum wußte, und Schuh-

macher Michel kannte den Kaffee ganz genau, den Schneider Sameli trank, aber keiner von beiden hatte eine Ahnung von den Gedanken des andern. Da kam es den Weibern wohl, ist es mit den Gedanken wie es in einem alten Liede heißt: Kein Mensch kann sie errathen, kein Jäger erschießen.

Indessen verließen die klügern der Weiber diesen Boden sobald als möglich und spielten die Scharmützel auf das Feld, auf welchem die Schoppen der Männer grünen und blühen. Da wäre was zu machen, hieß es, was das für eine Usumme geben müßte, wenn man nur das ganz Ueberflüssige, ja Schädliche, so gleichsam den Ueberlauf, sammeln und bei Seite thun wollte! Das Geld hätte in keiner Kasse Platz und wenn man schon eine hätte so groß, daß der ganze Hauenstein drein möchte. Da ging den Weibern der Schnabel, was die reden konnten, wer es nicht gehört, thäte es gar nicht glauben! Das Mühlerädli ging, daß man wohl sah, daß das Wasser, welches es trieb, in großem Ueberfluß vorhanden, so ziemlich aufgestaucht war, von wegen, das ist ein See, welcher, wenn man ihn am Abend beim Tropfen ausläßt, bei Sonnenaufgang schon wieder platsch voll ist, das ist der See, welchen jedes Weib hat, worin sie die Sünden der Männer sammelt, die Brühe darüber macht nebst gehöriger Schweitze.

So ganz Unrecht haben eigentlich die Weiber in diesem Punkte nicht. Es sind wirklich viele Männer und namentlich auch in den Städten, welche zu meinen scheinen, die ganze Haushaltung sollte eigentlich nur leben von den Brosamen, welche von der Herren Tische fallen, so gleichsam von den Resten oder dem Abhub ihrer Tafel, welche dem Kreuzer in der Haushaltung nachgucken möchten, aber um die Thaler, welche sie brauchen, soll das Weib sich nicht kümmern, die fast leben als wie die Herren Offiziere in einem eroberten Lande, das Beste vorab fressen, unbekümmert, bleibt den Andern etwas oder nicht. Was das für ein interessantes Karren ist mit einem Wagen, an dessen Deichsel das eine Roß zieht, das an-

dere hinteren hanget, das begreift sicher jeder auch nur halb gebildete Fuhrmann.

Daher floß vielen Weibern der Strom der Rede so rasch vom Maul, waren die Rechnungen, wie viel an den Männern erspart werden könnte, so rasch angefertigt und von manchem Weibe der Entschluß verkündet, wenn man hier auf diesem Bödeli anfangen wollte, vielleicht wäre dann in den Haushaltungen auch noch etwas zu machen. Doch ging das alles scherzweise, kurzweilig ging der Abend um. Das Elend hätte man vergessen können, wenn es immer so wäre, so wäre es dabei zu sein, meinte man, ging heim zu Bette und verschlief die Nacht.

Aber das Gespräch verschlief man nicht, das spukte doch in manchem Gehirn herum und länger als eine Laxirig im Leibe, das sah man am besten daraus, daß noch oft das Gespräch auf diesen Gegenstand kam. Doch wurde die Sache immer nur spottweise behandelt, man neckte sich gegenseitig und lachte darüber. Aber für sich dachte man doch darüber nach, wie kommod ein Kreuzer vorräthig Geld ihnen gewesen wäre, wie viel weniger sie ausgestanden, wie viel leichter sie sich erholt hätten, dachte darüber nach, ob, was an einem Orte möglich gewesen, sich nicht bei ihnen auch ausführen ließe. Wenn man auch nicht sehe, wo man abbrechen könne, so könne man doch die paar Batzen regelmäßig bei Seite thun, es werde sich dann am besten erzeigen, wo man sie am besten entbehren könne, das gebe sich dann von selbst. Nun vielleicht wüßten mancher und auch manche nur zu gut, wo man abbrechen könnte, wenn man wollte. Einstweilen dachte kaum jemand ernstlich daran, es auszuführen und anzufangen, erstlich konnte man wirklich nicht, weil man es nicht hatte, und zweitens fühlte man eine unübersteigliche Schranke davor.

Diese Schranke war nicht von Eisen, nicht von Holz, sie war bloß Dunst und Nebel und doch unübersteiglicher, als eine aus der festesten Materie, es war die Angst: was würden

die Leute sagen, wie es auslegen, wie mich auslachen? Es war Menschenfurcht. Menschenfurcht ist der wahre Erbfeind der Menschen, der Türk der Christen, der Grund, warum man sich Christus und alles Guten schämt und dem Teufel nachzottelt durch dick und dünn, wenn auch mit Heulen und Zähneklappern. Wer in das Getriebe der Menschen sieht, findet bald, daß diese Menschenfurcht meist die Gegnerin der Gottesfurcht, die mächtigste Gewalt auf Erden ist. Diese Menschenfurcht ist aber eigentlich nichts Anderes, als die blinde Unterwerfung unter die Majorität, das äffische Treiben und Meiden alles dessen, was die Meisten treiben und meiden, und weil die Meisten die breite Straße laufen, laufen die Andern auch die breite Straße, und ja keine andere, aus Furcht vor der Majorität, die, je nachdem sie guter oder böser Laune ist, lacht und spottet oder aber hängt und köpft. Bei jeder Abweichung von ihrer gewohnten Bahn donnert sie: Ruhig im Glied! Wird nicht alsbald gehorcht, geht das Lachen oder Hängen an, eben je nach der Laune. Es wäre sehr kurzweilig, diese Macht auf der einen, die Unterthänigkeit auf der andern Seite in die kleinsten Verhältnisse hinein nachzuweisen, es ist aber nicht Zeit dazu. Bloß sagen wollen wir, daß diese Sklaverei noch in keiner Verfassung, wie frei sie zu klingen scheint, abgeschafft, vielmehr manchmal erst recht in's Leben gerufen und gehandhabt wurde. Nun waren die Sparkassen was Neues, lagen nicht am Wege der Majorität, im Gegentheil an einem ganz andern Wege, daher die Furcht, welche sogar schon die ernsten Gedanken daran hindert, geschweige die prüfende Rede.

Unterdessen verzogen sich allmählig Nebel und Wolken der bösen Zeit, die Engel aus dem Laden erschienen wieder, oder es kam Bericht aus der Stadt, man solle wieder erscheinen, es sei was da, oder es brachte der Bote Pack um Pack. Was die für glückliche Gesichter machten, welche Ladungen erhielten, und was die Andern für lange Hälse machten und in

die Ferne schauten, ob sie nicht bald auch dergleichen erhielten, oder zu den Glücklichen liefen und fragten, ob sie ihnen nicht auch zu was verhelfen könnten! Wer aufgepaßt damals, hätte sehen können, was für Gesichter seiner Zeit die Jungfrauen gemacht, die klugen und die thörichten. Doch diesmal ging es den thörichten nicht halb so bös wie ehedem, von wegen der liebe Gott kann sich Diener aus Steinen machen und Dienerinnen aus Feuerflammen. Das können die Seidenherren aber nicht, die müssen ihre Arbeiter nehmen, wo sie sie finden, das kömmt den Baselbietern wohl. Erst greifen sie wohl zu dem Besten, dann zu dem Bessern, aber wenn die Bestellungen sich häufen, daher kommen wie Spatzen auf den Kirschbaum, der die ersten Kirschen trägt, dann vergeht ihnen die Meisterlosigkeit, dann nehmen sie Creti und Pleti in Huld und Gnade auf. Bis zu Heiri's kam die Arbeit, die erst Lust hatten, über die Unvernunft zu schimpfen, daß man ihnen schon das Arbeiten zumuthe. Indessen nahmen sie doch Arbeit an, das Schimpfen behielten sie sich vor. Das Almosen maß man ihnen zu, ihren Verdienst konnten sie ungemessen verbrauchen. Zudem begriffen sie, daß die beträchtlichen Zuschüsse ganz abtrocknen müßten, wenn es ander Wetter gab.

Wie eine verdurstete Wiese nach einem schönen Regen sich erholt, und jedes Gräslein, das vorher siech und gelb zur Seite hing, kühn seine Spitze gen Himmel streckt, so sah es bald unter diesen Menschen aus. Man sah es allen an, wie wohl es ihnen war und wie sie es eigentlich erst jetzt begriffen, was es heißt, gesund sein, arbeiten können, arbeiten mögen, Geld und Nothdurft haben, noch etwas mehr, als man knapperweise nöthig hatte.

Da geschah, daß ein Kind geboren ward, was gar nichts Neues ist in Baselland, so wenig als anderswo, daher diese Thatsache hier auch nicht als Neuigkeit steht, sondern wegen etwas Anderem. Dieses Kind gehörte einem von Hans Ja-

kob's Brüdern und Anne Marei mußte zu Gevatter stehen dabei. Anne Marei hatte Hans Jakob's Worte, welche er gesagt, als sie von der Gräbt der Mutter heimgingen: Jetzt mußt du Mutter sein, nicht vergessen und sich schon oft als Mutter erzeigt und that es jetzt wieder. Sein Pathengeschenk bestund in einem Schein auf die Sparkasse. Man machte Augen, doch schon nicht mehr halb so große, als Anne Marei sie gemacht, da die Frau Doktorin ihm einen solchen Schein gebracht. Als die ganze Familie wohlgemuth beisammen war, sagte Anne Marei, es habe wohl gesehen, daß man den Schein curios angesehen, aber sie sollten es nicht für ungut halten, es hätte es nicht besser zu machen gewußt. So ein Schein sei ihr Glück gewesen, und es möchte es ihnen gönnen, wenn der Schein, den es gebracht, ein gleiches Glück ihnen brächte. Es habe expreß nachsehen lassen, als es diesen Schein gelöst, wie viel ihre Kinder in der Kasse hätten mit Zins und Zinses Zins, und ob der Summe sei es ganz verstaunt, und gerade so ging es Allen, die sie aussprechen hörten. Die könnte man haben auf den Tag, wenn man wolle, und so hoffe es, es müsse keins seiner Kinder mit leeren Händen anfangen. Und wer einen solchen Anfang habe und Gottes Segen, dem fehle es selten, wenn er es nicht selbst zwänge, besonders jetzt nicht, wo man, wenn man leicht ein ordentlich Unterpfand habe, so leicht und mit geringen Kosten zu Geld kommen könne. Den Wucherern sei, wie man sagt, damit der Nagel gesteckt. Auch, sagte Anne Marei, hätten sie angefangen, jetzt, wo die Arbeit so laufe, wieder etwas wöchentlich in die Kasse zu thun, nicht viel, es fehle immer noch hie und da, aber viel Tropfen gäben am Ende auch ein Glas voll, das hätten sie erfahren und möchten ihnen den Vortheil auch gönnen. Es wolle ihnen angehalten haben, daß sie den Glauben dazu hätten und probirten, es gehe sicher.

Dagegen erhob sich nun ein mächtig Geschnatter, weibliches und männliches, bald mehr das erstere, bald mehr das

letztere, je nachdem das Gewissen dem einen oder dem andern sagte, wo das Abbrechen am vernünftigsten sein möchte. Erstlich behauptete man, es sei unmöglich; zweitens solle man doch denken, was die Leute sagen würden, wenn sie so was Apartes machen wollten; das würde ein schön Gelächter geben, dachte und sagte der eine oder der andere, wenn ich meinen Schoppen nicht mehr trinken wollte, ich müßte mich ja schämen vor den Kameraden bis in den Boden hinein. Es ist nicht von einem Schoppen die Rede, aber denk, ob es dir nicht manchmal eine ganze Woche lang wohler gewesen wäre, wenn du einen oder zwei Schoppen weniger getrunken hättest. Mach's wie Jakob, der trinket auch zuweilen einen und der dünkt ihn dann für drei und vier gut, und gesehen habe ich nie, daß er sich schämen müßte. Es dünkt mich im Gegentheil, er sei mehr ästimirt bei den rechten Leuten, als mancher, der drei, vier Mal mehr Schoppen trinkt. Daneben geht das eigentlich niemanden was an, es wird nicht von der Obrigkeit geboten sein, wie viel Einer trinken müsse. Da wird es doch jedem freistehen, zu machen, wie es ihm beliebt, es zinset auch niemand für ihn oder richtet Steuern und Bräuche aus, antwortete Anne Marei. Die Weiber jammerten besonders der Kinder wegen und sagten, wie die sie erbarmen würden, wenn die ihr Sächelchen nicht mehr haben sollten. Es sei ohnehin knapp gegangen, kaum habe es reichen wollen, auch wenn man alles auf das sorgfältigste zu Ehren gezogen, wie dabei nun noch bei Seite zu thun sei, das begriffen sie nicht.

Nun that auch Hans Jakob den Mund auf und sagte: Es ist eine curiose Sache und das ist's. Ich hätte es auch keinem Menschen geglaubt und mit bloßen Reden hätte man mich auch nicht dazu gebracht, aber d'Sach ist so, wir haben es erfahren, da ist's auch, wie noch an vielen Orten das Sprüchwort sagt: Probiren geht über Studiren. Die Frau hat's probirt und ich merkte nichts, denn mir und den Kindern ging dabei nichts ab. Und die Sache wäre doch ganz

begreiflich, wenn man sie recht ansehen würde. Man habe ja auch manchmal viel verdient und manchmal weniger, habe mehr und weniger gebraucht, ohne einen großen Unterschied zu merken, wenn es nicht zu arg ging wie das letzte Mal. Man brauchte, was da war, nicht mehr, nicht minder, und es ging auf beide Wege. Man wollte behaupten, das sei ganz was Anderes, aber Hans Jakob blieb dabei, daß in einer Haushaltung etwas mehr oder etwas minder gebraucht werden könne, ohne daß man es absonderlich merke, er hab's erfahren, dabei blieb er, obschon die Weiber grimmiglich mit ihm kifelten, ob er denn meine, sie machten so blindlings die Haushaltung und wüßten nicht, was sie brauchten. Doch ging alles in Frieden, wie es in einer Familie und absonderlich an einer Kindtaufe sich ziemt, freilich manchmal etwas laut, daß ein Berner, der Basler Art nicht gekannt, geglaubt hätte, das Feuer sei bereits im Dach. Die Basler müssen laut reden, sonst verstünden sie ja das eigene Wort nicht, von wegen den Franzosen, den Badensern und dem Rhein. Von den drei macht ja jeder für sich einen ärgern Lärm, als die größte Oelstampfe, geschweige alle drei zusammen. Da lernen die Basler von der Wiege an begreiflich reden, damit sie mitten aus dem dreieckigen Spectakel heraus verstanden werden, und sie lernen es gründlich, Mann und Weib, Kind und Knecht. Endlich sagte die Frau, der Anne Marei zu Gevatter gestanden, und die Anne Marei wirklich als die Mutter hielt und liebte: sie hülf das Disputiren sein lassen und mit dem Probiren anfangen. Sie begreife es auch nicht, ob es gehe, werde sich schon zeigen, aber habe es Eine gekonnt, so denke sie, werden es die Andern auch können, sie wüßte nicht, warum nicht. Freilich hätten Hans Jakob's ihre Sachen z'weg wie niemand von ihnen, und mit Anne Marei wollten sie sich nicht vergleichen, aber der Verdienst gehe jetzt so gut und d'Sach wohlfeile auch alle Tage, daß man es wohl wagen dürfe, z'probiren. Zum Hängen werde es nicht kommen und gehe es nicht, könne man ja auf-

hören. Und die Leute, was werden die sagen und wie lachen? meinte Eine.

He, sagte Anne Marei, der Leute hülfe ich mich wenig achten. Selb ist wahr, ich alleine hätte es nicht gerne vor die Leute gelassen, daß ich in der Kasse hatte, hatten sie doch schon Wesens genug wegen unsern Kindern, aber wenn Unsereins ein halb Dutzend drein thun, ist es schon ganz was Anderes. Da kommt sicher noch mancher und manchem der Glust an, es zu machen wie wir, aber anfangen und alleine sein, wollte man nicht. Ja, ich will es gerade aus sagen, seit ich es erzählt, wie ich Geld gehabt und wie kommod es mir gekommen, kamen schon manche Männer und Weiber zu mir, freilich sollte ich nicht merken warum, aber sie redeten mir von der Sache, frugen, wie es gegangen, sagten, ja d'Sach wär schön, d'Sach wäre kommod, aber, sagte mir ein Mann und rückte einen Schritt näher, damit niemand ihn höre: Du glaubst nicht, wie ich eine habe, das ist mir die verthunlichste von allen; du glaubst nicht, Anne Marei, was das für eine ist, die fräß den Kühen den Mist unterm Hintern weg, wenn's Zucker wäre. Ja, das ist eine, Anne Marei, du glaubst es nicht. Was man mit so einer doch geschlagen ist, und wenn ich halb Basel verdiente, die würde fertig damit vom Wädel bis zum Neu oder vom Neu bis zum Wädel. Mit so einer kommt man nirgends hin, wenn man auch den Willen dazu hätte. Ein Weib meinte: Ja, Anne Marei, wenn ich einen hätte wie du, ja da wäre zu leben, es dünkte mich schon oft, wenn ich mit dir tauschen könnte, ich gäbte dir das halbe Himmelreich nach und noch ein Stück vom ewigen Leben. O du glaubst nicht, was ich für einen habe. Es nimmt mich nur wunder, in welchem Zeichen ich geboren ward, daß mir der geordnet wurde. Wenn ich's wüßte, es müßte mir keine heirathen, die in diesem Zeichen jung wird. O, Anne Marei, du weißt nicht, was das für ein Leben ist! Ist er daheim, frißt er den Kindern alles vor dem Maul weg, ist er nicht

daheim, versauft er alles, er thäte den Rhein aussaufen, wenn der Wein wäre und warten möchte, bis er fertig wäre. Wenn er arbeiten wollte, er verdiente Geld wie Heu, aber er mag nicht, immer dazu und davon, fleißig ist das Vieh nie, als wenn er uns prügelt vom ersten bis zum letzten, da kann er nicht aufhören. O, Anne Marei, wenn ich deinen hätte, werchbar wie ich bin, ich wollte auf die Seite machen. So und anders redete man bei mir, und sicher thäten Viele es gern, wenn nur der Anfang gemacht wäre. Sie denken daran, es wurmt in ihnen, und was gilt's, machen wir den Anfang, fahren uns Viele nach, denn gerade jetzt ist's die rechte Zeit bei dem schönen Verdienst, und am Ende werden die ausgelacht, welche nicht mitmachen, und die müssen sich schämen.

Und das Ende vom Liede war, daß die Familie anfangen wollte, aber mit Verstand, es nicht zu hoch treiben, nicht gegen einander eifern, welches mehr, niemand Mangel leiden lassen, jede Haushaltung nach ihrer Art abbrechen, wo es sich bei ihr am besten ertragen möge, was sich von selbst ergebe. So geschah die Abrede, doch nicht ohne Diskussion. Es ergaben sich Stimmen, man sollte zu gleichen Theilen einlegen, das sei der beste Zaum gegen das Eifern und gegen den Unverstand, jedes wisse dann, was es müsse.

Das gefalle ihm nicht, sagte Hans Jakob. Wer eine Haushaltung habe, Land und Vieh, der lebe nicht wie ein Fabrikler oder einer in der Stadt, welcher vom Markte lebe, dem gebe es oft was Ung'sinntes. In solchen Haushaltungen seien die Ausgaben und Einnahmen gar abwechselnd. Was das nur für einen Unterschied mache, ob man Milch kaufen müsse oder Milch verkaufen könne. So wenn man frei sei, könne man viel oder wenig bei Seite legen, immer je nachdem. Bei den Fabriklern wird es eingeführt, daß sie ein Genanntes einlegen müssen, da geht es schon eher. Es soll Fabriken geben, wo sie eine eigene Sparkasse haben, nur für sich. Habe

auch davon gehört, sagte einer der Brüder, selb gefällt mir aber nicht, b'sunderbar, wenn sie etwa das Geld in Händen behalten und in der Fabrike brauchen. Wenn die Arbeiter ein Genanntes vom Verdienst einlegen müssen, so sollte auch der Herr wie der Arbeiter wöchentlich oder monatlich ein Genanntes vom Profit einlegen. Mit dem könnte man dann auch in bösen Zeiten die Fabrike erhalten, damit immer etwas Arbeit sei, das wäre billig. Wenn sie schon eine kleine Summe zum Anfang geben, was ist das? Verstehe mich nicht darauf, sagte Hans Jakob. Aber abreden und anfangen hülfe ich und ohne alles Werweisen, Probiren geht über Studiren. Hart spannen soll man nicht, daß jemand darunter leiden muß, aber allweg jede Woche etwas legt man bei Seite, macht, daß es in die Kasse kömmt, es geht ja immer jemand hin oder dort durch. So Gott will kommen die bösen Zeiten nicht sobald wieder, aber wenn dann ein Schick zu machen, ein Stück Wiese oder Acker zu kaufen ist, hat man eine Hand voll Geld beisammen, kann alsbald einen Viertel oder Drittel oder mehr dran zahlen, für das Uebrige, wenn es gezahlt sein muß oder das Geld sonst unsicher ist, kriegt er schon Geld aus einer Kasse, wo er keinen Kummer zu haben braucht, daß man ihm über Nacht aufkündet und ihn über's Nest hinausstößt. Daneben wollen wir es weder verheimlichen, noch ausposaunen, wie andere Sachen auch, da werden die Leute am wenigsten räsonniren und machen es am ehesten nach.

So machten sie es. Das wurde natürlich bald bemerkt, man spottete darüber, und während man spottete, wurde man doch unwillkürlich angezogen, ja es gab solche, die in eine wahre Angst geriethen, wenn die wöchentlich vorschlügen und Geld an Zins thäten, würden sie ja reich, kämen ihnen vor, würden vornehmer als sie, und das sei ja vor Gott und Menschen nicht recht, da sei nichts dagegen zu machen, als daß man es gerade mache wie sie.

Das thaten sie denn auch, aber allerdings Einige zuwei-

len mit großem Unverstand, daß Zeter und Mordio geschrien wurde, die oder jene wollten verrebeln und verraxen, sie thäten in die Sparkasse und meinten mit Schein, damit hätte man gelebt, Vater und Mutter gingen bereits durch ein Nadelöhr, die Kinder hätte man in Druckli gethan, damit weder Mäuse noch Winde sie nähmten. Nun so bös ging's doch nicht, und was allfällig übertrieben wurde, waren Ausnahmen, dagegen war ein sichtbarer Segen bei der Sache, ganz eigentlich als ob es schön und warm geregnet über verdurstetes Land. Das Beiseitethun ging, man wußte gar nicht, wie und wo man es eigentlich abbrach, denn mit Ausgabenbüchlein und exakt aufschreiben jeden Kreuzers hatten sie weder Mühe noch Kosten, denn wer zum Gugger hätte wohl Zeit, jeden Kreuzer aufzumachen, das thäte ja mehr Mühe geben, als er werth wäre! Und was nützt es, ist er draus, hat man ihn nicht wieder, und ist er drin, so hat man ihn ja, und macht man ihn auf, so hat man doch nur einen und nicht zwei. So räsonnirten die Leute; wäre aber darüber noch viel zu räsonniren und noch Anderes zu sagen. Hie und da mag es wohl eine größere oder kleinere Striegelten gegeben haben, bis das rechte Gleichgewicht gefunden war, aber merkwürdig gut lief die Sache. Es war, als ob plötzlich den Leuten ein Brett von den Augen gefallen und ein Mühlstein ab dem Hals. Sie athmeten frei und sahen in eine Zukunft hinaus, wo ihnen was wartete, bis zum Alter hinauf, wo für den alten Mann und die alte Mutter gesorgt war. Sie kamen sich nicht mehr vor wie Hunde oder Esel in einer Tretmühle, deren Leben darin besteht, daß sie zwölf oder vierzehn Stunden trappen und immer trappen müssen, um dreimal im Tag fressen zu können. Sie sahen mit Verstand in ihren Haushalt hinein und mit Verstand walteten sie über dem anvertrauten Pfund und hatten es besser und waren zufriedener und waren einiger und — verdienten mehr. Sie führten ein geregelter Leben, sie blieben manchmal daheim, weil sie dachten, das Weggehen könnte ein,

zwei Franken kosten, so viel brächten sie weniger heim, dagegen einen sturmen Kopf, Kifel eine ganze Schüssel voll und Nichtsnutzigkeit für einen Tag oder zwei. Von diesem kann aber eine Haushaltung nicht leben, das alles kann man nicht in Sparkassen thun. Potz Türk, wenn man in den letzten zehn Jahren alle sturmen Köpfe in der Eidgenossenschaft hätte in eine Kasse thun können, unser Herrgott hätte den Himmel um ein Beträchtliches weiter hinauf machen müssen, sie wären ihm sonst bis vor die Füße gekommen, und wenn jeder nur einen Gulden in Werth vorgestellt hätte, so hätte die Eidgenossenschaft ganz keck fragen können, wie theuer die Welt sammt Sonne, Mond und Sterne?

Es ward wirklich allen behaglicher, es schien, als hätten sie alle eine neue gute Kutte erhalten und säßen an der Wärme. Man sah diese Veränderung nach und nach dem ganzen Orte an, er gewann eine reinlichere, aufgeräumtere, wohlhabendere Gestalt. Man hatte mehr Zeit, daheim etwas zu machen, weil man weniger Zeit im Wirthshause verbrachte, und weil man mehr daheim blieb, machte man, daß Einem daheim wohl war, hatte Freude daran, seinen Wohnsitz zu verschönern, sein Gärtchen aufzuputzen, sein Land zu verbessern. Ein kundiges Auge sieht eine solche Veränderung von weitem. Man würde sich sehr täuschen, wenn man glauben würde, das Geld, welches ein Mann im Wirthshause verthue, sei der hauptsächlichste Schade des Nichtdaheimseins, des Gläufs und Wirthshaushöckelns: die Zeit, die er dort verbraucht, ist unendlich kostbarer, der größte Schaden an Leib und Seele. Es trübt ihm sein Auge für den Haushalt, es nährt seine Seele mit ungesunder Speise. Wohlverstanden, wir meinen nicht, man solle nie laufen, nie in's Wirthshaus gehen, man verdrehe uns die Worte nicht. Es ist auch ein Bedürfniß, alle Wochen ein oder zwei Mal in verständiger Gesellschaft zuzubringen, und das geschieht wohl am besten beim Schoppen. Wer ehrlich ist, begreift, wie wir es meinen.

Zudem hat jeder Ort einen Maßstab darin, und jeder weiß, wer darüber ausgeht, wer seinem Verderben zugeht. Anfangs lachte man wohl diesen und jenen aus, wenn er einmal ausblieb, wenn er anfing, seltener sich zu zeigen, wenn es hieß, der gebe auch in die Kasse und meine, er sei jetzt auch schon ein Seidenherr. Aber nach und nach blieb man sicher vor diesem Gespött, weil die Mehrheit in die Kasse gab und zu sparen begann. Die öffentliche Stimmung hatte umgeschlagen, das Blatt sich gewandt, jetzt mußten Männer und Weiber sich bessern, sparen, aufräumen u. s. w., um nicht ausgelacht zu werden, sich vor den Andern nicht schämen zu müssen, damit es nicht heiße, der und der gehört auch noch zu den Dummen, hat ein Brett vor den Augen, sieht nicht, was gut ist.

Dieser Mehrheit gegenüber blieb aber immer eine nicht unbedeutende zähe Opposition, die um keinen Schritt wich, und darunter gehörte Heiri als einer der ersten. An dem waren Hopfen und Malz verloren, menschliche und göttliche Zusprüche fruchteten an dem gleich wenig. Jetzt da er Verdienst hatte vollauf, fluchte er brav über seinen Seidenherrn. Habe der Kerl ihm seiner Zeit nicht Arbeit geben wollen, als er sie gerne gehabt, so könne der jetzt auch auf die Arbeit warten, seinetwegen thue er weder einen Zug mehr, noch einen geschwinder. Von so einem lasse er sich noch lange nicht kujoniren, sein Hund wolle er nicht sein. Je pressirter der Herr war, desto trotziger wurde Heiri, dem K— wolle er jetzt auch zeigen, was Zwang sei, sagte er. So verstund Heiri seinen Vortheil. Kathri war mit Heiri vollkommen einverstanden. An Haufen und Sparen dachten sie nicht von ferne, sondern höhnten mit wirklichem Ingrimm Alle aus, welche es thaten. Sie hätten über die gröbsten Verbrechen nicht ärger lästern können, als über die Bestrebungen von Hans Jakobs, zu etwas zu kommen und Andere auch dahin zu bringen. Wenn ein Fremder sie hätte reden hören über Hans Jakobs, so hätte er

glauben sollen, man rede von Mördern, Räubern, Giftmischern u. s. w., und es werde nächstens in Baselland wieder eine flotte Henketen geben. Hätte er dann nachgefragt und wissen wollen, in welchem Gefängniß man diese Kandidaten des Galgens bis zum verhängnißvollen Tage aufbewahre und ob man sie sehen könne, so würde er zu seinem großen Erstaunen vernommen haben, es sei von ganz ehrbaren, wackern Leuten die Rede gewesen, die in ihrem eigenen Hause säßen, alle Tage sichtbar, und die vermeintlichen Verbrechen bestünden darin, daß sie fleißig arbeiteten und nicht des Nachts verthäten, was sie des Tags verdienten, so wie es eben der mache, welcher so henkermäßig gesprochen und nur böse sei, weil er nicht auch noch zu seinem Verdienst den Verdienst der Andern verklopfen könnte.

Denn richtig, was sie verdienten, mußte drauf. Es war, als ob es dem Heiri geordnet sei, nachzusaufen, was er zu wenig gehabt in den bösen Zeiten. Und dazu hatte er solchen Fleiß, daß männiglich behauptete, nachgesoffen hätte er längst, er werde jetzt vorsaufen, damit er, es möge kommen wie es wolle, nicht zu kurz komme. Kathri, der alte Narr, fing wieder an, an die Kleider zu hängen, schimpfte über die Hoffahrt seines Maidschi, des Kathrinli, wollte hübscher sein als das und schien zu glauben, der Anstand fordere es, daß die Mutter hoffährtiger sei, als die Tochter. Das scheint allerdings der Glaube von manchem alten Narren zu sein, aber wir gestehen aufrichtig, daß uns keine Narren ekelhafter vorkommen, als die Narren von dieser Sorte.

Für ihre Kinder sorgten sie noch weniger, als früher, geschweige, daß sie ihnen etwas vom Verdienst ließen, ihnen die Freude gönnten, was Eigenes zu haben, auch in die Zukunft hinaus g'rüsten und bauen zu können, damit sie einmal auch was Festes hätten, wo sie den Fuß abstellen könnten. Zu diesem Thun glaubten sie sich vollkommen berechtigt. Sie hätten es an der Tasche, dem Kathrinli, erfahren, was man heut-

zutage an den Kindern habe, das mache es ihnen ja, schlechter nützte nichts. An dem Maidli hätten sie gethan, es spreche es kein Mensch aus, und was hätten sie von ihm, als daß es sie mit dem Rücken ansehe und verachte. Als sie krank gewesen, sei es nie hinaus gekommen, habe sie im Elend stecken lassen, und als sie es geklagt, habe es sich auf den Pfarrer stützen wollen. Das sei die saubere Frömmigkeit. Wo sie sich erzeigen solle und es was koste, könne man eine Laterne nehmen und die Frommen suchen, so fände man keine, und doch stehe es in der Bibel, daß man die Kranken und Armen besuchen, alles verkaufen solle, was man habe, und es ihnen geben. Jetzt sei es wohl schon gekommen, aber so zimpfer und herrschelig, daß sie froh gewesen, als es wieder gegangen, und was habe es ihnen mitgebracht? Einmal Betbücher und solch Zeug, wohl das habe vernommen, ob es ihnen mehr mit solchem kommen solle. Sie hätten wohl gemerkt, was es ihnen damit habe sagen wollen, aber wohl, sie hätten ihm die Nase geputzt. Am bösten habe es sie aber gemacht, daß sie es eben nicht hätten merken sollen, aber sie hätten eine feine Nase, die thäte das Kraut riechen, wenn sie es schon nicht sehe. Das andere Mal habe es Strümpfe und Schuhe gebracht, als ob sie nichts hätten, oder es ihnen nicht in Sinn käme, anzuschaffen. Das sei nur Bosheit gewesen, sie bös zu machen und vor den Leuten zu verdächtigen, als ob sie so wüst wären, den Kindern für den Winter nichts anzuschaffen. Aber wohl, dem hätten sie gezeigt, was sie ihm darauf hielten, so leicht komme das mit solchen Dingen ihnen nicht wieder. Sie plagten das arme Mädchen, welches es mit ihnen doch so gut meinte, wirklich kannibalisch, und wenn es ihrer satt worden wäre auf immer, so wären sie selbst schuld daran gewesen.

Das arme Mädchen hatte ohnehin den schweren Kummer, Hans Jakobli werde sicher um der Eltern willen von ihm abfallen, denn soviel kannte es bereits von der Welt, daß Schwie-

gereltern, wie Heiri und Kathri abgeben mußten, nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gezählt zu werden pflegen. Gar deutlich sah, wer nicht einen gar zu dichten Nebel vor den Augen hatte, den Austrag des Handels bei beiden.

Heiri und Kathri hätten ihn auch sehen können, aber was sieht der, welcher blind ist? Den bösen Zeiten entronnen, thaten sie, als ob keine solchen mehr möglich wären, als ob das Vergangene eine außerordentliche Störung im regelmäßigen Lauf der Zeiten gewesen, die nie wiederkehren werde, als ob von nun an Heiri und Kathri das Leitseil für alle Begebenheiten in hocheigenen Händen hätten. Und doch hätten sie den Gang der Dinge greifen können.

Heiri's Augen schwacheten täglich, wurden überdies roth und bös. Er behauptete, es komme ihm dies von der verfluchten Seide, welche er zu weben hätte, sein v— Seidenherr beitze sie ihm extra, dieweil er ihn hasse und zu verderben trachte. Es gab Leute, welche, wenn Heiri so klagte, ihm sagten: A bah, mag nicht hören, sauf weniger und nie Brönz, werden deine Augen bald wieder sein wie Brunnenwasser, der Seidenherr macht dir nichts an deinen Augen. Dann begehrte Heiri gewaltig auf und sagte, das dulde er nicht, daß ihm Einer sage, er sei an seinen Augen selbst schuld, wenn ihm das noch Einer zumuthe, nehme er ihn vor den Richter.

Kathri bösete es auch, doch nicht, daß man sagen konnte, hier oder da, oben oder unten, innen oder außen, sondern ganz im Allgemeinen, allüberall. Gelehrte behaupten, das sei das gefährlichste Bösen, in der Regel sei es unheilbar.

Nicht umsonst machte es daher Kathrinli bange wegen Hans Jakobli. Ein guter Theil an diesem allem war das einzige Weibergut, welches Kathrinli von den Eltern zu ererwarten hatte, und diesen Theil hatte Hans Jakobli täglich

vor Augen und kostete dessen Annehmlichkeiten. Als derselbe nun einmal nach Basel kam, ihn's besuchte, was er selten versäumte, und erzählte, wie seine Eltern ihn's vermalestirten und wie er deßwegen mit ihnen Streit gehabt und gesagt, Kathrinli hätte Recht, wenn es sich bei ihnen draußen niemals mehr zeigte, denn allemal, wenn es komme und es möge bringen, was es wolle, vermalestirten sie es auf eine neue Art, daß man ihnen die Mäuler mit Steinen verklopfen sollte: da jammerte Kathrinli, es dürfe gar nicht mehr hinauskommen, die Leute würden doch denken, was es für eins sei und doch hätte es ein so gutes Herz gegen seine Eltern, und dazu weinte es so schön, daß es Hans Jakobli dünkte, wenn er es auch nur so könnte, und fast versucht war, es zu probiren. Endlich sagte er: er an seinem Platz würde sie einstweilen auch machen lassen, es werde eine Zeit kommen, wo das Helfen nöthiger sein werde, als jetzt. Daneben wegen den Leuten sollte es nicht Kummer haben, was rechte Leute seien, kennten sie und ihn's und dann gebe es auch solche, welche die, die es nicht kennten oder es nicht kennen wollten, brichten thäten, bis sie es kennen müßten.

Das sei ein Trost, sagte Kathrinli, aber es könne doch allweg nicht so mit ihnen abbrechen, es sei ihm hauptsächlich um die Geschwister, die in dem Elend sein müßten, es hätte auch keine Freude mehr an Hausen und Sparen, wenn es nicht etwas davon denen daheim könnte verabfolgen lassen, denn es sei denn doch nicht, daß es alles für sich brauche und meine, es müsse alles verbraucht sein. Er könnte ihm einen Gefallen thun, es wollte es ihm nie vergessen. Wenn er nach Basel komme, solle er zu ihm kommen, es wolle ihm dann etwas für die Seinigen mitgeben, was er gut finde oder was es habe. Das solle er dann für sie verwenden, wie er könne und möge, so viel als möglich unvermerkt und daß sie nicht wüßten, woher es komme. Dann erst könnte es ruhig schlafen, und was

geredet werde, gehe ihm nicht so zu Herzen, aber es wisse nicht, ob es ihm das anmuthen dürfe.

Warum nicht, sagte Hans Jakobli und machte Augen dazu, daß man Cigarren daran hätte anzünden können, und als Kathrinli's Armenpfleger ging er stolzer und kühner heim, als wenn man ihm einen Spieß verehrt und ihn zum Lieutenant gemacht oder gar zum eidgenössischen Trompeter. Und er ist glücklich geblieben, denn sein Glück wird alle drei bis vier Wochen neu, wenn er Bericht abstattet und neue Aufträge bekommt. Sein Aemtlein, welches ihm Eva's Tochter anvertraut hat, fesselt ihn viel fester an seine Wahlbehörde ohne Eid, als in den letzten Zeiten beeidigte Beamtete sich gefesselt achteten an ihre Wahlbehörde. Wenn er über Heiri's berichtet hatte und wie sie immer die gleichen sind, stattete er dann auch allgemeinen Bericht ab über's Ganze, wie es da gut gehe und wie man bei ihnen noch nie so z'weg gewesen, es dünke Einen, es sei Geld genug. Und mit diesem Rühmen that er sehr nöthlich; indessen fiel es nicht unangenehm auf, denn es kam augenscheinlich nicht aus Hochmuth, um sich groß zu machen, sondern mehr aus Demuth, als ob er fürchte, das schöne Kathrinli möchte ihn doch für gar so nichts ansehen.

Bei diesem Rühmen ward dann hinwieder Kathrinli angst, Hans Jakobli möchte es für nichts mehr schätzen, und es rühmte dann auch, wie es sein Lebtag kein Stadtdämchen werde, kein Feigenbitzli, das nichts anrühren möchte. Es sei ihm immer hier wie einem Vogel im Käficht, es dünke ihn's, wenn es nur wieder auf dem Lande wäre, das Gröbste wäre ihm nicht zu wüst. Wenn ihm seine Herrschaft nicht so lieb wäre und der Lohn so schön, daß es ihn nicht brauchen könnte, wenn es schon wollte, es wäre längst wieder draußen. So pfiff jeder Vogel kehrum sein G'sätzli andächtig und demüthig dem andern zu Gefallen, und ob sie noch so pfeifen, wissen wir nicht, aber vermuthen es, hoffen, sie werden so pfeifen, bis

sie räthig werden, es sei an der Zeit, ein eigen Nestchen zu bauen auf Grund und Fundament ihrer Ersparnisse und in der Zuversicht, mit Liebe und Treue, mit Gottes Hülfe und Segen sei es immer noch schön, durch's Leben zu kommen, absonderlich in Baselland, und zwar auf ehrlichen Wegen, die zum Himmel führen.

Druck von Brandes & Schultze in Berlin, Roßstr. 8.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Achtzehnter Band.

Berlin.

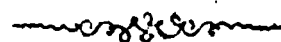
Verlag von Julius Springer.

1861.

Der Geltstag,

oder

die Wirthschaft nach der neuen Mode.



Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die Gräbd.

Kläglich wimmerte das Glöcklein aus dem niedern Thürmchen der Kirche zu Ueßligen. Auf dem Kirchhofe stand ein Mann und legte Stricke über ein offenes Grab; um den Kirchhof herum schwärmte die der Schule entlassene Jugend, die nicht gerne heimgeht, wenn was zu sehen ist im Dorfe, sei es eine Hochzeit, sei es ein Leichenzug. Der Neugierde ist alles eins.

„Du, wen begraben sie heute?“ fragte eine vorübergehende Frau eine andere, welche mit den Händen unter dem Fürtuche schlotternd da stand. Es schien eine kränkliche Frau, um guten Lohn wäre sie nicht im kalten Winde gestanden. Sie möchte es nicht erleiden, hätte sie gesagt, sie sei gar gliedersüchtig und es fehle ihr sonst noch viel. Aber wenn der G'wunder in's Spiel kam, da achtete sie alles nicht und keine mochte mehr Kälte und Wind, Hitze und Staub erleiden, wie sie. „E,“ antwortete die Angeredete, „weißt du das nicht, und reden doch alle Leute davon? habe gemeint, es sei niemere auf der Welt, der das nicht schon wisse.“ „Kein Sterbeswörtli habe ich gehört,“ entgegnete die erste. „Weißt de nit, d'r Wirth uf d'r Gnepsi ist g'storbe, u mi bigrabt ne hüt.“ „Nit müglich,“ sagte die erste, „den sah ich ja erst letzten Samstag vor acht Tagen zu Solothurn und da ist er

noch ganz lustig und hellauf gewesen, hat beim Storchen Wein bezahlt ein paar Mädchen, es weiß kein Mensch, wie manche Halbe." „So het er's chönne," antwortete die zweite; „er het nit dra g'sinnet, wie kurz es währt, wenn man's z'stark treibt. Letzten Dienstag am Morgen fand man ihn todt im Bette. Am Abend vorher ist er noch wohlauf gewesen, hat mit ein paar Kameraden g'ramset bis nach Mitternacht, man hat ihm von Krankheit gar nichts angemerkt; nur hat er sie nie fortlassen wollen, sie waren manchmal z'weg zum Gehen. Nur noch eine, hat er gesagt, nur noch eine, in's Bett mög' er nicht, man könne ja morgen liggen, so lang man wolle, es sei ihm afe nichts so z'wider, als id's Bett z'gah. Sie haben sich dessen nicht fööli g'achtet, er hat's immer so gehabt, je länger es des Abends bei ihm gegangen, desto lieber war es ihm. Am andern Tage aber, als sie hörten, er sei todt gefunden worden, dachten die Kameraden, ob es ihm wohl vor gewesen, wegem lang ligge? von wegen jetzt könne er ligge, länger als ihm wohl lieb sei, und wenn er endlich aufstehen müsse, so könne ihm das Aufstehen noch schwerer werden als das Ligge. Allweg hets ihnen ag'fange gruse vor dem Höckle bis nach Mitternacht, sie wollen lieber früh nieder und früh wieder auf, als ung'sinnet so lang müsse z'ligge, wie d'r Wirth uf d'r Gnepfi.

„Aber lueg, dort kommen sie, potz was für e grosi Lycht! Aber so ist's, wo es eine gute Grebt giebt, giebt's viele Leute, wo es keine giebt, giebt es auch keine Leute, auf den Menschen kommt es dabei nicht an, und sei er in Gottes Namen gestorben oder in einem andern."

Voran kam auf einem Wägelchen der schwarze Sarg. Arme Leute verköstigen sich nicht mit der Farbe, lassen weiß den Sarg, sie werden denken, wenn Trauer sei in den Herzen der Begleitenden und weiß das Herz des Gestorbenen, so sei es alles, was vor Gott nöthig sei; die Welt habe sich nie viel um den armen Gestorbenen bekümmert, warum sollte man

sich nun um die Welt kümmern bei seiner Begräbniß. Hinter dem Wägelein her kamen Knaben des Gestorbenen, pfausbackige Jungen mit falben Haaren. Sie trampelten ziemlich gedankenlos einher, man konnte ihnen nicht ansehen, waren sie Weinens satt oder hatten sie es noch nicht zum Weinen bringen können. Bloß der jüngste, ein sechsjähriger Bube, weinte stark und schluchzte laut; er war des Vaters Liebling gewesen; was er wollte, hatte er vom Vater gehabt; so oft der Vater trank, kriegte der Junge auch, und wenn er sagte: Vater, der ist mir z'sure, so holte der Vater bessern, und wenn der Vater aß, so kriegte der Junge ebenfalls, und wenn der Vater Rindfleisch aß und der Junge sagte: Vater, mag nit Rindfleisch, möchte lieber Hamme oder es Prägelwürstli, so holte ihm der Vater das eine oder das andere. Seit drei Tagen, seitdem der Vater todt war, bekümmerte sich niemand viel um ihn. Niemand holte ihm bessern Wein, niemand ein Prägelwürstli; da fühlte er, wie übel es ihm mit des Vaters Tode gegangen, darum weinte er so sehr. Großes Bedauern hatte mit dem Jungen die Welt. Das ist e b'sungerbar e Witzige für so ne Junge, sagten die Leute, der merkt, wie übel es ihm gegangen, daß der Vater gestorben. Es sei sich auch nicht zu verwundern, er sei dem Vater b'sunderbar werth gewesen, und dann wisse man nicht, ob die Leute das Wirthshaus behalten könnten, sövli King u sövli jung und sövli e lüstigi Mutter; es wüß e kein Mönsch, was die anstelle! U das merk dä Jung scho, u heigs i d't Nase.

Hinten her kamen viele Männer in schwarzen Mänteln und Wollhüten auf den Köpfen; schwarze Strohhüte haben nicht Gültigkeit, weder bei Leichen, noch beim Abendmahl. Bei Leichen tragen sie nur die, welche es nicht besser vermögen, und beim Abendmahl nur Güterbuben, deren Bauern zu geizig zu einem Wollhut waren. E Strauhut thut's fast, er ist d's halb wohlfeler und notti schwarz, u schwarz wird doch d'Hauptsach sy, sagt so ein geizig Mannli, das nicht

weiß, was d'Hauptsach bei Gott ist, bei dem aber d'Wöhlfeli d'Hauptsach ist.

Unter den Wollhüten sah man ernsthafte Gesichter, aber gerührte hätte man vergeblich gesucht. Die Gedanken hinter den Gesichtern sah man nicht; es kam manchem wohl. Es hätte es sicher mancher ungern gehabt, wenn man hinter seinen Augen hätte lesen können: Hätte ich nur das Geld für das letzte Kalb, so frug ich allem nicht viel nach, d'Sach könnte sein wie sie wollte; oder: Hätte ich nur die letzte Nacht nicht mit ihm gespielt und getrunken, aber es will mir nicht aus dem Sinn; in's Haus gehe ich nicht mehr, wenn ich nicht muß, und Tags mach ich mich heim; wenn's nachtet, so fängt's mich an zu schaudern, weiß gar nicht, wie es kömmt.

Hinter den Männern kamen die Weiber, ihrer wenige, aber schaurig schwarz und schwatzten nicht. Einige wischten die Augen, sie wußten kaum warum, wahrscheinlich bloß so des allgemeinen Gebrauchs wegen. Andere machten sonderbare Augen, man wußte nicht, waren sie zornig oder wollten sie lachen. Wollten sie vielleicht sagen: Hast du jetzt einmal Feierabend, gäll, dä ist d'r cho ung'sinnet und dest' g'schwinger, je länger du unsere Mannleni im Wirthshause versäumt hast. Gäll, jetzt hörst sagen, ume noh eini, ume noh eini!

Zuletzt schritt eine stattliche Frau daher, gut angethan, weinende Mädchen um sie; das kleinste führte sie an der einen Hand, während sie mit der andern das Nastuch vor den Augen hatte. Sie war ergriffen, man sah es wohl, aber was sie ergriffen hatte, das wußte man nicht. Es kann ein Weib gar manches ergreifen, wenn es dem Sarge des Mannes das Geleite zum Grabe giebt; es kann die Liebe sein Herz zerreißen oder die Reue; es kann der Kummer für die Zukunft oder der Gram über die Vergangenheit dessen Seele erschüttern. Am lautesten jammerte das kleinste Mädchen, ein fünfjähriges Kind, kein Zusprechen stillte seinen Jammer. Warum

dieses Kind so jammerte, daß es den Nächsten die Seele zerriß und Schauer um Schauer durch die Gebeine jagte, wußte man.

Als es den todten Aetti sah, hatte es die Mutter gefragt: „O Müetti, het d'r Aetti ächt noh betet, eh er g'storbe ist, het er ächt o?" „Wie wett er, er ist ja im Schlaf gestorbe," hatte die Mutter geantwortet. Da war das Kind in einen unbeschreiblichen Jammer versunken und hatte immer gerufen: „su chunt üse Aetti nit i Himmel, o üse Aetti chunt nit i Himmel!" Vergebens wollte die Mutter trösten und sagen: er hätte ja nicht beten können, weil er im Schlaf gestorben. Das Kind wollte das nicht fassen: „Du hast's gesagt und der Schulmeister hat's gesagt, wer nicht bete, komme nicht in Himmel, und üse Aetti het nüt betet und jetzt chunt er nit dry!" Da wollte kein Trost anschlagen, es blieb bei dem, was man ihm zuerst gesagt, wie Kinder es oft haben, daß man umsonst ihnen zuredet, zu vergessen, was man ihnen zuerst gesagt hat. Wohl hatte es in der Zwischenzeit sich zuweilen beschwichtigen lassen und geschwiegen, hatte gefragt, wenn es recht bete, ob's ächt o füre Aetti gelt, und auf die bejahende Antwort so ernstlich gebetet, daß ihm in der vergangenen Nacht endlich die Mutter unwillig befahl, es solle doch aufhören stürme und o einist schlafe. Es war nicht böse gemeint, aber eine müde geängstigte Frau, die gerne schlafen möchte, wiegt die Worte nicht ab. Aber schon als man vom Hause wegging, besonders als man das wimmernde Glöcklein hörte, das so schaurig der Leiche zu rufen schien, war der Jammer noch heftiger losgebrochen, und als man zum Grabe kam, die Erdschollen so hart polterten auf dem Sarge, da brach es in lautes Schreien aus, daß Alle großes Erbarmen bekamen und Viele weinten um des Kindes willen. „Du arm's Tröpfli," sagte eine alte Frau, „briegg du nur, so lang de witt u so lut de witt, das schadt dir hie nit u dert nit. So lang du ume über angeri brieggist, macht alles nüt,

üse Heiland het ja o briegget, mach ume, daß de nie über dih selber briegge mußt, selb chönnt de fehle."

In die Kirche zum Gebete zog die Menge. Wie sie drinnen war, verhallte das Glöcklein; stille ward's, man hörte nur noch des Mädchens Schluchzen, das wurde aber auch dumpfer, seltener, und bald hörte man nichts mehr, als vom Taufsteine her das ernste tiefe Gebet, das den Menschen mahnet an seine Sterblichkeit und was ihm Noth thue, damit, wenn der Herr komme wie ein Dieb in der Nacht, im Schlafe eine Seele fordere, dieselbe nicht unvorbereitet dahin fahre, kein Kind weinen müsse über den Aetti oder über's Müetti in Kummer und Angst, daß ihre armen Seelen verloren gehen möchten, weil sie nicht bloß aus leiblichem, sondern auch aus geistlichem Schlafe vor Gericht gerufen werden. In tiefen Schlaf hatte der Herr das arme Mädchen gewiegt, als das Gebet zu Ende war; milde und lieblich lächelte es auf den Armen einer muntern Base, die es nach Hause trug.

Die Menge wandte sich dem Wirthshause auf der Gnepsi zu, nachdem die Männer die schwarzen Mäntel abgenommen, sorgfältig in mitgenommene Säcklein sie gepackt, die Weiber die Züpfen, die nicht halten wollten, sich wieder um den Kopf festgebunden hatten. Die Gräbd war im Wirthshause auf der Gnepsi und zwar nicht bloß eine Käsgräbd, d. h. eine, wo bloß Wein, Brod und Käse aufgestellt wird, sondern eine Fleischgräbd und zwar von den bessern, denn da war Voressen, Rind- und Schweinefleisch, Sauerkraut und dürre Bohnen, dann Braten, Hamme, Salat und Dateren. Es waren Leute da von weit her, und die Wirthin zählte sich zu den Vornehmen im Lande, sie hätte es nicht anders gethan, und was es kostete, frug sie nicht, an's Rechnen war sie nicht gewöhnt, und wenn man die Sache selber habe, so brauche man ihr gar nichts nachzurechnen, war ihre Meinung, bei allem was in ihrem Hause gebraucht wurde. Sie war streng vorausgeeilt, um die letzte Hand an alles zu legen und dafür zu

sorgen, daß die Leute nicht warten mußten; sie ward nicht gerne verbrüllet, sondern lieber gerühmt. Ob sie aber recht wußte, was Ruhm bringt und d's Verbrüllen macht, das ist eine andere Frage, darin irrt sich gar manche Frau.

Langsam waren ihr die Leute nachgekommen, und viel zu mustern gab es noch, ehe sie alle saßen um die langen im Tanzsaale aufgestellten Tische. Zu was allem doch so ein Saal dienen muß und was er alles sehen muß! Wenn er reden könnte, man würde sich verwundern, verwundern z. B., wenn er erzählen würde, wie er oft an Tanzeten traurigere Herzen gesehen hätte als an Gräbden. Die Wirthin handthierte unten in der Küche, hatte aber Aufträge gegeben diesem, jenem: „Lue m'r doch de öppe, daß es nieders zu syr Sach chunt u schäych y!" Wenn aufgetragen war, so trat sie einen Augenblick unter die Thüre und übersah die Tische, ob allenthalben was sei, die Speisen recht verstellt und die määßigen Flaschen nicht leer. Wer sie zuerst sah, füllte sein Glas, drehte sich auf seinem Stuhl und sagte: „es gilt d'r, Wirthi, chum u thue B'scheid!" „Es angersmal," sagte dann die Wirthin, „bis ume rühyig." „Chunst nit o zu nis?" „Ih chume de, aber z'erst muß ih noh ache, si hei m'r g'rüft."

„Wie geht's ihr wohl," fuhr der fort, welcher es ihr gebracht hatte, „kann sie wohl bleiben, oder kehrt es sie?" „Sie meint nichts anders, als furtfahre," antwortete ein Anderer; „sie hat davon gesagt, wie es jetzt gehen müsse und hat im Sinn viel lah z'weg z'mache." „Dere könnte es noch anders kommen," antwortete der Erste, „entweder thut sie nur dergleichen oder si chennt de nüt vo d'r Sach. Da werde noh Sache füre cho, a die noh niemere sinnet." „Meinst?" antwortete der Andere. „Ih hah o afe neue e Ton g'hört, aber ih hah du denkt, es werd afe gar viel g'schwätzt." Dieses Gespräch verbreitete sich, langsam schleichend wie ein Feuer im Moose, doch nicht bis zu oberst an den Tisch, wo die

Verwandten saßen, auch nicht an der Weiber Tische, die abgesondert saßen, denn nicht ungerne thun die zuweilen, als ob ihnen die Nähe des Mannevolks in der Seele zuwider sei. Das schickt sich auch nie besser als an einer Gräbd, wo es sich ohnehin nicht schickt, Cärlishof zu haben und Gugelfug unter einander. Die sprachen davon, wie doch das Mädchen gethan hätte, wie es ihnen dabei afe fast g'schmuecht worden sei. Es syg ume es King, aber denen werde manchmal was eingegeben, was große Leute nicht wüßten, und schon manches Kind hätte etwas gesehen, Erwachsene hätten nichts bemerken können, gäb wie si g'luegt heige. Sei das wie es wolle, so sei es allweg grüslig, so plötzlich z'sterbe und noh unbetet. Man sage nicht umsonst: e Schlagfluß, Gott b'hütis d'vor. Es sei zehnmal besser e Plätz krank z'sy; wenn man schon dabei leiden müsse, so könne man sich doch rangire wegem Zytliche und wegem Ewige. Was ihnen aber am meisten gruse, sei, daß man schon oft gehört habe, wie so Einer, der sich nicht habe rangiren können, sondern etwas auf dem Herzen behalten, nicht ruhen könne, sondern wiederkommen müsse, bis es ihm jemand habe abnehmen können. Das düech se d's schröcklichste vo allem; sie wollten lieber gradewegs i d'Höll; wenn me einist dert wär, su wär me doch de dert und vielleicht könnt me sih z'letzt o noh dra g'wane, mi g'wan sih ja a alles uf der Welt. „Herr Jeses, Züsi, schwyg u v'rsüng dih nit, denk wie's dem alte Schlyfer gange ist, wo o sym Mul ke Rechnig g'macht het. Weißt noh?" Einmal auf diesem geschichtlichen Boden ist den Weibern zu wohl, als daß sie ihn bald verlassen sollten; so streng ihnen die Gänsehaut den Rücken auffuhr, so streng jagte ein Geschichtchen das andere, doch auch hier alles halblaut.

Lauter, jedoch gemessen, ging es bei den Verwandten zu, Brüdern des Gestorbenen, Brüdern der Wirthin und Andern, die in näherm und weiterm Grade ihnen angehörten. Sie berührten weder den Verstorbenen noch die muthmaßlichen

Umstände desselben; sie redeten von ganz fremden Dingen. Zuerst redeten sie vom Korn, wie viel jeder use mach im Tenn von hundert Garben, von welcher Sorte sie hätten, rothes, blaues, weißes; verabredeten Tausch und sprachen vom Aufschlag und Abschlag, wie viel jeder zum Verkauf übrig hätte und ob der Verkauf besser sei daheim oder auf dem Markt. Allweg löse man einige Batzen mehr auf dem Markt, meinte ein Schalk, aber wie viel man dann davon heim bringe, sei Gott bekannt, manchmal alles, manchmal wenig, manchmal gar nichts. Manchmal wüßte man, wo man die Sache hinthäte und manchmal nicht, manchmal sehe man ohne Spiegel Gras wachsen und manchmal könnte man sieben Spiegel auf einander thun und vermöchte keine sechscentnerige Sau zu sehen, v'rschweige dann, wie bös ein Sack sei und wie groß die Spälte im Kistlein — so komme immer alles auf die Umstände an. Und wie so ein Gespräch gleitet wie Schlittschuhläufer auf dem Eisspiegel von einem Ende zum andern, so kam man von Löchern und Schweinen auf die Luzerner und die Aargauer, auf die Politik, man wußte nicht wie. Es waren sich da nicht bloß zwei Verwandtschaften gegenüber, sondern auch zweier Gattig Leute. Die eine Verwandtschaft bestund hauptsächlich aus ältern und gesessenen Leuten, d. h. aus solchen, die etwas Solides besaßen und in einem Eigenthum saßen, aus Sassen also; die andere mehr aus Leuten, die flüchtiger waren, auf Pöstlein saßen, die alle sechs Jahre zu vergeben waren, oder auf solche Pöstlein harrten wie auf die Maus die Katze, oder denen die alte Welt von Gott gemacht bereits verleidet war und die sie neu machen wollten nach ihrem Sinn, accurat wie sie aus ihrem blonden Schnauz einen schwarzen gemacht hatten. Es waren gegenüber den Sassen die Allemanen, oder die Allmend-Leute gegenüber den Hofbesitzern, um in Beispielen zu reden.

„Apropos und wie steht's, fragte einer der Ersteren, welchen das Korn wenig interessirte, weil er keines pflanzte,

„mit den Jesuiten, wollen wir bald dran hin und sie austreiben?“ Da entstand eine lange Stille in Israel. Als niemand was sagte, fuhr er fort: „An die hin hulf ich, und wer ein freisinniger Mann sein will, muß mit.“ — „He ryt emel afe, wenn d' de nit g'fahre magst, su mach Bescheid,“ wurde ihm erwiedert.

Während der Erste eine bittere Antwort verbiß, antwortete ein Anderer: „Ja so hat man es bei uns, da will es Einer an den Andern lassen, und wenn am Ende Freiheit und Religion und sust alles verloren geht, su wett de niemere d'Schuld sy.“ — „Ho, sagte ein Anderer, was selb ist, so hah nih ke große Chummer; was d'Religion isch, su hah nih die selber, u emel einist nimmt m'r die niemer, u we m'r d'Pintewirthe myni Bube nit v'rführe u d'Neutäufer myni Meitli nit und die Separirte my Alti nit, su hah nih wege d'r Religion ke Chummer u zur Freiheit soll d'Regierig luege, die ist zahlt d'rfür, u luegt die nit, he nu so de, su sy m'r de geng noh da.“ — „Ja, ja, wenn's de z'spät ist, zu selligem cha me nit früh gnue thue.“ — „„Aber lösche, gäbs brönnt, cha me doch o nit, selb schickt sich neue nit,““ ward geantwortet. — „Das wär g'späßig, wenn's nit brönnti, fraget die Freisinnige im Canton Luzern? Wenn's e Brunst ist, su faht me a lösche, wenn's afaht brönne u nit erst, wenn d's eige Dach achegheit,“ antwortete der, welcher reiten sollte. — „„Selb ist wahr, antwortete Einer, der noch nicht geredet. Aber wenn der Nachbar chüechle will, su geit me nit und wirft ihm Wasser i d'Pfanne, selb chunt de erst nit gut. U we d'Luzerner d'Jesuiter für Chüechli wei, su hulf ih se lah mache, wenn ih se nume nit fresse muß. Aber d'rvo het noh niemere g'seit. Ih hah noh vo niemere g'hört, dem d'Chüechli nit erleidet wäre, wenn er geng nume Chüechli hah sött.““ — „Ein jeder redet, wie er es versteht,“ antwortete ein Anderer. „Aber sagt mir doch, was und wer die Jesuiten sind?“ — „„He, selb wett ih vo euch v'rnäh, ihr werdet's

wohl besser wüsse, als ih, es nähm mih selber wunder,"" antwortete der Gefragte. — „Das ging z'lang, euch z'brichten," antwortete der Erstere, „das könnt ihr in jeder Zeitung lesen. Wir würden heute nicht fertig, wenn ich anfangen wollte." — „„Ja ja, ih v'rstah. Wenn er ag'fange hätt, z'höre wär mängem ke Kunst. Wenn mih albez d'r Pfarrer öppis Wunderligs g'fragt het, su hah nih g'seit, ih wüßi's, aber ih chönns nit säge."" — „Ja, sagte Einer, aber lätz ist's, ih hätt es schöns Munikalb, u die hei m'r albez d'Luzerner abkauft, si sy chum troche g'sy, u jetz het sih längs Stück kene by m'r zeigt. Es ist doch lätz, daß sih jetz üser eim d'Sach etgelte muß, wenn anger d's Garn v'rhürschet hei." — „„He ja, wenn's m'r nne um d'Kalber wär, es wär m'r o sy, aber ih finne o as Vaterland und a d'Religion,"" entgegnete Einer. — „Grad so geits mir o, antwortete ein Anderer, was ih nit hah, darah muß ih am hertiste finne; wenn ih kei Geld hah, so düecht mih, ih syg niene daheim, und wo ih Witlig g'sy bi, hets mih düecht, ih möcht a me niedere Zunstecke ume Hals falle, un ne frage, ob er well cho Würi sy uf d'Balle hindere?" — „„Du wirst du es bravs Mueiti übercho hah, so dere eis, wenn e Hühnerträger siebni um drei Krüzer übercho chönnt, er lieber z'leerem z'Märit ging, als se i d'Kräze nähm?"" — „Ih hah emel eis übercho, u d's best ist i der Zyt, daß ih wege syne emel d'Jesuite nüt z'förchte hah. Es chunt m'r scho längs Stück ke Länder u ke Schwebelhölzler meh unger d'Thür, u doch hah nih ke Hung meh, sit me e Neuthaler d'ryo zahle sött." — Man sieht, es war Giecht in der Wechselrede, wenn man ihn auch immer mit einem Spaß dämpfte, wie beim Brechen das Feuer mit dem nassen Besen. Solch Giecht ist zuweilen bei Gräbden zwischen den beiden Verwandtschaften von Frau und Mann, wenn die Aussicht gefährlich ist und jede Beschwerde fürchtet und jede von ihrer Seite weg die Schuld auf die andere schieben will; begreiflich erzeigt man es aber nicht,

man faßt sich, und wer nicht ein feines Ohr für den Ton hat, würde an den Worten wenig merken.

Die Wirthin war hereingekommen, war den Tischen nachgegangen, hatte sich entschuldigt, daß alles nicht besser sei, aber mi söll v'rzieh, wenn me selligs erlebe müß, so heig me i Gotts Name d'r Sinn nit, hatte eingeschenkt hier und dort, und endlich sich bei den Verwandten niedergesetzt, wo man sie zum Essen nöthigen wollte, aber zur Antwort erhielt, sie mög nit, si heig e Tropf Suppe g'noh u dä heig si schier nit möge ache bringe u heigne noh z'oberist obe. „Es ist sich nicht zu verwundern, Base, sagte ein alter Vetter, der des Gestorbenen Götti gewesen, wenn man so was erleben muß, so ung'sinnet u sövli jung noh; es düecht mih, es syg erst gestern g'sy, daß m'r ne tauft heige u d'Kindbetti du g'hah i d'r Kädere. Aber hest ihm de nüt ag'merkt, daß ihm öppe fehl?" — Diese Frage gab der Wirthin Gelegenheit, des Weiten zu erzählen, wie ihr Mann wohl hie und da gruchset, aber z'g'rechtem g'fehlt hätte es ihm nie, und bruche hätte er erst nichts wollen. Scho es Wyli heig ihm d'r Athe kurzet u du syg er i Gurnigel g'sy, aber bessert hätte es ihm nicht. Wie es sie hätte möge düeche, bruch me dert schier meh Wy weder Wasser, emel e Theil, si well nicht säge All. Aber böset hätte es auch nicht, und a öppis bös g'sinnet hätt si de gar nicht. Da cheut d'r denke, wie es mir am Morge g'sy ist. Dann erzählte sie plastisch d. h. ohne ein Düpflein auszulassen, was sie am Morgen gesehen, wie es ihr gewesen, was sie gemacht, was sie gesagt und was Andere gesagt.

Während ihrer Rede verrann die Zeit; die Leute begannen aufzustehen und sich zu empfehlen, denn bei einer Gräbt ist lang Dorfen nicht Sitte, es sei denn, es sei eine Base oder ein Vetter begraben worden, kinderlos, aber mit vielem Geld behaftet. Die Gäste dankten für die gute Aufwart, wie sie de öppe nit drah denkt hätte u deretwege sie de nadisch nit cho syge. Die Wittwe dagegen dankte, daß sie hätten

kommen wollen und ihrem Mann d'Liebi erzeige, si heige müsse vorlieb näh, wenn's eim selber breicht heig, su chönn me de öppe nit ufwarte, wie me drah denk u wie wenn's neuer frömd's wär. Aber es angersmal well si's nache bessere, wenn me ere well d'Ehr athue u zu 're cho u se nit ganz vergesse u v'rlah. Sie well öppe ihres Mäglische thue, daß d'Lüt sih nit z'erchlage heige, daß si ihri Sach eh besser weder böser heige. So höflich und manierlich begegnete sie den Gästen, die alle fast zusammen aufbrachen, wie hart es auch manche hielt, aber man hielt sich doch nicht dafür, daß man länger nicht genug hätte als die andern. Den nächsten Verwandten hatte sie aber Winke gegeben, daß sie bleiben möchten, weil sie noch neuis mit ihnen zu reden hätte und das am besten sei, wenn sie alle bei einander seien, es könne da ein jeder sagen, was er denk, und wie er die Sache ansehe, hinger dry helfs Einem dann nicht viel, wenn man Einem sage: hättist mich gefragt, ich hätte dir schon rathen wollen, u de g'wüß, daß es gut cho wär. Als die Stube sauber war, begann die Wirthin: „Sie haben mir die Sache versiegelt, die Manne hier (sie war nicht da daheim), es het mih düecht, es sött öppe nit nöthig sy, aber es wird ne o öppe um ihres Löhnli g'sy sy. D'Sach sött me ne v'rgebe gäh, aber v'rgebe thät eim hie niemere e Tritt v'rsetze, i selligem syges wüst Lüt, d'rnebe wäre si gut, si meine de öppe nit, daß alles für d'Kings King müß g'spart sy. Die hei mir du noh welle Angst mache u hei g'seit, mit dem werds de noh nit gnue sy, es werd noh müsse es Benefizi gäh. Selb wird doch öppe nit sy." — Die Manne sahen einander an, keiner sprach, endlich sagte ihr Bruder: „Das kann dir hier niemand sagen. Brauch ist's, d'rnebe kömmt's auf die Gemeinde an, und wie öppe die Sache stange." — „„Selb wirst du am besten wissen. Oeppe reich worden sind wir hier nicht, antwortete die Wirthin. Wir haben böse Zeiten gehabt, große Verluste gemacht, viel machen lassen, und was wir geerbt, das wüßt

ihr öppe ume z'gut, es braves Trinkgeld, nit viel meh; aber notti ist noh öppis da, vo wege zur Sach g'luegt hei m'r, u brucht öppe nit viel meh, as sih wohl g'schickt het u nöthig g'sy isch.""

„Natürlich habt ihr ein Hausbuch, u drinn wird's g'schriebe sy, wie's öppe gange isch u was d'r z'heusche heit u was d'r schuldig syt." — „„Ja so nes Buch hei m'r, und drinn ist viel g'schriebe, bald hat er dry g'schriebe, bald hah nih neuis dry g'macht, wenn ih glaubt hah, ih chönnts v'rgesse. Aber das hei si m'r o yb'schlosse, gäb wie nih gewehrt hah, es syg m'r gar uchumlig, wenn ih öppe öppis ufmache well.""

Die Männer sahen einander an; endlich sagte ihr Bruder: „D's best ist, du gehest vor die Gemeinde, der Schwager kömmt schon mit dir und trägt ihr die Sache vor, emel einist chah nih a d'r Sach nüt mache." — „„He das wär g'späßig, sagte die Wirthin, du wirst doch öppe welle e Bruder a mer sy, u wirst öppe nit bigehre, daß ih jetzt noh i unnöthig Köste chume. Wenn man mir öppe beistehn wollte, wie üblich und recht, so weiß ich, die Sache ginge, und vielleicht besser als vorher, aber wenn niemand will, he nun so dann in Gottes Name, so weiß ich, wer es zu verantworten hat und was es Einem nützt, Brüder und Schwäger zu haben."" — „He Schwester, sagte der Bruder, nur nicht so hitzig, du hast noch immer einen Bruder an mir gehabt, aber alles auf der Welt hat seinen Gang und dem muß man den Lauf lassen. Es wär öppe noch nie erhört worden, daß man bei einem Wirth, wo so viel mit Wygumene, Käshändler, Herdöpfler u dere Züg, u sust allerlei Lumpepack in Verkehr gestanden, kein Benefizi ergehen ließe, du kämist in größten Schaden, glaubs, und wurdist dene Jägge nie los. Wenn das gange ist, kann man dir helfen, dann wohl." — „„Hans Uli hat Recht, sagte der Schwager, grad so ist's."" Das bestätigte der Götti auch und alle Manne, Schwäger und Brüder und andere Verwandte, die noch da waren. Die

Wirthin verstund das aber nicht, sie wurde böse; sie sagte, sie sehe wohl, wie es ihr gehen werde, z'helfe begehre ihr niemand, aber alles werd welle usere sy u a re sugge. Es sei immer so gewesen und werde immer so sein, wer Wittwen und Waisen am besten b'schyße chönn, dä mein, er syg d'r Größt. Sie hätte erst noch eine Geschichte aus dem Oberland obe gehört, wie vornehm Manne eine Wittwe hätten machen z'geltstage, und ihr Vermögen hintere packt und eingesacket, und jetz werde man es ihr gerade so machen wollen. Selligs Geld heig me hüt zu Tag nöthig, wenn me d'Bube well zu Herre mache, als ob me dere Mulaffen nit meh als gnue hätt.

„Los, Schwester, darüber wollen wir jetzt nicht zanken, sagte der Bruder, wenn du es anders machen kannst, he nun so ist's mir ja recht, ich will dir da gar nicht im Wege sein." — „„Ja, sagte die Wirthin, aber dann möchte ich noch einen rechten Mann für mir anfangs beizustehen, nachher wird's schon gehen."" — „Nun deretwegen mußt auch vor die Gemeinde, sie muß ihn dir verordnen. Weißt einen?" sagte der Bruder. — „„Allweg, sagte sie, eine aus der Nähe, wo ich nicht so weit zu laufen brauche, wenn ich Rath mangle, und der sonst ungeheißen kömmt. Ich habe schon mit ihm g'redt, er wett."" — „He nun so dann, so wär d'Sach i d'r Ornig u jetz muß ih furt, ih will gah lah aspanne," antwortete derselbe. Ihm nach ging der Schwager; unten in einer Ecke stellten sie sich wie zufällig und der Bruder sagte zum Schwager: „Du siehst doch ein wenig zur Sach, bist näher als ich und d'Sach geht dich noch mehr an. Aber es Benifizi muß es allweg geben." — „„Versteht sich, antwortete der Andere, wenn's de ume d'rby blybt, und es sih bi dem still het."" — „Meinst? 's wird öppe nit sy," fuhr der Bruder z'weg. — „„Man kann nicht wissen, antwortete der Schwager, es kann noch manches zum Vorschein kommen, an welches man jetzt nicht sinnete. D'rnebe weiß ich es nicht, der Schwager ist in

der letzten Zeit so wunderlich gewesen, öppe rede het me nit mit ihm chönne."" — „Ich kann's nicht wohl glauben, antwortete der Bruder, wie wollte das gegangen sein, bei dem Vermögen, wo sie zusammengebracht, und auf dem Platz, wo auch gut ist. Freilich, wo's lustig gange ist, ist er gerne dabei gewesen, aber das hätt doch nicht alles sölle mache." — „„He ja, antwortete der Schwager, und dann hat er oft geklagt, seine Frau sei keine Hausfrau, wie er sie g'mangelt hätte, sie mache keiner Sache eine Rechnung, und was die Augen sähen, das, meine sie, müsse sie haben."" — Sie werden einander nicht viel vorzuhalten gehabt haben, und wär er mehr daheim gewesen, so hätte er sie können b'richten, antwortete der Bruder. „Da muß man Weibergut machen so viel man kann, das ist d'Hauptsach," setzte er hinzu. — „He ja, antwortete der Schwager, und die Leute, welche deinem Bruder getraut haben, brav mache z'v'rliere und ihn unterm Herd unde noh zu mene Schelm! selb wär bravs!" Damit ging er in den Stall und ließ den Andern stehn. Dieser sah ihm nach und brummte für sich: Er wird ihm o schuldig sy, sust redti dä nit so; wenn's ume anger Lüt aging, er wär nit so eigeli. Mi het de öppe nie g'hört, daß die, wo vo dem Züg nache chöme, bräver syge as anger Lüt, d's kunträri.

Die Gedanken, welche beide wälzten in ihrem Sinne, waren ganz andere als die, welche sie hergebracht hatten, sie rüsteten beide sich auf eine schwere Zeit.

Zweites Kapitel.

Der Leser vernimmt, wer begraben worden und wie derselbe seiner Zeit zu einer Frau gekommen.

Der Wirth, der begraben worden war, war eines angesehenen Mannes Sohn, welcher bei der alten Regierung viel

gegolten, daher mit manchem Pöstlein beehrt worden war. Diese Pöstlein hatten ihn jedoch nicht reich gemacht, wenn er gleich ein Schönes daraus zog. Er hatte viel Land und viele Kinder; der Pöstlein wegen mußte er viel von Hause weg sein, da weiß jeder, wie es geht, besonders wenn daheim keine Frau waltet, welche Hosen an hat und die Hand am Arm. Eine solche hatte er aber nicht. Wenn der Vater ein vornehmer Mann ist, so meinen die Kinder gerne, sie müßten dem Vater z'Lieb und z'Ehr großen Staat machen, und der Vater ist oft Geuggels genug und meint, es sei so. Wenn dabei viel gebraucht und wenig gearbeitet wird, so denkt er, das mögs wohl erleiden, so ein paar hundert Franken jährlich vom Himmel oben aben, man wisse nicht wie, glichen alles wieder aus. An eins aber dachte er nicht, obgleich er eigentlich seiner vielen Aemter wegen mehr Verstand hätte haben sollen, als gemeine Leute. Er dachte nicht daran, daß seine Kinder an viel Brauchen und wenig Werchen sich gewöhnten. Und wenn er auch Land und Heustöcke berechnen konnte wie Schnupf, mit und ohne Krümpe, mit und ohne Träm oder Fußwege, so konnte er doch den Unterschied nicht herausrechnen, welcher entsteht, wenn ein Kind wöchentlich zwei Fünfunddreißiger verthut und keinen verdient, oder wenn es wöchentlich zwei Fünfunddreißiger verdient und keinen verthut. Wer zum Rechnen nicht ganz dumm ist, der bringt mit Gottes Hülfe heraus, daß das einen Unterschied von zweihundert Fünfunddreißiger macht per Jahr; und wenn er recht anwendet, so bringt er vielleicht noch heraus, daß siebenhundert Fr. den Zins eines Kapitals von siebzehntausend fünfhundert Fr. ausmachen. Eine schöne Summe, Viele werden sagen ein schön Vermögen. Also wer alle Wochen zwei Fünfunddreißiger braucht, wer alle Wochen zwei Fünfunddreißiger verdient, statt zwei zu verthun, besitzt ein Vermögen, welches ihm den Zins von achttausend siebenhundert und fünfzig Franken abträgt, während er zu gleicher Zeit den Zins von

achttausend siebenhundert und fünfzig Fr. erspart. Nun hört man so oft, das ist ein reiches Meitschi, es hat so und so viel tausend Kronen und noch dazu Verfalles, oder das ist es arms, keinen Kreuzer hat's. Ganz gut, aber was braucht das eine, was verdient das andere? das muß noch dazu gerechnet werden; erst dann kann man das Vergleichen anfangen und wenn man eine Subtraktion ansetzen will, so frägt es sich, ob das Mädchen, welches keinen Kreuzer hat, nicht die reichere Frau wäre, als das andere mit seinen paar tausend Krönchen. So manches Herrentöchterchen heißt reich, fünfzigtausend Fr. habe es wie einen Batzen. Wenn es aber nun nichts kann, als Contos machen bei Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Zuckerbäckläden u. s. w., vom Kammermeitli sich muß anziehen lassen und von der Köchin betrügen, rechne man nur doch, wie reich ist die? Und dann erst so ein Bauerntöchterchen mit zwanzigtausend Pfund und meinethalben noch mit einem Halbdutzend centnerigen Dackbetten, siebzehn Fassene, einem schönen Schaft, einer französischen Bettstatt und einem zwölfdublönige Schwarzkleb, das einem großen Haushalt vorstehen soll und kann nichts als Pantöffeli brodire, merci sagen, d's Mul büschele und d'Lüt usgränne hinterm Rücke, gixt: „Herr Jeses, psi tusig," wenn es den kleinen Finger in eine Säumelchtere tunken sollte, steit am nüni uf, schlärplet um d's Hus u geit am eilfi u seit: „Mädi, was hei m'r hüt z'esse? mach is fry öppis guts, öppe es Tätschli u viel Zucker dry u brav Zimmet druf," u über Kopfweh schreit u Zahnweh, wenn es einist Bohne rüste sött oder afüre, u nüt erlyde mah as usz'ryte, un öppe Gotte z'sy, oder z'tanze u das je länger je lieber; wo d'Krone nit zählt, wenn's umene Kittel geit, oder umene Kappe, oder gar um Göllerketteli; aber dann anstatt Kabis Erdäpfelkraut einmachen will, das gang fust z'Schange u einist heig es neue g'hört, das gäb d's best Surkrut. — Was meint ihr wohl, wie reich ist ein solch Meitschi und was helfen die zwanzigtausend Pfund dem

Bauer husen mit einer solchen Frau? — Ja, wird man sagen, das sei eine dumme Rechnung, die Rechnung eines Zaunsteckleys, der das Leben nur nach dem Ersparten schätze und wo das Geld die Hauptsache sei. Heutzutage lebe man Gottlob in andern Zeiten, in aufgeklärtern, und da sei die Bildung die Hauptsache. So ein gebildet Frauenzimmer, das sei das wahre, das sei ein einzig Kleinod, ein Gut, von dem man nicht wisse, o, wie herrlich. Und wenn man dann erstaunt nach dieser Bildung frägt, wenn man frägt, in welchem Verhältniß das Meitschi zu seinen Eltern gestanden und anderen Menschen, wie es sich in Leiden und Verdrießlichkeiten schicken könne, in Entbehrungen u. s. w., so zuckt man die Achsel und sieht Einen verächtlich an und sagt, d'Mutter sei eine ungebildete Frau, mit der sei nicht nachzukommen, mit gebildeten Leuten vertrage es sich trefflich, aber zuzumuthen sei es so einer gebildeten Person gar nicht, daß sie sich nach rohem und gemeinem Pack richte, reizbare Nerven hätte sie und möge nicht viel ertragen. Das sei aber so bei gebildeten Leuten, die seien ganz anders g'natürt als so die gemeinen, wo seien wie Holzböck oder steinig Thürlistöck. Wenn man dann noch einmal das Herz in beide Hände nimmt und frägt, worin denn eigentlich die Bildung bestehe, wenn sie nicht die Kraft sei, Leben und Menschen zu ertragen, weil man beide erkannt und seine eigene Bestimmung, so werden die Augen noch verächtlicher und spöttisch verzieht sich der Mund und man hört endlich: „Das begreifst du nicht, aber weil du es bist, so will ich es dir sagen, damit du doch einmal vernimmst, was Bildung ist."

„Sie hat verflucht gute Schulen genossen und alles Mögliche darin gelernt; es hat Tage gäh, wo sie füfzehnergattig g'hah hei. Da lert me angers, as da so i de ordinäri Schule, wo me geng am Glyche lyret. Si hei vo d'r G'schicht g'hah und vo d'r Erdkugle, vo z'vorderist bis hingerus, u wie mänger Gattig Affe es git, hets punktum g'wüßt, u wie sie

heiße u wie sie thue. Si hei z'selbisch e grusam e g'schichte Lehrer g'hah, er het ne alles, u b'sungerbar d'Affe, chönne so bigryflich mache, daß es eim düecht het, mi heig fry eine vor d'r Nase. U du ist's im Weltschlang gsy u het brav g'lert; gäb wie liecht es sih b'sinne chah, su chahs no alles säge und wenn's scho nit geng weltschet, su wird me nihms am manierlich rede syr Lebtig amerke, a merci u s'il vous plait und pas du tout. Es tanzet höllisch gut und het Conversation; es ist einist auf dem Dampfschiff g'fahre und das erzählt es Einem so oft man will und recht kurzwylig; und arbeiten kann's auch und zwar schön, brodire, Kindskäppeli mache und lue, dä Geldseckel het es m'r g'lismet; das ist öppis angers als so grad ane e wullige Strumpf. Du glaubst nicht, was das für ein Unterschied ist zwischen einer gebildeten Person und einem groben Mensch, auf hundert Schritt sieht man ihn. Selb ist Bildung."

S'ist schön diese Bildung, verflümeret schön. Wenn dann diese Gebildete zu einer Hausfrau geräth, so hat's diese Bildung nicht selten wie schlechte Indienne, wo nach ein paar Wochen e Uflath wird, den man gar nicht mehr ansehen mag.

S'ist aber curios, nach dieser Bildung wird hauptsächlich beim weiblichen Geschlecht gebrüllt, wie bei einer Feuersbrunst nach Wasser. Beim männlichen Geschlecht, versteht sich Ausnahmen abgerechnet, fordert man bloß, daß Einer sich recht lustig machen, schwatzen und flattiren könne, und Einige sind, die sich am liebsten von Schnäuzen flattiren lassen. Die Sache, von der wir ausgegangen, bleibt die gleiche; der Unterschied vom Verthun und Verdienen wird nicht bemerkt. Wenn Einer sich recht lustig machen und gut flattiren kann, ein Schübeli Geld hat, aber keines zu verdienen weiß, so meint so ein Meitschi, was es erobert, wenn es so ein küftig Bürschli erzappelt hat, zieht ihn hundertmal einem fleißigen G'stabi vor, der gut arbeitet, aber schlecht tanzt, es ehrlich meint, aber nicht zu flattiren weiß.

Unseres Mannes Kinder waren theils gebildet, d. h. die Töchter, und theils lüstig und lustig, die Söhne nämlich. Unter ihnen machte sich besonders Steffen bemerkbar, ein gescheuter Bursche mit Kruselhaar und heitern Augen. Wo es lustig ging, war er der Erste und Letzte, ob er aber der Erste oder Letzte zum Mähen auf die Matte kam, dessen achtete sich der Vater nicht, und wenn er dem Vater von den andern Geschwistern verklagt wurde, er wolle nicht hacken, nicht helfen hier oder dort, so redete ihm die Mutter z'best.

Da man ihn zu Hause recht gut entbehren konnte, so wurde beschlossen, er solle das Metzgen lernen. Das ist auf dem Lande das adeliche Handwerk, wie in den Städten der Weinhandel der adeliche Handel war. — Stephan ließ sich das recht gerne gefallen. Er lernte das Metzgen, so wie es ein junger Sohn lernt, der Geld im Sack hat und Muggen im Kopf. Daheim machte er, was er gerne wollte, und wenn er über Land mußte dem Veh nach, so kam er heim, wenn es ihm gefiel. Daneben gerieth er zum Scharfschütz und wenn irgendwo ein Schießet war, so fehlte Stephan nicht, und wenn er in Garnison mußte, so kam seinen Vater allemal das Seufzen an.

Die Lehrzeit dauerte nicht lange. Metzgerknecht sein, sich binden, wollte er begreiflich nicht, das wäre seinen Ehren ein Abbruch gewesen. Er ging also wieder heim, sollte im Sommer wieder werchen, im Winter dann auf gut Schick passen, ob irgend ein Vetter oder Einer, der sich beim Vater in Gunst setzen wollte, sich seiner erbarme und ihn anstelle, um eine Sau oder zwei zu schlachten, oder ob irgend eine ihrer Kühe so gefällig sei, ein Kalb zu gebären, das man nicht abbrechen, nicht wohl verkaufen konnte, sondern es am besten war, dasselbe selbst zu schlachten und das Fleisch zu verhausiren. Das erleidete ihm aber auch; es trug wenig ein, und doch wurde er je länger je mehr darauf verwiesen, wenn er Geld wollte.

Da kam die neue Ordnung der Dinge und bald darauf

wurden die Concessionen zu Wirthshäusern so häufig ertheilt, daß allenthalben das Gelüsten entstund zu wirthen, um ring reich zu werden. Das kam unsern Stephan auch an und sein Vater, der sich so zu drehen gewußt hatte, daß er um seinen Kredit nicht gekommen war, hatte nichts darwider, sondern meinte, man müsse d'Gelegenheit profitire und nuße, wenn Nuß syge. Zu einem Wirthshaus wolle er ihm schon helfen. Dazu aber, sagte er, gehöre eine Frau, welche Geld habe, viel könne er ihm nicht geben; öppe es couraschirts Mönsch, das der Sach wisse vorzustehn und den Leuten anständig sei, nit öppe so nes Tschaggeli, so nes Kuderbützi, wo me nit wüß, was hinger oder vorfert syg. —

Ein lüftiger Bursche, wie Stephan, hatte begreiflich schon manche Liebschaft gehabt, aber die einen waren erkaltet und aus andern hatte es sonst nichts gegeben, so daß er in diesem Augenblick wirklich nichts angesponnen hatte, also das Herz frei war und nirgends weder Schleiftrog noch Kette. Nun hätte man denken sollen, die Familie sei zu Rathe gesessen, hätte eine Landkarte zur Hand genommen, worauf die Wirthshäuser verzeichnet gewesen, und nun nachgedacht und nachgefragt, wo ledige Töchter seien, die d'Sach verstünden und Geld hätten. Aber daran dachte man nicht von ferne. Im Canton Bern herrscht der Glaube, und selbst auf der Hochschule (damals florirte sie jedoch nicht wie jetzt), wird ihm nicht widersprochen, daß man eigentlich d'Sach nicht zu lernen brauche, sondern wer Couraschi hätte, sie auch könnte, und zwar nicht aus Gottes Gnaden, sondern von Rechtswegen; denn die Aristokratie des Wissens soll ja abgeschafft sein im Canton Bern, wie ein verdächtig gewordener Schulmeister gesagt hat. Das ist übrigens ein Glaube, welcher alt ist im Canton Bern, welcher mit der Verfassung nicht bloß nicht abgeschafft, sondern wie es scheint, noch befestigt worden ist, so daß jeder Gugag meint, er sei gut genug in jeden Rath. Es wäre wohl gut, es stünde mit dem rechten Glauben im

Canton Bern so gut als mit diesem Glauben. In diesem Glauben war unsere Familie auch recht stark. Sie dachte nicht daran, daß man das Wirthen und alles damit Verbundene lernen müsse; sie meinte, das verstehe sich von selbst. Wer wirthe, der nehme das Geld. Die Gäste sehen begreiflich nur, was der Wirth einnimmt. Wenn er ausgiebt, so sieht es nicht der Hundertste. Und was man nicht wisse, das könne man fragen, oder es sei bald gelernt, es wisse öppe ein jedere Löhl, wie es in einem Wirthshaus gehe, und was für Uertene man machen müsse. So hätte die Familie geantwortet, wenn man ihr von so etwas gesprochen, oder eine Wirthstochter, oder gar ein Stubenmeitschi in Vorschlag gebracht hätte als Frau für Steffen. Ja, sie hätte sich ordentlich erschüttet ob diesem Vorschlag; sie hätte geglaubt, man meine, es sei im Schoose ihrer Familie nicht Verstand genug zu jeder Sache, sie mangle noch was anderes als Geld. Es saß also die Familie nicht an der Landkarte und studirte die Wirthstöchter. Aber die Mutter war eine gute Frau, hatte also viele Weiber, welche bei ihr aus- und eingingen, so gleichsam ihre Adjutanten, welche für sie in der Welt agirten und ihr Kundschaft brachten aus der Welt Getümmel. Diesen vertraute sie ihr Vorhaben und wie es ihnen anständig wäre, wenn sie für den Steffen ein aufgeheitertes Mädchen wüßten mit einem schönen Schübeli Geld. —

Für solche Freundinnen ist ein solcher Auftrag fast, was himmlisches Manna, wenigstens eine der größten irdischen Wonnen. Wie die davon stoben, dann wieder daher stoben, zu b'richten hatten und die Hände verwarfen und nöthlich thaten! Wenn man sie hörte, so hätte man glauben sollen, es hätte über Nacht reiche, aufgeheiterte Mädchen geschneit ganze Haufen. Steffen hätte Tag und Nacht auf den Beinen sein müssen, wenn er alle Mädchen hätte g'schauen wollen, welche ihm angegeben wurden als wie gemacht für ihn. Wenn er auch nur dem Zehnten nachlief, so magerte er doch sichtbar

ab und klagte der Mutter, das Ding erleide ihm afe und entweder nehme er jetzt das erst best, oder er schlage d's Wirthe aus dem Sinn. Die Besten der Mädchen hatten schon einen Liebern und wollten nichts von ihm, einige, die Geld hatten, hatten dazu Gesichter, wie ungewaschene Pfannen; andere, die für eine Wirthin nicht unzweckmäßige Gesichter hatten, besaßen eigentlich kein Vermögen, hatten bloß starke Hoffnung auf ein großes Erbe, z. B. ihrer Großmutter Halbschwester Tochter hätte bloß ein Kind und zwar gar es leids, das d's Manne kum erlebe werd und wenn das sterbe und der Großmutter Halbschwester ihren Mann überlebe, so lasse die eine Verordnung machen und dann könne sie den bessern Theil nehmen. Gesagt hätte sie es zwar nicht, aber merken hätte man es schon manchmal können.

Eben, als Steffen am Abstehen oder Ertauben war, eins von beiden, vernahm man, es Tüfels es ufg'heiterts Meitschi mit einem schönen Schübeli Geld, wo's nüt bruch, as es z'näh, wo me ke Stung druf warte müß, we me einist kuppelirt syg. Und dazu sei die Familie b'sunderbar huslig und zum Werche abg'richtet, wie keine so. Das schlay vom Morgen bis am Abe dry, daß es eim fry übel grus. Grad so eine, dachte alsobald die ganze Familie, mangle Steffen; was er nicht möge, mache die, und es werde ihr wohl kommen, wenn sie recht viel möge, von wegen, er werde an sie lassen je mehr dest lieber. Eisi hieß sie und ihr Vater war ein großer Bauer gewesen u Hungs gytig; ihre Mutter eine Werchadere wie keine. Keine ihrer Töchter machte ihr das geringste Ding recht, darum machte sie am liebsten alles alleine und ihre Töchter waren am besten hinter Mutters Rücken oder wenigstens zehn Schritt vom Leibe. Geld für Kleider gab der Vater so wenig als möglich und für Lustbarkeiten gar nichts, wollten sie was Besseres oder was lustiges, so mußten sie es erlistelen oder erstehlen; sie übten sich in beidem so gut sie konnten. Werchen mußten sie wie d'Roß. Duße werche, grad ane dryschlah konnten

sie, daß es Einem fry drab grusete. Aber daheim war keine dressirt; sie konnten kaum den Schweinen kochen, geschweige den Menschen. Nähen konnten sie so viel, für im Nothfall die Fetzen am Fürfuß niedernähen zu können, wenn sie ihnen über die Schuhe hinaushangen wollten. In einem halben Tag brachten sie so einen Fürfuß zur Ordnung im Schweiße ihres Angesichtes; den andern Tag ruheten sie von ihrer Arbeit, und am dritten Tage nahmen sie erst den zweiten Fürfuß übers Knie mit Angst und Seufzen. Von Lismen war keine Rede, ward dasselbe dringlich, so nahm man ein Solothurner Mönschli auf die Stör oder gar zwei. Die Leute waren b'sunderbar berühmt von wegen der Hauslichkeit und von wegen der Brävi, und was die Leute nicht sahen, das wußte die Mutter ihnen aufs Brod zu streichen, damit sie es auf die Trommel brächten. — Kurz nach einander starben die Eltern am Nervenfieber und wirklich war da Geld unter die Kinder gekommen. Die Töchter hatten ein artig Schübeli abgekriegt. Da fand Steffen was er wollte und zudem sehr freundliche Aufnahme; Er war in Verlegenheit, wie wehren; es hätten ihn alle drei Schwestern gerne gehabt und er konnte doch nur eine nehmen. Wir wollen ihnen nicht nachreden, daß sie lieber als andere Meitscheni Männer gehabt hätten. Aber so z'Leerem, für nichts und wieder nichts, arbeiten viele Schwestern nicht gerne bei den Brüdern, haben bös, müssen Jungfrauen vorstellen und am Ende in der Vogtsrechnung noch sehen, daß sie nicht einmal das Essen verdient, sondern noch ein ordentlich Tischgeld schuldig geworden. Darum stellen sie lieber was für sich selbsten an, wo sie, wenn es gewerchet sein muß, doch wissen, für wen sie werchen. Steffen entschied sich bald. Er wollte Elsi, die lüftigst und lustigst von allen, die läuferlen konnte, daß Einen düechte, sie rühre den Boden nicht an und ein Mundstück hatte, wie ein Schlängli. Die andern Schwestern ließen, als sie das merkten, anfänglich den Trümel hängen, indessen trösteten sie sich bald, weil jede einen Tröster fand. Es gab

Hochzeit über Hochzeit, und Glück über Glück, und Alle meinten, ihnen sei das leibhaftige Glück zugefallen.

Aber die Töchter fielen ganz anders aus, als man erwartet hatte. Bei ihnen erfuhr man, was Huslichkeit und Arbeitsamkeit in einem Hause helfen, wenn der rechte Boden fehlt. Wo der rechte Boden fehlt, da artet das Schönste aus und Tugenden verwandeln in Laster sich.

Sisi's Eltern, d's Bure ufem Gugger, waren sogenannte ehrbare Raggerleute, sie galten für brav, aber daß sie es in Mein und Dein besonders exakt nähmen, selb war nicht; sie hatten nicht großen Verkehr mit der Welt, weil sie immer von der Welt fürchteten betrogen zu werden; aber wenn sie eine Sau oder ein Kalb bei der Gewicht verkauften, so sparten sie das Füttern und Stopfen nicht, es bringe immer sövli, meinten sie, und der Metzger hätte allweg d's Bessere. Sie lebten karg in Kleidern und Essen, besonders so weit der Vater es zwingen konnte, und wenn die Kinder an eine Lustbarkeit wollten, so setzte es allemal Händel ab. Aller sogenannten Freude war der Vater feind und hielt die Kinder davon ab. Aber der Kinder Sinn so zu lenken, daß sie an etwas Anderem Freude kriegten, das that er nicht; der Kinder Auge nach etwas Höherem zu lenken, das ihnen ein Genügen geben konnte, that er ebenfalls nicht; der Kinder Herz durch Liebe und Gemüthlichkeit so zu fesseln, daß sein Sinn ihr Sinn wurde, sie mit Freuden ihm zur Hand sprangen, das that er wiederum nicht. Er haßte alles Lesen, es trage nichts ab, sagte er. Er brummte oft über das Kirchengehen, besonders bei schlechtem Wetter; man mach d'Schuh dure u heig nüt d'rvo, man sei ja unterwiesen worden, und sött öppe wüssa, was me z'thue und z'glaube heig, meinte er. Auch führte er keine geistlichen Gespräche mit seinen Kindern, außer wenn ein Nachbar, den er haßte, ins Unglück kam. Dann sagte er: es sei notti gut, daß zuweilen so Einem etwas auf die Nase werde, sonst würd z'letzt niemand mehr glauben, daß ein Gott

im Himmel sei. Freundliche Worte gab er das Jahr durch wenige. Sauersehen war seine Freundlichkeit. Klagte jemand über etwas, so sagte er, he es ist sih doch d'r werth so z'gruchse, wed schwygst, su wirds scho bessere. Wenn das Gruchsen sich so steigerte, daß der Fehlbare nicht mehr arbeitete und nebetzi lag, so sagte er, das sei nur Fantascht und Fulkeit.

Die Mutter war darin gleich, daß sie ebenfalls nichts Besseres pflanzte in die Kinder, daß das Raggern auch ihre Gewohnheit war, daß sie also ziemlich einträchtig mit ihrem Manne einem Ziel zulief. Aber sehr getäuscht würde man sich haben, wenn man geglaubt hätte, sie hätte ihren Mann geliebt. Sie liebten beide bloß den Mammon, keine lebendige Seele, die Frau höchstens ihre Mastschweine von Martistag bis Ostern, wenn sie recht gut thaten. Aber eben weil sie sich nicht liebten, kam zuweilen der Frau der Widerspruchsgeist an, d'r Alt müss' doch de nit meine, daß er alles zwängen wolle. Dann half sie den Töchtern hinter dem Rücken des Mannes zu allerlei, zu Kleidern und Schleckereien. Wenn er den Rücken kehrte, so wurde g'eiertätschelt oder geküchelt, oder ein Abendsitz angestellt, oder sie rissen sonst aus und wenn dann der Alte das Korn nachgemessen hätte, oder das Gespinnst nachgewogen, oder die Eier gezählt, so hätte er zuweilen was merken können. Indessen geschah das selten genug. Durst und Drang nach der Welt und ihren Genüssen ward nicht gestillt, nicht ausgetrieben, nur aufgestaucht. Da saßen sie auf ihrem Gugger oben und mußten immer denken, „o hätt ich doch, o könnt ich doch!“ — Wenn Markt, Musterung, Tanzsonntage waren und Alles zottelte, sie aber bleiben mußten, so wollte das sie fast versprengen, und was es für einen Unwillen gab, kann man sich denken. So erschienen sie wohl eingezogen, konnten mit Recht dafür gelten, aber die Eingezogenheit war nicht ihr Sinn, war Zwang, inwendig sah es ganz anders aus. Sie glichen Aepfeln, gesund und ganz von Ansehen, die unter der Rinde aber ganz anders sich zeigen. So waren

aber nicht bloß sie, so würden auch noch viele Andere erfunden werden und sind bereits erfunden worden, wenn es zum Fecken kam.

Aehnlich verhielt es sich mit ihrer Arbeitsamkeit, die hatte auch nicht ihre Wurzel inwendig in dem Sinne, der Freude hat an treuem Benutzen seiner Gaben, an treuem Beschicken seines Tagewerks, in der Liebe, welche Freude machen will dem irdischen Vater und das Wohlgefallen des himmlischen sucht, sondern sie wurde getrieben und erzeugt durch einen äußern Zwang; hörte der Zwang auf, sank die Arbeitsamkeit auch in sich selbst zusammen. Zudem war dieses Arbeiten eigentlich nicht weit her, sondern bloß ein so allgemeines Dreinschlagen. Vom Hauswesen verstunden sie hell nichts, achteten sich allerwelt nichts, hatten nur immer zu sinnen und zu denken, wie es doch lustig wäre, wenn sie machen könnten wie es ihnen gefiele, und wie es doch verflucht sei, daß sie machen müßten, was sie nicht gerne mochten. Sie waren weder im Stall noch in der Küche daheim, und was das Spinnen anbelangt, so fluchte der Weber immer gränzenlos, wenn er dem Garn vom Gugger nicht entrinnen konnte.

So war die Arbeitsamkeit und Eingezogenheit der gepriesenen Töchter beschaffen, und wie viel sie werth waren, erfuhr auch bald die Welt. Das hätte man doch afe nicht gedacht, hieß es dann, wie doch die Menschen sich ändern könnten, u d'rzu noh so kurzum! Bäbi, die älteste, ward alsbald liederlich, begann zu essen und zu trinken, was das Herz gelüftete, so gut und so viel als es z'weg bringen mochte, dem Mann dagegen gönnte es nichts, am liebsten hätte es ihm nur Erdäpfelrinde gegeben oder Treber, wenn es welche gehabt hätte. Es ging nicht viele Jahre, so starb der Mann an der Auszehrung, Bäbi aber an der Wassersucht. Mädi, die zweite Tochter, ward eine gränzenlose Schlampe und Dampe, schwatzen war seine Seligkeit, und bald laufe, bald höckle, kam ihm grad nache; die Kinder ließ es verhudelt laufen, manchmal

hatte es längst Mittag geläutet und Mädi hatte noch kein Feuer angemacht, keine Erdäpfel gewaschen. Einmal hätte es bald das Haus verbrannt. Es hatte Anken ob dem Feuer zum Auslassen, eine Nachbarin ging vorüber, Mädi schoß hinaus: „Du, du, los doch neuis," rief es, und wenn es einmal diesen Haken eingehängt hatte, so kriegte es ihn nicht wieder los; so dampete es, bis der Anken im Feuer war; da wohl hatte das Dampen ein Ende, und wenn die Nachbarin nicht gewesen wäre, Mädi hätte sich nicht zu helfen gewußt. Kommod kam es ihm, daß die Schweine nicht reden konnten; wohl, die hätten ihm Sachen ausgebracht, daß Gott erbarm. Wie es Eisi erging, dem aufgeheiterten, welches den lüftigen Steffen kriegte, das wollen wir nun auch sehen.

Drittes Kapitel.

Wie eine Frau in sechs Wochen das Wirthen lernt.

Auf der Gnepsi hatte sein Vater ihm ein altes Haus gekauft und eine Concession richtig erhalten. D'Gnepsi lag an einer Straße, Steffen hoffte dabei aber noch, daß accurat bei seinem Hause künftig eine zweite Straße sich münden werde. Und wenn die Leute seine Hoffnung auslachen wollten, so lachte er noch mehr und sagte: Er verlasse sich auf gute Bekanntschaft und auf einen Zapfen oder zwei käme es ihm nicht an. Da ließen sie nun bauen, z'wegmachen, einrichten, und während das geschah, sollte Eisi geschwind das Kochen lernen. Steffens Mutter hatte bald gemerkt, wie es mit Eisi's Kochkunst bestellt war und daß die Schweine allemal gränneten, wenn Eisi ihren Hafen in Obhut gehabt hatte. Sie gab daher Steffen untern Fuß, Eisi sollte doch wäger noch ein wenig kochen lernen, es sei nicht einmal im Stande, für d'Tanner z'koche und d'Handwerkslüt, geschweige denn für

neuis Grechts, e Kindbetti, es Hochzyt oder gar für d'G'richtsmanne. Steffen begriff das. Er aß nicht ungern was Gutes und Eisi hatte ihm einmal einen Eiertätsch gemacht, der war zäh wie Sohlleder gewesen und hatte gestunken wie ein verbranntes Haus, wo alles Vieh drin geblieben war. Seitdem hatte er großen Respekt vor Eisi's Kochen, und wenn er es in der Küche sah, so hielt er allemal die Nase zu.

Er hatte einen Freund, der auch Scharfschütz war, ein Wirthshaus besaß und eine Frau, von welcher Steffen sagte, das sei ihm ein donnstigs Ketzerli von einer Frau, die gefiel ihm, so sollten alle Wirthinnen sein. Diesen fragte er, ob er sein Eisi nicht drei oder vier Wochen zu ihm thun könnte für d's Koche z'lere, öppe gar e Hex drin sei es noch nicht. Der Freund war ganz bereitwillig, schwerer war Eisi zu bereden, es meinte, selb wär nicht nöthig, und was es öppe nicht könne, sei bald gelernt, es werd ihm de, wenn Noth a Ma chöm, scho z'Sinn cho, wie d'Sach müss' g'macht sy, u de chönn me öppe probire, bis es gut chöm, es syg jetzt alles gar wohlfeil. Je weniger man von einer Sache kennt, desto leichter kömmt Einem das Erlernen derselben vor, und je weniger Begriff man von einer Kunst oder Wissenschaft hat, desto geringer schätzt man sie. Indessen ließ es sich bereden; vier Wochen seien bald vorbei, dachte es, und geschrieben stehe es nirgends, daß es den ganzen Tag in der Küche sein und den Kuchimutz machen müsse. Es nahm eine ganze Kiste voll Kleider mit, aber Kuchischurz keinen einzigen; dere werden sie dort wohl haben, dachte es, wenn es einen haben müsse.

Die Wirthin dort war ein lustig, leichtfertig Ding, die sich um die Küche wenig bekümmerte, aber mit den Gästen lustig thun konnte, wenn dieselben für sie waren. Sie waren reich, ihre Wirthschaft hatte einen eingearbeteten Gang, es mochte sich da schon etwas erleiden. Sie hatte anfangs ihren Mann tüchtig ausgeschnauzt, daß er ihr so eine bringe, mit der sie sollte in der Küche sein, dergleichen thun, was sie für

eine Köchin sei, und er wisse ja wohl, wie ihr das in der Küche hocken zuwider sei, wie sie auch nichts weniger erleiden möge als das. Als aber Eisi kam, grollte sie mit ihrem Manne nicht länger, sie sah daß es mit dem Küche sitzen nicht so gefährlich sei, und sie und Eisi waren b'sunderbar wohl für einander. Eisi war die Welt neu, es sah hundert Dinge mit staunenden Augen an, welche Weltmenschen alltägliche Dinge waren und brach darüber in Lobeserhebungen aus. Es that daher der Wirthin b'sunderbar wohl, wenn sie Eisi ihre Herrlichkeiten in Stuben und Kasten auspacken und zeigen konnte, und Eisi dann aus Herzensgrund zu loben begann: „E aber ni, aber ni, tusig schieß, Türk abe nangere wie schön! selligs hah nih noh niene g'seh, ni aber was doch de Lüte afe nit z'Sinn chunt, mi steit fry uf e Gring!“ So ein herzgründlich Lob, dem man es von weitem anhört, daß es nicht ein übliches alltägliches ist, thut einem sogenannten großen Geiste wohl, warum sollte also dadurch eine Wirthin nicht gewonnen werden, warum sollte sie mit einer solchen Freundin nicht die herrlichsten Tage verleben? Eisi war daheim gezwungen gewesen, spätestens um fünf Uhr des Morgens aufzustehen, bei seines Mannes Eltern hatte es bis sechs döselen lassen können, hier kam, oder wie man sagt, schloff es das erste Mal erst um sieben füre, und zwar sehr erschrocken und wollte sich sehr entschuldigen von wegen dem guten Bett, und weil niemand es geweckt. Aber es fand niemand, dem es die Entschuldigung anbringen konnte. Erst lang nachher zeigte der Wirth sich, und später noch schloff die Wirthin füre. Die lachte Eisi weidlich aus und wie ihm recht geschehen, daß es so lange auf das z'Morgen hätte warten müssen, einen andern Tag werde es wohl witziger sein. Das ließ Eisi sich nicht zweimal sagen, war es doch ja hier zum Lernen, was der Brauch sei, und o wie wohl that ihm das lange Liegen! und je länger es lag, desto härter hielt das Aufstehen; es war ihm, als müsse es für zweiundzwanzig Jahre nache ligge.

Am Morgen, ehe sie die Kaffeekanne hinausnahm, frug die Köchin, ob sie etwas solle z'wegmachen? He ja, mach etwas, sagte die Wirthin, wenn's z'weg ist, so sag es uns, wir wollen kommen und luegen. Das Luegen war aber gewöhnlich bald erleidet: „a bah, sagte die Wirthin, du hast jetzt schon gesehen, wie man es macht, wir wollen es dann probiren, wie es ist, das ist allweg d'Hauptsach." Versucht wurde dann gründlich und Eisi lebte Herrenwohl daran; das war andere Kost als daheim auf dem Gugger! Dere wolle es viel machen, sagte es gewöhnlich, was nimmt ine neue dry? Dann gab die Köchin etwas Bericht und die Wirthin meinte: „a bah, was witt doch die Müh hah, du wirst doch öppe nit e Narr sy u welle selber koche, und e Köchi weiß selligs scho, öppe allbeeinisch öppis agäh, für daß me geng öppe weiß wer Meister ist, mehr ist nit nöthig. Und d'rfür kauf dir eins dere Bücher wo man hat, wo alles d'rin aufgemacht ist, was man kochen kann und wie man kochet, Kochbücher seit me ne." „E ni, aber ni, was du m'r doch nit seist, het me de o noh dere Bücher, wo vom Koche drin steit, vo dene hah nih doch afe noh nüt g'hört", sagte Eisi und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Nebenbei lernte Eisi auch, daß man an Fische eine Fischsauce mache, wenn man sie nicht brägle, an Brägelwürste eine Zwiebelnschweize, an einen Hasenpfeffer aber öppis ganz angers; daß man das Rindfleisch und d's Bratis nicht im gleichen Hafen koche, und daß, wenn man saure Leber machen wolle, man Essig nehmen müsse dazu, und wenn man eine Suppe mache ohne Krebsstiele, so könne man dieser „falsche Krebssuppe" sagen. Das lernte Eisi, meinte nun was es wüßte, hielt seine Kochgelehrsamkeit für groß, dachte, wenn es noch ein Buch hätte, wie die Wirthin g'seit heig, un de noh e Köchi, su förcht es ke Tüfel nüt. Nachmittags fuhren sie dann aus, oder stellten sonst etwas an, oder gingen in einen Krämerladen, oder ließen eine Näherin kommen, um Eisi eine Kappe zu machen, wie die Wirthin

eine hatte, oder was anderes sonst, das Eisi noch nicht hatte. Kurz sie führten zusammen ein Leben, wie die Vögel im Hirse, aus den vier Wochen wurden sechs und Eisi kam zu der Ueberzeugung: Wirthen oder im Himmel sein, das komme accurat aufs Gleiche.

Nach sechs Wochen kam Eisi heim, viel stolzer als ein Student, der drei Jahre auf der Hochschule gewesen und ein Doktor-Diplom errungen hat. Es brachte drei neue Kappen heim, Fürtücher, zwei Tschöpleni, brodirte Schuh, einen Fingerring und sonst noch allerlei, strählte das Haar niedsig, kannte einige Redensarten: das wird öppe nit sy, dir cheut doch afe vexire, schenket ech bald wieder d'Ehr, zu nis z'cho und dergleichen mehr. Es wußte von Fischsauce zu reden und falscher Krebssuppe, wo verflucht chüstig syg, wenn me brav drykey; hatte auf dem Heimweg eins dere Bücher gekauft, wo das Koche drin azoge war vo z'vorderist bis z'hingerist, und die Wirthin hatte versprochen, ihm für eine Köchin z'luege, wo alles kochen könne, wie mes ume wünsch. Hatte also Eisi nicht Ursache stolz zu sein und zwar wenigstens so stolz wie ein Doktor, der vielleicht nicht halb so viel heimbrachte als Eisi?

Eisi imponirte auch damit und Steffens Leute konnten sich nicht genug verwundern, wie Eisi afe geändert heig in sechs Wochen, es sei schon eine ganze Wirthin, chönn rede wie nes Dergeli und d'r Sach d'r Tätsch gäh vom Tüfel. Steffen hatte rechte Meinig mit Eisi, sagte allenthalben, er sei g'fellig gsy, er hätts breicht, aber bis er die gehabt, heigs Müs g'hah; d's Auslesen hätte ihm mehr Mühe gegeben, als albez de Bern Metzgere d'r Ostermändigstier. Und wenn Eisi so freundlich und holdselig die Leute einlud, si sölle sih doch d'Ehr gäh un si b'suche, so dachte er, das chöm gut, grad so müsse man mit den Leuten sein, un mit süße Worte chönn me d'r sur Wy z'halb verbessere. — So dachte Steffen, von wegen in den Sprachformen war Steffen eben nicht stark.

Auf die Kälber verstund er sich etwas besser, obgleich er auch in dieser Wissenschaft kein Hexenmeister war.

Viertes Kapitel.

Wie Wirth und Wirthin floriren und wie die Wirthschaft blüht.

So begann die Wirthschaft unter den glänzendsten Aussichten, denn der Zulauf war über alles Erwarten groß und der Verbrauch dem Zulauf angemessen.

Steffen hatte also ein schön Schübeli Geld von seiner Frau, fast zehntausend Pfund. Mit so viel in Händen fangen gar Viele nicht an, das merke man sich wohl. Zudem meinte er noch ein Bedeutendes von seinem Vater erwarten zu sollen, und das meinten auch noch andere Leute. Einen Theil seines Weibergutes zahlte er an sein Heimwesen, einen andern Theil verbaute er, der Rest blieb ihm zur Einrichtung, zu Anschaffung von Wein und andern Vorräthen. Vieles und namentlich Wein brauchte er nicht baar zu zahlen, viel blankes Geld, wie er es nie gehabt, blieb in seinen Händen, alle Tage kam ihm anderes zurück, Alles wollte zum neuen Wirth, luege wie es dort sei und weil neue Besen gut wischen thäten. Zufällig waren auch mehrere Extra-Anlässe: Märkte in der Nähe, Musik, Zusammenläufe, Musterungen, sogar eine Feuersbrunst eben recht weit, daß man nichts zu riskiren hatte, nichts umsonst liefern mußte, und doch Alles diesem Wirthshause zulief, weil es außerhalb des Gedränges das nächste war. Kurz sie hatten Geld zum Fressen. Steffen und sein Eisi waren wie in den Lüften, mehr lösen nützte nur nichts, meinten beide. Eisi machte die lustige Wirthin; was es in der Küche war, hatte Steffen gar nicht Zeit sich zu achten; an das, was gebraucht wurde, dachte kein Mensch, alles gelöste Geld schien Gewinn, und was Steffen trieb und g'werbete,

das dünkte Eisi lustig, und was es koste oder nicht koste, darnach frug es wenig.

Eisi war von Haus aus gewohnt, alles was man im Hause hatte, zu betrachten als koste es nichts, und wenn zuweilen die Mutter über etwas brummte, so hieß es: „eh das wird ja nit sövli machen, das kostet ja nüt, m'r heis ja selber!" Nun hatten sie das Meiste was sie brauchten auf dem Gugger selbst, den Kaffee ausgenommen, der wurde höchstens z'Halbpfündern eingekauft, und die Mutter wußte accurat anzugeben, bei welchem Krämer die meisten Bohnen in einem Vierling seien. Mit dem Kaffee wurde aber auch sorgfältig und sparsam umgegangen. Nun hatte man hier auf der Gnepfi auch einmal alles selbst, denn Eisi fiel in die Täuschung, in welche viele Weiber fallen, wenn sie die Einkäufe nicht selbst besorgen, das Geld nicht durch ihre Hände geht, das Gekaufte in Masse anrückt und abgelagert wird in Keller oder Vorrathskammern. So schien es Eisi, als hätten sie den Wein selbst, als sei der gar nichts zu rechnen; es schien ihm das Gleiche mit dem Fleisch aus der Schaal, mit den Kerzen, welche ihnen der X lieferte, welchem sie das Unschlitt gaben; das Gleiche mit Zucker und Kaffee, welches ihnen durchreisende Müsterler z'Gefalle und im Vertrauen anboten, einen guten halben Batzen oder mehr wohlfeiler, als es ihnen sonst der Krämer gab, z'Pfünderweis, so daß Eisi die Hände über dem Kopf zusammenschlug und sagte: es hätte doch nicht geglaubt, daß seie dä Schnürfli dä Weg b'schiß, aber es sei hürmehi niemere meh z'traue. Begreiflich kannte Eisi den Unterschied zwischen en gros und en détail nicht, hatte die größte Freude, Kaffee und Zucker fast für nichts kaufen zu können, und daß es Einem noch umsonst z'Hus und z'Hei kam und doch kei Mönsch eim es Wörtli vo zahle säg, u fay me selber d'rvo a u säg vo zahle, su heiß es: „ganz nach Gelegenheit, das pressirt durchaus nicht." So kaufte Eisi gerne, that gerne einem artigen Müsterler etwas zu Gefallen, b'sun-

derbar wenn er es oder was von ihm kam zu rühmen wußte. Diese Vorräthe wuchsen ihm mit dem Hause zusammen, es kam ihm vor, es hätte d'Sach jetzt selber, man brauche ja nur oben aben zu holen, es sei noch viel oben und kost ja fast nichts. So schonte es Zucker und Kaffee und alles was man selber oder fast für nichts hatte, durchaus nicht.

Schonte Eisi sein Eigenthum nicht, wie wäre Schonung von der Köchin oder sonst einer Magd zu erwarten gewesen? Diese brauchten natürlich auch was sie gut dünkte, setzten auf Vorräthe keinen Werth, ließen es sich behagen, dachten nicht daran, etwas zu Ehren zu ziehen, d'Sach in ein Maaß zu bringen, z'mödelen, daß die Leute wohl waren und doch nicht g'schändet würde. Man kochte Haufen, zumeist d's halb z'viel und wenn die Säumelchtern und die Schüttsteine reden könnten, die hätten Einem sagen können, wie viel in sie spaziert sei. Es wäre die Frage, ob damit nicht eine ebenrechte Haushaltung hätte erhalten werden können. Arme Leute kriegten wenig davon, von wegen es gab schon Mühe, sie heißen hineinkommen und ihnen etwas z'weg z'machen, und mehr Mühe, als sein müßte, gab sich niemand. Geld ist rasch gegeben, besonders wenn man es mit Kreuzern und Halbbatzen nicht genau nimmt, darum gab man Bettlern Geld, wenn schon der Küchischaft voll Sachen war, die kein Mensch mehr anrührte, die den Schweinen beizt waren. Dessen ungeachtet galt Eisi allenthalben als eine gute Fau und weil es nicht meinte, es müsse alles regieren und in alles reden, wie es Leuten, welche eine Sache gar nicht oder höchstens halb verstehen, gerne anwohnt, sondern mit seinen Mägden auf gutem Fuße stand, so achtete man allfällige Dummheiten nicht, brachte sie ihm nicht aus, sagte höchstens: es sei noch ungewohnt, es sei sich aber auch nicht zu verwundern, so von einem Bauernorte her, wo d's Jahr aus d's Jahr ein nichts gekocht werde als Erdäpfel und Kaffee und über den andern Sonntag Sauerkraut und

Fleisch; so eine aufgeheiterte wie die, werd scho no lere, was sie mangle.

Nebenbei hatte Eisi noch viel Schönheitssinn, der war hauptsächlich geweckt worden in seiner Studienzeit bei seiner Freundin. Die erste Einrichtung ihres Hauses war begreiflich dürftig und oberflächlich. Eisi hatte bei der Theilung Hausrath und etwas von Bett und Bettgeräthe erhalten, Steffens Mutter hatte auch was gegeben, anderes angeschafft, für ein Sündengeld meinte sie, hoffentlich hätten sie jetzt für ihr ganz Lebtag genug. Aber begreiflich weiß so eine Bauernfrau nicht, was es alles und in welcher Menge in einem Wirthshause mangelt; und als Eisi mit ihrer Köchin einzog, da fehlte es an allen Orten, und wie einmal Einer erklärt hatte, er werde von Straßburg verreisen, wenn man nicht rede von was er wolle, so erklärte die Köchin alsobald, sie verreise, wenn man nicht neu ans Anschaffen gehe, das und das müsse herbei oder sie bleibe keine Stunde länger. Was so eine Köchin für ein festes Wort hat und einen grüslichen Willen, man glaubt es gar nicht! — Begreiflich ward das Geforderte auf der Stelle angeschafft, aber dennoch verging fast kein Tag, wo die Köchin nicht von vornen anfing und mörderlich schimpfte, was das für ein Kochen sei, so in einer neuen Hudelwirthschaft, wo in Gottes Name hinten und vornen nichts sei, und wenn man etwas machen wolle, Einem entweder die Sachen dazu fehlten, oder das Geschirr, es zu kochen. Dann begann sie eine Reihe von Häusern aufzusagen, in denen sie gedient, und was man in jedem Hause für Geschirr gehabt und für Kommlichkeiten, da sei d's Kochen eine wahre Freude gewesen; aber so in einer Bettlerküche müsse man z'hingerfür werde, gäb wie me sih wehr. Eisi hatte ein zu gutes Herz, um so eine Köchin z'hingerfür machen zu wollen, es trat daher in die meisten Wünsche ein und schaffte unbesinnt herbei was sie wollte. Sie werde am besten wissen was nöthig sei, und was einmal sein müsse, was da lang käre helfe, meinte es.

Nun hatte Eisi aber auch eigene Gelüsten. Es hatte bei seiner Freundin, welche an einer großen Straße wohnte, große Herrlichkeiten gesehen, von Umhängen, Spiegeln, Möbeln, Uhren, Gemälden, kurz allerlei, womit man in einem Wirthshause Staat macht, und nun ließ es ihn's gar nicht leben, nichts von dem allem haben zu sollen. Daß ein großer Unterschied sei zwischen den Wirthshäusern, daß die einen mit Uebernächtlern gesegnet werden, andere nur flüchtige Gastig haben; die einen eine Ausspannstation, andere bloß gerecht für Zwischenfutter; die einen bloß da seien für die umliegende Bevölkerung, die kömmt und geht, andere dagegen für Reisende, die manchmal sich aufhalten; das wußte Eisi begreiflich nicht. Eisi meinte, das alles hänge vom Eing'richt ab und wenn sie einmal eingerichtet seien, so wolle es luegen, ob d's Land auf d's Land ab ein Wirthshaus sei, wo es stärker gehe als in ihrem. Vor allem aus trachtete es nach schönen Umhängen und Portraits. Es schien zu glauben, aus schönen Umhängen würden dann Uebernächtler schlüpfen, vornehme, denen man so recht herzhaft eine Uerti machen könne; und weither würden die Leute angezogen durch wohl stark gefärbte Dinger, denen Eisi Portrait sagte, und die ihm b'sungerbar wohl gefielen, und um so besser, je stärker Roth, Blau und Gelb durcheinander gerührt waren. Alsobald mußten acht Bettmacherinnen auf den Laden, und kamen daher gezogen fast mit einem ganzen Fuder Herrlichkeiten.

Ein neues Wirthshaus ist für Bettmacherinnen immer eine Art von Neujahrkindlein; aber eine neue Wirthin in einem neuen Wirthshause, die ist für sie ein wahres Herrenfressen. Da ist was anzugeben, was anzubringen, da kann man der Phantasie freien Spielraum lassen, kann förmlich dichten in Umhängen, Festons, Zotteln, Troddeln, Guirlanden, Bändel und andern Formen, kann alle Farben anbringen, kann flechten und troußiren, daß sich Einem das Herz im Leibe umkehrt vor Wollust. Ob Fenstervertiefungen sind oder keine, ob die Sache einfach sei, oder Auf- und Abnehmen und neu

flechten und troußiren kunstfertige Hände erfordern, ist all einerlei, was schön ist und in die Augen sticht, wird angebracht. Und dieweilen so eine neue Wirthin nicht ungerne gerühmt wird, es ist ihr eigentlich durchaus nicht wegen ihr, sondern wegen dem neuen Wirthshause, das sie berühmt machen möchte, und Bettmacherinnen weit umher kommen und viel sagen können, während der Tag lang ist, o was da so eine Wirthin anwendet, damit die Töchter wohl sind und Ursache zum Rühmen haben! Es ist ihnen aber auch zu gönnen, den guten Töchtern, so gut als den Katholiken, wenn die langen Fasttage vorübergehen und die Fleischzeit ihnen wieder aufgeht. Und was so eine sechswöchige Stör an den Töchtern anschlägt, es ist unglaublich! Das merket niemand besser als der Schimmel, der sie geholt hatte und nun wieder heimführen muß. Diese Töchter wissen nun wieder viel, was hier und dort Schönes sei, anzugeben, was wohl stünde und fast gar nothwendig sei, ja sie verstehen auch etwas von Kleidungen und Moden, und wissen zu erzählen, wie doch diese Wirthin versehen sei mit Sachen, man glaube es nicht, und wie jene einen Staat habe, siebenzehn Mal könne sie sich ganz anders anziehen und man wisse gar nicht wann am schönsten, so neu, proper und kostbar sei alles. Was solche Nachrichten für Bewegungen erzeugen in der Brust einer von denen, welche von der Eva abstammen, man kann es gar nicht glauben.

Eine Pintenwirthin oder so eine Speisewirthschäftlerin, die lache nicht über Eisi und seine Bettmacherinnen. Eisi hatte einen Gasthof und zehntausend Pfund baar Geld gehabt. Das ist was anders als so ein gemein Pintli und d'ruebe nichts als ein Sonntagkitteli und ein Wertagkitteli, dreiundzwanzig Mänteli und drei ganze Hemmeli. Und wenn sie es hätten, so wär bei Vielen der Unterschied nicht so groß, von wegen der Sinn wäre der gleiche, und was man nicht im Großen treiben kann, das treibt man im Kleinen und am Ende kömmts auf eins heraus. Aus einem Kaffeekacheli

nimmt man mit Kaffeelöffeln, aus einer Suppenschüssel mit Suppenlöffeln, und am Ende wird eins leer wie das andere, die Suppenschüssel und das Kaffeekacheli.

So brauchte Eisi allerdings sehr viel Geld, aber so viel es brauchte, es fand immer welches im Schublädli: und wie viel es ausgab, das wußte es nicht, aufgeschrieben wurde es nicht, und es sonst zusammenzurechnen, wäre Eisi eine Kunst gewesen, denn Hexen und Rechnen kam ihm ungefähr gleichbedeutend vor. So ging es z. B. lange, ehe es sich eingeprägt hatte, wie viel es bringe, wenn einer drei halbe Schoppen zehnbatzigen Wein gehabt, oder gar drei Schoppen sechsbatzigen. Eisi hatte also nicht von ferne einen Begriff von der Summe, welche es in Jahresfrist ausgegeben hatte.

Ebensowenig dachte Steffen daran oder darüber nach. Steffen war der glücklichste Mensch auf der Welt, daheim hatte er was er wollte, und wohin er kam, da war er der Hahn im Korbe. Auf einmal war er nicht bloß in einer unabhängigen Lage, sondern er kam sich vor wie ein förmlicher Küng.

Da strömte Alles herbei und machte ihm den Hof, schwänzelte um ihn herum und rühmte ihm alles vom Hund weg bis zur Frau. Die Weingumene schneite es förmlich daher, wie den 28. Jänner 1845 den Schnee. Wirthshäuser sind den Weingumene, was Mäuselöcher den Katzen, und absonderlich neue Wirthshäuser. Begreiflich kömmt es viel darauf an, wer hier zuerst den Fuß in Hafen setzen, den Wirth oder die Wirthin andrehen und an Bändel kriegen kann, indessen mit aller Vorsicht. Bloß wegen des Wirthes schönem Gesicht und der Wirthin lüftigem Wesen setzt man seine Fässer Wein, wie wenig sie auch werth sein mögen, nicht aufs Spiel. Man nimmt daher Informationen auf, hier, dort, bei alten Kunden, alles mit aller Vorsicht, wie das Vermögen beschaffen sei, ob man trauen könne herzhaft oder bloß so probiren dürfe mit einem oder zwei Fässern vom min-

dern. Als nun bei Steffen die Informationen so vortheilhaft lauteten, daß sie die Gumene lange nicht glauben konnten, denn ein neuer Wirth, der zehntausend Pfund erweibet und noch ein Schönes von Hause zu erwarten hatte, der war ihnen lange, lange nicht vorgekommen, so jagten sie sich fast die Fersen ab, überschütteten Steffen und seine Frau mit Höflichkeiten und Komplimenten, von denen beide nie nur geträumt hatten. Sie wixten vom Besten auf, sagten, wie glücklich sie sich schätzen würden, wenn sie in ein solches Haus den Wein fourniren könnten, garantirten, wie sie, könnte ihn niemand liefern und wenn man ihnen es überlasse, so wollten sie wetten, in wenig Monaten nehme Steffen allen Wirthen in der Umgegend die Gastig weg, und über die Gasse brauche keiner mehr eine Maaß. Wenn nun Einer so zärtlich und zuversichtlich sprach, absonderlich in trauten Abendstunden, welche dem Weinhandel besonders günstig sind, so gestalteten sich diese Stunden zu den glücklichsten, welche Steffen und Eisi je erlebt hatten. Sie waren noch neu in der Welt, hatten noch nicht viel Gumene erlebt; sie glaubten, was so traulich aus dem Munde klang; sie sahen sich schon im Besitz der größten Kundsame und ganzen Steingruben voll Geld; sie machten per se Bestellungen und träumten ganz selig von Glück und Reichthum, bis die Sonne längst hungerig war und an viel Tausend z'Morgenessen sich bereits vom Zuluegen gesättigt hatte. So ging es mit den Käsmannen, so ging es mit den Liquörfabrikanten, so mit den Essigmachern, so mit den Bäckern und Müllern; ja selbst Bauern kamen und trugen Steffen Feißes an. Die Gerber kamen und wollten einen Handel mit ihm für die Häute machen, und die Kerzenbaggler sein Unschlitt haben, nicht weil sie nicht schon fast zu viel hätten, indessen seines wäre ihnen gerade jetzt sehr anständig, es sei ein Fall darnach. So hatten sie fast wie Fürsten und Könige einen besondern Hofstaat um sich, der sie verehrte, die Hände ihnen unter die Füße legte und sie auf denselben bis

zum Himmel hob; einen Hofstaat, der nicht bloß von ihrer Gnade zu leben, sondern oft mit einem bloßen gnädigen Blick zufrieden schien. An der Aufrichtigkeit dieses Hofstaates hatten sie keinen Grund zu zweifeln, denn was sie bestellten, das war gut, oft besser als das Muster. Ganz dumme Leute nimmt man bekanntlich nicht zu Gumene, sondern solche, welche einen Unterschied zu machen wissen unter den Menschen, zwischen neu zu erwerbenden guten Kunden und verdächtigen Kunden, zwischen alten guten und alten schlechten, auch solchen, die so oft als möglich Weinhändler wechseln, weil sie von jedem neuen Händler neuen Kredit hoffen. So ein neuer solider Kunde kriegt die beste Waare, wird ausgesucht bedient; man will ihn nicht bloß zufriedenstellen, sondern man möchte ihn ausschließlich bedienen, alle Konkurrenten ausschließen, Herr seines Kellers werden. Wenn mal ein Wirth ihnen dieses Vertrauen schenken würde, sagen sie, sie garantirten, in einem Jahre müßten alle Wirthe eine Stunde in der Runde ruinirt sein. Den neuen Wirth auf solche Weise zu gewinnen, wird allem aufgeboten, und jeder strengt sich an und überwindet alle seine bösen Gewohnheiten und möchte das beste Glas Wein liefern. Keiner sagt was vom Gelde, und wenn der Wirth die Rede darauf bringt, so antwortet er so, daß man glauben könnte, er wollte gar keins, er hätte große Lust, ihm den Wein umsonst zu liefern.

Ein Wirth, der auch nur einen Schatten von Kredit hat, ist unstreitig von allen Handelsleuten weit aus der Begünstigste. Er hat am meisten Prozente auf seiner Waare, sie ist am wenigsten dem Verliegen unterworfen, sie kömmt nicht aus der Mode, am allerwenigsten der Wein, wahrscheinlich das Brönz ebenfalls nicht; es geht ihm das Meiste baar ein und im Allgemeinen hat er wenig Ausstehendes in den Büchern. Hier und da eine Kindbetti, hier und da ein Pfund Schmeer oder ein halbes, welches er sich aber wie ein Apotheker bezahlen läßt. Auch muß er zuweilen lange auf die Bezahlung einer

Gräbd warten, hat aber dann immer den Vortheil, daß, je länger es geht, er dest' mehr an der Rechnung nachbessern kann. Denn die Rechnung wird nicht abgeschlossen, d. h. der Wirth sagt zumeist nicht, was man ihm schuldig sei, bis man bezahlen will. Da kann er immer sagen bei einer Gräbd z. B.: wie haben wir abgeredet? sechs bis sieben Batzen, d'r Wy à sechs Bz. Das war abgeredet; nun kommt das unbestimmte, so und so viel Maaß, und dann hats noch neuis von Thee gebraucht, ich glaube zwei oder zwanzig Maaß, je nachdem. Ein Handelsmann ist in ganz anderer Lage. Bei ihm geht der Verkauf fix, da ist kein Hinterthürchen zum Daraufschlagen der Prozente; an vielen Orten geht das Meiste auf Borg weg, und an Orten muß er Jahre lang auf die Bezahlung warten. Viel prompter gelangen an ihn die Wechsel, viel größern Zufällen ist seine Waare unterworfen, ein Kapital muß er in seinen Büchern haben, eins im Verlag, eins im Verkehr, und wenn er bloß den letzten Viertel schuldig ist, so kann er sich ordentlich rühren, ohne daß er erst ein Sklave seiner Lieferanten, dann bankerott wird.

Wie gesagt, viel leichter hat es der Wirth, und namentlich, wenn er im Rufe steht, Geld zu haben, im Ruf ist, den besten Wein auszuschenken, er kann voll Schulden sein, wie ein Hund voll Flöh, und doch noch im Gelde krüscheln.

Steffen hatte allerdings Gastig, daß es ihm zuweilen fast g'schmuecht werden wollte und er streng daran dachte, von Grund auf neu zu bauen. „Wenn man doch d'Sach recht übersinnete, und wenn man alles zum voraus wüßte, so wäre man bald reich", sagte er oft. Er hatte allerdings den besten Wein weit umher, weil jeder Gummi das Pré haben wollte bei ihm und er das Mischeln noch nicht verstund, oder besser gesagt, zu verstehen meinte. Zu essen bekam man wohl hier oder dort es feiner, aber so viel Fleisch um sechs kr. oder drei kr. kriegte man nirgends, und bekanntlich gilt bei der Majorität die Quantität und nicht die Qualität. Man traf immer

Leute an, es ging kurzweilig zu und genau wurde es nie genommen mit der Zeit. Es verwunderte die Leute oft, daß man da machen konnte was man wollte; die Einen meinten, Steffens Vater mache das obe gut Wetter, Andere aber suchten die Ursache näher und sagten, mit einem Schoppen Rothen, einem Schnäfeli Fleisch und d'r Frau albeeinist öppis hei, könne man schon viel zwängen. Man vernahm da etwas, und war doch nicht so nahe bei Hause, daß die Weiber es in die Nase kriegen und alle Augenblicke Einen heim holen lassen konnten.

So war Steffen daheim wie ein König, und es gab Tage, wo er zehn Maaß hätte trinken können, ohne daß es ihn einen Kreuzer gekostet. Doch so unverschant war er nicht, er nahm nie mehr als er mochte, und es war dann doch nicht, daß er nicht hie und da auch noch eine Halbe gezahlt hätte. Kam er aus dem Hause, so war es fast, als liefe er auf Freiersfüßen und fände allenthalben heirathslustige Mädchen, denn wo er hinkam, gab's ein Geschrei: „D'r Wirth uf d'r Gnepfi, d'r Wirth uf d'r Gnepfi! E Steffen bist du da, bist du's; chum thue B'scheid, das ist m'r doch jetz aständig, daß de jetzt grad cho mußt", so hieß es meist. Je willkommener Einer erscheint, desto schwerer ist das Scheiden, und so geschah es oft, daß Steffen kaum mehr wußte, ob es Abend oder Morgen sei, wenn er heim kam. Denn es ist curios, wenn sich so Einer darnach an einem Orte herbeiläßt, so ist's, als ob hundert Augen die Zugänge zu diesem Orte bewacht hätten, oder als ob eine junge Krähe schreie im Walde. Ung'sinnet kommt der, kommt dieser, ung'sinnet findet sich eine ganze Kompagnie der rechten Kameraden zusammen. Keiner will vom Andern was wissen, es ist eben, als ob sie es in der Luft vernommen oder eine junge Krähe sie zusammen gebrüllet hätte. Auseinander brüllte sie jedenfalls keine, denn die Krähen waren längst z'Sädel, wenn die auseinander gingen. Es war nicht, daß Steffen, wie z. B. mancher andere, solche Gelegenheiten mit besonderer

Vorliebe suchte, aber er mußte doch über Feld, mußte Fettes kaufen, mußte Haber kaufen, Holz u. s. w., und wußte als alter Metzger nur zu gut, daß nicht allem zu trauen ist, was man Einem hinterm Glase b'richtet, daß ein rechter Metzger mit eigenen Augen schauen, überhaupt Ort und Gelegenheit sich merken und auch der Bäurin die Ehre anthun muß, unter ihr Dach zu kommen, ihre Säue zu g'schauen und ihr die Kinder zu rühmen.

Daneben hatte Steffen natürlicherweise ein Rößchen, manchmal zwei, er hatte so viel zu führen, zu holen, zu nieten, daß er was der Art haben mußte; er hatte ein Reitwägeli, kommoder kam ihm später was Decktes vor; er hatte einen Hund, manchmal zwei; für einen Metzger schickt es sich nicht ohne Hund zu laufen und manchmal hat er auch Lust zum Jäger z'g'rathen. Bei allen diesen Habseligkeiten hatte er einen verfluchten Handelsgeist im Leibe, d. h. er händelte gerne, rühmte seine Sache, führte die Andern aus, probirte, welcher den Andern zuerst maßleidig machen könne, ist auch ein eigenthümlich Spiel, das. Er rühmte oft, es gebe mit diesem Händeln manchen schönen Batzen, an den niemand sinne. Ob er Recht hatte, wissen wir nicht, aber eben so wenig, wohin diese schönen Batzen gekommen sind. Sehr viel hatte er auf einem Rößchen, das lief, wie aus einer Kanone, und über ein Straßenpflaster dahin tschäderte es, daß ringsum die Fenster klirrten und Köpfe an die Scheiben schossen. Wenn er dann diese Köpfe an die Scheiben schießen sah, gar hie und da hörte, das wird d'r Steffe, d'r Wirth auf der Gnepfi sein, so fahrt doch keine im ganze Land, der Stallknecht heraussprang und sagte: er hätte gedacht, er wolle g'schwing cho hah, sust syg er ihm scho z'Basel niede, er dann seinen großen Bräter hervorzog und sagen konnte: „Lue, das ist's gsy, grad feuf Minute über halbi englisi, wonih bir Düremühle furtg'fahre bi, u was ist's von hier, zwei Stund?" „Ja mehr als drei", sagt der Stallknecht ihm zu Gefallen.

„He nu su de, lue, no nit halbi zwölfi, u lue, kes nasses Häärli hets." Wenn er so reden konnte, wenn dann noch der Wirth kam, wenn er später ein halb Dutzend Geschichtchen erzählen konnte, wie er mit dem Biggerli gefahren sei und wie er keinen Engeländer fürchte, so war das eine seiner größten Freuden. Und wenn einer seiner Kameraden zu ihm kam und ihm sein Biggerli recht rühmte, so führte er denselben wohin dieser wollte, war's Tag oder Nacht, in schönem oder strubem Wetter. Und wenn es weiter ab einen lustigen Tag gab, einen Schießet, Kegelt, Gumpet oder sonst eine ganz ordinäri Hudelte, so hieß es immer: „d'r Steffe muß mit, mit sym Bigger sy m'r im Schwick dert, i zwo, drei Stunge sy m'r dert wie Schnupf; so wie das Rößli, läuft keins im ganzen Canton." Man hätte wirklich ein steinerneres Herz haben müssen, als Steffen eins besaß, wenn man durch solche Wendungen sich nicht hätte sollen gewinnen lassen; es mußte gar nicht zu machen sein, sonst führte er die Kameraden, begreiflich nicht nur umsonst, sondern zumeist fielen ihm auch alle Auslagen für das Fuhrwerk auf.

Diese Ausfahrten an eine simple Hudelten waren jedoch nicht die theuersten, mit vierzig oder fünfzig Bz. kömmt man schon weit im Tag. Aber Steffens Frau wollte nicht immer daheim sein, wollte mit dem gleitigen Biggerli auch ausfahren, luege, wie das tschädere, wenn man in eine Stadt fahre. Steffen nahm seine Frau nicht ungern mit auf Märkte, führte sie zu der Bettmacherin, wenn sie Herzensangelegenheiten mit dieser zu verhandeln hatte, oder begleitete sie, wenn sie hier und dort als Gotte zuchestah mußte. Das waren theure Ausfahrten, die nicht mit vier oder fünf Fr. abgethan waren. Die Weiber bleiben in der Regel viel mehr bei Hause als die Männer, und gar manches Weib wird, wenn der Mann fort ist, vom Gedanken beschlichen: „was het er ächt Gut's, wenn ih doch o ume d'rwo hätt', wie viel v'rthut er m'r hüt aber, u hah nih nüt d'rvo?" Daher die an vielen Orten stattfin-

denden Gebräuche, zu kücheln an den Markttagen, damit die zu Hause Bleibenden auch was Gutes hätten, oder nach der Zurückkunft vom Markte mit der Frau noch in's Wirthshaus des Dorfes zu gehen und ihr dort aufstellen zu lassen aus dem ff, oder ihr wenigstens eine Halbe heimzukramen, damit ihre Phantasie von dem Ausspinnen der Herrlichkeiten, welche der Mann zu sich genommen, abgelenkt werde. Geht nun der Mann mit dem Weibe z'Märit oder sonst an irgend ein Fest, so darf er nicht sparen, er muß mit dem Besten aufwarten lassen, das Wohlleben der Frau ist Nebensache, Hauptsache ist die, daß sie sehe, der Mann gönne es ihr und meine nicht, er wolle alles nur für sich alleine brauchen. Wo Sparen die Haupttugend ist, gut Husen Lebenszweck, Geldausgeben immer als eine Art Sünde, wenigstens als das größte aller Uebel betrachtet wird, da muß man nicht darüber lachen, wenn eine Frau es als die innigsten Liebeszeugnisse (und ein Weib, sei es aus welchem Stande es wolle, ist immerdar gerne geliebt vom Manne, auch wenn es selbst ihm nicht viel nachfrägt) ansieht, wenn der Mann einen Franken oder zwei, drei, an sie wendet und ihr aufstellen läßt, was Gutes zu haben ist, sowie sie dagegen durch nichts mehr gekränkt wird, als wenn bei solchen Gelegenheiten der Mann sie karg und mager abspeiset. Es besuchte einmal ein Mann seine Frau, welche er schweren Gemüthes wegen bei einem Arzt hatte, und das schwere Gemüth war deswegen entstanden, weil sie glaubte, sie sei dem Manne zu wenig reich und er sei jetzt reuig hinterher. Der Reichthum war groß da und keine Kinder vorhanden. Der Mann besuchte die Frau, es hatte ihr merklich gebessert, er nahm sie mit sich und zahlte ihr eine Halbe. Da sagte sie, es düech se, sie möchte noch für einen Batzen oder zwei Hammeschnittli zum Wein. He, sagte der Mann, es düecht mih, ih wett das lah sy, wed hei chunst, su chast ja z'Nacht esse. Die Frau sagte kein Wort mehr, aber wer einen Rückfall hatte, der gefährlicher war als die erste Krankheit

und fast nicht weichen wollte, das war sie. So muß der Mann aufwixen lassen und hat dabei noch den Nachtheil, daß die Frau hintendrein, wenn sie genug gegessen und getrunken hat, glaubt, es gehe allemal so, auch wenn sie nicht dabei sei, während doch wirklich der Mann sehr oft viel bescheidener lebt, wenigstens des Essens halb, vom Trinken wollen wir es nicht behaupten. Dieses war jedoch nicht die Hauptausgabe. Eisi hatte die Schwachheit aller Weiber, nirgends hingehen zu können, ohne zu krämerlen und zu kramen, in hohem Grade. Es konnte bei keinem Laden vorbeigehen, ohne stille zu stehen, Steffen einen Mupf zu geben und zu sagen: „Nei, aber lue doch, g'schau doch, vo dem hei m'r o noh nüt, sötte m'r nit o dere hah, was chost das ächt, gang frag doch.“ Eisi war selten von ihrem Gugger weggekommen, hatte die Herrlichkeit der Welt wenig gesehen, bildete sich nun ein, wer Geld habe, der müsse alles anschaffen, was zu kaufen sei; für was hätten es die Leute gemacht, wenn es nicht nöthig wäre, und daß es die kauften, wo es vermöchten? So krämerlete und kramete dann Eisi, daß es doch manchmal Steffen wohl viel düechte, wenn ihn schon das Geld nicht reute, daß er zu wehren begann. „Nit, nit, sagte er dann, denk doch o, wie wei m'r alles mitnäh, m'r hei ja z'letzt selber nimme Platz im Fuhrwerk, u wed alles ungereinist chaufst, was wotsch de d's anger Mal mache? Ih wett für selb o noh neuis spare.“ „Löhl, was de bist, meinst, wir seien schon hingerus? Es wäre wohl gut, aber es wird mir fast g'schmuecht, wenn ich g'seh muß, was m'r alles no nit hei u was doch sy muß.“ Das gab theure Tage, wie theuer wußten sie selbst nicht, denn ungezählt hatten sie Geld aus dem Schubládli in die Säcke genommen, ungezählt legten sie den Rest wieder hin, wenn nämlich noch einer vorhanden war, daß es sich der Mühe lohnte, ihn bei Seite zu thun.

Und doch waren das nicht die kostbarsten Tage, es gab noch viel theurere. Von diesen Tagen brachte man doch etwas

heim, hatte für sein Geld etwas, von denen aber, von denen noch zu reden ist, hatte Steffen gar nichts, als höchstens einen sturmen Kopf und Kyb im Lyb. Wenn es strub Wetter machte, daß den Krähen das Fliegen erleidete, die Wirthshäuser in ungewohnter Stille da lagen, dann kamen zwei, drei, viere daher, man wußte fast nicht zu welcher Thüre ein, sie fanden sich mit Steffen in einem aparten Zimmer zusammen; dann wurde abgesessen und gespielt und zwar nicht bloß geramst um eine Maaß oder zwei, sondern wenn nur die Rechten beisammen waren, so wurde geländelt, sonst aber g'mutzet und beetlet. Beim Ländeln konnte es auf hundert bis zwei hundert Fr., ja noch höher gehen, und Steffen hatte oft das Unglück, daß es ihm so ging. Er hatte das Unglück, daß er mit ausgemachten Spielern spielen mußte, von denen zwei einander so gut verstunden, daß niemand gegen sie aufkam, daß sie jedem das Hung nahmen, daß man oft fast zum Glauben verleitet wurde, sie seien nicht bloß ausgemachte Spieler, sondern ausgemachte Spitzbuben, wenn sie sich nicht so hoch und theuer verflucht hätten, es sött eine d's Hergetts sy und säge, si b'schyße, dem wette si! War dann da die ganze oder halbe Nacht durch an Steffen und vielleicht noch an einem Hansli oder Christeli gerupft worden, so redete man einen andern Abend ab, hier oder dort zusammenzutreffen, der Eine oder der Andere hatte was zu thun dort; so konnte man wie von ungefähr dort sich zusammenfinden und hatte ein Fürwort bei den Weibern, wenn sie frugen: „Wo wotsch aber us, es düecht mih, du söttisch doch o afe einist möge zwe Tag hinger e nangere daheim blybe.“ Freilich traf man auch zuweilen zufällig zusammen und machte geschwind Eins, oder spielte rasch einige Parthien Billard, wobei ebenfalls einige Fünffrankenstücke konnten verloren gehen, oder kegelte geschwind Eins, wenn's Sommer war und zwar nicht wohlfeil. Steffen verlor fast immer, ausgenommen im Kegeln, in welchem die meisten Metzger eine besondere Fertigkeit haben; denn nicht um-

sonst ist die Kegelbahn fast immer in der Nähe der Schaal. Steffen hatte das kalte Blut, das gelassene, gehaltene Wesen des Spielers nicht, die sichere, feste Besonnenheit, welche derjenigen des Schiffers gleicht, welcher alle Segel spannt bei günstigem Winde und rasch sie fallen läßt und zu laviren weiß, wenn der Wind umsetzt und konträr wird. Er konnte vorsichtig und zurückhaltend sein, wenn das Spielglück ihm am heitersten lächelte, alles ihm zuschlug und handkehrum, so wie das Glück sich wendete, unbesonnen werden, wagehalsig, zwängen wollen, was nie zu zwängen ist Spielern gegenüber, welche sich nie imponiren lassen, aber jede Schwäche, und namentlich jede Leidenschaftlichkeit, die größte Schwäche des Spielers, des Gegners sofort bemerken und auszubeuten wissen. Das waren Steffens kostbarste Tage und davon hatte er nichts als Kyb im Lyb.

So war Steffens und Eisi's Anfang in ihrer neuen Laufbahn so viel versprechend und hoffnungsreich wie selten einer; sie erkannten es auch. Sie gehörten unter die Wenigen in der Welt, die wenig oder nichts zu klagen hatten, nichts schriftlich, nichts mündlich, nichts auf der Gasse, nichts unter vier Augen. Ja sie rühmten einander gegenseitig und zwar aufrichtig hinter dem Rücken und ins Gesicht. Steffen sagte von Eisi, es mache sich b'sunderbar gut, er hätte anfangs Kummer gehabt, gefürchtet, so Eine aus einem groben Bauernort werde sich schwer in die Sache schicken können, aber das sei gegangen, wie pfiffe, es düech eim, Eisi sött syr Lebtig Wirthi gsy sy; er müß säge, er syg g'fellig gsy mit em Wybe, besser hätt' er's nit breyche chönne, noh ke Stung syg er reuig gsy.

Eisi aber sagte: Da uf em Gugger obe wüß me nit was lebe syg, ja mi syg fry gar ke Mönsch, erst sit es d'r Steffe heig, wüß es o öppe, was lebe syg u wie mes hab chönn i d'r Welt. Es möge gehen wie es wolle, so werde es Steffen nie v'rgesse, daß er's erlöst habe us der Wildnuß und ihm

d'rvor gsy syg, daß es nit öppe so ne Ragger Bur heig müsse näh, wo's niemere gut heig weder d'r Hung, wo am Schatte blybe chönn, wenn die angere alli duße werche müsse. U nit ume das, er syg sust no gut gege ihm u gönn ihm d'Sach, un öppe z'weni heigs ihm no nie g'macht. U d'rnebe syg er de öppe Eine, wo e Frau Freud hah chönn an ihm, u sih de notti nit schäme müß, wenn si mit ihm usryt oder sust mit ihm vor d'Lüt chöm.

Sie waren also glücklich und bekannten auch ihr Glück ohne Hehl; sie thaten nicht so dumm, daß sie meinten, sie müßten auch klagen, so des allgemeinen Brauchs wegen, oder sie müßten ihr Glück verläugnen, der Menschen wegen, man gönne es ihnen sonst nicht mehr und suche ihnen zu schaden, wo man könne und möge.

Wirklich lachte ihnen das Glück. Doch der reine Spiegel, auf dem das Glück rein sich wiederspiegelt in die Länge, der gute Boden, in welchem das flüchtige Glück feste Wurzeln fassen und in feste Zustände übergehen kann, die fehlten ihnen. Wo diese fehlen, verzerrt des Glückes Lächeln sich, wird zum Grinsen, wird das Glück zu einer Morgenwolke, die vorüber fährt, wird nie zur Eiche, die in Felsen wurzelt und Jahrhunderten trotzt.

Fünftes Kapitel.

Von der Fortbildung überhaupt und von Steffens und Eisi's Fortbildung insbesondere.

Wenn dem Menschen das Glück lächelt, wenn es seine Fülle in dessen Schooße ausgießt, da drohen ihm schwere Gefahren. Nicht umsonst sagt Christus, es gehe ringer ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich. Nach heutigem Sprachgebrauche ist Reich und Glücklich fast

gleichbedeutend. Man kann nicht wohl sagen, sie hatten beide keinen Glauben, das ist bald gesagt und selten ganz wahr. Hätte man ihnen diesen Vorwurf gemacht, so hätten beide Einen der Lüge geziehen. Steffen hätte gesagt: daß er dann öppe alles glaub', was Einem d'Prädikante säge, selb sei nicht, sövli dumm sei man Gottlob hürmehi nümme, aber daß öppe e Gott syg, wider selb heig er nüt, selb werd sy, er glaub's selber o. Eisi hätte gesagt: selb sei eine verfluchte Lugi, es nähmte ihn's doch wunder, wer Einem solches aufbrächte, es sei unterwiese wie es angers u daß öppis angers no syg, wüß es vielleicht no besser as es angers, vo wege, sy Großätti heig einist d'r Tüfel selber g'seh, wo ner vo nere Fuhrig hei cho syg, bim Kehrumthürli im G'hürsch. D'Roß syge erschücht und längs Stück heig me se nit ume funge, eis syg hie i de Tanne d'hanget gsy und eis dert i junge Buchlene. D'r Großätti heig me hei brunge, er heig gar nüt vo nihm selber g'wüßt, u längi Zyt heig me nit g'wüßt, ob er mit em Lebe d'rvo chöm oder nit. D'rnebe aber mein es nicht, daß es alle Sunde z'Kilche well, un öppe gar no z'Kingelehr, u d'm Lese heigs nie viel nahg'fragt und jetzt hätt' es erst nit Zyt d'rzu. Das werd aber öppe nit viel mache. Schlechts mach es nüt, d'rnebe syg es e Sünder, wie öppe alle Lüt. Aber was d'r Bruch syg, i selbem fehls o nüt; wes schwanger syg, su gang es zum Nachtmahl, un wenn es d's King heig, z'Chile, u selb werds emel einist wohl hah. Daneben hätte Steffen noch sagen können, daß er beim Veh noch viel auf Hexen hielt und daß er auch einmal an einem heiligen Sonntag während dem Kirchengeläute rückwärts einen Haselstock in den drei heiligen Namen aus einem Haag gehauen, um den Pferden damit den Haber umzurühren, und Eisi hätte sagen können, daß es zu keinem rechten Doktor Glauben hätte, sondern bloß zu Quacksalbern, und daß, wenn ihm ein Strumpfband verloren ging, es zu einer Wahrsagerin gelaufen sein mußte. Und doch hatten diese beiden Eheleute durchaus

keinen Glauben, oder waren sich wenigstens keines Glaubens bewußt; denn wenn man sie geradezu gefragt hätte: „He, was glaubet d'r de?" so würden sie geantwortet haben: „He, öppe was anger Lüt", aber Näheres als das oben Angeführte würden sie kaum haben angeben können, denn sie hatten wirklich keinen christlichen Glauben, der irgendwie christlich sich regte und lebendig ward. Ihre Gedanken schweiften durchaus nie in das Gebiet des Unsichtbaren, geschweige denn, daß sie sich dahin richteten, mit demselben sich beschäftigten. Sie dachten nie daran, daß sie im Leibe eine Seele hätten, geschweige denn, daß ein Gott im Himmel sei. All ihr Denken entstund nicht von innen heraus, sondern wurde durch äußere Eindrücke, die entweder früher haften geblieben oder gerade eben an sie gelangten, erzeugt.

Früher, ehe sie in den Strudel des Lebens geriethen, hatten sie wohl gesinnet und gedacht, Steffen, was er anfangen, wie er zu Gelde kommen wolle, Eisi, was es wohl für einen Mann kriegen und wie es diesem oder jenem beizen könnte. Jetzt aber hatte Steffen Geld, Eisi einen Mann, Beide wurden nun zumeist durch die augenblicklichen Eindrücke bewegt und bestimmt.

Diese Eindrücke mußten allerdings auch erst Saiten in ihnen berühren, ehe sie einen Klang geben, eine Handlung zu Tage fördern konnten. Ein Christ hat auch solche Saiten; diese Saiten hat sein Glaube ihm gespannt, derselbe erhält sie auch straff. Was nun von außen an ihn kömmt, wiedertönt an diesen Saiten, und um so rascher und bestimmter, volltönender, je stärker der Glaube ist. Breitet vor dem Christen die Schönheit der Welt sich aus, so tönt von innen heraus Preis und Ehre des Schöpfers; entfaltet sich die Sünde der Menschen, so bricht hervor der Jammer über den Sünder, der Zorn über die Sünde; kommen die Lockungen der Welt gezogen, so kömmt stark und fest die Antwort: „wie sollt' ich so grosses Uebel thun und sündigen wider den Herrn, meinen

Gott"; kommen die Leiden der Welt in ihren tausendfachen Gestalten, so erklingen die Seufzer zu dem starken und milden Vater im Himmel, der helfen kann und will jedem gläubigen Kinde, mit Kraft zum Tragen, mit freundlichem Geleite durch den Dornenpfad, der zur Verklärung führt. Und will die ganze Welt mit all ihrer Gewalt sich drängen zwischen den milden starken Vater und das geängstigte Herz, dem Lichte von Oben den Zugang wehren mit ihrer ganzen Gewalt, Glauben, Liebe, Hoffnung erdrücken, so sprengt der Glaube mit andächtigen Seufzern die schwarze Mauer, die schwere Last, und das Auge des Vaters leuchtet wie die Morgensonne nach einer Gewitternacht ins gepreßte Herz hinein, durchströmt dasselbe mit neuer Kraft, zu handeln im Glauben, zu wandeln die Wege des Vaters, treu zu bleiben im Größten wie im Kleinsten. Durch die Stärke des Glaubens werden die Töne bedingt, schwach klingen sie zuerst, aber sie wachsen an Kraft und Fülle mit des Glaubens Verklärung; lange oft wollen sie zuweilen nicht erklingen, tönen gedämpft, unbestimmt, aber wie das christliche Bewußtsein sich steigert, so gestalten sich auch die Antworten rasch und bestimmt, und bei den leisesten Berührungen quellen die Töne göttlichen Willens herauf. Wo es so heraufklingt in Wort und That, zum Lobe Gottes und seinem Wohlgefallen, da wohnt der Glaube. Wie aus dunkler Höhle auf die Fragen der Menschen das geheimnißvolle Orakel den Willen der Götter verkündete, so bricht aus gläubigen Herzen, in die keines Menschen Auge sieht, die kein menschlicher Fuß betritt, der Wille Gottes hinaus in die Welt. Das ist der christliche Glaube, und wie das gleiche Leben des Baumes Wurzeln durchströmt, welches in dessen Krone rauschet, so will der christliche Glaube im Herzen wohnen und das Leben in den Werken sein, und wie nichts den Baum sicherer tödtet, als wenn man die Krone abschlägt und alles Treiben des Baumes, jedes Blatt und jeden Zweig, so wie sie sichtbar werden, abschneidet, so wird der Glaube faul

und todt, der bloß im Herzen wohnen, im Leben sich nicht zeigen soll, der bloß Wurzel, Gesinnung bleiben, zum Stamm, dem Träger des Lebens, zum Werk, der Frucht des Lebens, sich nicht gestalten soll.

Von diesem Glauben hatten unsere Leutchen also keinen Begriff, hatten darum keinen festen Boden, auf welchem sie feststunden, heute und morgen die Gleichen. Sie wurden auf den Wellen der äußern Eindrücke geschaukelt, und diese Eindrücke wirken ein, zeugen Empfindungen und Werke, je nachdem die thierischen Saiten im Menschen gespannt sind, je nachdem er kalt oder warm hat, schläfrig oder wach ist, gegessen oder getrunken, Kopfweh oder Bauchweh, oder längi Zyti, oder gar nichts hat. Solche Menschen sind auch schöner Empfindungen, sogenannter guter Thaten fähig, warum nicht? Eisi konnte eine arme Frau über Nacht haben, ihr ein gutes G'lieger geben, Kaffee am Morgen und etwas in Sack, weil es Erbarmen empfunden bei ihrer Erzählung und denken mußte, Herr Jeses, wie wär's m'r doch, wenn's m'r auch so ging; es konnte ihrem Knechte die Kindtaufsmahlzeit halten und ihm nichts dafür abnehmen, weil es dachte: d'Sach hei m'r selber g'hah, aparti d'rfür kauft ja nüt, u wie wetts doch o so nes Knechtli mache: vierzig Kronen Lohn, vier King und alli Brösmeli chaufe d's lieb läng Jahr dure, wie wetts doch o eine könne mache, wenn er nit will zum e ne Schelme g'rathe. Steffen konnte einem Halunk, von dem er gut wußte, daß er sein Lebtag viel gelogen, aber nie einen geliehenen Kreuzer wiedergegeben hatte, eine Hand voll Fünfunddreißiger borgen und wenn allfällig Eisi brummen wollte, so sagte Steffen: „Bis doch o witzig; wenn ih ihm nit gäh wett, wer wett ihm gäh, ih frage dih?" Bürgschaft konnte er niemand abschlagen, und wenn er jemand das Reiten verheißen, so konnte er demselben Stundenlang warten, wie unkommod es ihm auch war. Sie waren noch weich, zu bestimmter Eigenthümlichkeit hatte die Welt sie noch nicht er-

härtek. Wie sie Gutes empfanden bei erregenden Eindrücken der Welt, so quoll eben so rasch und leicht Böses auch bei anderm Wellenschlag der Außenwelt. —

Eisi hörte für sein Leben gerne andere Weiber ausführen, und wenn es Gelegenheit hatte, einem was anzuhängen, so kam es ihm auf eine Lüge oder zwei nicht an; so spielte Steffen gerne Streiche und Possen, die oft sehr grob waren, besonders Trunkenen, die nicht wußten, wer es gemacht, oder armen Burschen, die sich nicht rächen konnten, nicht rächen durften. Mit der Ehrlichkeit nahm er's nicht genau, doch fiel es ihm selten ein, jemand unrecht zu thun, es mußte ihm erst einer seiner Kameraden sagen: „nimm den jetzt auch so recht, daß ihm das Ligge weh thut." Wenn Einer voll war, so that Eisi ihm gerne halb Wasser in den Wein, rechnete ihm doch d's Halb mehr an, als er getrunken, und wenn er wechseln ließ, so überzählte es sich um einige Batzen. Dessen hatte es jedoch kein Hehl, sondern rühmte es mit lachendem Munde jedem, der es hören wollte, wie es dä g'noh heig und ihm's g'macht, er sei so volle gsy, er heig nit meh chönne Babi sagen. So was schien ihm eine Heldenthat. — Beide hörten Zoten und schlüpferige Dinge für ihr Leben gerne und steuerten durchaus keinem Unwesen in ihrem Hause, im Gegentheil, wenn Eisi schon zuweilen des allgemeinen Brauches wegen sagte: „Schwig m'r jitz de, du Uflath", so lachte ihm doch das Herz im Leibe, und es wäre ihm sehr leid gewesen, wenn es auf seine Ermahnung hin nicht noch schmutziger gekommen wäre. Beide hörten Spöttereien über alles Geistliche besonders gerne und halfen mit alles verlachen und sich groß und stark stellen, als seien sie weiter als das gemeine Volk, das sich noch am Narrenseil herumführen ließe und dumm sei wie d'Länderküh, und handkehrum hätten sie doch aufbegehrt, wenn man ihnen vorgeworfen hätte, sie hätten keinen Glauben.

Ihre Gastig, jedenfalls die, mit welcher sie sich am meisten abgaben, bestund aus sogenannten Halbschöpplern, das sind

nicht Halbschoppen Bauern, nicht Halbschoppen Meister, nicht Halbschoppen Herren, nicht Halbschoppen Buben; aber von allem war was dabei, es war eine wunderliche Generation, fast so bunt und wunderlich wie eine Schneiderfahne. Unter dieser Halbschoppengastig versteht man die Leute, welche mit mehr oder weniger Regelmäßigkeit um acht oder zehn, rasch wie ein Spyri seinem Loche zu, in eine Thüre schießen und hinter derselben ihren Halbschoppen zu sich nehmen, dann rasch wieder raus und manchmal noch vor zwölf rasch wieder zum Loch ein und aus. Nach dem Essen natürlich wieder, da aber etwas langsamer, minder pressirt, wie mit besserm Gewissen, bis es wieder an die Arbeit geht, und per se nach dem Nachtessen oder nach dem Feierabend wieder, und zwar da sehr oft von einem Halbschoppen zum andern, es weiß kein Mensch wie lang. Da kömmt es natürlich darauf an, ob viele Wirthshäuser an einem Orte sind oder nur wenige, auf die Polizei kömmts dabei durchaus nicht an, deren hat kein Hund sich mehr zu achten, nämlich — per se — da wo keine ist, denn dessen was nicht ist, kann begreiflich ein Hund sich nicht achten, wenn er schon wollte.

Diese eigenthümliche Bevölkerung, zusammengewürfelt aus allen Altern, fast möchte man sagen Ständen, Nationen, in allen möglichen Kostümen, von den Holzschuhen bis zu den Stegreifen (den Stegreifen ersetzt oft ein Extrait den halben Schoppen), vom Twine bis zu den Hemdeärmeln, mit und ohne Haare, mit und ohne Schnäuze, meist jedoch, wenigstens Vormittags, ohne Röcke, meist mit Geld, zuweilen jedoch auch ohne. Diese Bevölkerung ist wunderbar zerstreut (wie die Juden durch die ganze Welt, wo es was zu schachern giebt) durch das ganze civilisirte Europa, so weit es Kaffeehäuser und Pinten und andere Wirthschaften giebt. Begreiflich jedoch gestaltet sie sich anders in den verschiedenen Ländern nicht nur, sondern auch in größern und kleinern Städten, so z. B. ist sie in London nicht ganz gleich wie in Langenthal, in Am-

sterdam nicht wie in Aarberg, in Paris nicht wie in Schwarzenburg, in Berlin endlich nicht wie in Bern, wenn Bern auch schon ein großer Ort ist, wo große Männer wohnen. Wie verschieden diese Bevölkerung sich ist in Sprache, Haut und Stand, Eins hat sie doch gemein (die üblichen Ausnahmen fangen endlich an sich von selbst zu verstehen), sie liest wenig oder nichts, Zeitungen ausgenommen, diese werden ungefähr von der Hälfte in die Hände genommen; sie denkt nichts, außer wenn sie jemand taub macht, oder eine Facharbeit sie zum Denken zwängt, daneben aber ist diese Bevölkerung verflucht gebildet, meineidig aufgeklärt, sie giebt den Ton an, sie macht den Zeitgeist.

In großen Städten wie Berlin und Paris, da befaßt diese Bevölkerung sich hauptsächlich mit dem Theater und mit den sogenannten Tagesfragen. Das Theatergeschwätz beschäftigt viele Tausende ganz ausschließlich, was gespielt worden und gespielt wird, wie der gepfiffen und jene gekräht, das alleine füllt ihren engen Schädel, das alleine bildet ihren Schwatzstoff. Wir müssen sagen, das Theater ist eine schöne Sache, und wenn schön darin gespielt wird, so ist es noch schöner; aber wir müssen ebensogut sagen, daß wir die für die jammerwürdigsten, flachsten aller Menschen halten, denen das Theater alleine ihren Schädel füllt, denen es ihr Alles ist, hier ihr Himmel, dort möglicherweise ihre Hölle. Die Theatergöhle sind in Berlin und Paris ungefähr gleich, während die Tagesfragen in Paris sich um die Minister drehen, höchstens bis nach Algier gehen oder aufs weiteste bis nach England, bekümmern sich die Jelehrten Berlins um die Professoren, welcher jelehrter oder liberaler sei als der andere, versteigen sich zuweilen bis zu den schlesischen Webern und geben manchmal ein geheimes Gemuckel über Rußland von sich, aber wohlverstanden, nur ein Gemuckel oder Gemunkel, und dazu noch ein geheimes.

Theater ist unter unserer Bevölkerung von diesem Schlage

keins zu besprechen, was neues hat auch keiner gelesen, man zerrt sich daher gewöhnlich an was Altem herum, an alten Histörchen, Kiltgeschichten, stehenden Witzen, am Wetter, an der Repetition von Hudelten ältern oder neuern Datums, allfällig auch an laufenden Geltstagen und laufenden Liebschaften, verlaufenen Steigerungen, bestehenden Geldnöthen, oder vorgefallenen Prügeleien, und Spöttereien über alles Geistliche, an einem sich Rühmen, wie man sich über alles wegsetze, womit man hauptsächlich den hohen Stand seiner Aufklärung beurkunden will, wodurch aber nichts klar wird, als daß die Leute zwischen Unglauben und Aufklärung keinen Unterschied kennen u. s. w. Freilich schlägt auch zuweilen nicht bloß so eine gemeine Tagesfrage, sondern eine eigentliche Lebensfrage in diese Kreise. Und wie es geschieht, daß wenn ein Blitz in einen Weiher fährt, das Wasser zischt und spritzt, daß die Augen fast nicht mehr klar reiben kann, wer den Schlag überlebte, so bringt in Aufruhr eine Lebensfrage die ganze geschilderte Bevölkerung, wenn sie in sie fährt. Das siedet und brauset und zischt, daß man sein eigen Wort nicht mehr hört, und wenn sie auch nicht über die Felsen aus ins Meer sich stürzt, so stürzt sie doch von einer Speisewirthschaft zur andern, tobt in gewaltiger Brandung von einem Kaffeehaus, einem Pintli zum andern, es ist eine Bewegung, groß und hehr, daß man meinen sollte, die Häupter ihrer Wellen würden sich bis zum Himmel heben. Indessen man fürchte sich nur nicht, diese Wellen sind zu kurz, die Gewölbe des Himmels zu sprengen, sie können wohl aufrühren die schmutzige Grundsuppe, den Uferschlamm und den Bodensatz der Tiefe, können eine Zeitlang den Gesichtskreis trüben und die Augen blenden, diese Wellen verrauschen aber wieder zwischen den Speisewirthschaften, der Donner der schönen Bewegung verrauscht am Ende wieder in ein anständig berliner Gemunkel. Von wegen was nicht Boden hat, das schießt wohl schnell auf, aber verdorrt eben so schnell wieder und wo die Wasser nicht

tief sind, da bewegen sie sich leicht, die Oberfläche kräuselt sich, die Wellchen sträuben, bewegen sich, aber sie setzen sich bald wieder, nachdem sie eigentlich nichts anders gemacht, als alles trübe, so weit sie kommen mochten.

In dieser Gesellschaft bewegten sich Steffen und sein Elsi hauptsächlich, das waren die bildenden Elemente, welche Einfluß auf sie hatten, ihre Fortbildung bestimmten. Man spricht viel von gebildeten Leuten, und die Schulmeister heben stark den Kopf auf, weil sie meinen, sie alleine seien bevorzugt, weil sie alleine Fortbildungskurse hätten, sie hätten das Recht, mitleidig auf die Erbarmungswürdigen herabzusehen, welche keine Fortbildungskurse haben, nicht zum Fortschritt in Kurs gesetzt werden; die dummen Leute! — Gebildet sind alle Leute, einen Fortbildungskurs haben alle Leute, im Fortschritt begriffen sind alle Leute! Man setze also ab mit dem Hochmuth, halte sich nicht für bevorrechtet, weil man lesen kann ohne zu buchstabiren und weil, wie andere Leute eine Tabakspfeife aus der Tasche gucken lassen, man ein lang Stück unverdauter Wurstbildung aus dem Munde hängen hat und es um den Leib blampen läßt, wie hoffährtige Leute einen Nastuchzipfel am hintern Theil.

Geboren, wie er zu Grabe geht, wird kein Mensch. Geboren wird der Mensch, so weit wir wissen, ohne Bewußtsein; erst wenn er die Augen aufschlägt in dieser Welt, beginnt es zu dämmern in ihm; er nimmt Eindrücke auf; es beginnt seine Bildung, sie wird bedingt und gelenkt durch seine Umgebung. Die Katze, mit der er spielt, die Ziege, die er weidet, der Mensch, mit dem er spricht, das Kind, das er betrachtet, das Buch, in dem er buchstabirt, das alles sind Elemente seiner Bildung, seine Bildungsmittel. Die Bildung steht nie stille, wird alle Tage neu. Das Menschenkind wird alle Tage gebildeter, es schwebt in einem ununterbrochenen Fortbildungskurse. Das Leben des Menschen ist der von Gott geordnete Fortbildungskurs, ein ganz anderer, als der

sechs oder zwölfwöchige, der hier oder dort von Obrigkeit wegen angestellt wird. Diese Bildungselemente erzeugen aber nicht bloß Eindrücke, lassen Anschauungen zurück, ein Wissen von diesem oder jenem, sondern sie erzeugen nicht, aber wecken im Menschen eine selbstthätige Kraft, ein Begehren, das nicht gesättigt wird durch das Zufällige, Herumliegende, nicht befriedigt durch das willkürlich Gegebene, ein innerlich Verarbeiten des Erhaltenen, ein Denken darüber, welches dann Fragen zeuget, und ein Streben, dieses und jenes Bildungsmittel herbeizuziehen, zu ergänzen das Mangelnde; ein immer bleibendes Ungenügen, das, je mehr es sich aneignet, desto besser begreift, was alles noch fehlt, das immer fort hungert und dürstet nach dem Fehlenden, fort und fort dasselbe sich zu verschaffen sucht, und hat es dasselbe, es innerlich verarbeitet, daß es nicht als fremder Stoff in der Seele bleibt, sondern ins eigene Wesen übergeht, daher auch als eigene Kraft oder eigenes Wissen, oder wie man es nennen mag, jeden Augenblick zu Gebote steht. Diese begehrende, verarbeitende, später schaffende Kraft, ist in allen Menschen, wird in den meisten angeregt, erlöscht aber in den meisten wieder, wird zumeist von Eltern und Lehrern ausgeblasen, ja todtgeschlagen; wem sie aber bleibt, wem sie zum Licht seiner Seele wird, der alleine ist's, welcher mit dem Worte Gebildet, wie die Welt es nimmt, bezeichnet zu werden verdient.

Die Mehrzahl, in welcher diese Kraft erlischt, wird dessenungeachtet fortgebildet, Tag um Tag, steht nie stille, aber sie ist nicht selbstthätig, und zwar in zweien Richtungen nicht.

Sie sucht keine Bildungsmittel, keine neuen nährenden und erregenden Elemente; sie hat keinen Drang darnach, ist nicht hungerig, nicht durstig darnach, ist zufrieden mit dem was da ist, zufrieden mit dem was sie hat, lebt in dieser Beziehung in vollkommenem Genügen; meinet, mehr nützte nichts, und nimmt bloß hin, was zufällig durch Umstände, Umgebungen, Lebensweise, Verhältnisse sich an sie drängt, was

man auf Kirch- und Marktweg vernimmt, in einer Speisewirthschaft, an einer table d'hôte, in einer Postkutsche, oder in irgend einer Konferenz oder ganz gemeinen Zusammenkunft, und wenn gar nichts an sie kömmt, so ist sie doch vollständig zufrieden und fällt auch nicht von ferne in Zweifel, daß sie nicht meineidig aufgeklärt sei.

Zweitens verarbeiten diese Menschen dasjenige, was sie auf diese Weise aufgeschnappt haben, durchaus nicht; wie sie es gekriegt, so behalten sie es auch, bis es wieder von ihnen geht. Wie der Vogel Strauß Steine schluckt und Eisen, so schlucken sie Urtheile, Meinungen, Neuigkeiten, Zeitungsartikel, Gassengeschwätz, Lebensfragen, wurstische und straußische Dinge, die der Strauß gesagt haben soll, die sie aber per se nicht selbst gelesen haben. Was er schluckt, Eisen und Steine, die verdaut der Vogel Strauß, was aber die Gebildeten von dieser Sorte schlucken, das verdauen sie eben nicht, sondern sie behalten es ganz bei sich, bis es zufällig wieder von ihnen geht, wie es zufällig in ihren Leib gekommen. So lange sie es aber haben, halten sie es wie ein gefunden Kleinod, einen Schatz; begreiflich, was es werth ist, wissen sie nicht, haben es daher wie Kinder mit Glasperlen oder Zahlpfennigen, meinen, sie seien im Besitz der afrikanischen Höhle Xara, und wer sie über den Werth ihres Besitzthums aufklären will, den schelten sie Lügner und Verleumder, der sie arm machen wolle, während so reich sie sich glauben; wie Kinder es haben, die einen Kreuzer besitzen als all ihr Hab und Gut. Wer ihnen diesen Kreuzer abnehmen will, dem schreien sie ins Gesicht, schlagen mit Händen und Füßen, als ob er ihnen das Herz aus dem Leibe reißen wollte; natürlich, wenn sie diesen Kreuzer nicht hätten, so hätten sie gar nichts mehr. Dieser Gebildeten Weise ist es, daß sie nie viel dergleichen Bildungsstumpen bei sich haben, haben halt nicht Platz dafür, kömmt was Neues, so geht zumeist das Alte von ihnen, und zwar eben so unbewußt, wie es unbewußt in sie gekommen ist. So

entstehen bei diesen Menschen zwei sehr merkwürdige Eigenthümlichkeiten, die dem unbegreiflich scheinen, welcher nicht auf den Grund zu gehen weiß. Erstlich ein ungeheures Selbstgenügen bei dem Unbedeutenden, was man hat, eine unglaubliche Glückseligkeit in dem Besitz einiger Worte, Redensarten, Urtheile, einiger Bruchstücke des frechsten Unglaubens, die man aber bloß für Aufklärung hält, weil sie eben weder Kopf noch Füße haben.

Da die guten Leutchen nichts kennen, als das, was ihnen ungefähr zu Leibe gekommen, so meinen sie begreiflich alles zu haben, was an Weisheit zu haben sei im Himmel und auf Erden, und verachten gränzenlos und ungeheuer alle die, welche eben nicht die gleichen Brocken, wie sie, im Leibe haben. Man hatte schon lange ein Wort für diese Art von Hochmuth; man nannte ihn Schulmeister-Dünkel, und zu läugnen ist es nicht, daß viele Schulmeister damit behaftet sind, namentlich junge, denen man mit der Nürenberger Kanne einige Maaß Weisheit in den Leib gegossen und einige Speckbröcklein von Aufklärung, d. h. von moderner Philosophie. Indessen wäre es doch durchaus ungerecht, zu glauben oder gar zu behaupten, dieser Dünkel sei nur im Lehrstande, ja er findet sich dato anderwärts in viel höherm Grade. Du mein Herr, den findet man in jeder Speisewirthschaft, in jedem Kaffee, und nicht bloß bei den Gästen oder Pintenwirthen, o nein, ihr findet ihn eben so gut bei den Kellnern, ja selbst bei Stubenmeitlene, die von ihrem Schatz, vielleicht einem Gumi oder einem Schreiberlehrling, gehört haben, es sei sich öppe der Religion nimme viel z'achte, mi syg jetz witziger und viel g'scheidter worde.

Dünkel und Hochmuth ist das erste Kennzeichen dieser Bildung, das zweite aber ist Unduldsamkeit, Feindseligkeit, Verfolgung jedes Andersdenkenden. Die guten beschränkten Menschen können gar nicht begreifen, daß es über einerlei Sache zweierlei Meinungen geben, daß ein Mensch, der es

recht meine, das Herz am rechten Fleck habe, eine andere Meinung haben könne als sie, und hat einer eine andere, so halten sie ihn für einen Esel, oder aber für einen Schelmen, Spitzbuben, Aristokraten, oder Pfaffen. Für einen Esel halten sie ihn, wenn sie ihm die Einsicht nicht zutrauen, ihre Weisheit begreifen zu können; für einen Spitzbuben, wenn sie ihm Einsicht nicht absprechen können. Das seien die Schlimmsten, sagen sie, die wüßten es wohl, aber sie sagten es nicht; das seien auch von denen, die meinten, das Volk solle immer dumm bleiben, und wenn sie es machen könnten, so würden sie das Volk ganz zurückwerchen, ganz wie's vor Altem gewesen. Die Schelmen und Spitzbuben, bei den Beinen sollte man sie aufhängen! Wie ehedem des Bundes mit dem Teufel verdächtig wurde und das Leben riskirte, wer nicht an Hexen glauben wollte, so wird verdammt, verlästert, verketzert, wer der Speisewirthschafts-Aufklärung sich nicht beugen, sie nicht anerkennen will; denn dieselbe ist unduldsam, ausschließend, feindselig trotz der verschrienen Inquisition, eben weil sie beschränkt, bornirt ist; ja, wenn jemand frei Tollheiten züchtigt, so wird er angegangen, schmeichlerisch und drohend, zu widerrufen, sich zu erklären, accurat wie die Inquisition es machte, wie Galilei und tausend Andere widerrufen mußten.

Und was sind denn das für Weisheitsbündel und Weisheitsbüchsen, welche solchen Widerruf verlangen? Die Inquisition verbrannte ehedem Bücher, und Rechtgläubige warfen mit Abscheu aus den Händen, was irgendwie nicht den rechtgläubigen Geruch zu haben schien. Accurat gleich kriegen es diese Leutchen; sie können nicht bloß nichts lesen, was nicht aus dem gleichen Blatte kömmt, aus welchem sie ihre Weisheit empfangen, sondern sie verfluchen und verlästern alles von dem sie hören, daß darin etwas gegen ihren Glauben gesagt wird, ja wir werden bald hören, daß man wieder zum Verbrennen schreitet alles dessen, was etwas gegen ihren Glauben enthält. Bücher wird es freilich selten treffen, denn

Bücher lesen die meisten dieser Gläubigen nicht, Zeitungen höchstens; diese werden vorerst herhalten müssen.

Unter diese Gebildeten gehörten also auch Steffen und sein Eisi. Schöpferische Kraft oder geistlichen Hunger und Durst hatten sie beide nicht, andern wohl; Bildungselemente, bildende Kräfte suchten sie keine; sie ließen sich wiegen von denen, welche zufällig an sie kamen; sie wurden aber dennoch fortgebildet und waren im Fortschritt begriffen. Es ist Thorheit, zu glauben, es stünde jemand still; in der Richtung, in welcher Einer sich bewegt, wird er fortgetrieben, stoßen ihn seine Bildungselemente fort. Nun ist da eben die Frage und der große Unterschied, ob Einer die Richtung selbst erwählet und sich in dieselbe mit all seinen Kräften geworfen habe, oder ob er zufällig, blindlings, ohne Bewußtsein in dieselbe gerathen sei. Im erstern Fall schreitet er selbstbewußt fort, weiß immer wo er ist und kennt das Ziel, an welches er will; im letztern Fall aber wird er fortgewiegelt wie ein Kind im Schlaf, fühlt seine bildende Bewegung eben so wenig, als den Umschwung der Erde, weiß also per se nicht, wo er ist; sieht die Ufer nicht, an denen er vorbei getrieben wird; träumt nichts von dem Strande, an dem er stranden wird. Es setzt sich bei ihnen äußerlich ein Anstrich ab von ihrer Umgebung, so wie weiß wird, wer viel um den Mehlsack ist, oder schwarz, wer kochen oder rueßen muß. Es entsteht eine gewisse Fertigkeit in dem, mit welchem man täglich zu thun hat; es setzt sich aber auch innerlich ein gewisser Staub ab; es bilden sich Härten oder Erhöhungen; es senken sich Thäler; es entstehn Vertiefungen, und besondere Eigenthümlichkeiten knetet die Welt nun bestimmter und ausdrucksvoller aus, wie aus den Händen des Becks der Teig verschieden hervorgeht als Züpfli, als Mütschli, als Weggli, als Kuchli u. s. w.

Steffen und sein Eisi lasen nun gar nichts, nicht einmal eine Zeitung, geschweige dann ein Buch, kein Weltbuch, geistliches dann erst nicht; sie dachten aber auch nichts Apartes.

Hatte was ihr Gemüth bewegt, so zitterte dasselbe die Bewegung fort, bis ein anderer Anstoß eine andere Bewegung hervorbrachte. Geistliches hörten sie nichts; an Gott oder an ihre Seele wurden sie durch nichts erinnert; in die Predigt gingen sie nicht freiwillig, und wann sie gehen mußten, so waren sie an das Hören so wenig gewohnt, daß sie entweder schliefen oder was anderes sinneten. Denn das klagten sie wirklich oft, wenn Eisi keinen gerösteten Kaffee hatte, wenn es ein Kaffee machen sollte, oder Steffen keinen Brand, wenn er Fässer einbrennen sollte; man könne unmöglich an alles sinne, si wette, das v'rfluxt Sinne wär nit, si heige mängist z'sinne, daß si nit wüsse, ob sie noh e' Gring heige oder nit, und gäb wie sie sinneten, vergäßen sie doch d's Halbe. Ihre Bildungselemente bestunden also aus ihren täglichen Geschäften, ihrer Halbschoppen-Gastig, aus Wygumene und Käsmarschanden, auch etwas Bauersame, doch dieses letzte Element wirkte am wenigsten ein und immer weniger.

Es wäre möglich, daß ein Leser, dem das Sinnen nicht so z'wider ist, wie dasselbe Steffen und Eisi war, den Einwurf machen könnte, es seien hier als bildende Kräfte die Kinder vergessen, deren beim Leichenbegleit Erwähnung gethan worden. Es ist allerdings wahr, Kinder sind sehr oft weit aus die kräftigsten Bildungsmittel. Wie manches Ehepaar entsagt den Lüsten der Welt, bricht sich Gewohnheit um Gewohnheit ab, scheinbare Bedürfnisse verlieren ihre zwingende Kraft, lösen in Nebel sich auf; es sucht Kräfte in sich und findet sie, spannt sie zusammen, ringt mit den Umständen, ringt mit dem Unglück, ringt Tag um Tag der Welt das Nöthige ab, nährt die Kinder, bildet die Kinder, und während es arm geblieben wäre ohne Kinder, ist es reich geworden durch die erweckende Kraft der Elternpflicht. Es ist wahr, manch Elternpaar, wenn das erste Kind in der Wiege vor ihm lag, hielt zum ersten Mal ernste Rechnung mit sich selbsten, stellte seine Seele vor den Spiegel der Wahrheit und frug,

ob so eine Seele würdig sei, Vater oder Mutter vorzustellen; frug ihn, was versteckt und abgelegt werden müsse, wenn das Kind Vater und Mutter ehren solle, darnach rangen sie, sich zu reinigen, und schauten ängstlicher nach des Kindes Miene, als Höflinge nach des Königs Gesicht, ob es sie halte für die starken würdigen Säulen, an denen seine Schwachheit erstarken, an denen der adeliche Mensch sich aufranken könne und hinstellen unter sein Geschlecht zur Ehre desselben und zur Freude seiner Brüder; so ward manches Elternpaar, das vielleicht versunken wäre in niedere Triebe, wild Gestrüpp, eine Zierde des Menschengeschlechts durch die zwingende Kraft der elterlichen Würdigkeit.

Es ist wahr, manch Elternpaar wurde durch Kindesgeschrei geweckt aus geistigem Schlafe und das zur Welt geborne Kind sprengte auch die selbstsüchtigen Schranken ihres Lebens. Elternliebe floß heiligend durch ihre Seelen, mit freudigem Aufblick empfingen sie die Gabe von Oben und gelobten, das Pfand der göttlichen Liebe nicht zu entwenden dem Vater, es nicht an Erde und Sünde zu verrathen, sondern es zu bewahren und zuzuführen dem göttlichen Geber. Sie, die vorhin für sich nicht daran gedacht, suchten nun was droben ist, begriffen erst jetzt, was es dem Menschen hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele. Sie suchten die Liebe des Vaters, um sie den Kindern zuzuwenden, das ewige Erbe, um es den Kindern zu vererben, sie heiligten sich, damit ihre Kinder dem Vater, der sie gegeben, geheiligt blieben. Es ist wahr, manch Elternpaar, das in den Strömungen der Welt dahingeschwommen wäre, ohne ernstlich der Seele Heil zu bedenken, wird durch der Elternliebe gewaltige Kraft selbst dem Herrn geheiligt. Darum heißen nicht umsonst Kinder des Höchsten Gab', und selig der Mann, dem sein Weib solche Gaben bringt.

Auf Steffen und Eisi übten die Kinder keinen Einfluß, die Umstände zwangen nicht dazu und wo Eltern sich nicht

selbst bestimmen, sondern bestimmen lassen, da ist der Stärkere Meister, und anfänglich sind jedenfalls die Eltern die Stärkern und handeln an den Kindern, wie es sie ankömmt. Später, wenn ein bestimmter Wille in den Kindern sich ausprägt und geltend macht, da wird es anders.

Eisi bekam seine Kinder streng hintereinander, war aber rüstig und stark, hätte wohl noch einmal so viel haben können, ohne daß es ihm geschadet hätte; nach jedem Kinde schien es hübscher, aufgeheiterter zu werden. Es ließ sich nichts abgehen, war aber rasch wieder auf den Beinen, von wegen, es hatte gar zu lange Zeit im Bette, und zweitens hörte es gar zu gerne den Ruhm, wie es eine sei, so sollten alle sein, aber es thäte es ihm keine gleich. Da meinten die Andern, im Bett liegen sei d'Hauptsach und lägen beim Schieß manchmal, daß es die arme Mannli düech, es schreiße sie an allen Haaren auf, wenn sie alles draußen machen müßten, dann drinnen noch, dann z'Nacht keine Ruhe hätten, weil die Frau, die Plättere, nicht selbst aufmöge, dann endlich nicht genug herbeitragen könnten an Essen und Trinken, daß es eim fry übel grus. Eisi aber sei auf den Beinen, man wisse nicht wie, mangle keine Abwart, mache seine Sache fort, da bleibe nichts dahinten, man habe noch keine so gesehn das Land auf und ab. Wir sind überzeugt, Eisi freute sich allemal ungeheuer, und mochte nicht warten, bis das Kind kam, bis es zeigen konnte, wie es eine sei und rühmen hörte, daß keine sei das Land auf und ab, und dann denken konnte, wie dieser und jener es seiner Plättere daheim, wo vierzehn Tage lang im Bette liege, gesagt habe, was d'Wirthi uf d'r Gnepfi für eine sei, u wie die taubi worden sei und habe plären müsse vor Kyb und Nyd. Es ist sehr merkwürdig, aber die Weiber, die Täschen, haben die größte Freude daran, wenn sie sich gegenseitig bös Spiel machen können bei den Männern (die üblichen Ausnahmen verstehen sich). Mit dem Kinde befaßte es sich wenig, ließ durch dasselbe sich nicht plagen, irgend

ein dienstbarer Geist mußte es hüten und pflegen, und wenn es schrie, so sagte Eisi: „Gang doch mit ihm vor use, du g'hörst ja, daß es nit wott dinne sy, u de mah nih nüt minger g'höre, as das Plär, das macht m'r afe längi Zyti!" Denn doch liebte es das Kind, d. h. es war ihm sehr willkommen, als ein Gegenstand mehr, mit dem es Hoffahrt treiben, für das es allerlei Schönes krämerlen konnte. —

Es war oft prächtig zu schauen, wie Eisi seine Kinder herauszuputzen wußte mit rothen Röcklein, gelben Turbanen, groß wie ein doppelt Bernmäß, mit Lätschen drauf, wie Faßnachtküchli, oder gar ein Stück von einer Feder — und wäre es auch nur ein Stück von einer Pfauenfeder gewesen — und sonst noch was grusam Schönes hinten oder vornen. Ob sie daneben sauber seien und rein, dessen achtete Eisi sich wenig, ob der Sonntagsstaat auch am Werktag getragen werde und wie zugerichtet, das fesselte seine Aufmerksamkeit ebenfalls nicht. Das erste was bei der Hand lag, funggete, wuschte man den Kindern an und ließ sie laufen, am liebsten so weit, daß man das Brüll nicht mehr hörte. So geschah es denn oft, daß die schönsten Kleider den Kindern in Fetzen am Leibe herumhingen, beschmutzt, daß man die Farben nicht mehr unterscheiden konnte und jedermann sie für ausgerissene Komödianten Kinder genommen hätte, daß, wenn man sie dann einmal z'grechtem anziehen wollte, Eisi mit dem einen oder andern seiner Kinder sich spienzeln wollte, kein einzig ordentlich Kleidungsstück vorräthig war, so daß Näherin oder Schneider auf der Stelle herbei mußten, oder für Kleinere man zum Krämer lief, wo fertige Kleiderchen zu haben waren. Wo man das Geld nicht ästimirt, da weiß man sich zu helfen. Je größer die Kinder wurden, desto weniger achtete Eisi sich ihrer, außer wenn sie ihm zu nah unter die Füße kamen oder wenn sie was von ihm wollten. Gewöhnlich kriegten sie dasselbe, nebst einigen unwilligen Worten über das ewige Kär, alsobald, nur damit sie wieder dänne kämen.

Steffen nahm sich der Kinder noch weniger an. Bis sie laufen konnten, sah er sie kaum an, und wenn ihm zur Seltenheit einmal zugemuthet wurde, er solle eins derselben ein wenig halten, so sagte er, man möge ihn ruhig lassen, er möge nichts minder als mit so kleinen Brüllhünge zu thun haben, wenn man sie ja nur ansehe, so brüllten sie grad use, wie wenn si d'r Canton wetle v'rsprenge. Wurden sie größer und konnten ihm nachlaufen, so war er ein sogenannter guter Aetti, d. h. er that ihnen was sie wollten, und namentlich mit Speis und Trank. Was sie nicht essen mochten, konnten sie sein lassen, und was sie wünschten kriegten sie, und seine größte Freude hatte er, wenn er einem Kinde sein Glas voll Wein darreichte und sagte: „Seh, nimm es Schlückli, aber ume es klys und ume eins," und dann das Kind das Glas, allem scheinbaren Abwehren z'Trotz, ohne abzusetzen austrank. Er war, wenn er bei guter Laune war, im Stande, dieses väterliche Manöver alsobald zu wiederholen, so daß das Kind zwei Gläser voll Wein trank, hintereinander.

Daß diese Kinder mit vollem Recht singen konnten: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne," begreift sich, aber beliebt waren sie nicht, man hörte oft die Gleichen, welche sie einen Augenblick vorher gepriesen hatten, sagen, das seien doch die wüstesten Kinder, mi chönn wyt laufe, ehe man wieder solche finde. Und trotz ihrer Freiheit hatten sie nicht heitern Sinn, nicht Fröhlichkeit, sie machten meist mißvergnügte Gesichter und taube Augen; was Verstörtes war an ihnen, man sah von weitem, daß da was fehle. Wer sich darauf verstund, sah an ihnen das Zeichen, daß sie niemere seien; das Gefühl, ach ih bi niemere, hatten sie noch nicht, aber wo das Zeichen ist, entsteht früher oder später auch das Gefühl. — Traurig ist's doch, wenn Kinder Eltern haben und von weitem sieht man: Die sy niemere!

So sieht man, wie die Kinder keinen bildenden Einfluß hatten auf die Eltern, wohl aber die Bildung der Eltern sich

geltend machte an den Kindern. Denn Steffen und Eisi waren sehr gebildet geworden und in immer rascheren Schritten durchliefen sie ihren Fortbildungskurs.

Eisi war gewandter geworden, sagte nicht mehr, „erwyset ech d'Ehr und chömet bald wieder," es hatte den Spruch geändert, es wußte selbst nicht wie, und ohne zu begreifen, warum eigentlich der frühere nicht recht gewesen. Eisi hatte lismen gelernt, freilich nicht köstlich, aber es konnte jetzt doch eine Arbeit in der Hand haben, so um des allgemeinen Brauchs willen; es konnte sogar was ins Hausbuch machen, wenn Steffen abwesend war und jemand dings Fleisch holte oder Wein, und Eisi fürchtete, es möchte das Quantum vergessen oder den Namen der Leute, und Steffen konnte es recht gut lesen, wenn Eisi neben ihm stand und ihm sagte, wie es heißen solle. Eisi lernte auch etwas mehr vom Kochen, konnte einen Hasenpfeffer machen, wenn es einen Hasen hatte, machte Kuchen, ja wagte sich sogar zuweilen an eine Pastete. Die machte es dann wirklich währschaft. Die Wirthi chönus, meinte einmal ein Götti, er hätte nur einmal davon genommen, u noh nit sövli viel, aber es düech ne, er wetts möge erlyde uf Basel abe ohne yzkehre. Die fuhr afe, dere sött me hah z'Morge, wenn me d'r ganz Tag i Wald wett oder a G'meinrath, wenn me o nüt überchöm bis z'Nacht. Was sich jedoch bei Eisi am meisten ausbildete, das war der Hochmuth, der Glaube, wie sie sei niemand, hoch über allem stünden sie. Mit dem Hochmuth verbindet sich zumeist die Hoffahrt, doch nicht immer. Wer sich mehr als Alle glaubt, will sich auch seiner Meinung gemäß äußerlich darstellen, besser als Andere, alles schöner, köstlicher haben als Andere, damit die Leute es von weitem sehen könnten, wer man sei und nicht lange zu fragen brauchten. Mit Essen und Trinken ließ es sich nichts abgehen, aber sein Hauptstreben war doch, sich darzustellen als eine vornehme Frau, der manche Bäurin zu gering wäre zum Hühnerweitli.

Wer so recht hochmüthig ist, der ist gleichsam ein Papst, hält sich für unfehlbar, was er will, soll gelten, was er begehrt, soll man ihm bringen, und wo er gebietet, sollen die Andern springen, wenn er redet, Alle schweigen, und wer widerredet oder widerstrebt, hat im Himmel nicht Gnade, auf Erden kein Recht, d. h. ein so recht hochmüthig Weib wäre im Stande, dem lieben Gott ein Kapitel zu lesen, und zwar ein scharfes, wenn er jemand, eine Nachbarin, ein Hühnermeitli 2c. begnadigen wollte, die das Weib verdammt hätte, von wegen so ein Weib ist gewohnt, daß ihm Alles gället, daß der Mann selbst vortanzt nach seiner Geige. Es ästimirt niemand und bei dem Geist, welcher in ihm ist, auch Gott nicht, besonders wenn es taub ist. Freilich ist so ein Weib nicht halb so selbstherrlich als es glaubt, so wenig als es die ärgsten römischen Kaiser waren; wirklich selbstherrlich ist nur unser Herrgott. So ein selbstherrlich Weib ist sehr oft nur Marionette oder Gliederpuppe einer schlauen gewandten Hand, welche die Dräthe zu regieren, die Stimme zu verstellen weiß.

Steffen ward auch gebildet, er machte nicht mehr mit allen Leuten den rohen Metzger, lernte, daß es mehr als einer Gattig Leute gebe, suchte den Unterscheid zu machen an den Kleidern, welche die Gäste trugen, an den Fuhrwerken, welche sie brachten; Steffen begriff nach und nach, daß es verschiedene Meinungen gebe in der Welt und meinte, ein Wirth sei in trefflicher Stellung, dieselben zu erfahren und zu benutzen, aber dafür müsse er nicht zu vorschützig mit seiner Meinung sein, sondern den Leuten die Würmer aus der Nase ziehen, darum sich stellen, als ob er ihrer Meinung sei.

Steffen war nach der Ansicht seiner Halbschoppen-Freunde verflucht aufgeklärt und liberal. Kamen aber Gäste, die anderer Meinung waren, denen er Gesellschaft leistete, so konnte er sich mit Nicken und halben Worten stellen, als ob er ihrer Meinung sei, daß sie ganz zutraulich wurden, auspackten was ihnen auf dem Herzen lag, ganz glücklich wurden, einmal einen

so braven und verständigen Mann gefunden zu haben, eine Flasche Extra kommen ließen, Steffen einschenkten, beim Abschied ganz zärtlich wurden, Steffen einluden, sie auch zu besuchen und fast weinten, wenn sie ihm zum letzten Mal die Hand gaben. Die guten Leutchen sahen nicht, wie er lächelte, als sie ihm nur noch den Rücken sahen, und wie er dann seinen Freunden auspackte, was er gehört, was er gesagt, und wie sie lachten, daß aber Einer angeschmiert sei nach Noten, und abriethen, wie man so Einem es eigentlich machen sollte. Steffen lernte auch, daß es zweier Gattig Gümene gebe, und mehrer Gattig Wein im Weltschland; aber eins lernte er nie, welches der rechte Gumischlag sei, gäb wie er meinte, er passe auf und nehme sich in Acht; er lernte nie den Wein kennen, der wirklich von diesem oder jenem Orte kam, und was die Chust im Mul für Einfluß auf den Weinhandel hat, das begriff er ebenfalls nicht, gäb wie er Wein versuchte, und zwar je länger je mehr, und je länger je lieber.

Das war es eben, was bei Steffen absonderlich sich ausbildete, die behagliche Sinnenlust. Er war kein Wüstmacher, keiner der seine Stören hatte, während deren Dauer er längs Stück nicht nüchtern wurde, oder der sich sonst betrank, daß er liegen blieb wie ein Stück von einem Kalb; aber er fand an Essen und Trinken ein immer größeres Behagen, und konnte je länger je weniger lang ohne das eine oder das andere sein. Durch das Essen ward er durstig, durch das Trinken ward er hungrig, und so rief eins immer dem andern. Freilich so viel Essen bedurfte er auf das Trinken nicht, wie er auf das Essen trinken mußte, und wenn nicht gleich was zu essen da war, so konnte er sich mit einem Schoppen den Hunger auch vertreiben, während es ihm wirklich nie einfiel, mit einem Erdäpfel oder einer Gabelten Kraut sich den Durst zu verscheuchen. Man hat Beispiele, daß Menschen, welche viel essen und regelmäßig des Abends mit einem kleinen Nebel zu Bette gehen, dessenungeachtet sehr rührig sind, wenig

Schlaf bedürfen, wenn sie auch des Abends die Allerletzten zu Bette gegangen, dennoch des Morgens wieder wecken und die ersten auf den Beinen und den ganzen Tag an allen Orten sind, als ob sie Flügel hätten. Kein Stubenmeitli kann verstohlen einen Schluck nehmen, kein Ackerbub hinter den Eiern sein, keine Köchin ein Würstlein sich zu Gemüthe führen, unversehens sieht der Meister ihnen über die Achsel, daß sie gixen müssen und ärger erschrecken, als wäre er der Teufel in eigener Person. Das sind Menschen von besonderer Thätigkeit, die mit großem Eifer einem Ziele nachjagen, und oft eifriger als ihre körperlichen Kräfte es zulassen, daher besonderer Stärkungen bedürftig zu sein glauben, etwas, welches wieder neu ihre Kräfte spannt, so wie man auch den Pferden Hafer giebt, wenn sie müde werden wollen, und um so mehr Hafer, je weiter und je strenger sie laufen müssen. Dieses Bedürfniß haben die Leute von den verschiedensten Sorten. Friedrich der Große z. B., der ganze Nächte durch Kaffee trank, wie jener Hammerschmied, der täglich vierzehn Maaß Wein zu sich nahm und eine Maaß Brönz obendrauf, um den Magen zu korrigiren; J. Paul, der Bier trank und wenn er Geld hatte, Wein, um die Gedanken flüssig zu erhalten, der behauptete, viel einnehmen zu müssen, weil er viel ausgebe, so gut wie jener Flößer, der desto mehr Branntwein trank, je kälter das Wasser war, und je öfter er, um das Floß flott zu machen, in das Wasser springen mußte; wie die Madame Sand, die tubaket, bis ihre Phantasie sie in die Nebelregionen getragen, so gut wie der Wirth, der von Morgen um vier bis Abends um eilf in allen Ecken und Winkeln Mägden, Knechten, Küfern nachläuft, bis er selbst im Dunkeln ist. Solche Leute werden oft sehr alt dabei, Friedrich der Große z. B., weil die äußere Thätigkeit den innern Reiz unschädlich macht, oft indessen zehren beide Reize das gebrechliche Gefäß um so rascher auf, wie eine Kerze schneller zusammenbrennt, wenn man an beiden Enden zugleich sie anbrennt.

Von dieser Sorte war jedoch unser Steffen nicht. Wir haben gesehen, daß die Leute in seinem elterlichen Hause eben nicht meinten, daß alles in einem Tage gemacht sein müsse; da ihnen apart niemand aufpaßte, so galt bei ihnen das Sprichwort: chume ih nit hüt, so chume ih doch morn. In einem solchen Hause gestaltet sich ein eigener Glaube, nämlich der, daß die Zeit, welche man der Arbeit abstehlen könne, eine gewonnene sei. Begreiflich gestalten Haus und Menschen sich ganz anders, wo der Glaube eingeurbet ist, daß die Zeit gewonnen sei, welche man zur Arbeit oder zu sonst was Gutem verwende. Wo man jede der Arbeit entzogene, irgend einer Lustbarkeit oder sonstigem Lumpenwerk zugewandte Zeit als gewonnen betrachtet, da erfaulen die Menschen und treiben gewöhnlich Dinge, die noch extra faul machen, es werden die Glieder träge, und jeder Vorwand, faulenzen zu können, erscheint wie ein beglückend Zeichen, das man nicht aus den Augen lassen darf. Steffen ward also vom Arbeitseifer nicht verzehrt, hockete gerne ab, und wo er ein Rühyigs machen konnte, versäumte er es nicht. Prächtig schickte sich seine neue Lebensweise zu seinen Anlagen und bildete dieselben auch tüchtig aus, er ward träge und unthätig, ein unaussprechlicher Ekel gegen alles Dabeisein und Ausharren bei irgend einem Thun erfüllte ihn, jedoch so, daß die Welt es lange nicht merkte.

Er schien gar nicht träge, er war noch viel auf den Beinen, nicht bloß, daß er hier aus, dort aus schoß, fuhr, allerlei nachlief, sondern auch daheim sah man ihn bald hier, bald dort, bald hinter dem Hause, bald vor dem Hause. Wenn man glaubte, er sei im Keller und ziehe Wein ab, so war er beim Knecht auf der Bühne und sah wie er Futter rüstete, und meinte man, er sei in der Schaal und handthiere mit dem Fleisch, so stund er am Bach und sah, wie die Magd Erdäpfel stunggete mit dem mutzen Besen.

Dieses unstäte Wesen war eigentlich nichts als angehende,

sich ausbildende Faulheit, die bei nichts sein, bei nichts ausharren mochte. Am sichtbarsten war sie, aber das merkte niemand, wenn er einmal eine Feder zur Hand nehmen, was aufmachen oder gar einen Brief schreiben sollte. Er konnte sich Tagelang um eine unbedeutende Arbeit herumdrehen, die in höchstens einer halben Stunde abgethan gewesen wäre, konnte zehnmal befehlen, ihm den Dintengutter zu rüsten und Papier, und er kam doch nicht dazu und allemal gab es Vorwände, über die er dann schrecklich klagen konnte, daß wenn er schon meine, er well, es ihm's doch nie gäb. Wenn jemand mit ihm rechnen wollte, so mußte er es wohl treffen, wenn er ihn zum dritten Mal dazu brachte, und zwar auch wenn Steffen im Vorschuß war. Es wollte sich ihm nie schicken. „He, chum de es angers Mal ume; es schickt sih de öppe bas," hieß es.

Diese angewohnte Trägheit wurde durch seine Lebensweise begreiflich gesteigert. Gut Essen und Trinken macht von Art just eben nicht rühriger und thätiger, und wenn Einer von Art träge ist, so ißt oder trinkt vielmehr er oft nicht der Sache selbst wegen, sondern um nicht arbeiten zu müssen. Das war eben bei Steffen immer mehr der Fall; immer mehr war ihm z'wider, wenn er um etwas sein mußte, immer willkommener war ihm alles, eine alte Frau, ein Hudilumper, oder ein Herr, oder ein Länder, der ihn versäumte und ihm Grund gab in der Gaststube herumzuhöckeln, oder vor dem Hause zu stehen und die Zeit an sich vorbeilaufen zu lassen.

Dies war die Hauptrichtung, welche Steffens Bildung nahm, und wir haben keinen Grund es zu verhehlen, daß er starke Fortschritte in derselben machte, eben so starke als Eisi auf seine Weise.

Sechstes Kapitel.

Von den Flitterwochen einer Wirthschaft und wie sie ein Ende nehmen.

Während sie also sich fortbildeten, ihre innersten Angelegenheiten auf die beschriebene Weise sich gestalteten, bekam auch ihr Haus eine bestimmte Form, es bildeten sich ihre auswärtigen Angelegenheiten.

Es giebt verschiedene Arten von Flitterwochen, hochzeitliche und andere. Einem Handwerker, Arzt, Advokat u. s. w. bringt der Anfang ihrer Laufbahn keine Flitterwochen; in der Regel haben diese in den ersten Jahren bös, treffen es schwer, kriegen schmale Bissen, müssen mit der größten Anstrengung arbeiten, um ihr Schiffchen flott zu machen. Polizeier, Mauser und Wirthe hingegen haben ihre Flitterwochen, und beim Anfang ihrer Laufbahn ist der Himmel zumeist ganz rosenroth. Den neuen Polizeier will jede Frau kennen lernen und Bekanntschaft mit ihm machen, man weiß nie, wofür so was gut sein kann, ruft ihn hinein und schenkt ihm ein Brönz ein. Mit dem neuen Mauser giebt sich der Bauer ab, b'richtet ihn über der Mäuse Lauf und macht ihn geneigt, seinen Acker in besondere Obhut zu nehmen. Zum neuen Wirth dagegen will Alles, Alt und Jung, Bauer und Bäurin, es nimmt alle wunder, wie es dort sei, ob man für drei Kreuzer ein Brösmeli Fleisch mehr bekomme oder weniger und ob man die Schoppen fülle bis über den Strich oder bis unter den Strich. Zu der vielen Gastig kommt dann eben noch, wo nämlich, wie oben angezogen, kein Verlust zu erwarten, der Wirth solid ist, der große Kredit, der Zudrang der Gumene, das Gehätschel, das Geschmeichel, daß der Wirth ordentlich in den Wahn kömmt, er thue ihnen einen Gefallen, erweise ihnen eine Ehre, wenn er den Wein hinnehme, ganz umsonst, von wegen sie

haben es ihm hundertmal gesagt, sie handelten gar nicht ums Geld, nicht um des Gewinns willen, sondern rein für die Ehre, um des Namens willen.

Was will nun ein Wirth mehr, als Geld genug, Kredit genug, Wein und Gastig, daß man nicht weiß wohin damit? So hat er seine Flitterwochen, so schön und rosenroth, wie selten ein Menschenkind. Aber wie Morgenroth Abendkoth bedeutet, so ist's mit den Flitterwochen auch nicht richtig, und je heller sie leuchten, desto gefährlicher sind sie, von wegen der leichtsinnige Mensch nimmt das Glück gar zu sicher, meint, er habe schon, was er erst gewinnen soll. Es heißt im Evangelium, der Weg sei breit, der in's Verderben führe, und eng und schmal der Weg, der in's Himmelreich führe. Es ist im Weltlichen was Aehnliches; schwerer Anfang ist zumeist zehnmal heilsamer als leichter Anfang, wo das ganze Leben wie eine Küchelschnitte den Menschen vor dem Munde herum zu blampen scheint.

Steffen und sein Eisi genossen diese Flitterwochen ziemlich lange; — denn lange entriß sie niemand dem Wahne, daß man ihnen alles bloß z'Lieb und z'Ehr geliefert, lange machte niemand ihnen den Verstand, daß man gerne auch Münz möchte, lange eiferten die Gumene um die Alleinherrschaft im Keller auf der Gnepfi, um des Wirths ausschließliche Liebe, und lieferten den Wein so gut, daß ihnen das Herz darob blutete. Ma foi, sagte Mancher, ihr mögt es mir glauben oder nicht, aber den Wein, den ihr da habt für zwanzig Kreuzer, den kriegte keiner für fünfundzwanzig Kreuzer, und dann nicht einmal so, wie ihr ihn habt, er bekäme noch eine gute Portion Achtundzwanziger dazu. Nach und nach änderte sich das Ding doch und Steffen lernte fassen, daß er d'Sach nicht umsonst hätte, die üblichen Termine längst vorüber seien und die Geduld der Weinherrn nicht unendlich, sondern endlich sei, wie alles Irdische. Aber lustig war es, wie sie dem Steffen diesen Begriff beibrachten, ihn fortbildeten.

Der Eine fragte, ob nichts für ihn abgegeben worden sei, es habe ihm ein Kunde versprochen, eine Zahlung hierher zu senden. Als nichts da war, fluchte er mörderlich, daß kein Geld eingehen wolle und seine Herren erwarteten ihn mit wenigstens vier bis fünftausend Fr. Ein Anderer erzählte von einem Kunden, der verdammt prompt zahle, bei dem das Geld immer gerüstet sei, ehe er komme. Ein Anderer erzählte von Streichen und Kniffen, die er bei einem Wirthe anwenden müsse, um zu seinem Gelde zu kommen. Dä Ketzer heigs, aber er chönns nit lah, es sei, als ob der Alte Harz im Hosensack hätte, und so mit der Thüre ins Haus fallen, thue man auch nicht gerne, es sei nicht der Brauch und gebe Einem den Schein, wie nöthig man das Geld hätte. Wenn sie Steffen auf diese Weise so recht viel Verstand eingeschmiert zu haben glaubten, so drängten sie zu neuen Bestellungen, und wenn dann Steffen sagte, er sollte denk doch einmal den alten zahlen, ehe er neuen bestelle, so sagten sie nicht mehr: „Pardon, das ist nit d'r werth, wartet noch, zahlet mir dann den alten und den neuen zusammen, das ist dann ein schönes Nehmen", sondern sie sagten: Eigentlich pressire es gar nicht, aber wenn es ihm nichts mache, so nähmen sie nicht ungerne Geld, sie seien schon vier Tage auf der Reise, noch sei ihnen kein Kreuzer eingegangen und in drei Wochen hätten sie große Zahlungen zu machen und wo sie das Geld hernehmen wollten, wüßten sie, hol sie der Gugger, nicht. Wenn es ihm also gleich sei, so wollten sie geschwind ihr Carnet holen. Oft geschah es, wenn der Gumi mit dem Carnet wiederkam, daß Steffen vor dem Büreau zappelte oder fluchend im Hause herumlief, „wo Diese und Aeyne hat man mir doch das Papier hingethan, es ist e Brief gsy, nit gar e große, ume so nes Blatt, un uf bede Syte neuis druf!" Aber alles Rufen und Suchen war zumeist umsonst, das Papier war längst den Weg alles Fleisches gegangen. Steffen war an Ordnung nicht gewöhnt, ließ zumeist alles, was er bekam, herumliegen,

lange Zeit, manchmal vergaß er es ganz, manchmal, wenn er ohnehin über's Büreau ging, fiel's ihm ein, er könnte es doch weglegen, es ginge jetzt in einer Mühe; dann war es gewöhnlich nicht mehr da, und gäb wie er suchte und sagte: „es ist doch erst noch da gewesen, da ist es gelegen", oder: „ich habe es gesehen, d'r Rudeli hets i de Fingere g'hah", so kam's doch nicht wieder zum Vorschein. Deswegen hängte sich Steffen nicht; er dachte: „I Gotts Name, es wird öppe nit sövli mache, so nes Papierli wird öppe nit sövli z'bidüte hah!" Kinder haben keinen Respekt vor Papier, wohl aber große Lust dazu, wo sie dessen habhaft werden können, da greifen sie zu, und Eisi hatte noch weniger Respekt als die Kinder und griff noch gieriger darnach als die Kinder. Es ist sehr oft in einem Wirthshause eine große Papiernoth, man sollte deren haben, schießt in allen Stuben herum und findet keins, schreit alle Leute an, „weiß m'r nit öpper es Bitzli Papier" und niemand hat, und jeder sagt, „hätts längst brucht, wenn ih hätt", und wenn man in solcher Noth Papier sieht, so frägt man nicht lange, „wem ist's und was ist's", sondern man nimmt's. Bald will eine Frau Speck und sagt: „Heit d'r m'r nit öppe es Fetzli Papier für ne dry z'näh", bald sollte man einen papiernen Zapfen in eine Strohflasche haben, bald ein halb Pfund Käs einpacken, bald Göllerketteli ylyre, die man dem Gürtler zum Ausputzen geben will, kurz der Verbrauch ist groß und der Zufluß klein; denn woher sollte in ein Wirthshaus Papier kommen, ausgenommen von einer Zeitung oder dem Amtsblatt, wenn man so was nämlich hat, was nicht immer der Fall ist.

Der Schade schien nicht groß. Steffen verließ sich auf des Gumi's Carnet, dort werde es schon recht aufgemacht sein, sagte er. Als einmal das Zahlen anging, da fluchte Steffen manchmal, es wolle gar nicht mehr aufhören, u ei Donstig, der Geld wolle, hange am andern. Da bösete es dem Schubládli und manchmal, wenn sie z'Märit wollten und

Steffen darüber ging und dann Eisi auch noch, mußte es die Silberstücke aus den Ecken räumen.

Es bösete aber auch noch mit zwei andern Sachen. Die Leute klagten, es sei bei Steffen gar nicht mehr der gleiche Wein, er stelle oft Rustig auf, die chum e Hung sufe mög; und ganz unrecht hatten die Leute nicht.

Da die Gumene sahen, daß keiner von ihnen ganz Meister werden konnte, immer Hans oben im Dorfe war, wer gerade da war, und wenn morgen ein anderer kam, derselbe eben so viel galt, so dachte jeder, par dieu, er wolle nicht länger d'r Narr machen, sondern was die andern, d. h. was er könne und möge. Er verkaufte ihm also auch Orbe Wein für Epesser, eine Mischung Grandson Wein mit Picardant für Vierunddreißiger, Wein von Finsterhennen oder Griffecher für extra Neuenburger, Höllensteiner mit etwas Elsäßer für herrlichen Markgräfler, rothes Wasser mit fünfundzwanzig Proc. Weingeist und einer künstlichen Weinchust für feinen französischen Wein, aber wo er gewachsen, könne er beim Hagel nicht mehr sagen, verkaufte ihm den Wein aus den großen Spänfässern, in welche die Weinhändler alle möglichen Restchen werfen, in denen eine ärgere Mischung stattfindet, als in einer sogenannten Bataille- oder Bettlersuppe, welche auch aus dem Weltschland stammt, wo der Wein wohl klar und prächtig herausläuft, aber wenn man ihn nicht rasch braucht, alle möglichen Farben kriegt, fast wie der Regenbogen, und alle möglichen Chüste, fast wie Schüttsteinwasser, doch nicht ganz; er verkaufte ihm alles was er konnte und fluchte dazu, wenn Steffen an einem Orte besser als bei ihm versorget sei, so solle er ihm Schelm sagen, und wenn der Preis bei der Bestellung mit der spätern Note nicht übereinstimmte, so mußte entweder Steffen kein gut Gedächtniß haben, oder der Gumi hatte gefunden, aus einem andern Faß schicke sich der Wein viel besser für das, wo Steffen ihn wolle, er habe ihm daher von dem geschickt, und statt einem halben Batzen mehr, wie

es eigentlich gewesen wäre, nur einen Kreuzer mehr per Maaß notirt.

So ging es Steffen mit dem Wein und er merkte es nicht einmal recht, von wegen, Kenner war er nicht, wie schon gesagt worden, und wenn er auch zuweilen mit einem andern Wirthe zusammensaß, die Nase über's Glas hielt, das Maul drein hatte und mit der Zunge schmatzte, das Glas dem andern Wirthe reichte, der es auch so machte, beide dann mit tiefsinnigen Blicken einander ansahen, bis endlich einer sagte: „'s ist sechsunddreißiger Lacôte, aber noh neuis drinn, ih chah ihm jetz nit grad d'r Name gäh", so hätten sie die spöttischen Blicke des Gumi sehen sollen, mit denen er ihren Orakelsprüchen zuhörte und an ihren tiefsinnigen Gesichtern sich erbaute, denn es war wohl neuis drinn, aber weder Sechsunddreißiger noch Lacôte.

Kannte er den Wein nicht, so wußte er noch weniger mit demselben umzugehen, er wußte gar nicht, was saubere Geschirre zu bedeuten hätten, ließ sie ungeputzt leer stehen, oder vergaß sie geputzt, aber ungebrannt, brannte sie später ein, merkte nicht, daß sie grau waren, schüttete nach einigen Tagen oder Wochen Wein hinein, ohne ihren Zustand zu bemerken; sie seien erst geputzt worden und würden wohl gut sein, sagte er. Ebensowenig hatte er einen Begriff von den Mischungen. Nicht daß er apart Mischungen machen, künsteln wollte, dazu war Steffen zu träge, aber wenn er Wein kriegte, so mußte er demselben oft Platz machen, da warf er dann unbesinnt die Reste zusammen, mochten sie Namen haben, welche sie wollten, dä D— werd öppe e nangere nit fresse u sih wohl still hah da im Faß inne, meinte er. Markgräfler, Grandsoner, Spänsuppe, Lengnauer, Oberhofer, wohl gerüttelt, gaben einen Trank, bei dem man die Lippen lange schlecken mußte, ehe man die Chust vertrieben hatte. Wenn er zuweilen, was aber selten geschah, denn Steffen meinte, das Abziehen trage nichts ab, von wegen, es gehe immer da-

bei verloren und der Wein werde es wohl auch haben wie d'Lüt, wenn sie einist liggi, so sei ihnen am baasten, wenn man sie ligge lasse, wenn er also zuweilen den Küfer zum Abziehen hatte, so wollte der auch was wissen, von wegen, er hatte in Vivis gearbeitet und, wie er sagte, dort manches gesehen, woran kei Mönsch denk, gab dieses und jenes an, und das komme sy Seel gut, er sei Einem gut dafür, sagte er. Steffen ließ ihn gewähren, meinte, es sei so, ja, er stellte sich manchmal, als hätte er das eigentlich auch gewußt, aber nur nicht Zeit gehabt, dra z'sinne.

Steffen mußte endlich merken, daß die Leute oft über den Wein gränneten, wollte aber nicht schuld daran sein, sondern schob die Gumene vor. Den Wein hätte er gut bestellt, sagte er, und mehr könne er doch nicht daran machen; wenn er ihn so erhalten hätte, wie er ihn bestellt, so würde wohl niemand klagen, aber ihn selbst machen, das sei ihm nadisch unmöglich. — „Warum gehst nicht selbst yche, sagte man ihm dann, wenn ich dich wäre und Geld hätte wie du, so wollte ich doch nicht den Speck von den Mäusen kaufen, ich ginge selbst hinein und wollte kaufen, was mir anständig wäre, und nähme gleich den Zug mit, ja potz, das thäte ich!" Das wurde Steffen so oft gesagt, bis es ihm endlich wirklich in den Kopf stieg und er mit noch zwei anderen Kameraden eine Weltschlandreise verabredete und wirklich auch machte. Drei dicke Wirthe auf einem Sitz machten viel Aufsehen, erlebten viele Abenteuer, welche wir hier nicht beschreiben wollen, rühmten ihre guten Schicke und doch hörte man nicht mehr, daß Steffen eine zweite Weltschlandreise gemacht habe. Es bösete drittens aber noch mit der Gastig und das ist das Böseste von allem; denn wenn die Gastig die gleiche bliebe, so könnte der schlechter gewordene Wein dem Wirth ziemlich gleichgültig sein, Schaden hätte er nicht davon.

Siebentes Kapitel.

Ein Kapitel über das Geschrei von schreienden Bedürfnissen und dem Seufzen nach einem schreienden Bedürfniß.

Es ging Steffens Wirthshaus, wie allem Neuen, es verlor den Reiz der Neuheit. Dieser Reiz war es gewesen, welcher hauptsächlich die Menge angezogen hatte. Man wisse neue afe, wie es da sei, mi well jetz luege, wie es auch an andern Orten sei, hieß es. Ein Wirthshaus wird nach verschwundenem Neureiz bloß erhalten, wenn das Errichten desselben ein Bedürfniß war, oder wenn es sich auszeichnet durch Essen, Trinken, kurz durch innere Güte und Vorzüge. Mit dem Bedürfniß der Wirthshäuser geht es aber accurat wie mit vielen Büchern. Alle Wochen kann man lesen, die und die Buchhandlung habe der Menschheit eine ungeheure, unglaubliche Wohlthat erwiesen, aus ungeheurer Liebe, unglaublicher Großmuth, das schreiendste Bedürfniß der Menschheit habe sie befriedigt, eine unendliche Lücke in der Literatur sei endlich durch sie ausgefüllt worden, wofür die Nachwelt bis ins tausendste Geschlecht ihr dankbar sein müsse, so eben sei bei ihr erschienen und verfaßt vom berühmten, allbekannten Arzt, Sami Stößel, eine Geschichte der Hühneraugen, nebst einem Anhange, welcher die bewährtesten Wanzenmittel enthalten, und einer gründlichen Belehrung, wie man die Erzeugung der Flöhe verhindern könne. Das Buch enthalte unglaubliche Thatsachen und zeuge von tiefsinnigen Beobachtungen der Natur, sowie vom bekannten Scharfsinne des berühmten Verfassers u. s. w. Da wir einen reißenden Absatz erwarten, so beehren wir uns, dem Publikum anzuzeigen, daß alsobald, nachdem die erste Auflage vergriffen sein wird, wir eine neue vermehrte und verbesserte Auflage zu herabgesetzten Preisen

erscheinen lassen werden, ebenfalls zum Heil der Menschheit und wegen dem unaussprechlichen Bedürfniß.

Ungefähr gleich verhält es sich mit dem gegenwärtigen Wirthschaftsbedürfniß. Wenn man die Begehren um Concessionen und um Patente lesen könnte, man würde da zur unaussprechlichen Rührung ersehen können, welche unglaubliche Zahl von edlen, aufopferungssüchtigen, dem Vaterlande hingegebenen Männern wir noch besitzen, wir müßten in tiefster Scham bekennen, daß unsere Augen verschlossen gewesen, daß wir das bitterste Unrecht der Zeit gethan haben, welche wir selbstsüchtig genannt, unrecht gethan so unendlich vielen Menschen, die wir für selbstsüchtig gehalten. Da könnten wir lesen, wie die hochgesinnten, treuen Vaterlandsfreunde, der eine ein Pintli, der andere eine Speisewirthschaft, der dritte eine Kaffeewirthschaft, der vierte gar ein Hotel errichte, nicht wegen dem Vortheil, nicht wegen der Kurzweil, nein, o nein, aus bloßer Vaterlandsliebe und von wegen dem schreiendsten Bedürfniß. Da könnte man lesen, wie Reisende verschmachtet seien, Kranke vor Durst gestorben, Pferde am Hunger darauf gegangen, weil auf dem Platze, wo sie die neue Heilsanstalt errichten wollten, unglaublicher Weise bis auf selben Tag, bis sie sich entschlossen, in edler Hingebung Wohlthäter der Menschheit zu werden, nichts gestanden, nicht einmal ein Pintli, geschweige denn ein Hotel. Es ist recht schade, daß solche Vorstellungen nicht veröffentlicht werden, es läge darin ein unaussprechlicher Trost für Alle, welchen es bange wird von wegen Mangel an braven Leuten, eine schreckliche Beschämung für Alle, welche meinen, die aufrichtigen Vaterlandsfreunde seien eben nicht dicht gesäet. O das wäre ein prächtig Lesen, nicht bloß wegen dem Trost, sondern auch wegen dem Styl.

Indessen mit dem Bedürfniß geht es wunderlich; wenn es schon im neuen Wirthshause von Gästen wimmelt in den ersten Tagen, in den ersten Wochen, damit ist's nicht gesagt.

daß es noch eben so wimmeln werde in einem Jahre oder zweien; über das wahre Bedürfniß entscheidet die Zeit. Vielleicht ist's dann öde und leer; umsonst steht der Wirth auf der B'setzi, tubaket und seufzt sich fast die Seele aus dem Leibe, aber lange kommt niemand, und wenn endlich jemand kömmt und ihm das Herz vor Freude duttert, endlich, endlich einen Schoppen brauchen zu können, und er in den zärtlichsten Tönen, die er z'weg drücken kann, ruft: „Seh, seh, e Schoppe, e Schoppe, ih wett cho es Schöppli hah", so antwortet vielleicht der: „es angersmal", und geht — Rund vorbei. Dann geht der Wirth wohl kaput hinein und auf dem Ofen sitzt die Frau und plätzet an einem Fürfuß und seufzt: „aber nüt und gester nüt u i d'r vorige Wuche niemere u d'r Zeys lauft notti u d's Patent het müße zahlt sy." Da kömmt dann der Zeitpunkt, wo die Vaterlandsliebe des Ehepaars sich bewähren muß, aber, aber wir fürchten, in solchen Umständen hätte sie wohl an einem kleinen Orte Platz.

Es giebt aber auch Orte, wo kein Bedürfniß gewesen war, wo jedoch das neue Wirthshaus für Einzelne zum Bedürfniß wird, sie schnapsen dort ihre halben Schoppen, sie sitzen dort ihre Abende durch, sie sitzen sonst noch dort, z. B. die Tage nach einer Hudelten, oder wenn sie die Frau taub gemacht, oder wenn sie was arbeiten sollten, welches nicht für sie ist. Diese Art von Gastig hatte sich auch auf der Gnepfi gebildet, mit der andern aber hatte es böset, eben wegen dem fatalen Bedürfniß, dann wegen dem fatalen Wein, dann auch wegen Eisi, welches hochmüthig ward und mit gar vielen Leuten sich gar nicht abgeben mochte, sie nur über die Achsel ansah, ihnen keinen Schoppen selbst holte, ihnen Trutzantworten gab, statt ein freundlich Wort.

So betrug es sich hauptsächlich gegen die wohlgesessene Bauersame, welche nicht täglich im Wirthshause sitzt, sondern nur bei Anläßen. Eisi war im Stande, einen Vorgesetzten und angesehenen Mann kaum zu beachten, während es bei

einem Halbschoppenprinz saß, stund nicht auf, rief einem Meitschi: „reich ihm e Schoppe", konnte ihn den halb trinken lassen, ehe es fragte: „oder weit d'r süst noh öppis?" Es war Hochmuth und Holzbockerei durcheinander, gerade so wie es am unerträglichsten ist. Es ist sehr merkwürdig, es war selbst eine Bauerntochter gewesen; jetzt meinte es, es sei über diesen so hochgestellten und ehrenwerthen Stand hinausgewachsen und erhaben und müsse es dene donstigs Knuble zu verstehen geben auf jedem Suppenbröcklein, während es so einem Halbhudel von Herrenschwinggel alle Liebe und Achtung erzeigte, ihn behandelte wie Seinesgleichen — waren halt beide gebildet, Eisi und der Halbhudel, verflucht aufgeklärt. So hat's aber nicht bloß Eisi; Eisi vergaß nicht alleine den Boden, dem es entwachsen, sondern verachtete ihn auch; das thun noch ganz andere Majestäten, und wenn sie sich ihrer Herkunft zuweilen bei Anläßen auch rühmen, so ist es bloße Affektation und um den Leuten den Verstand zu machen, aus wie großer Niedrigkeit und Miserabilität sie sich so hoch erhoben. So thun viele Parvenus, d. h. die meisten Emporkömmlinge, gerathen sie nun zu was sie wollen.

Am leidesten benahm sich Eisi gegen die Bäurinnen, welche in sein Haus kamen, manchmal als Gotte, manchmal von einem Markte heimkehrend, oder bei sonstigen Anläßen. Es behandelte sie zumeist mit souveräner Verachtung, und wenn es schon mit ihnen sprach, so musterte es sie doch mit spöttischen Blicken, aus denen sie seine Verachtung gegen ihre altmödische, geringe Kleidung abnehmen konnten und von heimeligen Dingen, von den Pflanzungen, Schweinen und von Milch redete es gar nicht, sondern bloß was für vornehme Herren sie über Nacht gehabt, wohin es gefahren sei mit dem Mann, wie man ihm Ehre erwiesen und was es gekramet hätte. Ein einzig Kapitel ritt es oft, welches die meisten Weiber gerne verhandeln, es ist das Kapitel von den Kindbettene; aber gerade da machte Eisi alle Weiber am täubsten,

so daß in der Umgegend selten ein hablich Haus war, in welchem nicht eine Frau regierte, die Eisi nicht gerne die Haare aus dem Kopfe gerupft oder es einige Male durch eine sogenannte belgische Hechel gezogen hätte.

Während die meisten Weiber gerne von Leiden, Mühsalen, strengen Zeiten erzählen, was sie ausgestanden und wie lange und was sie davon getragen, wie sie seither nicht mehr chäch seien, es ihnen oft fehle, sie dieses und jenes nicht mehr ertragen könnten, verlachte Eisi dieses alles, gab zu verstehen, das alles sei nur Fantast. Wohl, wenn es d'r Ma wär, der Blättere wollte es aufhelfen und ihr das Gruchsen vertreiben! So und so gehe es ihm: einen Tag oder höchstens zwei zeig es sich nicht, aber doch nicht, daß es meine, es müß im Nest liege, nur damit die Leute nicht d'Freud hätten, über ihn's z'räsonniren, de lay es sih wieder füre und öppe nit Viel sölle ihm's ag'seh, was es mit ihm gäh heig. Es würd sih schäme, so nöthli z'thue und muthwillig Köste z'mache. Mit Esse und Trinke, selb sei wahr, borg es nicht, es mein, das sei witziger als d's Geld d'm Dokter nahz'bänggle, wo ke Hung sust nüt d'rvo heig. Man sieht, Eisi war eine sehr würdige Repräsentantin der neusten Aufklärung und zwar eine sehr konsequente, die nicht bloß meinte, es gebe nur eine Ansicht über Philosophie, Religion, Politik, Literatur, Humanität und Gewerbsfreiheit, und wer die eine rechte Ansicht nicht habe, sei e Böff, e Möff, oder e Tüfel, sondern diesen hohen Grundsatz, daß es nur eine Wahrheit gebe, auch auf das Kindbetten ausdehnte und behauptete, kindbetten sei kindbetten, und wie es gehe, habe es mehr als ein halb Dutzend Mal erfahren u wüß afe wie's gang u was me erlyde mög u was nit, da söll me ihn's nit b'richte. Deppe es arms Mannli chönn me für e Narre hah, selb wohl, oder öppe so ne Dokter, wo ne Brülle trag, damit me ihm d'r Hunger nit ag'säch. Aber es wisse es wohl, es gebe dere Weiber und nicht wenig, wo die größte Freude daran hätten, nöthlich zu thun und z'gruchse,

wie wenn si ufgeiste wette und hingerdry ne lah ufz'warte, daß es d'r Ma fast i d'Luft spreng und er doch nüt säge dörf, wenn er nit well e wüste Hung sy. Aber wohl, sellige Wybere wollte es d'r Marsch machen, es gheite ihnen sy armi Thüri e Züber Wasser vom Brunne is Bett; es nähmts doch de notti wunger, ob si d's Nest lüpfe chönnte oder nit.

Man kann sich denken, wie Eisi bei solchen modernen und radikal-toleranten Ansichten die Gunst der Weiber erwarb und was sie von ihm sagten und wie sie über ihn's pülverten, daß es ihnen die Männer aufweise. Vielleicht klagten sie mit Unrecht, denn wirklich hörte man bis dato nicht, daß Einer den Züber kalten Wassers in Anwendung gebracht hätte.

Jedenfalls vertrieb Eisi auf diese Weise viele Gastig und zwar die, welche nichts aufschreiben ließ, sondern baar zahlte, und soche Gastig ist nicht unkommod.

Was ihnen aber am meisten schadete, das war eine edle Brust, welche eben auch von dem Drange beseelt ward, das Heil des Vaterlandes zu fördern und zu äuffnen, Europas Cultur zu heben, die Wunden der Menschheit zu mildern, ihre Bedürfnisse zu stillen. Diese Brust, die edle, fand, es sei schreiendes, himmelschreiendes Bedürfniß, gegenüber Steffen noch eine Speisewirthschaft zu errichten, geschehe es nicht, so sei das Heil, die Freiheit der Welt gefährdet; denn das sei doch ein himmelschreiender, verfluchter Zwang, daß, wenn Einer durstig werde, ein Wirthshaus suche, er bloß eines rechts sehe, keines aber links. Da sei er ja gezwungen, rechts einzukehren, habe gar keine Wahl, das sei eine entwürdigende Röthigung, eine widernatürliche. Habe doch Gott unser Herr selbst die Sache ganz anders geordnet und den freien Willen geschaffen und demselben allenthalben zwei Wege aufgethan, einen rechts, einen links, und alle Menschen, Heiden und Türken, seien frei, könnten wählen rechts oder links, ob's dann wohl eines freien Bürgers des Cantons Bern, des ersten in

der Eidgenossenschaft, würdig sei, nicht wählen zu können, sondern rechts zu müssen, wenn er durstig sei, in Steffens Gasthof, wo der Wein schlecht sei, die Frau hochmüthig, man für ein Prägelwürstli zehn Kreuzer zahlen müsse, während es für zwei Bz. auch gegeben werden könnte, wo man an alle Fische Sauce mache, an die einen eine von Mehl, an die gebackenen eine von Anken, daß sih d'r Tüfel dra z'todt fresse könnte, u wo me Käs heig, daß es e Schang un e Spott syg, un d'Hühner d'r Dürlauf überchöme d'rvo, e Käs, wo eim nit ume d'r Dürlauf mach so grad ane, sondern es g'schwulles, großes verfluchts Mul, daß me längs Stück nit wüß wo hi mit, un de es ganz chlys Herz, daß me niene warte dörf, gäb wie liecht d'r Luft gang. Durch solche edle Betrachtungen bewogen, fand Einer sich gedrungen, gezwungen, wie gesagt, zum Heil Europas, accurat links von Steffen noch eine Speisewirthschaft zu errichten. Von allen Seiten bestätigte man ihn in seinen Ansichten über das Bedürfniß; hinter seinem Rücken lachte man über seine Verblendung. Mit Steffen fluchte man über die Schlechtigkeit des neuen Weltbeglückers, der nichts begehre, als arme Leute zu machen und Andern das Brod abzustehlen, und über die Regierung, die den Tüfel viel nachfrag, wie viel arm Lüt es gäb, vo wege, si müß se nit erhalte, was si vom Land erpreß, b'halt si für seie selber. Indessen fluchen half nichts und opponiren nichts. Vorrechte seien keine mehr, hieß es. Steffen hätte sich fast den Mund verbrannt, denn wenn er sonst nicht böser Art war, so konnte er doch wüst thun, wenn er ein Glas Wein im Kopf hatte und Täubi im Leibe. Das sei muthwilliger Weise den Leuten das Geld abgestohlen und sie in's Unglück gesprengt; erst mache man ihnen Muth, den Leuten z'dienen und ihrer Kumlichkeit wegen es neus Gasthaus z'baue, u chum heig me all' Chöste g'hah u all's usg'stange u lauf d'Sach, su reis me en Angere dahere, vors Brod, un ume us Bosheit, für z'luege, wie si enangere z'Bode

mache um de chönne z'lache, wenn sie beid über nüt chämte un em heilige Almose müßte nahlaufe. Aber die Donstige sölle nit chönne Freud hah, daß mes ume wüß, ke Chrüzer gäb er öppe d'Sach wohlfeiler, aber mache wolle er was er könne, es werd ihm so gut erlaubt sein als einem Andern.

Er hielt richtig Wort, das Publikum erfuhr die Wahrheit desselben. Durch vermehrte Konkurrenz wurden weder der Wein besser, noch die Zechen wohlfeiler, man hätte eher das Gegentheil behaupten können. Man mußte den Profit an denen nehmen, denen man eine Zeche machen konnte, je weniger Gäste also kamen, desto besser mußte man niederhalten, um nicht eis Tags d'Bei obsig z'chere, desto minder gut gab man den Wein. Der für das Patentsystem angeführte Grund, daß durch vermehrte Konkurrenz dem Publikum gedient und dasselbe wohlfeiler und besser bedient werde, hat sich, mit seltenen Ausnahmen, nicht erwahret. Also Steffen hielt sein Wort; er hielt es aber noch im andern Punkte, er machte, was er konnte. So oft es sich nur immer thun ließ, stellte er eine extra Hudlete an, einen Kegelt um Schafe, oder einen Tanz um Schafe, oder eine Lotterie, wo eine ausgebrannte Kerze das große Loos bezeichnet, oder einen Spinnet, oder einen Armbrustschießet, oder eine Fischete, ein Hirsmontagspectakel, eine Kletterete, ein Sackspringet, eine Ganstödete, ein Schwinget, eine Eierauflesete, oder gar eine Komödie, kurz, was man nur ersinnen und ihm einen Namen geben konnte. Manchmal kamen viel Leute, manchmal kamen wenige, doch immer jemand, und hatte Steffen einen Spectakel gehabt, so konnte man darauf zählen, wenige Tage nachher war drüben bei Fritzli auch eine Lumpete los. Und wenn es den Leuten doch nachgerade erleiden wollte, so liefen oder schickten förmlich die Wirthe den Häusern nach und luden ein, wie man zu einer Hochzeit einladet. Die armen Teufel von Wirthe wollten nicht umsonst da sein, hatten sie sich für das Publikum geopfert, so war es ja auch des Publikums Pflicht,

das Opfer anzunehmen, herzukommen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Es erfüllte seine Pflicht aber oft zu lässig, wie die Wirthe meinten, indessen läßt sich zur Entschuldigung sagen, daß wirklich in der Umgegend das Geld rarer ward. Bekanntlich werden, wo Wölfe sind, die Schafe rar, wo viele Jäger sind, mindern die Hasen, und Kastenschwyni giebt's, wo viele Mäuse sind im Spycher, zu wundern ist sich also wirklich nicht, daß das Geld rarer wird, wo viele Wirthe sind und Gumene Büntel um Büntel ins Weltschland führen und dafür nichts geben als ihre Spänsüdere. Die Alten klagten bitterlich, sie wüßten nicht mehr wo nehmen, die Mütter begehrten mit den Töchtern auf, sie dürften doch wäger nicht dem Alten das Korn alles verschleipfen, sonst merke er es zuletzt doch noch, u de wette si lieber nit d'rby sy. Die Buben klagten, die Mädchen krameten ihnen nichts mehr, die Mädchen rümpften die Nase, weil die Buben den Wein zu sparen schienen und nicht mehr darin herumflotscheten, wie die Spatzen im Wasser; die Krämer wimmerten, Alles wolle die Sache dings, und suche man sich vor Weihnacht zahlt zu machen, so sei der Lohn schon eingezogen und man kriegte gar nichts, wenn nicht hie und da beim Dreschen ein Knechtlein ein Hämpfeli Korn oder eine Magd ein Schübeli Garn oder G'spinnst verstoßen könnte. So klagte Alles, ob mit Recht, wissen wir nicht, doch waren viele Steigerungen in der Gegend, freiwillige und andere, Scheine wurden gefällt, größere Heimath an kleinere getauscht und Holz und Wald verkauft, es weiß niemand wie viel. Es sei viel Verkehr, sagte man, lebhaft gehe es, so stark hätte es nie gehandelt, es sei viel Geld im Lande. Weiß nicht, viel Handel ist nicht immer das Zeichen von viel Geld, oft ist's gerade umgekehrt, namentlich wenn man Ursache hat zu glauben, der Wucher, der stark wieder auftaucht, habe dabei seine Hand im Spiele. Auch bei der Klasse, die nicht handelt, zeigen sich Spuren des mangelnden Geldes in ihrer armseligen, liederlichen Kleidung,

die einen Sonntag von Mittag bis am Abend glänzt, am zweiten abschießt, am dritten für den Sonntag unbrauchbar wird und in drei Werktagen total in Fetzen geht. Ehedem, wo die Mägde Kleider hatten, welche sie erst drei Jahre am Sonntag, dann drei Jahre am Werktag tragen konnten, da hatten sie Geld, brauchten nicht mit Korn oder Garn den Krämer zu zahlen und am Ende doch noch z'Hudels z'grathen oder unserer gnädigen Herren Kostgänger zu werden.

So zogen die Wirthe die Leute herbei, wie sie konnten und mochten, begreiflich, daß, wenn sie dieselben einmal hatten, sie dieselben nicht gerne mehr fahren ließen. Es bestehen Gesetze darüber, wie lange Lustbarkeiten dauern sollen, wie lange heimische Gäste in den Wirthshäusern sitzen dürfen. Diese Gesetze entsprangen nicht aus Willkür oder Tyrannei, sondern aus einem tiefen Erkennen des Volkscharakters, einer innigen Theilnahme am Volkswohl, einer hohen Achtung vor dem häuslichen Glück, dem Hausfrieden ganz besonders.

Unser Volk ist langsam und schwer in Bewegung zu setzen, aber einmal aufgebracht und entbrannt, eben so schwer in Schranken zu halten oder gar zu setzen. Dieses giltet nicht bloß von politischer Bewegung, sondern auch von Aufregung sinnlicher Lust. Es besteht eine merkwürdige Verwandtschaft zwischen sinnlicher und politischer Aufregung; doch davon ein ander Mal. Darum thut es Noth, die Zeit seiner Lustbarkeit nicht zu verlängern, sondern in gewissen Schranken zu halten, so daß auch seine Freude und seine Lust in Schranken bleibt, die ihm wohlthätig sind, nicht darunter geheizt und gefeuert wird, bis das Feuer im Anken ist. Wir gestehen aufrichtig, wir gehören nicht zu den Theoretikern, welche von der Mündigkeit des Volkes in der Weise faseln, daß jede gesetzliche Schranke als Bevormundung dargestellt, eines freien Volkes unwürdig erklärt wird. Wir sind der Ansicht, die schon der Apostel Paulus hegte, daß Viele die Freiheit vorschieben, um ihr Fleisch nachzuschieben, daß sie

die Schranken nur weg wollen, um in keine Strafe mehr zu verfallen. — Der Apostel Paulus sagt das sehr schön im Galater Brief. „Denn ihr seid zur Freiheit berufen, lieben Brüder, sagt er, allein ergreifet die Freiheit nicht zum Anlaß dem Fleisch, sondern durch Liebe diene Einer dem Andern, denn das ganze Gesetz ist in einem einigen Worte verfasset, nämlich in diesem: liebe deinen Nächsten als dich selbst. So ihr euch aber unter einander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht von einander verzehret werdet. Ich aber sage, wandelt im Geiste, so werdet ihr die Lust des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch. Werdet ihr aber durch den Geist getrieben, so seid ihr nicht unter dem Gesetz. Offenbar sind aber die Werke des Fleisches: Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Geilheit, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Ketzerei, Mißgunst, Todtschag, Saufen, Fressen u. dgl., von welchen ich euch zuvor sage, daß, die solche Dinge thun, das Reich Gottes nicht erben werden. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Langmüthigkeit, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. Wider solche ist das Gesetz nicht. So wir im Geiste leben, so lasset uns auch im Geiste einhergehen.“ Wer also das Gesetz weg will, der gehe auch im Geiste einher; thut er es nicht, so kann er nicht viel darwider haben, wenn wir behaupten, er wolle nur frei sein zu Gunsten seines Fleisches; er wolle die Gesetze weg, um ungestraft das Thier loslassen zu können. Ja wir sind so eigenthümlich gesinnet, daß wir selbst die Regierung nicht für mündig halten. Warum sonst ihr Vormund, die Verfassung? Doch giebt's bekanntlich Mündel, welche den Vormündern Nasen zu drehen wissen. Dann ist noch eins, und dieses ist die Sünde der eigentlichen Theoretiker. Sie nehmen die Menschheit als ein Ganzes an, und diesem Ganzen nehmen sie das Maaß an sich selbst, wie hoch sie stehen, wie gebildet sie sind, so hoch stellen sie die

Menschheit. Sie vergessen, daß die Menschheit aus tausend Millionen Individuen besteht, und daß jedes Individuum nicht mit dem Stempel hoher Bildung, sondern als ein klein hülflos Thierchen geboren wird, durchaus nicht besser, geistreicher, gebildeter, als diese Thierchen vor fünftausend Jahren geboren wurden. Sogenannt gebildete Mütter kriegen accurat gleiche ungenotete Schreihälse, wie das gröbste Fischweib. Alle diese Geschöpfchen müssen erst zu Menschen gespiesen, geredet und geprügelt werden, und bei vielen ist dennoch alle Mühe umsonst in unserer aufgeklärten Zeit: Speiset, redet, prügelt man sie aber nicht, so bleiben sie ewig nichts. Das hat man vergessen und geglaubt, man bringe zur Welt, was man selbsten geworden und was man nicht mehr nöthig hätte, das glaubte man auch für die Kinder unnöthig, und weil man ungerne die gute trockne Straße verläßt, im nassen Grase wandelt, oder durch das Korn sich jaget, so riß man die Zäune weg, in der Ueberzeugung, daß kein vernünftiger Mensch fernerhin das nasse Gras der trocknen Straße vorziehen werde. Das ist die heillose anmaßliche Beschränktheit der sogenannten Aufklärung, die nur Ein Maaß für alles hat, warum auch so viel zottige Ungeheuer herumlaufen, aus welchen man gar nicht klug wird, ob sie zu den Vögeln oder den Säugethieren gehören; hinten Haar und vornen Haar, Beine wie Störche, stogeln damit wie Kameeke, schnaufen wie die Bären, haben Glas vor den Augen, graue Deckel auf dem Schädel, sehen aus wie hungerige Wölfe, schnappen nach Fleisch wie Hayfische, geberden sich überhaupt wie im Wald der Wolf, im Wasser der Hay. Regeln kennen sie keine, aber was sie können, das machen sie. Dann giebt's noch eine Sünde, welche namentlich den Juristen auffällt. Alle ihre Schwächen suchen sie in die Gesetzgebung einzuschmuggeln, zum Heil der Menschheit. Ihre Schwächen und Sünden nennen sie erst mit sehr milden Namen, haben dazu noch tausend Milderungsgründe, dann bugsiren sie die Strafen weg, und endlich, wer alt ge-

nung wird, kann es erleben, werden sie ihre Laster als Tugenden sanktioniren und durch das Volk sie belohnen, mit Prämien und Orden verbrämen lassen. **Exempla sunt odiosa.** D'Sach ist, aber mi sött nit d'rvo rede, mi lähmt fust d'Regierig, meinte jüngst eine Majestät in ihrer g'stabeligen Logik.

Dieses gefällt uns nicht, wir sagen es aufrichtig, wir glauben, die Menschen hätten immerdar Schranken nöthig, und gerade das junge Volk, gerade es habe nöthig, daß man es heimschicke zur Zeit, ehe das Thier in ihm erwacht und losbricht, erst mordet, dann im Kothe sich wälzt. Wir meinen also, gesetzliche Schranken hätten wir immerdar nöthig; zur Freiheit seien wir Alle berufen, zu dieser Freiheit gelangten wir aber nur durch Zucht. Die zunehmenden Morde, die überhandnehmende Sauferei sind Folgen einer Freiheit, welcher keine Zucht vorangegangen. Diese Zucht wird aber auch durch das Volkswohl gefordert. Wir sind von Natur ein armes Volk; der Himmel giebt uns nichts im Schlafe, aber unter diesem Himmel müssen wir brav essen und warm gekleidet sein, wenn es uns wohl gehen soll. Um dieses zu können, müssen wir hart arbeiten, und um hart arbeiten zu können, müssen wir gesund schlafen, und die gehörige Zeit, um früh aufstehen zu können mit klarem Auge, gestärktem Körper und munterer Arbeitslust. Wer dagegen schwärmt bis in die tiefe Nacht hinein und gegen Morgen erst taumelnd zu Bette geht, taugt am folgenden Tage nichts, und wer es alle Tage so treibt, taugt alle Tage nichts. Das Blaumachen der Handwerksgesellen ist ein klar Zeugniß dieser Wahrheit, und das Schöppeln der Meister, das alle Tage strenger getrieben wird, bis endlich alles den Hals ab ist, ist ebenfalls ein Zeugniß.

Wenn man Tabellen aufnehmen wollte, wie jetzt, da die Leute nichts mehr in den Köpfen haben, Mode ist, (hätte man dann doch wenigstens etwas Volles, nämlich eine Tabelle über die zu Grunde Gegangenen), so würde man in gewissen Kreisen als feststehende Regel finden, daß weitaus die Meisten

am Höckeln in den Wirthshäusern über Gebühr zu Grunde gegangen; ein Schoppen zog den andern nach, bis zuletzt alle Schoppen den Mann. Wo in dieser Beziehung keine Gesetze sind, muß man den Mangel an Verstand bedauern, wo aber Gesetze sind, von verständigen Leuten her, welche sich um Volkswohlfahrt kümmerten, da kann man nichts mehr bedauern, als die Demoralisation derer, welche Gesetze handhaben sollen und es nicht können, an welche Impotenz sich die Demoralisation des Volkes knüpft, an welcher auch eigentliche Bildung und Aufklärung scheitert; denn es ist schon gezeigt worden, daß die Speisewirthschaftsbildung nicht bloß falsch sei, zur ächten sich verhält wie eine Glasperle zu einer ächten, sondern daß sie derselben durchaus verderblich ist, der Wurm in edler Frucht. Nicht durch Kneipen ist das Bernervolk reich geworden, sondern durch Arbeit; eine Regierung, welche den umgekehrten Weg einschlägt, sieht nicht klar, hat Glas oder sonst was vor den Augen, denkt nicht klar, hat einen grauen Deckel auf dem Schädel oder sonst Filz ums Hirn. Aber eine Sünde zieht die andere nach, das ist eine alte Erfahrung, sie datirt sich von Adam her. Durch ein Gesetz hat man eine Masse Wirthe geschaffen, sie sind emporgeschossen wie Pilze auf dem Mist, wenn schlecht Wetter vor der Thüre ist; sie haben ihr Geldlein auf die Einrichtung verwandt, haben Geld dazu noch aufgenommen. Der Staat zieht ein schönes aus ihnen; jedes neue Etablissement repräsentirt dem Staat durchschnittlich den Werth eines Kapitals von fünftausend Fr. Der Staat ist also so halb und halb Miteigenthümer der Etablissemente, bei ihrer Erhaltung also interessirt, so wie er Schöpfer, Vater der neuen Wirthe ist, welche er geschaffen. Wo ist nun ein Vater so unbarmherzig, daß er sein eigen Kind verhungern läßt, daß er nicht auf jegliche Weise dasselbe zu erhalten sucht, sollte es selbst auf Kosten Anderer sein. In unverhältnißmäßiger Zahl hat der Staat die Wirthe gezeuget, so daß, wenn die Konsumtion in den

Wirthshäusern die gleiche geblieben wäre, vielen Wirthen der Hungertod nicht gefehlt, dem Staat ein Kapital nach dem andern verloren gegangen wäre. Man mußte also direkt oder indirekt dafür sorgen, daß in den Wirthshäusern mehr verzehrt wurde, das Publikum zur Erhaltung von Wirthen und Wirthshäusern größere Summen beitrug. Wenn also recht viel betrieben, in den Wirthshäusern allerlei extra Lockvögel hergerichtet wurden, so machte das schon etwas. Die ergiebigste Quelle war aber doch die, die Wirthshauszeit zu verlängern, ja sie unendlich nicht zu machen, aber unendlich sie werden zu lassen. Alle Tage einige Stunden länger wirthen, will schon an sich was sagen, aber noch weit mehr, wenn man bedenkt, daß der Wein so viele Leute je länger je besser dünkt, je mehr sie trinken; daß, je mehr sie trinken, um so mehr alle Bedenken, Sparsamkeit und Mäßigung schwinden, die Größe der Uerti Einen nicht mehr kümmert. Wenn man die Summe berechnen könnte, welche nach zehn Uhr verthan wird, die Arbeit berechnen könnte, welche am folgenden Tag weniger verrichtet wird, es würde Vielen grauen über die Größe dieser Summe.

Die Beschränkung der Zeit scheint nöthig zum häuslichen Glück, für Erhaltung des Hausfriedens. Das Weib ist die Gefährtin des Mannes, aber nicht seine Sklavin; sie hat dem Mann ihre Freiheit geopfert, aber auch der Mann soll um seine Freiheit Schranken ziehen und opfern auf dem Altare ehelicher Liebe, was die Würde des Hausvaters nicht verträgt, was des Weibes Liebe verzehren würde.

Der Hausvater ist des Hauses Hort; die Nacht ist keines Menschen Freund; des Hauses Hut soll der Hausvater nicht dem Weibe überlassen, nicht nächtliche Wege soll er gehen, er sei denn durch Amt und Pflicht gerufen, er soll der Hüter seines Hauses sein, die rechte Besatzung eines christlichen Hauswesens. Was ist das für ein Mann und Vater, der halbe Nächte außer dem Hause zubringt, schlemmt, spielt

trinkt, und wer weiß was alles treibt? der ist kein christlich Haupt eines christlichen Hauses. Was muß es für das Weib sein, wenn es daheim alleine ist, wenn nach und nach Alles zu Bette geht, der Schlaf über Eins nach dem Andern kömmt, aber es, das am frühsten auf war, das schwerste Tagewerk hatte, es kann nicht zu Bette, oder kann im Bette nicht schlafen; heim ist der Mann noch nicht, und wie er heimkömmt, weiß es nicht. Wenn draußen ein Ton laut wird, so fährt es auf: Ist's ne? Aber nit! seufzt es dem verhallenden Tone nach und läßt das Haupt wieder sinken ins thränenfeuchte Kissen, und was alles für Empfindungen und Gedanken leuchten züngelnd und feurig durch die Nacht seines Jammers, wer will uns das erzählen, uns vor das Gewissen legen den Schmerz christlicher Hausmütter, deren Männer ausgebeutet werden an Leib und Seele, damit die Wirthe nicht verhungern, dem Staate die Patentgebühren nicht mindern? Dieser Schmerz, ein glühend Eisen in des Weibes Herz, scheint wohl auch von außen mit dunkeln Schlacken belegt: mit Aerger, nicht ungestört ruhen und schlafen zu können, mit Eifersucht, welche alle Männersünden vor des armen Weibes Auge citirt, mit Groll, daß der Mann für sich alleine das Geld brauche, welches sie gemeinsam verdient.

Aber inniger glüht das Eisen, tiefer zuckt das Weh. Es weint das Weib, daß die eigene Liebe so schwach geworden, daß sie den Mann nicht zu halten vermöge, daß sie sein schützender Engel nicht mehr sei, daß sie ihm lästig geworden, er ihr zu entweichen suche, als ob ein schaurig Wesen sie wäre. Es weint aber doch über diese verschmähte Liebe am innigsten und bittersten, nicht über das eigene Weh, sondern über das Elend, in welches der Mann versinkt, welches ihn verschlingen wird; es ist die Liebe, welche über Jerusalem weinte, die zu schwach zur Rettung verblendeter Geliebten sich fühlt. Es weint das Weib über seine Kinder, die zu Waisen werden bei Lebzeiten des Vaters noch, denen jetzt schon die

väterliche Hut fehlt, später des Vaters Vorbild und Kraft, denen der Vater zum Apollyon wird, zum Verderber, wenn auch nicht ihrer Seelen, doch ihres bürgerlichen Daseins. Es weint das Weib über des Hauses Ehre, welche durch nichts mehr gefährdet wird, als wenn der dunkel und befleckt wird, der des Hauses Sonne sein soll; es weint, daß es die Leute nicht mehr ansehen darf mit dem glücklichen Blick eines auf den Mann stolzen Weibes, daß es zittern muß, wenn die Kinder unter die Leute gehen, man halte ihnen den Vater vor und seinen heillosen Wandel, und heim kämen dann die Kinder und frügen: Mutter, o Mutter, was ist o mit d'm Vater, d'Lüt hei is ne geng für? Und wenn es endlich zu poltern kömmt, wie ein Roß, das abgekommen im Stall, oder zu schleichen, wie die Diebe schleichen, wenn sie stehlen wollen, das Weib lange nicht weiß, ist's der Mann oder ein Schelm, dann noch freundlich thun soll, oder nichts merken soll und kein Auge schließen kann, bis an die Fenster der Tag klopft, was muß dann das für ein Tag werden, wie fröhlich werden die Gesichter sein, wie freundlich die Rede, wie munter wird die Arbeit durch die Hände fließen? Was wird sich da ansetzen in den Herzen, was werden die Kinder sich erlauben, was wird das Gesinde machen? Wenn die Regierung sich emancipirt von der Handhabung der Gesetze, der Hausvater von der Haltung der Gesetze, so folgen alle andern Emancipationen nach, und wenn alle Emancipationen vollendet sind, was ist dann das Ende und wer hat den Anfang vom Ende gemacht, he? Und so ein unglücklich Hauswesen wird gemacht, man weiß nicht wie. Der Mann ist nicht böse, aber dem Auslachen widersteht er nicht. Ist's Zeit zum Feierabend und er will aus dem Wirthshause heim und man lacht ihn aus, hält ihm vor, wie er vor seiner Frau sich fürchten müsse, wie sie ihn ausklopfe, wenn er nicht heimkomme, so dürfen die Wenigsten gehen, wenn sie auch gerne wollten, sie bleiben, es bildet sich eine Gewohnheit, aus dem Verspotteten wird selbst

ein Spötter, nach einigen Jahren ist's unvermerkt Einer geworden, der Familie, Leib und Seele aus den Augen verloren, Sklave einer Gewohnheit geworden ist. Wäre aber Einer da gewesen, der gesagt hätte, jetzt geht heim, es muß sein, die Gewohnheit hätte sich nie gebildet, es wäre eine Ehe glücklich geblieben, ein christlich Hauswesen aufrecht, zu Fötzeln wären ein Dutzend Kinder nicht geworden. Und wer hat sie dazu gemacht, he?

Wer nur auf seinem grünen Sessel sitzt und auf demselben manövrirt, nur zu dem Zwecke, daß er auf demselben sitzen bleibe, wie ein Seiltänzer auf dem Seile balancirt, damit Hals und Bein ihm ganz bleiben, der begreift nie und nimmer, was rund um ihn vorgeht, weil er eben nur zu seinem Hintern sieht, daß dieser warm bleibe und im grünen Nest. Der sieht das unendliche in die kleinste Hütte gehende Elend nicht, welches durch die noch dazu dem Staate zu verzinsende Zügellosigkeit entsteht, der kümmert sich überhaupt ums Volk nicht, höchstens benutzt er es ungefähr wie eine Cigarre, — er nimmt's in's Maul und sugget daran, bis er hat, was er will. Der weiß nichts vom Volkscharakter, nichts vom äußern Volkswohl, welches in der Hablichkeit besteht, nichts vom innern, welches aus dem christlichen Hause kommt, in welchem christlicher Sinn und christlicher Friede ist, der weiß gar nichts, als woher der politische Wind weht. Man thut solchen Menschen, welche zumeist die Nase sehr hoch tragen, beiläufig gesagt, häufig sehr unrecht, wenn man der Nase wegen meint, sie seien stolz, sie winden halt nur. Solche Leute trampeln im Volksleben herum, wie Ochsen im jungen Klee, die Ochsen gehen am Blähen zu Grunde, der Klee ob dem Trampeln der Ochsen.

Wir sagen es daher offen und frei: das wahre Volkswohl beruht nicht auf Zügellosigkeit, geistiger und leiblicher; die wahre Freiheit beruht nicht darauf, daß dem Zügellosesten am meisten erlaubt ist, überhaupt jedem so viel er will; die

wahre Bildung ruht nicht auf hohler sogenannter Sekundarbildung, auf kurzen Speisewirthschafts-Phrasen; das wahre Christenthum nicht auf einer Aufklärung, wie sie zwischen zehn und zwölf in allerlei Wirthschaften betrieben wird. Wir sagen offen und frei, der Reichthum und das Uebergewicht des Cantons Bern wuchs nicht aus diesem Boden. Wir wissen, der alte Boden bedurfte der Veredlung. Wir sagen aber offen und frei, wer statt ihn zu veredeln des Bodens Ueppigkeit zur Aussaat vom Unkraut benutzt, oder statt ihn zu veredeln, ihn verwildern läßt, der verdiente, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt würde, denn von ihm kömmt Aergerniß für Klein und Groß.

Das Volk besteht nicht bloß aus Wirthen und der Bevölkerung ihrer Wirthschaften, wie man in jüngster Zeit zu glauben scheint; es besteht auch aus Weibern und Kindern, aus Vätern und Müttern; die wahre Bildungsstätte ist nicht, wie ein Wahn der jungen Zeit zum Fluch des Volks glaubt, das Kaffeehaus, sondern das Familienhaus, nicht die Speisewirthschaft, sondern die Hauswirthschaft. Die alten Gesetze wahrten des Hauses Heil und Segen, ehrten des Hauses hohe Bedeutung; junge Gesetze darüber haben wir noch keine, aber junge Geister scheinen sie stillschweigend beseitigen zu wollen. Das wäre entweder anarchisch oder jesuitisch oder vielleicht auch beides zugleich.

Doch unser Steffen war kein Jesuit, er hatte nicht einmal rothe dicke Vorhänge vor seinen Fenstern, er hatte großen Glauben an die Menschheit, er täuschte sich auch nicht, denn er wurde bloß zweimal gebüßt, das erste Mal um acht Fr., das zweite Mal um vier Fr., von spätern Anzeigen erfuhr wenigstens der Schulseckel nichts.

Achtes Kapitel.

Steffen kriegt selbst schreiende Bedürfnisse.

Aber das Ding brachte ihm doch keinen Segen. Trieb er auch zuweilen Leute zusammen, blieben auch seine Leute so lange sie wollten, das Geld kam ihm nicht mehr durch ein Stiefelrohr herab, die Fünfunddreißiger fanden sich seltener, die Batzen ließen sich zählen, füllten jedenfalls die zwei Abgründe, welche in seinem Hause waren, seine faule Sinnlichkeit und seiner Frau beschränkten Hochmuth nicht aus, die verschlangen alles, ohne daß sie eigentlich darüber kamen, wo es fehle. Sie hatten es auch noch wie andere Majestäten, sie sahen es nicht, daß ihr größter Feind in ihnen selbst lag, und hätte auch jemand gewagt es ihnen zu sagen, so wäre es ihm gegangen wie dem alt-Landammann von Bern, als er vom wahren Punkte reden wollte: er wäre unterbrochen worden.

Steffen kam in Verlegenheiten, ward unwirsch darüber, hatte seine trüben Stunden, in welchen er über alles schimpfte, über die Bauern, die Regierung, versteht sich vor allem über die nach ihm entstandenen Wirthschaften. Ueber Eisi muckelte er nur, denn während er in seiner Sinnlichkeit träger wurde, entwickelte Eisi's Hochmuth Energie, daher er unter den Pantoffel kam, dem er nichts als stillschweigenden Eigensinn entgegensetzte. Freilich hatte er auch seinen Kyb im Leibe, den er nicht bloß mit Reden, sondern auch thatsächlich auslassen mußte, was auch in Prozessen geschah. Wer Kyb im Lyb hat und alle Tage einen Rechtsagenten oder sonst was sogenannt Rechtskundiges im Hause hat, der müßte von Gott besonders behütet sein, wenn er nicht in Prozesse gerathen sollte.

Steffen apart zu behüten, hatte Gott nicht Ursache, und war er einmal hineingeschlismet, so war seine Frau ein Tüfel

von Hartnäckigkeit, wollte nichts von Nachgeben wissen, es mußte ausgetrieben werden bis vore Haag use. Das sei ihm gleich viel, verspiel oder g'winn mes, aber die dolders Fötzelhüng müßten wissen, daß man sie nicht fürchte und Geld habe mehr als sie. Und wenn es ihn's ankam, so lief Eisi selbst den Herrn nach: eine Frau b'schätz meh bi de Herre, als so ne G'stabi vo Löhl, sagte es. Die Prozesse beschlugen allerlei, manchmal Marchen, manchmal Waldrechte, später oft erhaltene Lieferungen von diesem oder jenem, wobei Versender und Empfänger nicht einerlei Meinung waren. Die Prozesse hängen nicht ab vom Stoff, es giebt keinen Hof, es giebt kein Haus, wo nicht Stoff zu wenigstens zehn Prozessen zu finden wäre. Die Prozesse hängen ab vom Sinn der Leute, da entstehen sie, die Aeußerlichkeit giebt bloß den Vorwand dazu, so in den meisten Fällen. Wo dann zu einem störrischen Sinn noch sogenannte rechtskundige Aufweisung kömmt und große Unordnung herrscht oder vielmehr gar keine Ordnung, so wundert es Einen, wenn es nicht alle Tage einen neuen Prozeß giebt. Wer Unordnung hat in seinem Geschäft und dazu zu wenig Geld, der glaubt beständig, er sei beeinträchtigt, betrogen, und wie unrecht er Andern thut, wie sehr er sie beeinträchtigt, das sieht er nicht ein und seine Bücher mahnen ihn nicht daran. Doch dieses nur im Vorbeigehen, das Kapitel vom Prozediren wollen wir diesmal nicht abhandeln, so wichtig es ist; wir wollten nur auf einen Schlund deuten, welcher auch viel von Steffens Geld verschlang.

So kam es, daß er in mancherlei Verlegenheit kam, Advokaten bezahlen sollte, Weinhändler, Käshändler, Kerzen- und andere Lieferanten und sagen mußte, es schicke sich ihm diesen Augenblick nicht, es hätte ihm ung'sinnet etwas gegeben, wo ihm d'Säck g'rumt heig. „Ung'sinnet" ist ein fatal Wort, und eben es spielte eine große Rolle in Steffens Leben. Da er keine Uebersicht hatte von dem, was er schuldig war, so kamen ihm seine Lieferanten meist ung'sinnet über den Hals.

Wenn ihm dann einer sagte: „Säg los, ih hah dih welle frage, ob de m'r nit d's letzt Käsli oder d's letzt Kistli Liqueur zahlen könntest, ih hah ne großi Zahlung z'mache und es geit i Gotts Name ke Geld y", so sagte Steffen oft: „das wird öppe zahlt sy, he längste, d'finn dih." Aber der wollte sich nicht d'finne, demonstrirte Steffen, daß er ihm wohl einmal einst eins bezahlt habe, das letzte aber ausstehe, und Steffen mußte daran kommen, gern oder ungern, und er mochte es glauben oder nicht. — Wenn er endlich ane kneue mußte, so mußte er wohl auch sagen: „aber jetz chas d'r nit gäh, aber i vier, füf Wuche mußt's hah, selb v'rsprich d'r, v'rlah dih druf." Und doch zahlte Steffen oft in fünf Wochen nicht; es war ung'sinnet ein anderer Lieferant noch früher gekommen, hatte noch nöthlicher gethan, so daß Steffen Geld schwitzen mußte. Oder er war mit Eisi ung'sinnet ausgefahren, sie hatten ung'sinnet dies oder jenes gesehen, das ihnen so gefallen, daß sie es kramen mußten, oder es hatte ung'sinnet eine Parthie gegeben in einer obern Stube und Steffen Haare gelassen für hundert Franken oder mehr. Wer kann für solche ung'sinnete Sachen was, wir fragen?

Indessen eigentliche Angst machte das alles Steffen nicht und Eisi nicht; sie betrachteten diese Lage als eine vorübergehende Klemme, entstanden hauptsächlich durch den verfluchten Speisewirth, aber wenn der einmal z'Bode syg, u lang gang das nit, so werd's scho wieder angers cho. Der Haupttrost war jedoch das Erbe, welches Steffen noch von seinem Vater erwartete. Wenn er einmal da nehmen könne, sagte er, dann käme es besser, dann wolle er ganz anders fahren, dann wolle er zeigen, wer Meister sei. Dieses Erbe war sein Trost, dieses Erbe war auch sein Schild, denn so lange es zu erwarten war, deckte es ihn vor der allzugroßen Zudringlichkeit seiner Schuldner. Da ist nichts zu verlieren, dachten sie, und thun wir wüst, so setzen wir nichts mehr bei ihm ab. Freilich dachten sie beim allfälligen Absatz auch an die zu opfern-

den Prozente und schlugen was sich thun ließ auf die Preise, und wie oben gesagt, halfen sie auch mit der Qualität nach, denn was einige Querköpfe auch sagen mögen über den Gewinn, welcher aus dem Hinhalten der Zahlungen entstehen soll, es ist nichts als Täuschung, entweder ein Zeichen, daß sie nicht rechnen können, oder eine verkappte, wenigstens augenblickliche Zahlungsunfähigkeit. Wer Geld hat und das Rechnen versteht, weiß wohl, was Baarzahlungen für vielfachen Vortheil bringen.

Trotzdem kam Steffen in die Klemme, denn es giebt immer Leute, welche nicht warten mögen, Käshändler, welche das Salz baar zahlen müssen, Advokaten, welche alle Wochen das Kostgeld zahlen müssen, weil niemand ihnen länger traut als eine Woche und niemand Bürg sein will für vierzehn Tage. Wenn Steffen so in der Klemme war zwischen einem Käshändler, der Salz haben mußte, oder einem Advokaten, der das wöchentliche Kostgeld bezahlen sollte, oder zwischen zweien Gumene, von denen jeder sagte: „Entweder — oder, entweder Steffen zahlst du mich aus, oder nimmst künftig den Wein alleine bei mir, so wußte er oft nichts anzufangen, als sein letzers Biggerli anspannen zu lassen, zu seinem Vater zu fahren und zu sagen: „Vater, gieb Geld, ih muß hah!" Da, wie gesagt, Steffens Vater vornehmer war als reich, dessen Ansehen größer als der Geldseckel, so gab er ihm wohl einige Male Geld, später aber versiegte diese Quelle.

Der Vater gab ihm den Rath, noch ein Stücklein Land zu kaufen, welches an sein Besitzthum stieß, und zu irgend einem Unternehmen tauglich schien, da ein Bach an selbem vorbeifloß, sich zu stellen, als wolle er da was Neues machen und daraufhin auf sein ganzes Besitzthum Geld aufzunehmen. Einen Schein fallen zu lassen zur Aufnahme von Geld thut man sonst nicht gerne, es liegt immer was Verdächtiges darin, daher man gerne was vorschiebt, um der Sache ein unverdächtig Ansehen zu geben und der Gemeinde Sand in die

Augen zu streuen, wenn sie etwa die Sache näher untersuchen lassen wollte. Dieses Sandstreuen übernahm der Vater und vollbrachte es glücklich. Sisi erklärte bei der Geldaufnahme sehr bereitwillig mit seinem Weibergut den Nachgang, von wegen es hätte schon lange gerne mit der donstigs Wore, der Speisewirthin nämlich, einen Prozeß angefangen wegem Südeltrögli beim Brunnen, zu welchem die Andere kein Recht hätte, wie Sisi behauptete. Steffen hatte so satt abgewehrt, weil er das Geld nöthiger hätte und dieser Handel d's Prozediren fast nicht abtrage; jetzt aber wusch eine Hand die andere, Sisi erklärte den Nachgang, und Steffen willigte in den Prozeß.

Ein neues Unternehmen, eine Oehle oder sonst ein Räderwerk, wurde angefangen, einige alte Löcher verstopft und der Wagen, neu gesalbet, lief wieder ohne zu giren und zu garen, daß man Stunden weit davon redete. —

Einige Zeit darauf starb Steffens Vater, aber das Erbe fiel nicht aus, wie Steffen immer gerühmt hatte. Wenn einmal sein Alter die Nase untere hätte; dann bessere es ihm, dann wolle er es rutschen lassen, nicht fünfzehntausend Pfund nähme er, wenn es ihm jemand gleich jetzt baar auf die Hand legen wollte. Es wäre Steffen wohl gekommen, wenn er den Handel für fünfzehntausend Pfund hätte abschließen können, denn sein Vater war nicht halb so reich; eine Menge Schulden, von denen man nichts gewußt, kamen zum Vorschein. Indem war alles aufgeschrieben, was Steffen empfangen und längst vergessen hatte, und begreiflich wurde es ihm, wie er sich dagegen sträubte, unerbittlich angerechnet. Wie er später auch pülvern und aufbegehren mochte, wie er betrogen und angeführt worden, indem die, wo daheim gewesen, das Beste hintere gepackt hätten, und er wenigstens d's Halb mehr hätte bekommen sollen, deswegen bekam er es doch nicht, und Steffen erfuhr es, wie es Fälle geben könne, wo man zehnmal besser daran ist, wenn man ein Erbe vorständs, als wenn man es wirklich verfallen hat.

Wer hat nicht schon gesehen, wie, wenn im Herbste spät ein Säemann Samen ausgestreut hatte auf seinen einsamen Acker, Krähen daher geflogen kamen von allen Seiten, aus dem Boden zu wachsen schienen, schwarz der Acker ward, die Vögel den Acker vom Samen leerten, so daß am andern Tage kein Körnlein mehr da war, das hätte keimen und aufwachsen können?

Wer hat nicht schon erfahren, wie Gläubiger sich in Geduld fassen und sagen, jetzt ist nichts zu machen, wenn man ihn überstürzt, so kriegt man nichts, wartet man aber, so ist keine Gefahr, sein Vater lebt noch oder seine Mutter oder ein reicher Vetter; thun die einmal die Augen zu, dann kann er erben, und wer sich dann rührt zu rechter Zeit, dem kann es nicht fehlen, der wird bezahlt. Und wenn dann endlich der ersehnte Tod kömmt, das Erbe fällt, wie es da die Gläubiger herbeischneit, wie sie geflogen kommen aus allen Enden der Welt, wie auf den Acker die Krähen, und wie die Krähen nicht weichen, bis das letzte Körnlein verzehrt ist, so die Gläubiger nicht, bis der letzte Heller bezahlt ist.

So ging es jetzt Steffen auch. Er war wie ein Aas, um das die Geier sich streiten, und wer sein treuster Freund geschienen hatte, der wollte jetzt am unverschantesten sein Geld, und Alle waren auf einmal so geldnöthig, so ganz ernüchtert und auf dem Hund, daß man hätte glauben sollen, es stünde vor lauter schrecklichem Geldmangel ein allgemeiner Geltstag vor der Thüre. Da Steffens Erbe nicht alsobald flüssig war, kein Gläubiger aber warten wollte, aus Furcht, er komme dann hinten ab und kriege nichts, so kam Steffen in arge Nöthen, und da unter seinen Halbschoppen-Freunden keiner war, der kernhaft und gutmeinend genug war, ihm durch die Noth zu helfen, im Gegentheil, bei jedem der Grundsatz herrschte, es müsse jeder zu sich sehen, es sehe sonst niemand anders zu ihm, so kam er in Wucherer Hände. Man hat heutzutage, in den sogenannten industriellen Zeiten,

einen sehr schweren Stand, wenn man etwas gegen den Wucher sagen will; jedermann, heißt es, könne sein Geld rentiren machen wie er könne und möge, so lange er sich keines eigentlichen Betruges schuldig mache. Die Prozente, welche man ziehe in dieser oder jener Form, entweder als Zins oder indem man sie gleich aufs Kapital schlage, so daß, wo dreihundert Fr. gegeben wurden, man vierhundert Fr. sich verschreiben lasse u. s. w., stünden im Verhältniß mit der Gefahr, welcher man das Kapital aussetze. Das sei ein großer Unterschied, ob man auf solides Unterpfand leihe, oder aber sein Geld in die Luft hinaus stelle. Wenn Einer bei sicherem Kapital vier Prozent ziehe, so ziehe er mehr als der, welcher auf die Hoffnung leihe, zehn Prozent zu kriegen, aber eben so leicht Kapital sammt Zinsen verlieren könne; es müßte daher durchaus die Solidität des Kapitals mit dem Zinsfuße im Verhältnisse stehen.

Wir kennen zu wenig die richtigen Grundsätze der Staatswirthschaft, — welche beiläufig gesagt, uns noch so im Nebel scheinen, daß mit gleicher Bestimmtheit das Gegentheil behauptet wird, — um zu beurtheilen, ob dadurch das Staatswohl gefördert oder gefährdet werde, wenn gegen hohen Zinsfuß mit Leichtigkeit Geld zu erhalten, Unternehmungen zu beginnen sind? Bloß das scheint uns, daß im hohen Zinsfuße der Stein des Anstoßes für neue Unternehmen liege, daß der Geist des Schwindels von Staatswegen nicht zu nähren sei, daß mißglückte Unternehmungen den Staatskredit und den Privatkredit eines Landes nicht fördern. Der Gegenstand hat aber eine noch ganz andere Seite, nämlich eine christliche, und der Wucher eine ganz andere Ausdehnung, als gewöhnlich angenommen wird, eine so große, daß er wirklich nicht durch das Gesetz beschlagen, sondern bloß durch den christlichen Sinn gerichtet werden kann.

Wenn ein arm Kind des Abends mit drei Strangen Garn, welche die Mutter und das Kind selben Tags erfastet

haben, ins Dorf geht, um sie zu verkaufen, weil sie Oel haben sollten und Milch und Brod, und der Händler giebt ihm bloß vier und einen halben Batzen dafür, weil er weiß, sie müssen Geld haben und diesen Abend noch, und niemand in der Nähe kauft noch Garn; während er einem Reichen, der warten oder weiter könnte, sechs Batzen geben würde, so nenne ich dieses Wucher, welchen das Gesetz nicht beschlagen kann. Ich nenne diese Handlungsweise Wucher, denn Wucher ist, wenn Einer aus seines Nächsten Noth seinen Vortheil zieht. Ich nenne dieses einen himmelschreienden Wucher, denn er nährt sich von der Armen Schweiß, und wie heillos und verflucht ist es, dem Reichen mehr zu geben als dem Armen! Heillos ist es, dem Reichen sechs Kreuzer zuzulegen, dem Armen sie abzuziehen, während sechs Kreuzer dem Reichen nichts sind, während sie für den Armen einen zehnfach höheren Werth hätten, als für den Reichen! Das ist aber noch nicht alles; der Arme muß auch theurer zahlen, wenn er etwas kauft, als der Reiche, und zwar bedeutend theurer, und wenn man sich darüber ärgert, wenn man findet, es sei ungerecht und es sollte umgekehrt sein, so heißt es, das komme daher, weil man die Sache nicht verstehe, den Armen müsse man so oft dings verkaufen, wisse nicht, ob man je was kriege, müsse ihnen in kleinen Quantitäten verkaufen, wo man so viel vermesse und verwäge. Ganz gut, aber wenn man einem Armen was abkauft, da vermißt man nichts, da verwiegt man nichts, da riskirt man nichts, da treibt man halt einfach Wucher und schindet den Armen, weil man ihn in seiner Gewalt hat, und das ist unchristlich. Dahin gehört auch aller Wucher mit Lebensmitteln, durch welchen wiederum niemand beschlagen wird, als der Arme, der in die schrecklichste Pein geräth, d's Halb mehr arbeiten zu sollen und d's Halb weniger und d's Halb schlechter zu essen zu kriegen.

Wenn es dem Reichern schon etwas g'nüger geht, seine Bilanz nicht brillant aussieht, er leidet doch nicht Pein an

seinem Leibe, er braucht seine Kinder nicht hungern zu lassen. Wir müssen sagen, wir kennen kaum eine schrecklichere Versündigung als diesen Wucher, und wenn in solchen Fällen der Arme zur Selbsthülfe greift, so halten wir seine Sünde nicht für so groß. Bloß wenn dieses Gefühl, der Drang zur Selbsthülfe, andauernd und bleibend zum Kommunismus wird, der nehmen will, wo er findet, dann halten wir es für eine Krebswunde an der Menschheit, für ein alles zersetzendes Element. Der Kommunismus aber so wenig als der Radikalismus können etwas Anderes als zerstören; ist das Bestehende zerstört, dann schlagen sie um in Despotie und Habsucht; was Andern genommen ward, angeblich für das Allgemeine, das will am Ende doch jeder ausschließlich für sich.

Wir geben gerne zu, daß im Wechselhandel das Diskontiren am Orte ist, ein Kaufmann einige Prozente einschlagen kann, um baar Geld zu kriegen, welches von Rechtswegen ihm sonst erst in einigen Monaten zukäme, allein so wie es jetzt im gemeinen Leben getrieben wird, ist es wirklich eine heillose Betrügerei, obgleich eine Art von Freiwilligkeit obzuwalten scheint. Da werden arme Mannli gedrängt bis in die Noth hinein; dann wird ihnen alles, was sie haben, Geld oder Schriften, verleidet, verunwerthet, als Nichts dargestellt, sie werden in Angst gewerchet und mit Wein getränkt, bis sie etwas Ungeschicktes gemacht haben. In Beziehung auf das Land thut das Gesetz Vorsorge, welches vorschreibt, daß kein Kauf gültig sei, ehe darüber gelobt worden. Sonst hatte man auch Beispiele, daß ein Bruder dem andern Brönz im Walde aufnöthigte, bis er ihm seinen Hof um einen Spottpreis abgekauft hatte. Das geschieht nicht mehr, aber mit Abtretung von Schriften, Holzkäufen u. s. w. wird noch immer die gleiche Schurkerei getrieben, und was man da so einem armen Stöffel von Mamli alles zu sagen und in was für einen Katzenjammer man ihn zu arbeiten weiß, man stellt es sich nicht vor. Bei solchen Abtretungen handelt es sich

nicht um einige Prozente, sondern um einen Drittel oder Viertel der Summe, um einige hundert Franken, da lohnt es sich der Mühe.

So ungefähr ging es auch unserm Steffen; sein Erbe war nicht bloß kleiner als er geglaubt, sondern er erhielt nicht einmal, was ihm zufiel; er mußte einschlagen, mußte abtreten, und je mehr Rechtskundige er zu Freunden hatte, desto mehr halfen einander, bis sie den Steffen da hatten, wo sie ihn haben wollten. Steffen klagte oft, wie er nicht geglaubt, daß erben einen Menschen arm machen oder ihm wenigstens zum größten Schaden sein könnte. Am übelsten ging das bei Eisi, es hatte geglaubt einen reichen Mann zu haben, sehr oft gesagt: „Wart die D— Täsche da äne ume, bis Steffes Alte d'Nase ungere het, de wei m'r de deres zeige, keis Vierteljahr solls gah, su grännet mih de die donstigs Kräye nimme a, wenn ih vors Hus use stah, die mu m'r de da dänne."

Das konnte nun nicht geschehen und darum mußte Steffen bei jedem Anlaß hören, wie wenig er geerbt und wie man angeführt werden könne beim Heirathen. Bis dahin war es so ziemlich einig gegangen, jedes hatte das andere gewähren, das Ganze schlitten lassen, und wenn sie einander zuweilen auch rauh anfuhren, so war es doch nicht böse gemeint und griff nicht tief. Jetzt sahen sie, daß zur Sache gesehen werden müsse. Obgleich keins von ihnen dafür hielt, daß sie eigentlich bös ständen — sie schlugen alles was sie hatten sehr hoch an und hofften, die bessere Zeit stehe bereits vor der Thüre — so dachten sie doch, es sollte besser gehen, zum Gelde mehr gesehen, die Sache genauer genommen werden.

Steffen meinte, Eisi sollte etwas weniger hoffährtig sein, alle Augenblicke ein neu seiden Fürtuch wäre nicht nöthig und allemal die Näherin und eine neue Kappe, wenn es z'Märit wollte oder Gotte sein mußte, ebenfalls nicht. Auch die Kinder könnte man einfacher halten und etwas mehr zum werchen

und albeeinist weniger Leute am Taglohn, so meinte er. Potz Blitz, so meinte es aber Eisi nicht. Es brauche noch lange nicht, was es ihm ziehen möchte, von wem d'Sach herchöm und wer doch immer dabei sei, von früh bis spät? Nicht einmal Zeit nehme es sich für z'kindbette und ehe die Sache halb vorbei sei, müsse es schon wieder füre un uf d'Bei. Was er denn mache? Nichts mache er, hell nichts, z'fule sei er z'metzge und längs Stück müsse es den Leuten Fleisch geben; z'fule sei er in Keller zu gehen, lieber v'rspreng er d's Hus mit Brülle, bis er ihn's hätte, als daß er einem Menschen einen Schoppen hole, und wenn man ihn nicht albeeinist mit einem Hälsig abeschleipfte, so luegte er d's Jahr us und y nie mit em Wy, schüttete öppe z'säme, was z'Essig g'rathe well, oder miech sust Reuis, kratzeti öppe d'r Dreck us de Fässere, daß d'r Wy, wo me dry thüey, nit steich wie ne Hung. U de mit em bruche, söll er ihm bim — nichts vorhalten. Er solle zusammenzählen, was er d's Jahr aus d's Jahr ein v'rfresse u v'rsuf u was die keibe Schießete bruche, u was de gang i d'r obere Stube, un ob er g'winn oder v'rspiel, das merk es neue afe, bim Wetter. Wohl, so solle er ihm nicht kommen, sonst wolle es ihm's zeigen, woher d'Sach chöm u wer d's Recht hätt, Meister z'sy, ja wolle! Wenn einmal solch Vorrechnen angehet, so hält es sich selten still, gutet selten wieder. Es ist traurig, wenn Leute, die im Glück sind, es haben könnten wie sie wollten, stößig werden unter einander, das Unglück mit Gewalt und muthwillig über sich hereinziehen, und, da Gott sie glücklich gemacht hatte, sich selbst expreß unglücklich machen, alle Tage unglücklicher, sich die schönen Gaben Gottes gegenseitig verbittern, die Tage sich vergiften, die Gott über sie aufgehen läßt. Aber doch noch trauriger und schlimmer in seinen Folgen ist's, wenn Eheleute mit beginnendem Unglück auch den Streit beginnen.

Neuntes Kapitel.

Was ihre Fortbildung für Früchte trägt und wie sie die schreienden Bedürfnisse stillet.

Wenn auf dem Meere der Sturm beginnt, eine schwarze Wolkenwand über dem Meere sich lagert, langsam sich nähert, wenn es dumpf in den Lüften rauscht, kurze rasche Windstöße pfeifend durch die Masten streichen, da ruft der Kapitain die Mannschaft auf; was auch zwischen ihnen liegen mag, wie ein Mann spannt sie ihre Kräfte zusammen, jeder fliegt an seinen Ort, einer steht zum andern, gilt es ja ihrer aller Sicherheit, und was hülf es einem, wenn er auch dem andern den Tod gönnte, müßte er ihn doch kosten vereint mit jenem. Rauscht dann der Sturm heran, schwarz und wild, und faßt er mit seiner ganzen Kraft das Schiff, er findet gefaßte Kraft, welche das Schiff zusammenhält, nirgends eine Spalte, in die er sich zwängen, eine schwache Seite, die er überwältigen kann. Das ganze Schiff gehorcht Einer Kraft, und wo der Sturm es faßt, steht diese Kraft ihm entgegen und bricht seine Macht; gerettet geht es aus dem Sturm. Es ebnen sich die Wellen wieder, es wird der Himmel wieder helle. Wo aber Meuterei auf dem Schiffe, die Macht zersprengt ist, welche sonst die Kräfte band, die Wuth größer ist als der Trieb der Selbsterhaltung, einer wider den andern die Waffen kehrt, keiner Sinn hat für den Tod, den Feind Aller, da faßt der Sturm die machtlose Masse, wirft sie von einer Seite zur andern, gen Himmel auf, in des Abgrunds Tiefen, begräbt sie in des Meeres schaurigem Schoose. Wenn der Sturm kömmt, ist das Zusammenfassen und Binden der Kräfte nothwendig, geschieht es nicht, so ist der Untergang das Ende. —

So ist's aber nicht bloß mit einem Schiffe, wenn es

das Rauschen des Sturmes vernimmt, so ist es auch mit einem Ehepaar, wenn Tage kommen der Noth und der Bedrängniß. Da müssen die Eheleute zusammen stehen, jedes schaffen nach seiner Kraft in Liebe und Treue, das Verderben zu wenden, jedes zum Opfer bringen jede Kraft und jedes Begehren, das Erste sein wollen im Arbeiten und Entbehren und gefaßten Muthes bleiben, wie die Noth auch steigen mag, dann besteht man in der Noth, sie geht vorüber durch Gottes gnädige Huld. Aber eben wo es anders ist, wo mit der Noth der Streit beginnt, wo jedes dem andern alle Tage seine Schuld ausmißt mit der neuen eidgenössischen Elle, jedes dem andern die eigenen Tugenden vorgeigt und des andern Laster, jedes dem andern zumuthet, den Wagen aus dem Koth zu heben, während es nicht bloß darauf sitzen bleibt, sondern sich noch recht schwer macht, das andere alleine entbehren, magerer abbeißen soll, während man gelassen beim Alten bleibt, da kömmts nicht gut, da wird jedes erbittert und z'Trotz thut jedes keinen Wank und z'Trotz treibt jedes seine Sache noch ärger.

So ging es hier bei Steffen und Eisi. Wie wir gesehen haben, hatte sich bei Eisi mehr das aktive Element, das herrschsüchtige, ausgebildet, bei Steffen mehr das passive, das sinnliche, bei Eisi das sich selbst bestimmende, bei Steffen das sich bestimmen lassende, oder wie der Bauer sagt: Eisi hatte die Hosen an, oder wie der Herr sagt: Steffen war unter dem Pantoffel. Der erste Ausdruck jedoch ist der richtigere, denn wenn auch in Eisi der bestimmte Wille sich aussprach, es als die Macht erschien, welche das Haus regierte, so hatte es doch nicht so viel Gewalt über Steffen, daß er seiner Lebweise entsagt und das Heft mit Kraft zur Hand genommen hätte. Eisi genirte sich nicht. Wenn es Geld brauchen wollte, so brauchte es, und wenn es schon nicht einem Postillon oder Kondukteur den Auftrag gab, wenn er die Stadt auf oder ab gehe und was Schönes sehe, so solle er es ihm kaufen, es

möge kosten was es wolle, so wählte es, wenn es zum Kaufen kam, doch immer das Schönste — ob's währschaft sei oder nicht, darnach fragte es nicht. Wenn jemand anders darnach fragte, so sagte es, es frage dene Sache, wo nie z'rheye welle, nüt nah, si mache ihm v'rflucht längi Zyti, d'Lüt meine, mi v'rmög nüt Neu's un so öppis Alt's werd de so dreckig, daß mes nit aluege mög, v'rschwyge arühre. Wenn es in den Sparlaun kam, so machte es der Gastig die Stücke Fleisch kleiner, die Uerti größer und füllte die Schoppen nicht bis zum Strich. Steffen machte seine Sache auch nach wie vor, trank vielleicht einige Schoppen des Tags, die Eisi nicht sehen sollte, und wenn er auch weniger von Hause ging, so geschah es nicht aus Gehorsam gegen Eisi, sondern aus Faulheit. Er war dicker geworden, und nichts ging ihm über abhocke un e chly sy. Darum, wenn er auch weniger fort kam, so blieb er dann, wenn er es einmal war, dest länger aus, und war e chly, bis er endlich heim mußte. Oft ging er um Waare aus, kam aber nie bis zum Stall, wo das fette Vieh sein sollte, er blieb sitzen im nächsten Wirthshause, machte dem Bauer Bescheid, er solle kommen, handelte mit ihm ung'schauet. „Bring m'rs dä u dä Tag, und wenn's ist wied' feist, su gib d'r was de seist, aber daß es de so syg;" oder: „wenn's nit ist wied' feist, su gib d'r e Franke oder e Krone minger u. s. w." Unterdessen zahlte er Wein, war e chly, und wenn dann Bauer und Veh kamen, so war es selten, wie der Bauer es gesagt hatte, aber was dann machen? Was allfällig noch abgebranzt werden konnte, betrug selten viel. Wie oft mußte Steffen sagen: „los, es wär m'r de lieber, wenn's d'Frau nit v'rnähm, was d'r hab müsse gäh; sie het kei V'rstang vo Selligem, u wott de nötti i alles yche rede u thut noh wüst mit m'r."

Wenn so ein schwerer Himmel lastet über den Gemüthern zweier Eheleute, so entsteht schweres, trübes Sinnen, ein eigener Gedankengang bildet sich aus. Die Gegenwart lastet

schwer auf ihnen, unzufrieden sind sie mit ihr, sie sehnen sich nach Verbesserung, sie suchen vor sich in der Zukunft ein Plätzlein, ihre Hoffnung, daß es anders komme, abzustellen. Sie sehen die Schuld, daß die Gegenwart so sei, nicht in sich, sie kommen sich unschuldig vor, sie meinen, wenn sie machen könnten wie sie wollten, es müßt sy Seel bald anders sein. Aber —! Dieses Aber ist wohl anfänglich ein Stein, an welchem die strömenden Gedanken sich stoßen, wie an einer Schwelle der fluthende Bach anfänglich sich stößt, inne hält, sich aufstaucht, dann einzelne Wellen überschlagen, bis mit tosender Gewalt er über dieselbe sich stürzt. Aber, heißt es, aber wie sollte es anders kommen, bin ich ja nicht alleine, sind die Hände mir nicht gebunden? wie sollte es anders kommen, so lange da ist, von wem das Verderben kömmt, so lang an keine Besserung zu denken ist? Da könnte ich lange, könnte mich tödten, und es hülfe nichts. O wie unglücklich, daß mir dieses Loos gefallen, aber es wird so haben sein sollen, es wird mir geordnet gewesen sein. O, wenn ich zurückdenke, wie ich eins gewesen bin, (so denkt die Frau) wie ich es hätte anstellen können und meine Sache gut machen, und das Unglück muß mich treffen, daß ich den haben muß, gerade den, wo nichts mit ihm ist und noch alle Tage minder! O, warum mußte ich an die kommen, (denkt der Mann) wo nichts versteht und doch alles befehlen will, wo nur die Leute vertreibt und nichts kann, als brauchen? Was habe ich von den paar tusig Pfündlene, es wär mir nützer, ih hätt' die nie g'seh u si o nit; es wär mir nützer, ih hätt' es arms Meitschi g'no, wo ke Chrützer g'hah hätt', aber m'r a d'Hang gange wär, un o öppe gsy wär, daß me hätt' Freud g'hah bi nihm z'sy u m'r d'Lüt is Hus zoge hätt', statt m'r se z'v'rtrybe! So seufzen beide, so schlagen die Wellen plätschernd über den Stein, eine rascher, mächtiger als die andere, bis der ganze Strom darüber rauscht. Aber wenn's Gott's Wille wär, daß er oder sie sterben könnte, an die Ruhe käme,

ich möcht sie ihm so wohl gönne, dann müßte es anders gehen, dann wollte ich die Sache ganz anders in die Finger nehmen, so und so müßte es gehen, und wenn's sein müßte, es fände sich wohl Einer, der mir hülfe es machen wie ich sinnete, und nit manch Jahr müßte es gehen, so wollten wir ganz anders z'weg sein. Dann könnten die Leute sehen, an wem die Schuld gewesen und haben's die schießige Ketzere noch oft schier mit ihm haben wollen!

Ist einmal der Gedankengang auf diesen Punkt gekommen, dann ist keine Versöhnung, Ausgleichung mehr möglich, innerlich ist zwischen den Herzen eine Kluft gerissen, die nicht mehr heilet, die wirklich täglich größer wird. Solche Gedanken können wohl hie und da wie flüchtiger Nebel über eine Seele streichen, keine Spur hinterlassen, nimmer wiederkehren. Aber gar zu gerne kehren sie wieder, fressen sich ordentlich in eine Seele ein wie eine ätzende Substanz, werden ein Heerd, auf welchem brodelt und kocht höllisches Sinnen, teuflisches Wünschen. Wir haben hier ein kaltes Blut, es wird nicht erhitzt durch südliche Sonne; wir genießen noch die unbeschreibliche Wohlthat der viel hundertjährigen Angewöhnung, Mord als eine fürchterliche Sache anzusehen und ihn von Obrigkeitswegen mit der höchsten Strafe, der Todesstrafe, belegt zu sehen. Die Sonne wird ihren Lauf kaum ändern, und änderte sie ihn, so überleben wir es nicht; aber Obrigkeiten ändern Ansichten, sind halt näher dem Nebel der Welt. Verbreitet die Obrigkeit die Ansicht ins Volk, daß Mord kein fluch- und todeswürdiges Verbrechen sei, hat Gnade und Barmherzigkeit für Giftmischerinnen, dann wird noch aus manchem Heerde, wo bereits höllische Wünsche, teuflisches Sinnen brodeln und kochen, Mord zu Tage gekocht und gebrannt werden, im Herzen ist die That längst fertig, sie wird auch zu Tage treten, ein fait accompli werden. So weit sind wir noch nicht, an eigenmächtiges Handanlegen wird selten gedacht, ein tiefer Schauer weht die Gedanken von diesem Punkte weg.

Aber man denkt doch an den Tod des Andern, hofft, der liebe Gott werde Einem den Gefallen erweisen, werde das Elend ansehen und den Tod schicken zur Befreiung, ja man bittet ihn sogar darum, sei es selbst, sei es durch Kapuziner.

Hat man einmal diese Hoffnung ergriffen, sie zur Stütze gemacht, dann wird das Auge eines solchen Hoffenden scharf wie das Auge eines Liebenden, es achtet auf jede Miene, merkt auf die Färbung des Gesichtes, auf fett und mager werden, auf kurzen und langen Athem, auf Essen und Trinken: wo es irgend zu bösen scheint, da denkt man: Ach jetzt, endlich, he nu so de, i Gotts Name, mi wird sih müße dry schicke. Und wenn dann das Bösen vorbeigeht, das Bessern kömmt, wie dann der bitterste Unmuth nicht anders sagen kann als: aber nüt, aber nüt! Und man dann wieder paßt, ob nirgend was Gefährliches auftauchen wolle, man auf Essen und Trinken schaut, auf Faulheit oder Arbeitsamkeit, kurz auf jede Gewohnheit. Die Eine meint, ihr Mann sei e grüßlige mit em Werche, den überschlage es einmal ung'sinnet; eine Andere sagt, ihre sei gar e fule, sie glaub emel, er syg ful inwendig un mach's nit lang; die Dritte, ihre tödt noh d's Sufe, sie heig ihm's g'seit, aber jetzt säg sie nüt meh, wenn er's well g'hebt hah, su heig er's, si v'rmög sih desse nüt, zwänge chönn si ne emel nit. — Ein Mann hofft, so eine Kindbetti wüsch einmal die Frau ung'sinnet, si acht sih nüt, u thüy wie ne Narr; ein Anderer denkt an die Auszehrung, wie sie afe magere syg, wie nes Schyt; ein Dritter stellt seiner Frau Kirschenwasser dar statt Branntwein, weil er gehört hat, das Kirschenwasser möge d'Lüt viel schneller als der Branntwein u. s. w. Und wenn in Beiden das gleiche kocht, die gleichen Hoffnungen gebraut werden, wie das dann gegenseitig sich betrachtet und aufpaßt, ob's böse oder bessere und jedes die Hoffnung festhält, es sei checher als das andere und mögs allweg, ungefähr wie zwei Schwinger, die an sich rupfen und zerren und jeder den andern auf dem Rücken sehen möchte.

Und wenn es endlich an einem Orte wirklich böset, wie man dann doch aufspringt und zum Doktor, ihm sagt: „mach was chast, d's Geld reut mih nüt." Und wie man vor den Leuten nöthlich thut und noch zu einem andern Doktor schickt, daß Einem die Leute später nicht vorhalten könnten, man hätte das Möglichste nicht gethan; wie man allem aufbietet, weil man nicht in der Leute Mäuler kommen mag! An den, der Herzen und Nieren prüfet, die Gedanken sieht, ehe sie sich regen in uns, sie rufet vor Gericht, an den Allwissenden, an den denkt man nicht. Und was helfen der Leute Mäuler dem, der vor dem Gerichte des Allwissenden steht, der die Gedanken wiegt auf heiliger Wage?

Auf diesem Punkte standen Steffen und sein Eisi zusammen. Keins dachte daran, das Andere umzubringen, irgend auf eine Weise sich an ihm zu vergreifen, aber jedes gab sich der Hoffnung hin, es nähm öppe d's angere ung'sinnet, u wenn's Gott well g'hebt hah, su heigs nüt d'rwider; wenn Gott das andere lieber heig as ihs, su mögs ihm's vo Herze gönne.

Steffen eben hoffte, eine Kindbetti, wo Eisi gewöhnlich so unvernünftig that, um sich groß zu machen, nehme es einmal ung'sinnet, u de well er nit d'Schuld sy, er heigs mängist g'seit, aber jetzt säg er nüt meh; wenn es es well g'hebt hah, su heigs es i Gotts Name. Auch sagte er zuweilen, seine Frau sei d'r g'süngst Mönsch vo der Welt, vo me ne sellige heig er noh nie g'hört. Er glaub, wenn man mit Kegelkugeln nach ihr würfe, sie kriegte nicht einmal Mose, u Dörn chönnt si fresse, si kratzete sih nit emal. Aber wes de die einist agryf, so chönn me de luege, die dräys de z'Bode, er well nit gut d'rfür sy. Wenn dann Einer sagte: Bis du froh, daß du e so g'süngi Frau hest, es wär mänge froh darüber, we syni scho nit Dörn fresse chönnt ohni Buchweh, so seufzte dann Steffen und sagte: darüber heig er ja gar nit klagt, es sei ihm d's Rechte. Wenn de aber e sellige

Mönsch ume sinne chönnt, wie's angere Mönsche syg, was ne fehli. Aber da meine dann die, es sei allen wie ihnen, und wer gruchse, tryb ume Fantast. —

Eisi hoffte auf Steffens fett und aufgedunsen Wesen; das nähmne de einist ung'sinnet, sagte es ebenfalls in seinen vertrauten Stunden. Mi heig noch nie g'hört, daß sellig Lüt alt worde syge. Es syg es Uebel, er chönnt d'rvor sy, wenn er sih meh rührti u d'r Sach öppe o meh anähm un e wenk minger nähm. Es heig ihm's scho mängist g'seit un agäh, es heigs düecht, es sött dure Marmelstei dure gah. Aber es helf nüt, es helf i Gotts Name nüt! U jetz sägs o nüt meh, es gäb ume Stryt u helf doch nüt. Allweg syg äs a nüt d'Schuld. Aber wunger g'noh heigs ihs scho mängist, wie's Mensche gäh chönn, die doch i Gotts Name alles erlyde möge, geng esse, geng sufe u noh wohl sy d'rby, daß me ne öppe nit sövli amerk. Es heig scho mängist g'seit, wenn es ume d'r zechnist Theil zu nihm näh sött es Tags wo Steffe, es v'rsprengti ihs wie ne Krot. U doch gsehy me ne öppe nie volle, es düech eim, er syg am Abe un am Morge fast neue d'r glych Schnürfli. Es heigs scho mängist düecht, es möcht ne einist o so recht fragebabi volle g'seh, aber es heigs noh nit chönne erlebe, u doch suf er de öppe, wes scho nit d'rglyche thüey, daß es es gsächt, daß es es düech, es sötts möge gäh. — Das war wahr, daß Eisi nicht that, als sähe es jeden Schoppen, den Steffen trank; es hatte in dieser Beziehung fast die Gedanken, welche jener hatte, der seiner Frau Kirschenwasser statt Branntwein anrathen wollte.

So sah es inwendig aus, äußerlich merkten andere Leute so viel nicht davon. Ob Steffen und Eisi selbst den Kampf merkten, das Passen und das Hoffen, das weiß man nicht; sie äußerten darüber sich nicht. Aber wie jeder Müller weiß, die Mühlsteine, welche aufeinander gehen, sind sehr selten gleich hart, einer ist weicher als der andere, und der weichere wird abgerieben, untauglich für den Gebrauch, bis er neu ge-

schärft wird. Bei Menschen geht das Schärfen selten an; die Natur, welche schlaffer, schwammiger ist, kann nicht wohl gehärtet und geschärft werden, sie wird zerrieben. Wohlverstanden, hier ist von den Feuersteinnaturen, welche springen, und von den Waschlumpen, welche immer Waschlumpen bleiben, nicht die Rede.

Es ist aber doch fürchterlich, wenn ein Mensch, der kein Mühlstein ist, sondern Bewußtsein hat, es zu fühlen beginnt: der Gegenpart ist mir Meister, er hält besser dar, er reibt mich auf, und das, worauf er paßt und spitzt, das hat wirklich gegriffen in mir, ist zum Wurme geworden, der mich zernagt, des Gegenparts Hoffnung fördert mich dem Ziele zu, auf das er nicht warten mag, bis ich es erreicht habe. Wie da jede Kraft zusammenklappen, nichts mehr lebendig bleiben muß, als das Gefühl, daß das Spiel, das Leben zwischen Thür und Angel, bald ausgepreßt sei.

So ging es Steffen. In dem Maaße als Eisi herrschsüchtiger wurde und das Regiment führte, ward es stärker, gesünder, wenn's möglich war; die Kindbettene gingen ihm immer ringer; bei seiner Beschränktheit zehrte es der Kummer nicht auf, und bei seinen innern Gedanken und Hoffnungen entstund bei ihm die Ueberzeugung, daß es Siegerin bleibe. Es blühte daher fast gar wie eine Rose, die Anzahl Kinder, welche es gehabt, hätte kein Mensch ihm angesehen. Die Gumene wurden gewöhnlich schachmatt vor Komplimenten, welche sie der schönen Wirthin zu Füßen legten, die immer aussehe wie eine junge Tochter. Steffen aber fühlte, daß Eisi kuraschirter war und mächtiger, fühlte eine innere Gebrechlichkeit und Schwäche, welche niemand ihm ansah, welche er auch niemand bekannte, fühlte, wie in ihm wuchs der Durst, wie der zur Krankheit ward, welcher er nicht widerstehen konnte, zum eigentlichen Brande, den er löschen mußte; er fühlte, daß es nicht mehr lange auf diese Weise mit ihm gehen könne. Er übersah zudem auch besser ihren Zustand, hatte einen

bessern, wenn auch nicht vollkommenen Begriff von ihrer Schuldenlast, von dem gesunkenen Werthe ihrer Besitzung und dazu die Hoffnung, bessere Zeiten zu erleben, verloren. — Wenn's nur bald vorbei wäre, war daher sein Gedanke, schonen wär dumm, bruche, was dich gut dünkt, das ist d's Best, lueg de mira wer überbleibt. Er schonte also nicht; wott nit e Narr sy, dachte er. Die Verlegenheiten häuften sich, er mußte den Gumene Obligationen ausstellen, blieb hier Geld schuldig, lieh dort einige Dublonen auf gute Worte hin, an einem andern Orte einige hundert Franken, d. h. so viel er kriegen konnte, auf einige Buchstaben. Wo die Verwandtschaft groß ist, finden sich immer Einige, welche glauben, solche Zumuthungen nicht ausschlagen zu dürfen, namentlich Brüder sind in solcher Lage. Ja wir müssen bekennen, daß wir vernommen, es hätte Steffen allemal ordentlich gelächert, wenn er eine neue Schuld gemacht. Die Leute glaubten, er freue sich, daß er einer Verlegenheit entronnen sei, freuten sich selbst, daß sie ihm den Gefallen erwiesen; erst jetzt sähen sie, wie angst es ihm gewesen, und wie er die Sache zu Herzen genommen, dachten sie. Hintenher dachten sie wohl, hat's ihn nicht etwa gelächert, wenn er dachte: Eisi wird luege! He nu so lueg es mira, es hets so welle, lueg es mira, wie es es de mach, es het Freud g'hah druf hi! He nu so de, ih mah ihm se wohl gönne, lueg es de mira wie's use chunt. Ob er so gedacht, wissen wir nicht, aber viele Schulden hielt er geheim, schrieb sie nicht auf, und Eisi wußte nicht darum. So manche Aeußerung, die man wie gewöhnlich erst später in ihrer rechten Bedeutung zu erkennen glaubte, schien schließen zu lassen auf das Verlangen, da dänne z'cho; drus use z'chönne, Eisi d'Arichti z'überlah, von dem, welches es, wie Steffen meinte, einzig z'weg gekocht.

Ob er dabei nicht an seine Kinder gedacht, gedacht, was aus ihnen werden müßte, verarmt, verlassen und übel gewöhnt dazu wie sie waren? Wir wissen es nicht, wir glauben es

kaum. Steffen war, wie wir gesehen, durchaus nicht ohne Liebe zu seinen Kindern, namentlich den jüngsten, und sobald sie laufen konnten und sagten: Aetti gim u'r o, Aetti wott o, gab er ihnen was er hatte, konnte scherzen mit ihnen, d'r Narre trybe, und oft hörte man ihn sagen, das King sei ihm afe so lieb, es düech ne, er chönnt nit sy ohni dä Bub. Aber wahrscheinlich war seine Liebe nicht viel anders, als die Liebe zu einem Spielzeug. Diese Liebe unterscheidet sich von der rechten elterlichen hauptsächlich dadurch, daß sie an der gegenseitigen Zärtlichkeit sich ersättigt, durch die gegenwärtige augenblickliche Freude vollkommen befriedigt wird, während in der rechten elterlichen Liebe die elterliche Sorge ist, das Säen zur künftigen Ernte, das volle Bewußtsein, daß in der Gegenwart des Kindes Zukunft bereitet werde, und daß diese Bereitung der Eltern höchstes Werk sei, eine Nachahmung der göttlichen Vorsehung in den Schranken menschlicher Schwachheit. Diese elterliche Vorsehung geht in zwei Richtungen auseinander. Die eine, die materielle, sieht im irdischen Besitz das Heil. Diesen Besitz sucht sie den Kindern zu erwerben und zu sichern mit Aufbietung aller Kräfte, sucht sie vielleicht auch zum eigenen Erwerb zu befähigen und in sie den Sinn zu pflanzen, zu bewahren das Erworbene. Das ist vielleicht eine vorherrschende Richtung dieser Zeit, bei welcher sehr oft das Kind schwer leiden, viel entbehren muß; sehr oft wird eben durch den Druck der entgegengesetzte Sinn geboren, der das Sprichwort wahr macht, daß der Sparer einen Güder mache. Die andere Richtung sieht das Heil nicht im äußern Besitz, sondern im inwendigen, in innerm Reichthum, innerer Befähigung, sucht von da aus die Bahn zu des Kindes glücklicher Zukunft anzulegen. Nun giebt es in der Menschen Seele zwei Schatzkammern, oder wenn man will zwei zu bauende Felder, die Intelligenz und das Empfinden, oder, wie man im gemeinen Leben sich ausdrückt, Geist und Herz oder Gemüth und Verstand, wie die Leute sagen. —

Die Kammer, worin des Geistes Kräfte schlummern, ist offenbar die untere Kammer. Mit den erweckten Kräften, mit Denken und Wissen, Ergründen und Zusammenstellen, gewinnt man Ehre in der Welt, Ruhm vor den Menschen, des Lebens Unterhalt, ja auch Reichthum, aber des Lebens Höchstes nicht.

Die Kammer, in welcher das Empfinden lebendig ist und sich reget, sie birgt das Höchste, die kostbarsten Edelsteine in der Krone unserer Kräfte, die Begeisterung, die nach dem Höchsten ringt, die Liebe, die nicht alt wird, nicht verglüht, den Frieden Gottes, der über allen Verstand geht. Wohl den Eltern, welche beide Kammern im Auge haben, in rechten Einklang beide bringen, sie haben der Kinder Zukunft wohl besorgt, sie haben sie für die Welt befähigt, und doch ihre Augen auf das Ziel gerichtet, welches für jeden Christen im Himmel ist.

Wehe aber der Erziehung, wo nur des Geistes Kraft geschärft, ins Wissen und Denken alles gesetzt wird. Diese Erziehung, wie sie wieder leider so oft betrieben wird, ist nichts als das Schleifen kalten Stahls zu einem zweischneidenden Dolche, der nur zu oft gegen den Schleifer selbst sich wendet und dessen Brust durchbohrt.

Nun aber giebt es wirklich sehr viele Eltern, welche durchaus an keinen Zusammenhang der Gegenwart mit der Zukunft ernstlich denken, die ganz vergessen zu haben scheinen, daß, was der Mensch säe, er auch ernte. Gar mancher Landmann weiß recht wohl, daß, wenn der Herbst gut, zur Zeit der Aussaat das Feld wohl gerüstet ist, die Aussaat früh und gut bestellt wird, die Ernte schon halb als gewonnen anzusehen ist. Aber in seinem eigenen persönlichen Leben vergißt er diesen Zusammenhang, thut was ihn gelüstet, kümmert sich um keinen Menschen und kann am Ende nicht begreifen, warum ihn Alles haßt. So geht es auch vielen Eltern. Ihr Sinn und Trachten ist auf etwas gestellt, durch etwas gefesselt, oder sie werden durch die Umstände getrieben, wie ein Mühl-

rad durchs Wasser; die Kinder sind eine Zugabe zu ihrem Leben, die ihnen bald lästig, bald lieb ist, aber in ihren Gedankenkreis gehören sie nicht, die Aufgabe ihrer Erziehung übernehmen sie nie. Das werde sich schon machen, denken sie, es seien schon viele durch die Welt gekommen, die dümmer seien als die, d'r V'rstang werd ne scho cho, daß si's de selber ygsehye u daß es ne z'Sinn chöm, wie sie öppe thue müße, daß es gut chöm, so reden sie. Und wenn man ihnen was bemerkt, so sagen sie: he, mi muß öppe luege, aber sövli pressirt selb nit, z'früh treyt nüt ab, u de het o niemere sövli Angst für mih g'hah, ih hah selber müße zu m'r luege, sie cheu de o öppe einist d'Glare selber ufthue.

An die Macht der Gewohnheit, an das Lebendigwerden und Aufgehen von Eindrücken, an den Reiz des Beispiels, an das alles denkt man durchaus nicht, so wenig als man daran bei einem Spielzeug denkt, bei welchem man nur dafür zu sorgen hat, daß man es nicht fallen lasse oder sonst es zerbreche.

Unter diese Klasse gehörten Eisi und Steffen, und wenn Steffen schon seine Kinder liebte, so dachte er doch kaum an ihre Zukunft, und wenn sie ihm einfiel und wenn er dachte: u d'King? so wird er sicher gedacht haben, o öppe viel schlimmer als jetzt wird es ihnen nicht gehen; wenn ich schon nicht mehr bin, so giebt es deswegen noch immer Leute. Die Verwandtschaft ist groß, und denen thut's sanft, eins oder das andere zu ihnen zu nehmen, dort lernen sie vielleicht arbeiten, hier hätten sie doch nichts gelernt, macht ja jedes was es will. Und sei's mira wie's well, lueg de mira Eisi, grad so hets es welle g'hebt hah, su häbs es de!

Doch von einem solchen Inwendigen sich eine sichere bestimmte Vorstellung zu machen, ist schwer, weiß es ja oft derjenige selbst nicht, wie es mit ihm steht, in welchem es so aussieht. Steffen konnte oft noch recht lustig sein und seine Händel haben, wie in seinen bessern Tagen. In der Regel

war er sonst schweigsamer und oft war's, als höre er übel. Eisi behauptete aber, das sei nur Fantast, was er nicht hören solle, dafür habe er feine Ohren genug. Ungern ging er zu Bette, es war ihm allemal im höchsten Grad zuwider, daher er seine Gäste so lange wie möglich versäumte. Eisi meinte, das sei bloße Faulheit, er mög sih afe vor Füli nimme abzieh und alege. Eisi hatte erstlich keinen Begriff, wie so häufig eine gewisse Trägheit unzertrennlich mit der körperlichen Beschaffenheit verbunden ist, so daß der Wille der Menschen über diese Trägheit durchaus keine Gewalt hat, die größte Anstrengung sie nicht zu überwältigen vermag. Das sinnet man zu wenig zu Stadt und Land und begeht daher wahre Grausamkeiten, indem man Kindern und Erwachsenen körperliche oder geistige Anstrengungen zumuthet, welche durchaus außer dem Kreise ihrer angegriffenen Kräfte liegen. Zweitens dachte Eisi nicht daran, daß vielleicht Steffen eine Ahnung seines Todes in sich trug, daß er vielleicht dachte: chunt er dieſt Nacht, u wo erwachist viellicht morn?

Der wunderbare, geheimnißvolle Uebergang von einer Welt Gottes in eine andere Welt Gottes, das Einschlafen hier zu einem Erwachen an einem andern Orte, was wir Tod nennen, hat etwas Schauerliches, auch für den gläubigsten Christ, der das Wesen des Himmels in seiner Seele fühlt, der die Nähe seines Gottes bereits im Herzen empfindet.

Wie da das Herz pochen muß, wenn man sein Nahen fühlt, das jetzt wie eine aufsteigende Sonne immer klarer sich kündet! Wer erinnert sich noch, als Kind vor einem Vorhang gesessen zu sein mit Zittern, Beben und brennender Ungeduld, wie ein Wonneschauer nach dem andern ihn durchrieselte, als der Vorhang zuckte, als er sich zu heben begann, wie bei dessen Aufrollen ein wunderbar Erstaunen ihn blendete, ihm Sinnen und Sehen zusammenfloß in ein unaussprechlich Erstaunen, wer erinnert sich wohl dessen noch? Das Denken an den Augenblick, in welchem das Irdische versinkt, das Ewige

aufgeht, ist auch beim gläubigsten Christ das Beben des jüdischen Volkes," als in Blitz und Donner Jehova zu ihm reden wollte. Oder wenn wir uns einen tiefen Denker vorstellen, der sein Lebtag unerschrocken in den kühlen Nebeln der Philosophie herumgestoffelt, oder einen Würzligraber, der die Schichten durchstöbert hat bis z'nächst ungerus, und beide haben nichts angenommen als real und existirend, als was sie gesehen und was sie darüber gedacht, und dabei begreiflich nicht bemerkt, wie das, was sie gedacht, der ärgste Nebel war, und sie stehen auf einmal am Rande ihrer Schichten, und ausgehen will ihnen das Denken, wie einer armen Spinnerin das Oel, und sie fühlen es, wie das Leben erlöschen will, das Nichts oder das Unbekannte zu ihren Füßen sich öffnet, der nächste schwere Athemzug sie in dasselbe stürzt, wie ein Schritt den Reisenden in die enge bodenlose Gletscherspalte: bleibt da wohl auch, wenn sie bei vollem Bewußtsein sind, ihr Herz kühl und kalt, lauscht kaltblütig dem letzten schwindenden Athemzuge, wie dem Fallen eines Steines, der in einen zu erforschenden Abgrund rollt, wie dem Zucken eines Frosches, an dem man das Galvanisiren erprobt? Ich denke nein. Ich denke, auch hier tauche aus der ärgsten Verknöcherung der Mensch wieder auf, der vor dem Göttlichen bebt und nur mit heiligem Schauern den Schwellen des Allerheiligsten sich naht.

Man denke sich aber nun so einen Steffen mit seiner Halbschoppenbildung, die heute durch den Vieharzt hexen läßt, morgen Gott und Ewigkeit läugnet, heute zu einem Quacksalber schickt, des Lebens wegen und morgen einige Schoppen mehr trinkt, des Todes wegen, heute von Freiheit brüllt, morgen den ärgsten Zwang übt, von Bildung spricht und alle Gebildeten kreuzigen will, so ein Steffen, der im Tode keinen Trost hat, keine Hoffnung, dem aber des Lebens Last unerträglich wird, der ändern möchte, der versinken möchte in ein ewig Nichts, dem es aber doch bangt vor diesem Nichts, vor diesem Aendern, da er keine Hoffnung hat, als das Sprüch-

lein, allweg kann ich's nicht böser haben, und dem dieses Sprüchlein des Herzens Klopfen doch nicht stillen will, so wenig als eine abgestandene Mixtur das Fieber. Man denke sich so einen Steffen um die Mitternachtsstunde, wie er zu Bette gehen sollte und doch nicht darf, weil er sterben möchte und doch nicht denken darf, wo erwache nih ächt, gits es hienecht oder wieder nit?

Das wußte aber Eisi nicht, wie es Steffen war, wenn er nicht zu Bette konnte, das wußte niemand, wie es ihm war am letzten Abend, als er zu Bette sollte und nicht konnte und am Ende doch mußte. Es hätte nicht gemerkt, daß öppis angers sei, sagte Eisi, in der Nacht hätte er neue so wunderlich g'schnürflet, aber es hätte sich dessen weiter nicht geachtet, es werd ihm wohl warm mache, hätte es gedacht. Am Morge du wohl, du heig es g'seh, was das z'bidüte g'ha heig, und es heigs fast welle z'rschryße. Es heigs düecht, wenn's ne nume noh g'fragt hätte, ob er neuis well, öppe z'treyche. Es hätte sich bloß damit trösten können, daß es gedacht, er hätts g'seit, wenn's ne düecht hätt, er möchte neuis. Jetz g'sech es wohl, es chönn nüt angers mache, als sih i Gotts Name dry schicke; wenn e Sach g'scheh syg, su helf wüst thun nüt meh, un ume so de Lüte wege möcht es nit Müh hah.

Zehntes Kapitel.

Wie Eisi's Fortbildung zu Falle kömmt.

Wenn die Leiche im Schooße der alten Mutter ruht, das Getümmel der Welt verrauscht, die Leidtragenden verlaufen sind, wie es da stille wird und öde im Hause, aus welchem man eine Leiche getragen! Erst jetzt klafft die Lücke, welche der Tod gerissen, in ihrer ganzen Größe, erst jetzt brennen

die Wunden in den Herzen so recht heiß und tief, denn erst jetzt ist man so recht zu sich selbst gekommen und empfindet sie in vollem Bewußtsein. War's der Hausvater, der nun draußen ruht, so sammeln, wie um die Henne die Küchlein, die Kinder sich um die Mutter, die mit verhülltem Haupte bitterlich weint. Sie fühlen Alle, was sie verloren, sie fühlen, daß wie sie der Mutter Kummer, sie auch der Mutter alleiniger Trost sind. Sie können es der Mutter nicht sagen, daß sie ihr Trost sein wollen, aber sie drängen sich um die Mutter her in immer engerm Kranze, die Mutter soll es fühlen, was sie ihr sein wollen, wie eng und innig sie mit ihr zusammenhalten, ihr Alles in Allem sein wollen. Es ist wirklich, als ob dieser Trost der Mutter rinne ins Herz hinein, sie breitet die Arme aus wie die Henne ihr Gefieder, schließt noch näher ans Herz die lieben, treuen Kinder, damit mächtiger und inniger der Liebe Strom rinne von einem Herzen ins andere Herz, durch alle Herzen, daß die Liebe webe in dieser heiligen Stunde die Kette der Treue, die keine Zeit zerfrißt, keine Macht zerreißt, welche an des Vaters Statt seine lieben Häupter zusammenhält, eins am andern erstarken, aufblühen läßt in Gnade und Weisheit vor Gott und den Menschen, der Mutter zu immer süßerem Troste.

So war's leider auf der Gnepfi nicht. Es floß durch Eisi allerdings auch zum ersten Mal ungestört und ungetrübt ein eigenthümlich Gefühl; es war aber das Gefühl eines Kronprätendenten, der zum ersten Male die Krone, um welche gestritten worden, in seinen Händen hält, das Gefühl einer Königin, deren König endlich gestorben und die nun hofft Königin sein zu können, so recht nach Herzenslust. Die Kinder hatten an Speise und Trank sich's nicht mangeln lassen; gewohnt, daß man nicht um sie sich kümmere, hatten sie das Recht zuzugreifen und dessen sich weidlich bedient. Sie hatten auch von Gevatterleuten, die z'Lycht gekommen, manchen schönen Batzen gekriegt, und ob dem G'schauen derselben und

dem Klimpern damit alles Andere vergessen, hatten in ihrem Sinne einen recht glücklichen Tag gehabt. Der junge Bube, dem heute wieder einmal nichts abgegangen, hatte seinen Gram vergessen, sich gütlich gethan und schlief schon lange selig. Die andern Kinder hatten ebenfalls just kein Verlangen nach der Mutter, vermißten den Vater nicht, dachten so wenig an die Zukunft, welche ihnen wartete, als die Eltern an die Zukunft gedacht hatten, welche sie den Kindern bereiteten. Nur das kleine Mädchen, Anne Liseli mit Namen, hatte keine Freude gehabt und jetzt noch nirgends ein Bleiben. Seit man aus der Kirche und es zu Hause erwacht war, hatte es niemand gefunden, welcher mit ihm für den Aetti beten wollte. Das drückte sein armes Herzchen grüselig, denn jetzt wär's grad am nöthigsten, glaubte es, wo ner bald im Himmel sy werd, u me ne de nit ache lahy, un er de id Höll müß, wenn me nit für ihn noch recht bete chönn, u wenn er einist i d'r Höll syg, su syg de ja z'spät, dert chönni me de nit meh use. Es hatte eine unaussprechliche Angst, schluchzte wieder, lief seinen Bekannten nach, sie sollten ihm doch helfen und beten. — Endlich erbarmte sich eine alte Magd seiner und betete mit ihm einige alte Gebete ab. Da wohlete es Anne Liseli ein wenig, seine Angst verging. Als es aber Abend ward und stille im Hause, da kam die Angst wieder. Es hat die Nacht eine eigene Gewalt über des Menschen Gemüth, sie bringt den süßen Schlaf, den milden Thau, sie weckt die wilden Thiere des Waldes, aber auch die wilden Triebe in des Menschen Brust, sie weckt das schlummernde Gewissen, sie weckt das Ahnen der unsichtbaren Welt, in diesem Ahnen beben und zittern Gemüther, wie Bäume im Sturmwinde, in diesem Ahnen wiegen Gemüther sich in seligem Vergessen, das wunderbare Auge der Seele hat sich aufgeschlossen, sie sehen den Himmel offen, sehen die Engel Gottes auf- und niedersteigen.

Anne Liseli zagte und bebte. Es sei ihm, sagte es, der

Vater könne nicht furt cho gegem Himmel, hing sich an die Mutter, gäb wie die es zur Ruhe wies.

Eisi mochte nicht warten, bis es mit seinem Rechtsfreund Rath pflegen konnte. Heute war das Haus leer. Wo des Tages eine Leiche aus dem Hause getragen worden, dahin geht des Abends auch der durstige Bruder nicht gerne, er mißt lieber die lang gewohnten Schoppen, ja er geht nicht gerne beim Hause vorbei, er fürchtet, es möchte in einer Ecke der geschiedene Kamerad stehen, möchte ihm winken, daß es jetzt an ihm sei, eine Leiche zu werden, möchte ihn mahnen an sonst noch was. Heute konnte Eisi ungestört mit dem Freund abrathen, was vorzukehren und wie es die geträumte Selbstständigkeit, in der es ganz anders gehen sollte, sich erringen und sichern könnte. Der Schalk wußte wohl, daß es nicht gehen könne, wie er Eisi glauben ließ, vielleicht wußte er bestimmt, was für eine Wendung die Sache nehmen werde, aber begreiflich hinderte das ihn nicht, Eisi in seinem Wahn zu bestärken, ihm nach dessen Sinn zu rathen, es hätte ihm sonst nicht geglaubt und das Verdienstli wäre ihm entgangen. Wo viele Katzen sind und wenig Fleisch, ach wie genau gnagen sie doch die Beine, welche sie nicht ansehen würden, wenn genug Fleisch da wäre, und wie oft kehren sie wieder zurück, namentlich die jungen, ans gleiche Bein, in der Hoffnung, noch irgendwo in einer Ecke ein Fäserchen Fleisch zu finden. So eine junge hungerige Katze war auch Eisi's Rechtsfreund, doch trotz seiner Jugend war er so gescheidt, seine Grundsätze dem Grundsatz unterzuordnen, den Leuten immer so zu rathen, wie er merken mochte, daß sie es gerne hörten. Er hatte gemerkt, daß sie bloß glaubten, was sie auch wollten, bloß denen trauten, die ihnen in den Kram reden konnten, wie dumm dieser Kram auch sein mochte. Der Glaube des Menschen an den Menschen, wie überhaupt der Glaube, ist ein gar wunderlich Ding und hängt von dem Boden ab, auf welchem er wächst, denn er wächst in jedem Herzen. Nicht umsonst sagt

Christus: nur wer aus der Wahrheit sei, höre seine Stimme, höre auf die Wahrheit, glaube der Wahrheit. Wer in sinnlicher oder geistiger Täuschung lebt, dem wird sein Glaube zu seinem Teufel, er jagt ihn allen Irrlichtern nach, aber die Sonne erträgt er nicht. Daher kömmt's, daß so viele Leute jedem Lumpenhund glauben, aber nie einem rechtlichen Mann Vertrauen schenken werden. Die haben es mit den Reden ehrlicher Männer, wie Kinder mit bitterm Doktorzeug, es schaudert sie darob, sie verbeißen das Maul.

Unser Rechtspraktikant dachte gar nicht mehr an seinen Freund Steffen, sondern war bei einbrechender Dunkelheit eingeruckt; er dachte bloß, wie er die Sache unter der Hand so recht ins Lange drehen könne, um derweilen das Bein desto gründlicher abzunagen, und so lange ein junger hungeriger Rechtspraktikant so ein Bein im Auge hat, fürchtet er sich vor Gespenstern gar nicht. Er saß in der leeren Gaststube, hatte seinen halben Schoppen vor sich, von wegen, er zählte sich auch zu den Gebildeten und wartete geduldig auf Eisi's Erscheinen. Eisi ließ nicht lange auf sich warten, das Benehmen der Verwandten hatte ihn's voll Aerger gemacht. Es war überzeugt, daß dahinter was stecke, daß man ihn's gerne da wegtreiben und d'Sach selbst an die Hand nehmen möchte. Nur war es noch nicht recht mit sich einig, ob sein Bruder oder sein Schwager auf die Gnepfi wollten. Beid seien Schyßkerlines gnue d'rzu, und allweg sei die Sach abgeredet unter ihnen, beim Mist hätte es sie zusammen reden gesehen. Es ist gut, daß du kömmst, sagte es, jetzt habe ich sehen können, wie du Recht hast, wenn's ame ne Ort es Wittfraueli git, so meint e jedere donstigs Schelm, da mangle es nichts als d'Finger läng z'mache und z'stehle, was me näh mah. Hests jetzt g'merkt, du gute Frau, sagte der Rechtsfreund voll Theilnahme und nahm einen Schluck, und zwar einen braven. Da nahm Eisi sein Schnupftuch und wollte schluchzen, da schoß es an die Thüre, daß beide hoch auffuhren und etwas

schoß durch die finstere, weite Stube auf Eisi zu, das sie beim einzigen düstern Lichte, erst als es ganz nahe war, als Anne Liseli erkannten, das der Kindermagd entronnen war und die Mutter suchte. Gang doch is Bett, schnauzte Eisi, Bäbi söll dih dry thue! „O Müetti, Müetti, ih chah nit, wimmerte Anne Liseli, du mußt mit m'r für e Aetti bete." „Gang, Anne Bäbi soll mit d'r bete, gang säg ihm's." Aber Anne Liseli ging nicht, schmiegte sich an die Mutter und bat: „o Müetti, Müetti, du glaubst nit wie's m'r ist. Es düecht mih geng, ih g'sech d'r Aetti und er düt, daß me bete soll, wie d'r Schulmeister g'seit het, daß wer nit bet, nit selig werd, u du söllist o bete." „Gang doch, sagte Eisi, gang is Bett, du chönntist m'r bal Angst mache, u bet de mit Anne Bäbi alles was d'r cheut." „Nei, Müetti, nei, sagte Anne Liseli, hah scho mit Anne Bäbi betet alles was ih chah, un hah geng glych Angst g'ha, und es het mih düecht, ih müß ersticke, du mußt bete, Müetti, viellicht cha de d'r Aetti z'völlig ueche, sust cha'n er nit, u denk, wenn er i d'Höll müßt." „Bist e Göhl, sagte Eisi, u gang m'r jetz, hest g'hört, sust lue de." „O Mutter, Mutter, d'r tusig Gottswille bet, o bet, düecht dih nit, du g'hörist d'r Aetti süfze u gruchse? Denk o wenn er nit i Himmel chönnt u müßt ume cho u ke Ruhe hätt un i d'Höll müßt, wie si säge." „Meitschi, wotsch schwyge oder nit, sagte Eisi, du chönntist eim bal z'förchte mache mit sellige dumme Sache." „O Mutter, das ist nüt dumms, Anne Bäbi seit, es müße viel Lüt ume cho, wil sie de arme Lüte nüt gäh heige, oder Steine v'rsetzt heige, oder cho nache bete, wil si nüt betet heige, u de chöme si z'letzt, we me se nit erlöse chönn, doch de noh i d'Höll. Es heig scho Mänge g'seh un heig einist e g'schwullne Kopf übercho. O Mutter, denk, wenn d'r Aetti nit ufe chönnt, wenn er müßt ume cho, cho nachebete, o Mutter bet, bet für e Aetti, jetzt wär's noh Zyt."

Da ward Eisi doch bang, es schlotterte, was es lange

nicht gethan, eine tiefe Angst preßte ihm das Herz zusammen. „Aber du Tröpfli, sagte es kleinlaut, was sött ih de bete? Bet du, ih will lose, wied's chast, u gang de is Bett.“ „Nei Mutter, sagte Anne Liseli, du mußt jetzt, es b'schüßt das, u was de witt, d's Unser Vater oder d'r Glaube. Aber Müetti, o Müetti, doch recht e nangere nah.“ In Eisi werchete es, die Angst rang mit der Scheu zu beten, es hatte so lange nie daran gedacht, es nicht gethan, und jetzt sollte es beten in Gegenwart seines Rechtsfreundes. Wenn eine zarte Pflanze durchbrechen soll die harte Rinde der Erde, so bedarf es unaussprechlicher Anstrengung, Gott muß da helfen, möchte man sagen. Aber wenn jemand beten soll, der Jahrelang nicht gebetet hat, dessen höherer Mensch im Starrkrampfe liegt, dem die Rede mit Gott eingerostet ist, was da für Anstrengungen nothwendig sind, bis das Wort sich losringt aus dem Herzen, bis man es über die Lippen bringt in einem verständlichen Laut und wie man bei diesem Laut erschrickt, sich dessen schämt und entweder schweigt, oder neu ansetzen muß zu einem zweiten Laut, Laut um Laut Erdstößen gleichen, in denen die Erde erbebt und zittert, und alles Lebendige noch bebt und zittert, wenn längst kein Stoß mehr empfunden worden, das erfuhr Eisi, als es das Unser Vater zu beten beginnen wollte. Es war ein Kampf, wie es ihn vielleicht nie erlebt hatte, und wenn die heimliche Angst nicht gewesen wäre, keine menschliche Gewalt hätte es dazu gebracht, und besonders noch in Gegenwart seines Rechtsfreundes.

Dieser jedoch, so wie das erste Wort des Gebetes über Eisi's bebende Lippen kam, entfernte sich in größter Stille, er vermochte das Beten nicht zu ertragen, wie es bekanntlich Geister giebt, die kein Gebet vertragen und weichen und fliehen müssen, sobald gebetet wird irgendwo. — Es heißt, am folgenden Morgen hätte er den Kopf verbunden gehabt und niemand sagen wollen warum? Später soll er einmal hinterm Glase offenherzig geworden sein und bekannt haben,

er hätte e Gruse g'ha u d'wo syg er g'schwulle. Wo er das G'stürm nit hätte hören mögen, sei er use, u da syg ihm grad gsy, wie wenn Steffe vor der Thüre stünde u losti. Da sygs ihm nimme z'helfe gsy, u wie er hei cho syg, wüß er nit, un am Morge heig er 'e Gring g'ha wie es Mäß. Mi wüß bim — bal nimme, was me glaube söll!

Eisi hatte sein Weggehen kaum bemerkt, betete unter Zittern und Beben das Unser Vater, betete den Glauben und noch einen Abendsegen auf des Kindes Bitte. Aber ganz weich und schwach ward es darob, wie es seit Jahren nie gewesen war. Als Anne Liseli endlich beruhigt und getröstet, weil jetzt d's Müetti o für e Aetti betet heig, un er jetzt wohl z'völmig ueche möge heig, zu Bette gebracht war und Eisi ins Stübli kam und zu Bette wollte, da erfaßte ihn's plötzlich ein Grausen, es durfte nicht hinein, es war ihm, als höre es Steffen drinnen schnürfeln und schnupen, um kein Lieb, kein Geld hätte es die Nacht dort zubringen können, auch nirgends alleine in einem Bette. Es flüchtete sich zur Köchin und schlotterte dort noch lange schlaflos, trotz seiner körperlichen Ermüdung; die Angst vor dem Unerforschlichen, dem unsichtbaren Geheimniß, welches uns umrauscht, hatte es zu gewaltig erfaßt. Dieses Unsichtbare war Jahrelang für ihn's gar nicht da gewesen, es hätte sein Leben unberührt gelassen, sein Leben schaukelte sich auf den Wellen des alltäglichen Wechsels, nichts Bedeutsames, weder eine Idee noch eine Erfahrung hatte in diese schaukelnden Wellen sich hineingestellt. Für Eisi war also nichts Unsichtbares mehr da, weil nichts der Art in ihm sich regte, sein Leben berührte, und weil es nur leiblichen Hunger und Durst fühlte, aber keinen geistigen Hunger und Durst; daher dachte es gar nicht daran, daß auch etwas Unsichtbares, Wunderbares in seinem eigenen Leibe sei, eine lebendige Seele, ein göttliches Geheimniß; kurz Eisi war ungeheuer aufgeklärt und gebildet, und wenn es guter Laune war, so half es seinen Halbschoppen-Gästen weidlich

alle auslachen, welche geistlich waren und noch was glaubten, z'Predigt gingen oder gar zum Abendmahl. Wenn es schon seine Gäste nicht frug, wie einst ein langbeiniger Herr einen kürzergebeinten im Kaffee: Hest dys dix heures o i d'r große Kilche g'no? so gab es doch die gleiche Geistesrichtung in Witzeleien kund, welche seiner Sprachkenntniß angemessen waren. Wenn man es gehört hätte in seinen guten Tagen, so hätte man glauben sollen, Eisi würde mit Tod und Teufel d'r Narre trybe, bis einist der Tod käme und es streckte. Und jetzt, in wenig Minuten, brachte es ein klein Kind zum Schlottern, daß es nicht alleine schlafen durfte, daß es Gespenster sah, während das Licht noch brannte und ehe es Mitternacht geschlagen hatte. So war Eisi's sogenannte Starkgläubigkeit oder Freigeisterei oder Aufklärung beschaffen, so heblich war sie, und gerade so heblich ist sie in manchem Andern, der nicht Eisi heißt, und das Ding geht ganz mit natürlichen Dingen zu, aber unsere sogenannten Aufklärungsritter begreifen es halt nicht.

Im Menschen lebt der Glaube an das Unsichtbare, an das große göttliche Geheimniß unvertilgbar, er bricht im kleinen Kinde hervor, giebt sich kund auf kindliche Weise, und das kindliche Gemüth nimmt am liebsten und gierigsten alle Erzählungen, die Kunde geben von diesem Geheimniß, in sich auf, und je kindischer, wunderbarer diese Erzählungen sind, um so lieber hört es sie, um so tiefer wurzeln sie in seinem Gemüthe. Der Christ verklärt sich diesen angebornen Glauben durch das göttliche Licht zu dem Bewußtsein, ein unsterbliches Kind des ewigen Vaters im Himmel zu sein. Die neue Aufklärung, die in Wirthschaften und Aufklärungsanstalten von allen Sorten spukt und von da in die Häuser getragen wird, wie aus Kasernen die Krätze, verklärt diesen Kinderglauben nicht, sie bricht ihn überm Knie entzwei, läßt die Stücke liegen und überkleistert die Seele mit neuer Aufklärung, d. h. sie läugnet alles, was sich nicht mit der Nase

riechen, den Fingern greifen oder mathematisch beweisen oder in Formeln ausdrücken läßt, deren Sinn kein Teufel faßt, die aber eben in Mode sind. Diese neue Aufklärung rottet, wie sie vorgiebt, allen Aberglauben aus, und wo ein Stück sogenannter Aberglaube (unter den jedoch Viele den Glauben an einen persönlichen Gott und den Glauben an das Fortbestehen der eigenen Seele rechnen, accurat gleich wie den Glauben, daß Irrlichter feurige Mannen seien, die Marksteine versetzt) zum Vorschein kömmt, da schreit sie grimmiglich über die verfluchten Pfaffen, thut, als ob sie dieselben fressen wollte, weil sie schuld seien an diesem Aberglauben, indem sie ihn theils selbst pflanzten, theils längst hätten ausrotten sollen, wenn sie einen Batzen werth gewesen wären. So schreien die Aufgeklärten, eben weil sie kreuzdumme Leute sind, allerlei plappern können, aber doch nichts gründlich kennen, am allerwenigsten die menschliche Natur, wie sie sich im Völkerleben oder im einzelnen Menschen entwickelt; ja die guten Leutchen wissen gar nicht, was ihnen selbst noch alles unter dem neuen Kleister steckt, ja und wenn sie meinethalb drei Alphabete gründlich kennten, keinem einzigen ihrer inwohnenden Triebe können sie seinen eigentlichen Namen geben, geschweige denn seinen Einfluß auf ihr Denken und Reden und Handeln ermessen. Ja die Alleraufgeklärtesten thäten es nicht begreifen, auch wenn jemand sich die Mühe nehmen würde, es ihnen mathematisch zu beweisen, daß nämlich nicht ihr Kopf, sondern ihr Bauch Jahresregent ist bei ihnen, der Kopf eigentlich nichts ist, als ihr Handwerkszeug, was Nadel und Hand beim Schneider, Finger und Geige beim Geiger. Sie begreifen es also natürlich nicht, daß gerade sie den verschrieenen Aberglauben einbalsamiren, daß ihre sogenannte Aufklärung nichts Anderes ist, als der Branntwein, in welchem man unreife Geburten aufbewahrt in ihrer ganzen ursprünglichen Scheußlichkeit, aus welchen, wenn sie lebendig geblieben wären und sich hätten fortbilden können in der Sonne Gottes, das schöne

Menschenbild erwachsen wäre. Sie sind es eben, welche den Menschen in das Gebiet zurückführen, aus welchem der eigentliche Aberglaube stammt, ins öde, selbstsüchtige Heidenthum; sie predigen dem Menschen eine Selbstständigkeit, welche im Leben sich zur Selbstsucht gestaltet, in seiner Einbildung ihn zum Gott macht, ihm den schönen Glauben zerstört an das wunderbare Geheimniß, an welchem auch er ein wunderbares Glied ist und ein um so glücklicheres, je mehr es die andern Glieder liebt und treu dem Ganzen ist. Sie übertünchen alle Eindrücke der Kindheit und bauen nicht darauf fort, sie wollen den Menschen praktisch machen, bilden ihn praktisch aus, sagen ihm: ler brav, so wirst öppis, chast brav v'rdiene, chast einist e b'rühmte Ma werde un e ryche, oder: e gebildete Tochter, un e guti Partei mache. In diese Schranken wird die Phantasie des Kindes gebannt, auf solche Ziele richtet sich sein Augenmerk, es wird praktisch, es treibt sich im Wirbel des Zeitlichen, es nährt sich von den zufälligen Bildungsstoffen, welche der Strom der täglichen Bewegung zufällig an ihm stranden läßt. So geht es fort, hoch einher auf den Schwingen der Zeit, verflucht gebildet und zu oberst auf der Leiter der Aufklärung, bis — eine Kuh krank wird, oder man keine Kälber mehr am Leben behält, dann läßt man hexen, — bis Einem ein Tuch gestohlen wird oder Strümpfe, dann schickt man zur Wahrsagerin — — oder der Senn schlechte Käse macht, dann kriegen die Kapuziner Zieger und Anken, daß das ganze Kloster zu glänzen anfängt, oder bis Einem der Finger weh thut, dann schickt man sein Wasser einem Gütterler oder hängt gar ein Bündelchen an; und wenn Einem endlich das Gewissen weh thut, so wird man Neutäufer oder katholisch oder läßt einige alte Weiber für sich beten, alles von wegen der Aufklärung, die keinen Trost hat, keinen Halt giebt. Wird durch die Umstände das gewohnte Leben, die übliche Behaglichkeit zerrissen, wird dem Menschen irgendwie seine Schwachheit, sein Unvermögen handgreiflich

zum Bewußtsein gebracht oder sonst ein Klupf in seine Seele geworfen, so sucht er einen Halt äußerlich, zur Erkenntniß Gottes ist er nie gekommen, Gott hat er nicht. Da taucht dann das alte kindische Heidenthum der alten Kindsmutter wieder auf, die Gebildeten und Aufgeklärten fangen an zu hexen, zu Wahrsagern zu laufen, heidnische Künste zu treiben, fürchten die Nacht, dürfen nicht alleine schlafen u. s. w. Das ist der Grund, warum es zur alten bekannten Wahrheit geworden ist, daß des gröbsten Unglaubens nächster Nachbar der gröbste Aberglaube sei.

Jedoch müssen wir ausdrücklich bemerken, daß bei Eisi durchaus keine innere Umwandlung vorging, sein ganzes altes Wesen, seine religiöse Leichtfertigkeit blieben; der alte Aberglaube erschien bei ihm nicht anders als ein Todtenbein, das aus einem Grabe hervorragt, von dem jemand die Erde weggescharrt. Auch betete es zuweilen, namentlich wenn Anne Liseli es darum bat; es ging jetzt Eisi afe ringer, und es dachte, für neuis könnte es doch gut sein, und nütze es nichts, so schad es doch auch nichts.

Viel Zeit dazu hatte es aber nicht, denn es hatte jetzt so viel Weltliches zu verwerchen, daß es ihn's düechte, es müsse erworgen daran, wie es sich nämlich ausdrückte.

Eilftes Kapitel.

Wie Eisi zu einem Benefizinventar und ein Schreiber zu einem Lehrplätz kömmt.

Trotz dem Beistande seines Rechtsfreundes, der sich wieder bei ihm eingefunden hatte, doch nur Tags, Nachts erschien er nie mehr, wahrscheinlich ragte auch bei ihm ein Todtenbein

aus dem übertünchten Grab herauf, mußte es das Benifizi ausschreiben lassen.

Es war selbst vor der Gemeinde erschienen in all seinem Staate, hatte den Mannen imponiren, sie mit der Verachtung behandeln wollen, welche es so oft sellige Mannlene, wo ke V'rstang heige u nit wüße, was öppe o i d'r Welt d'r Bruch syg, gezeigt hatte. „Loset ihr Manne, hatte es gesagt, ihr werdet mir doch nicht unnöthige Kosten machen wollen, sondern Verstand haben. So ein Benefizi trägt nichts ein, aber Köste giebt's und Schryber muß me futtere, es weiß ke Mönsch wie mängist v'rgebe, und alles für hell nichts, als daß de d'Lüt chönne g'wungere, wie rych me syg un was me aller Gattig heig, un daß me i d'r Lüte Müler chunt. Das werdet d'r m'r öppe nit welle z'leid thue u muthwillig e Wittfrau, wo sövli King het un mit Ehre wott dur d'Welt cho, plage? M'r hei öppe üsi Sach nit bös z'weg un wenn m'r nit Ung'fell g'ha hätte, un er o ne chly angers gsy wär, su wäre m'r noh besser z'weg. Aber allweg steits nit bös, u we me sövli spitz nache luege wett, su chönnt me de ame angere Ort afah un es wär de viellicht noh mänge, dem me d's Benefizi usschrybe sött." Das war den Mannen doch zu stotzig vorgekommen und Einer hatte Eisi gesagt: „Los Frau, das verstehst du nit oder bist sust lätz b'richtet, es Benefizi muß sy, das ist g'setzlich, un G'mein wird nit welle d'r Gring dar hah, u b'sungerbar wo me nit weiß, wie d'Sach steit u so mänger Gattig g'mugglet wird. U viellicht wär's gut gsy, wenn me scho längste drüber g'luegt hätt, wo d'r dä Schynheit lah fälle, z'selbist wär's aständig gsy, aber z'selbist ist's nit gut gsy öppis z'säge, aber jetz prediget en Angere."

Eisi war jedoch nicht die Frau, welche so leicht sich abherden ließ und erschrecken, Eisi begehrte auf, wurde endlich anzüglich, wollte nicht schweigen, trotz den Bitten des Schwagers, daß es doch absetzen und die Mannen nicht ertäuben solle, das trage ihm nichts ab, als daß sie es ihm eintrieben.

Er solle es nur brav mit ihnen halten, sagte Eisi, es stehe ihm wohl an, wenn sein Bruder unterm Herd es wüßte, er würde ihm auch dafür danken. Es sehe gar wohl, wie Alle unter einer Decke seien. Zuerst mache man Ausgeschossene, öppe die Hungerigste un Unverschantiste wo si i d'r G'mein heige, dene könne es d'Büch fülle, es wisse ke Hung wie mängist, und d'rzu mache sie Taglöhn' uf, daß eim d'Haar z'Berg stange u z'letzt v'rstoß me ihs u d'Ring, d'Sach könne si mit em Rügge aluege, un es nist sih da en Angere y mit Schmeichle u Spicke. Es merk's, es hätte eine feine Nase, sei nicht erst seit heute auf der Welt und hätte zu oft solche Sachen verhandeln hören, daß es wisse, wie es öppe gehe, und woher so magere Bürlein d's Geld welle erschinde, für d'Zeyse chönne z'gäh u de Schulde z'wehre, wo si uf ihre Lumpenhöflene heige.

Begreiflich hatte Eisi endlich Zeit zu schweigen, mußte unverrichteter Sache heim, strotzend von Gift und Galle. Wohl, wenn seine lieben Mitbürger hätten hören können, wie Eisi sie vor seinen Freunden titulirte, wie es den Gemeindrath hechelte, verspottete, ausschimpfte, sie hätten es geprügelt, Einer nach dem Andern und weiß kein Mensch was mit ihm angefangen. Eisi hätte gern prozedirt, hielt lange Berathungen mit seinen Freunden. Sie riethen ihm an, es solle durch die Verwandten die Gemeinde reversiren lassen, wolle sie das nicht annehmen, so könne man es mit ihr probiren. Aber Eisi fand keine Verwandten, welche dazu geneigt waren; seine Brüder putzten ihm ab, die entferntern Verwandten sagten, es gehe seie nüt a, un i sellig Sache mischlete si sih nüt, si heige für seie selber g'nue z'luege. Als Eisi seinen Rechtsfreunden seine Noth klagte, von seinen Verwandten sagte, es sei Einer ein Schelm wie der Andere, meinte es, wenn sie ihm einen Revers oder wie man einem sellige Papier sage, unterschrieben, so würde es auch gut sein und d'Sach hätt's. Da machten sie bedenkliche Gesichter, bis Einer unter ihnen,

der geschickter war als alle Andern und mehr konnte als Brod essen, sagte: „B'hütis ja, vo Herze gern, aber es ist nit g'setzlich, e sellige Revers muß vo de siebe nächste V'rwandte ungerschriebe sy." „Was ist das für e Schelm, wo selligi G'setz geit gah mache, für e donstigs Spitzbub", frug Eisi. „Es wird d'r Schnell gsy sy, d'r alt", antwortete der Rechtsgelehrte. „Das wird o e Rechte sy, sagte Eisi, dä wird o e Schwester g'hah hah, wo ner het welle bsch— dä Hagel. Mit Sellige sött me muttfüre im Hustage, wenn me Brönnherd macht für Kabisplätze; aber es wird doch bald e Angere pfyfe, selligi Rustig abrume, un G'setzi mache, wo ei Fründ d'm angere chah helfe?" „Per sche, antwortete der Fründ, aber es Wyltschi wird's allweg noh gah, bis die Rechte am Platz sy."

Also ein Benefizium gab es. Ach, so ein Benefizium und noch dazu das eines Wirthes, was das für süße Gedanken zu erwecken im Stande ist. Es giebt Leute, denen so ein Ding vorkommt accurat wie der Morgenstern, wenn er am hellsten der Sonne vorangeht. Wohlverstanden, nicht allen dabei Betheiligten ist's so, es giebt solche, denen es sehr zuwider ist, es giebt Prinzipale, welche nie in eigener Person beim Inventarisiren erscheinen, es giebt aber auch andere. Aber man denke sich so ein Individuum, oder vielmehr ein Subjekt, an der mageren Kost, das z'Faßnacht schon kein Fleisch mehr im Hause hat und von trocknen Erdäpfeln, dünnem Kaffee lebt, Herdöpfelbitzlene, wo gixe, wenn man eins vom andern reißt, und Rösti, wo Staubwolken davon fahren, wenn man die Thüre auf- und zuthut. Man denke sich eins von denen magern Schreiberchen, die von der Frau Prinzipalin, welche streng katholisch scheint, weil es bei ihr immer Fasten ist, sehr mager gehalten werden, bei blinden Suppen und blauer Milch; welche noch keinen Kredit haben und spottwenig Lohn, und drei Sonntage hintereinander werweisen, ob es ihnen zum Schoppen ein Bratwurstzöpfli ziehen möge, und zwar das

alles, weil sie erst ihre Väter ausgesogen oder müde gemacht, und zweitens für etwelche Jahre vorgefressen. Plötzlich geht ihm die Möglichkeit auf, zu einem Inventarisiren zu kommen, vielleicht zwei oder drei Tage lang, wo alles nichts kostet, wo vielleicht ganze Platten voll ganzer Brägelwürste sind und nicht bloß Zöpfleni, wo der Wein in ganzen Guttern aufgestellt wird und alles umsonst, wo man Einen doch noch immer heißt nehmen: nimm doch, näht, bis man nicht mehr mag, bis man Angst hat, d'Hut heig nimme, keine Frau Prinzipalin saure Augen macht, wenn man länger als achtehalb Minuten am Tisch sitzt; wo man absitzen und erwarmen, wo man ein halb Dutzend Mal behaglich sagen kann: mir sötte denk mache un wieder dra hi, und ein halb Dutzend Mal behaglich antwortet: mi chönnt öppe, aber ih hulf nit pressire, d'r ganz Tag ist ja üse u fertig werde m'r doch hüt nit. Und wenn's denn endlich heißt: wei m'r, und der Fragende die Hand auf den Tisch legt, um sich aufzuhelfen, weil er fühlt, daß er bedenklich g'schweret, das Fraueli chunt und seit: e noh eis, d'r heit ja nüt g'no, isch es ech öppe nit gut g'nue gsy, ih hah doch wäger agwengt, was ih chönne hah? Die muß emel noh us, seh treychit!

Solche fette Tage in Aussicht, sollte das nicht so ein ermagertes, verschriebenes Herz unaussprechlich erquicken, erquicken wie himmlischer Thau; wie sollten da nicht die steif und g'stabelig gewordenen Beinchen neues Leben kriegen, hüpfen und springen wie junge Zicklein, wenn die alte Geiß mit einem vollen Uter gegen sie kömmt. Wenn dann endlich der Prinzipal, gleich dem türkischen Sultan, unter die erregten, hoffenden Subjekte das Schnupftuch wirft und unter den in Hoffnungen Geschwellten Einen zum Glücklichen macht, dann hat dessen Wonne kein Ende, indessen bricht sie nicht aus, von wegen den Andern, aber wie er selig vor sich hinlächelt, wie er unvermerkt in sein Kämmerlein schleicht, Nähzeug nimmt und die Hosenknöpfe frisch annäht, daß man

meinen sollte, er wolle sich daran gen Himmel ziehen lassen, im Gilet die Einschläge auslässt und währschafte Bändel einzieht, wo man welche hat, und das alles in still seligem Lächeln. O es ist schön!

Aber ach, wie traurig, wie schrecklich, wie thränerlich, wenn so eine hoffende Seele betrogen wird, wie es sich auch schon zugetragen hat, und der Arme laufen muß wie ein gehetzter Hase bis zum ersten Brunnen, um seine lechzende Zunge zu netzen. Wie traurig, wenn er nach harter, langer Morgenarbeit, endlich mit der einen Hälfte in eine Stube gewiesen wird, während das Weibervolk die andere Hälfte der Anwesenden, welche ihm näher am Herzen liegt, ins Stöckli oder in ein Hinterstübchen zieht am Kuttenfecken. O wie er schmachtend den Günstlingen nachsieht, und wie er immer schmachtender wird, während er die räße Suppe, in welcher gesalzenes Fleisch gekocht ward, verzehrt, und noch schmachtender, wenn er ans halbgekochte räße Fleisch hin muß und an wohl gesalzene und braungekochte Rübli, und sonst nichts da ist, kein Tropf Wein, kein Tropf Wasser, er hungrig ist, die räße Speise zusammenschlagen muß, und vor Durst schreien möchte und doch nicht recht darf, weil er noch z'wenig lang beim Handwerk ist, um uv'rschant sein zu dürfen. So ein Höllenfraß und Mordiodurst verklären sich in zwanzig, dreißig Jahren, wenn der magere, hungrige Anfänger ein schöner, fetter, stattlicher Prinzipal geworden ist, zu einer anmuthigen Erzählung, ungefähr wie die unsäglichen Strapazen auf dem Rückzug aus Rußland bei den mit dem Leben Davongekommenen sich verklärt haben. —

Sobald der Prinzipal an einem gut besetzten Tische sitzt, guter Wein auf dem Tische steht und es heißt: Seh, trinket doch, machet aus, so fängt er an, der Prinzipal nämlich: das ist hier nicht so, wie ich es einmal gehabt habe, es ist schon mehr als zwanzig Jahre, wo ich noch ein Anfänger gewesen bin, d'Lehrzeit war freilich aus, aber me ist doch geng

noh gar grüseli dumm. Da hat mich mein Prinzipal, er ist jetzt längst g'storbe, er ist e gute Herr gsy, aber sy Frau es v'rfluchts Rybyse, o g'schickt, gah inventarisire, und ih hah mih druf g'freut, mi glaubt's nit, nit e Neuthaler hätt' ih g'no d'rfür. Da hah nih g'meint, ih überchöm de o einist recht gut un g'nue z'esse, vo wege mir sy mängist so hungrig vom Tisch gange, mir hätte de Hühnere nache g'fresse, wenn sie öppis im Trögli g'hah hätte, aber die heis g'hah wie mir u sy o geng z'früh fertig worde mit ihrer Sach. Und doch het ihm sy Pfoste meh as zehntausend Pfund abtreit es Jahrs. Jo wäger, z'selbist ist es d'rby z'sy gsy, es ist anders gsy als jetzt, wo me chum mit em Lebe d'rvo chunt." „He öppe gar e Mangel sieht man euch nicht an, Herr Major", sagt dann etwa ein Gerichtssäß. „Bi g'schlachter Art", antwortete der Major, brach dann den Incident ab und fuhr fort: „Ja, wie g'seit, ih hah mih g'freut, mi hätt m'rs gar nit chönne abchaufe. Spät sy m'r fertig worde, un ih hah e Hunger g'hah, wie me de hungrig wird in dem Alter we me ordinäri nit fürig z'esse het; und e Durst hah nih g'hah, daß es mih düecht het, es schleck alles a m'r. Und du was hei m'r: e räßi Suppe, g'salzes Fleisch un ykocheti Rübli und hinger nüt u vorfer nüt, un d'rby ist's bliebe; die Schelme i d'r andere Stube hei es Herrefresse g'hah un Wy, meh as g'nue, wie m'r nache hei möge merke. Ja, ih wirde myr Lebtig dra sinne, was ih z'selbist für e Täubi un für e Durst usg'stange hah. U was du noh d's Aergste gsy ist, myner Kamerade hei v'rnoh, wie es is gange ist, u hei mih du noh brav usg'lachet. Sider denke nih allimal dra, wenn bi er e sellige G'legeheit Wy ufe Tisch chunt. Ih wüßt m'r zwar jetzt besser z'helfe."

So redet der Prinzipal, so oft er bei solchen Gelegenheiten, welche ihm noch immer nicht unerquicklich sind, persönlich erscheint. Es ist freilich nicht Speise und Trank, was ihm allein erquicklich vorkömmt, es hängt an solchen Dingen

ein silberner Schwanz, der das Hauptgericht ist, welches ihm am besten mundet. Es ist ein unglücklicher, aber in der Natur der Sache liegender Umstand, daß das Feld, welches vielen Leuten zum Unterhalt angewiesen ist, das Unglück ihrer Mitmenschen ist. Wir wollen nicht alle die Arten von Anweisungen auf das Unglück anführen, nur eben zwei, diejenigen des Arztes und des Schreibers. Der Arzt müßte verhungern, wenn keine Menschen krank würden und fürchteten sterben zu müssen. Der Schreiber hätte auch nicht viel zu thun, wenn die Menschen nicht ökonomisch oder physisch auf die Gnepfi kämen, oder ökonomisch und physisch von der Gnepfi herab zu Tode fielen. Beide leben vom Unglück der Leute, aber unendlich besser ist doch der Arzt daran. Der Arzt erscheint im Unglück als der Helfer, der den Schmerz mildern, den Menschen aus der Gnepfi wieder auf feste Beine stellen will, er ist eine wohlthätige Erscheinung jedem Leidenden, und das fast immer sichtbare Leiden weckt in ihm das Mitgefühl, und dieses Mitgefühl wird dem Kranken sichtbar, der gar nicht daran denkt, daß der Arzt vom Leiden lebt und vielleicht den Ruf zu einem Kranken wie eine fröhliche Botschaft angehört hat, und zwar nicht wegen dem Helfen, sondern wegen dem Ziehen. Der Schreiber ist in ganz anderer Lage; er hilft von keinem Uebel, er erscheint nur als ein nothwendig Uebel, er lindert keinen Schmerz, aber er kostet Geld, er wird dazu noch aufgedrungen und nimmt zuweilen fast alles was da ist, gerade bei Benefizien z. B. und bei Geltstagen. Er erscheint daher dem, der die Nothwendigkeit seiner Gegenwart bei diesen Verhältnissen nicht begreift, selten in einem liebenswürdigen Lichte, obgleich es unendlich viele sehr ehrenwerthe Schreiber giebt, und einige sich alle Mühe geben, sich liebenswürdig zu machen, besonders bei Leuten, welche leicht in Fall kommen Kontrakte machen zu lassen, Obligationen, Käufe, ja wo vielleicht bald ein Schlagfluß zu hoffen ist und eine darauf folgende Theilung.

So bringt es halt das Leben mit sich, und hoch in Ehren ist der zu halten, der seine Person über seinen Beruf erhebt, und während der Beruf ihn unter die Blutsauger ordnet, sein Charakter ihn zum Tröster, zur Stütze solcher stempelt, die Trost und Stütze bedürfen.

So ein Benefizium beginnt hier und da auch Leute in Versuchung zu führen, welche der Natur der Sache nach eigentlich dabei durchaus unbetheiligt wären. Das sind die, welche sich locken lassen, Eingaben zu machen in Benefizien, in der Hoffnung, sie bezahlt zu kriegen, weil niemand ordentlich Auskunft geben kann, weil kein ordentlich Hausbuch da ist, weil man lieber was zahlt als prozedirt, namentlich wo Gemeinden Prozesse führen sollten. Solche Eingaben machen Männer, von denen man es nicht erwarten sollte, und daß solche Eingaben von Amtswegen gezüchtigt worden wären, wie sie es verdient, hat man nicht gehört. Es ist überhaupt mit dem von Amtswegen eine sehr heikle Sache, der Begriff verdunkelt sich ganz, wir denken auch, das Wort werde sich bald verlieren, wie ein ausgebrannter Stern am Himmel auch nicht mehr gesehen wird.

Am meisten erfreute sich jedoch über das ausgeschriebene Benefizium-Inventarii die gegenüberwohnende Speisewirthin. Jetzt könne man sehen, wie es herauskomme, sie hätte Töne läuten hören, wie es unsauber aussehen solle. Sie hätte es immer gesagt, es komme so; wie sollte es auch anders. Niemere hah u doch geng groß thue, so muß es z'letzt z'Bode gah. Sie wolle sich nicht rühmen, aber d's Halb mehr Kunde hätten sie, d's Halb minder verthäten sie, und sie wisse, wie an einem kleinen Orte der Profit Platz habe. Das gebe da eine Aenderung, darauf könne man zählen, da könne man sehen, daß doch noch Gerechtigkeit im Himmel sei. Was die Leute sie erplaget hätten, es könne es niemand glauben, sie seien nirgends sicher gewesen vor ihnen, d'Kinder nicht und sie nicht, sie hätten nirgends sein sollen und doch hätten sie ihnen

nichts in Weg gelegt, sondern ihnen dienet, wo sie können und mögen hätten. Sie könne nicht sagen, wie sie beten und Gott danken wolle, wenn der Hochmuthsteufel und Hoffahrtsnarr ihr ab den Augen käme. Wenn es länger hätte dauern sollen, sie hätte es nicht ausgestanden, nein, sie hätte es nicht, d'Uszehrig wäre das mingst, wo sie aufgelesen hätte. Ja, es heig se mängist düecht, si heig se scho am Hals.

Indessen so arg als die Speisewirthin es machte, mußte es doch nicht sein; denn sie war noch nie so viel unter dem Fenster oder vor dem Hause gewesen, wie über diese Zeit, trotzdem daß es Winter war. Und wo die beiden Weiber sich zu Gesichte kriegten, da gränneten sie einander an, machten welche wüster, daß es Einen oft dünkte, sie sollten entweder das Maul nicht wieder zubringen, oder die Zunge nicht wieder ins Maul. So oft die Speisewirthin abkommen konnte, war sie am Südeltrögli, handthierte da nach Herzenslust, und schabte Eisi Rübli, und füllte das Trögli mit ihren Sachen. Hatte sie den Rücken gekehrt, so schickte Eisi die Jungfrau, ließ die Sachen herauswerfen und ihre drein thun. Darauf paßte die Speisewirthin, kam dann herausgefahren wie der Bysluft und sagte der Jungfrau wüst und warf Eisi's Sachen heraus und that ihre wieder drein. Dann ließ Eisi zum Läufterli aus allerlei Titel fliegen und Weisungen für die Jungfrau, bis ihm das Läufterli zu enge ward, es sich zum Haus aus machte und mit eingestemmten Armen sein grobes Geschütz losbrannte. Die gegenüber auch nicht faul, fuhr ebenfalls ihre gröbsten Batterien auf und so brüllten sie über das Südeltrögli einander an, trotz den Homerischen Helden. Dieser Südeltröglikrieg verdiente ganz eigens beschrieben zu werden.

Da einmal ein Benefizium sein mußte, so mochte Eisi nicht warten, bis inventarisirt wurde, es meinte, und seine Freunde b'richteten es nicht besser, wenn das einmal geschehen sei, so nehme man die Siegel ab und es könne wieder mit

freien Händen schalten und walten. Der angesetzte Tag brach endlich an, an welchem das dazu bestellte Personal sich einfinden sollte, Schreiber, Schätzer und Ausgeschossene der Gemeinde. Schon frühe des Morgens hatte die Speisewirthin die Nase unter dem Fenster, um die Mannschaft anrücken zu sehen, und wer vorüberging, den rief sie an: Weißt, heute schreiben sie ihnen däne ihre Sachen uf, es nimmt mih nüt wunger wie's use chunt, ih weiß's, aber anger Lüt werde d'Glare ufthue, wenn si g'seh, wie's steit, es nimmt mih nüt wunger, as wie die donstigs Täsche d'rzu es G'sicht mache wird.

Es heißt, die Speisewirthin habe als Strafe für ihre G'wundernase einen Pfnüsel aufgelesen, so daß sie gefürchtet, daran ersticken zu müssen. Es kömmt mancher G'wundernase kommod, daß sie nicht so delikat ist, sie müßte ja ihrer Lebtag im Pfnüsel sein.

Es war aber auch Grund einen aufzulesen, denn die Speisewirthin mußte ihre Nase gar zu lange unter dem Fenster haben, um die gesammte Mannschaft einrücken zu sehen, diese ließ sich gar so verzattert herbei.

Zuerst fanden sich die Ausgeschossenen von Eisi's Gemeinde ein. Eisi empfing sie pukt, stichelte, es werde ihnen angst gewesen sein, daß sie so früh da seien, oder ob es bloß der G'wunder sei, wie man es hier öppe hätte, es nähms wunger, daß sie nicht ihre Weiber mitgebracht, das wäre etwas für sie gewesen. Manne sollten nadisch nit so g'wungerig sein, aber es werde ihnen in ihrem Krottennestli was Neues seltsam sein. Indessen hätte es sich doch nicht dafür gehalten, ihnen an Essen und Trinken was abgehen zu lassen. Es stellte ihnen gehörig das Frühstück auf, stellte Zucker dazu, pfefferte es ihnen aber mit seinen Reden nicht schlecht. —

Nach und nach trappeten die Schätzer herbei. Einer hatte noch Futter rüsten müssen, weil der Knecht das Ung'nannt an der Hand hätte, der zweite hatte nicht gewußt,

was für Zeit es sei, die Uhr sei ihnen gestanden, und wo er habe gehen wollen, sei noh neuer cho u heig ne chönne v'rsume.

„Wenn d'r Schryber da wäre, wir könnten anfangen, meinte Einer; was ist o für Zyt?" „Es wird bald zehne sein", antwortete der Andere. „Der Amtschreiber wird selbst kommen, meinte Einer, und der ist nicht der frühste." Unterdessen that Eisi vertraut mit den Schätzern, machte die gute vertraute Frau gegen sie. Es wollte es den Gemeindsmanne einreiben, wie es hier ästimirt sei, und für was man es hätte, und wie sellig Knuble wie sie seien, keinen Verstang hätten, und nicht wüßten, mit wem sie es zu thun hätten. Es setzte sich neben sie, spaßte mit ihnen, nahm sie dann beiseits, Einen nach dem Andern, und sagte ihnen, wie sie V'rstang brauchen sollten beim Schätzen, und nit so ungeryche fahre, wie es gehört, daß man es an manchem Orte so mache; so könnte man es zwänge, eim z'v'rdächtige un d'r Name z'mache, mi heig a Haag use g'wurstet u bal für nache. Deppe übertriebe bigehr es nicht, selb trag nüt ab, aber si sölle sih i Acht näh, was si mache, b'sungerbar mit d'r Schatzig vom Hus u d'r Ligetschaft. Es well ne säge, was Trumpf syg, si chönne sih de d'rnah richte. Mih möcht me d'rvostoße, u d's Mas Bruder möcht's a d'Hang näh öppe ume Spottprys, wie si's de mache, wenn si chönne z'Platz cho, u die zwe Mulaffe, wo si da g'schickt hei, seu d'rzu helfe. Ih hahs scho g'merkt, d'r dümmer von ne het scho e Ton lah falle, wie's für e G'mein sih nit wohl schick, so nes Wittfraueli im e sellige G'schäft lah z'hürsche, b'sungerbar wes öppe noh wyt abhange syg, wo me nit chönn d'rzu luege. Wohl, dem hah nih du d'Nase g'wüscht, er ist froh gsy z'schwyge. Ih hah denkt, ih well d'r säge, was Trumpf isch, su weißt, woran daß de bist, u worauf hier g'spitzt isch.

Begreiflich trösteten und beruhigten diese Männer Eisi: „häb nit Chummer, sagten sie, öppe viel zwänge werde die

zum Bewußtsein gebracht oder sonst ein Klupf in seine Seele geworfen, so sucht er einen Halt äußerlich, zur Erkenntniß Gottes ist er nie gekommen, Gott hat er nicht. Da taucht dann das alte kindische Heidenthum der alten Kindsmutter wieder auf, die Gebildeten und Aufgeklärten fangen an zu hexen, zu Wahrsagern zu laufen, heidnische Künste zu treiben, fürchten die Nacht, dürfen nicht alleine schlafen u. s. w. Das ist der Grund, warum es zur alten bekannten Wahrheit geworden ist, daß des gröbsten Unglaubens nächster Nachbar der gröbste Aberglaube sei.

Jedoch müssen wir ausdrücklich bemerken, daß bei Eisi durchaus keine innere Umwandlung vorging, sein ganzes altes Wesen, seine religiöse Leichtfertigkeit blieben; der alte Aberglaube erschien bei ihm nicht anders als ein Todtenbein, das aus einem Grabe hervorragt, von dem jemand die Erde weggescharrt. Auch betete es zuweilen, namentlich wenn Anne Liseli es darum bat; es ging jetzt Eisi afe ringer, und es dachte, für neuis könnte es doch gut sein, und nütze es nichts, so schad es doch auch nichts.

Viel Zeit dazu hatte es aber nicht, denn es hatte jetzt so viel Weltliches zu verwerchen, daß es ihn's düechte, es müsse erworgen daran, wie es sich nämlich ausdrückte.

Eilftes Kapitel.

Wie Eisi zu einem Benefizinventar und ein Schreiber zu einem Lehrplätz kömmt.

Trotz dem Beistande seines Rechtsfreundes, der sich wieder bei ihm eingefunden hatte, doch nur Tags, Nachts erschien er nie mehr, wahrscheinlich ragte auch bei ihm ein Todtenbein

aus dem übertünchten Grab herauf, mußte es das Benifizi ausschreiben lassen.

Es war selbst vor der Gemeinde erschienen in all seinem Staate, hatte den Mannen imponiren, sie mit der Verachtung behandeln wollen, welche es so oft sellige Mannlene, wo ke V'rstang heige u nit wüße, was öppe o i d'r Welt d'r Bruch syg, gezeigt hatte. „Loset ihr Manne, hatte es gesagt, ihr werdet mir doch nicht unnöthige Kosten machen wollen, sondern Verstand haben. So ein Benefizi trägt nichts ein, aber Köste giebt's und Schryber muß me futtere, es weiß ke Mönsch wie mängist v'rgebe, und alles für hell nichts, als daß de d'Lüt chönne g'wungere, wie rych me syg un was me aller Gattig heig, un daß me i d'r Lüte Müler chunt. Das werdet d'r m'r öppe nit welle z'leid thue u muthwillig e Wittfrau, wo sövli King het un mit Ehre wott dur d'Welt cho, plage? M'r hei öppe üsi Sach nit bös z'weg un wenn m'r nit Ung'fell g'ha hätte, un er o ne chly angers gsy wär, su wäre m'r noh besser z'weg. Aber allweg steits nit bös, u we me sövli spitz nache luege wett, su chönnt me de ame angere Ort afah un es wär de viellicht noh mänge, dem me d's Benefizi usschrybe sött." Das war den Mannen doch zu stotzig vorgekommen und Einer hatte Eisi gesagt: „Los Frau, das verstehst du nit oder bist suft lätz b'richtet, es Benefizi muß sy, das ist g'setzlich, un G'mein wird nit welle d'r Gring dar hah, u b'sungerbar wo me nit weiß, wie d'Sach steit u so mänger Gattig g'unggelet wird. U viellicht wär's gut gsy, wenn me scho längste drüber g'luegt hätt, wo d'r dä Schynheit lah fälle, z'selbist wär's aständig gsy, aber z'selbist ist's nit gut gsy öppis z'säge, aber jetz prediget en Angere."

Eisi war jedoch nicht die Frau, welche so leicht sich abherden ließ und erschrecken, Eisi begehrte auf, wurde endlich anzüglich, wollte nicht schweigen, trotz den Bitten des Schwagers, daß es doch absetzen und die Mannen nicht ertäuben solle, das trage ihm nichts ab, als daß sie es ihm eintrieben.

Er solle es nur brav mit ihnen halten, sagte Eisi, es stehe ihm wohl an, wenn sein Bruder unterm Herd es wüßte, er würde ihm auch dafür danken. Es sehe gar wohl, wie Alle unter einer Decke seien. Zuerst mache man Ausgeschossene, öppe die Hungerigste un Unverschantiste wo si i d'r G'mein heige, dene könne es d'Büch fülle, es wisse ke Hung wie mängist, und d'rzu mache sie Taglöhn' uf, daß eim d'Haar z'Berg stange u z'letzt v'rstoß me ihs u d'Ring, d'Sach könne si mit em Rügge aluege, un es nist sih da en Angere y mit Schmeichle u Spicke. Es merk's, es hätte eine feine Nase, sei nicht erst seit heute auf der Welt und hätte zu oft solche Sachen verhandeln hören, daß es wisse, wie es öppe gehe, und woher so magere Bürlein d's Geld welle erschinde, für d'Zeyse chönne z'gäh u de Schulde z'wehre, wo si uf ihre Lumpenhöflene heige.

Begreiflich hatte Eisi endlich Zeit zu schweigen, mußte unverrichteter Sache heim, strotzend von Gift und Galle. Wohl, wenn seine lieben Mitbürger hätten hören können, wie Eisi sie vor seinen Freunden titulirte, wie es den Gemeindrath hechelte, verspottete, ausschimpfte, sie hätten es geprügelt, Einer nach dem Andern und weiß kein Mensch was mit ihm angefangen. Eisi hätte gern prozedirt, hielt lange Berathungen mit seinen Freunden. Sie riethen ihm an, es solle durch die Verwandten die Gemeinde reversiren lassen, wolle sie das nicht annehmen, so könne man es mit ihr probiren. Aber Eisi fand keine Verwandten, welche dazu geneigt waren; seine Brüder putzten ihm ab, die entferntern Verwandten sagten, es gehe seie nüt a, un i sellig Sache mischlete si sih nüt, si heige für seie selber g'nue z'luege. Als Eisi seinen Rechtsfreunden seine Noth klagte, von seinen Verwandten sagte, es sei Einer ein Schelm wie der Andere, meinte es, wenn sie ihm einen Revers oder wie man einem sellige Papier sage, unterschrieben, so würde es auch gut sein und d'Sach hätt's. Da machten sie bedenkliche Gesichter, bis Einer unter ihnen,

der geschickter war als alle Andern und mehr konnte als Brod essen, sagte: „B'hütis ja, vo Herze gern, aber es ist nit g'setzlich, e sellige Revers muß vo de siebe nächste V'rwandte ungerschriebe sy.“ „Was ist das für e Schelm, wo selligi G'setz geit gah mache, für e donstigs Spitzbub“, frug Eisi. „Es wird d'r Schnell gsy sy, d'r alt“, antwortete der Rechtsgelehrte. „Das wird o e Rechte sy, sagte Eisi, dä wird o e Schwester g'hah hah, wo ner het welle bsch— dä Hagel. Mit Sellige sött me muttfüre im Hustage, wenn me Brönnherd macht für Kabisplätze; aber es wird doch bald e Angere pfyfe, selligi Rustig abrume, un G'setzi mache, wo ei Fründ d'm angere chah helfe?“ „Per sche, antwortete der Fründ, aber es Wyltschi wird's allweg noh gah, bis die Rechte am Platz sy.“

Also ein Benefizium gab es. Ach, so ein Benefizium und noch dazu das eines Wirthes, was das für süße Gedanken zu erwecken im Stande ist. Es giebt Leute, denen so ein Ding vorkommt accurat wie der Morgenstern, wenn er am hellsten der Sonne vorangeht. Wohlverstanden, nicht allen dabei Betheiligten ist's so, es giebt solche, denen es sehr zuwider ist, es giebt Prinzipale, welche nie in eigener Person beim Inventarisiren erscheinen, es giebt aber auch andere. Aber man denke sich so ein Individuum, oder vielmehr ein Subjekt, an der mageren Kost, das z'Faßnacht schon kein Fleisch mehr im Hause hat und von trocknen Erdäpfeln, dünnem Kaffee lebt, Herdöpfelbitzlene, wo gire, wenn man eins vom andern reißt, und Rösti, wo Staubwolken davon fahren, wenn man die Thüre auf- und zuthut. Man denke sich eins von denen magern Schreiberchen, die von der Frau Prinzipalin, welche streng katholisch scheint, weil es bei ihr immer Fasten ist, sehr mager gehalten werden, bei blinden Suppen und blauer Milch; welche noch keinen Kredit haben und spottwenig Lohn, und drei Sonntage hintereinander werweisen, ob es ihnen zum Schoppen ein Bratwurstzöpfli ziehen möge, und zwar das

alles, weil sie erst ihre Väter ausgesogen oder müde gemacht, und zweitens für etwelche Jahre vorgefressen. Plötzlich geht ihm die Möglichkeit auf, zu einem Inventarisiren zu kommen, vielleicht zwei oder drei Tage lang, wo alles nichts kostet, wo vielleicht ganze Platten voll ganzer Brägelwürste sind und nicht bloß Zöpfleni, wo der Wein in ganzen Guttern aufgestellt wird und alles umsonst, wo man Einen doch noch immer heißt nehmen: nimm doch, näht, bis man nicht mehr mag, bis man Angst hat, d'Hut heig nimme, keine Frau Prinzipalin saure Augen macht, wenn man länger als achtehalb Minuten am Tisch sitzt; wo man absitzen und erwarmen, wo man ein halb Dutzend Mal behaglich sagen kann: mir sötte denk mache un wieder dra hi, und ein halb Dutzend Mal behaglich antwortet: mi chönnt öppe, aber ih hulf nit pressire, d'r ganz Tag ist ja üse u fertig werde m'r doch hüt nit. Und wenn's denn endlich heißt: wei m'r, und der Fragende die Hand auf den Tisch legt, um sich aufzuhelfen, weil er fühlt, daß er bedenklich g'schweret, das Traueli chunt und seit: e noh eis, d'r heit ja nüt g'no, isch es ech öppe nit gut g'nue gsy, ih hah doch wäger agwengt, was ih chönne hah? Die muß emel noh us, seh treychit!

Solche fette Tage in Aussicht, sollte das nicht so ein ermagertes, verschriebenes Herz unaussprechlich erquicken, erquicken wie himmlischer Thau; wie sollten da nicht die steif und g'stabelig gewordenen Beinchen neues Leben kriegen, hüpfen und springen wie junge Zicklein, wenn die alte Geiß mit einem vollen Uter gegen sie kömmt. Wenn dann endlich der Prinzipal, gleich dem türkischen Sultan, unter die erregten, hoffenden Subjekte das Schnupftuch wirft und unter den in Hoffnungen Geschwellten Einen zum Glücklichen macht, dann hat dessen Wonne kein Ende, indessen bricht sie nicht aus, von wegen den Andern, aber wie er selig vor sich hinlächelt, wie er unvermerkt in sein Kämmerlein schleicht, Nähzeug nimmt und die Hosenknöpfe frisch annäht, daß man

meinen sollte, er wolle sich daran gen Himmel ziehen lassen, im Gilet die Einschläge auslätzt und währschafte Bändel einzieht, wo man welche hat, und das alles in still seligem Lächeln. O es ist schön!

Aber ach, wie traurig, wie schrecklich, wie thränerlich, wenn so eine hoffende Seele betrogen wird, wie es sich auch schon zugetragen hat, und der Arme laufen muß wie ein gehetzter Hase bis zum ersten Brunnen, um seine lechzende Zunge zu netzen. Wie traurig, wenn er nach harter, langer Morgenarbeit, endlich mit der einen Hälfte in eine Stube gewiesen wird, während das Weibervolk die andere Hälfte der Anwesenden, welche ihm näher am Herzen liegt, ins Stöckli oder in ein Hinterstübchen zieht am Kuttenfecken. O wie er schmachtend den Günstlingen nachsieht, und wie er immer schmachtender wird, während er die räße Suppe, in welcher gesalzenes Fleisch gekocht ward, verzehrt, und noch schmachtender, wenn er ans halbgekochte räße Fleisch hin muß und an wohl gesalzene und braungekochte Rübli, und sonst nichts da ist, kein Tropf Wein, kein Tropf Wasser, er hungrig ist, die räße Speise zusammenschlagen muß, und vor Durst schreien möchte und doch nicht recht darf, weil er noch z'wenig lang beim Handwerk ist, um uv'rschant sein zu dürfen. So ein Höllenfraß und Mordiodurst verklären sich in zwanzig, dreißig Jahren, wenn der magere, hungrige Anfänger ein schöner, fetter, stättlicher Prinzipal geworden ist, zu einer anmuthigen Erzählung, ungefähr wie die unsäglichen Strapazen auf dem Rückzug aus Rußland bei den mit dem Leben Davongekommenen sich verklärt haben. —

Sobald der Prinzipal an einem gut besetzten Tische sitzt, guter Wein auf dem Tische steht und es heißt: Seh, trinket doch, machet aus, so fängt er an, der Prinzipal nämlich: das ist hier nicht so, wie ich es einmal gehabt habe, es ist schon mehr als zwanzig Jahre, wo ich noch ein Anfänger gewesen bin, d'Lehrzeit war freilich aus, aber me ist doch geng

noh gar grüseli dumm. Da hat mich mein Prinzipal, er ist jetzt längst g'storbe, er ist e gute Herr gsy, aber sy Frau es v'rfluchts Rybyse, o g'schickt, gah inventarisire, und ih hah mih druf g'freut, mi glaubt's nit, nit e Neuthaler hätt' ih g'no d'rfür. Da hah nih g'meint, ih überchöm de o einist recht gut un g'nue z'esse, vo wege mir sy mängist so hungrig vom Tisch gange, mir hätte de Hühnere nache g'fresse, wenn sie öppis im Trögli g'hah hätte, aber die heis g'hah wie mir u sy o geng z'früh fertig worde mit ihrer Sach. Und doch het ihm sy Pfoste meh as zehntausend Pfund abtreit es Jahrs. Jo wäger, z'selbist ist es d'rby z'sy gsy, es ist anders gsy als jetzt, wo me chum mit em Lebe d'rvo chunt." „He öppe gar e Mangel sieht man euch nicht an, Herr Major", sagt dann etwa ein Gerichtssäß. „Bi g'schlachter Art", antwortete der Major, brach dann den Incident ab und fuhr fort: „Ja, wie g'seit, ih hah mih g'freut, mi hätt m'rs gar nit chönne abchaufe. Spät sy m'r fertig worde, un ih hah e Hunger g'hah, wie me de hungrig wird in dem Alter we me ordinäri nit fürig z'esse het; und e Durst hah nih g'hah, daß es mih düecht het, es schleck alles a m'r. Und du was hei m'r: e räßi Suppe, g'salzes Fleisch un ykocheti Rübli und hinger nüt u vorfer nüt, un d'rby ist's bliebe; die Schelme i d'r andere Stube hei es Herrefresse g'hah un Wy, meh as g'nue, wie m'r nache hei möge merke. Ja, ih wirde myr Lebtig dra sinne, was ih z'selbist für e Täubi un für e Durst usg'stange hah. U was du noh d's Aergste gsy ist, myner Kamerade hei v'rnoh, wie es is gange ist, u hei mih du noh brav usg'lachet. Sider denke nih allimal dra, wenn bi er e sellige G'legeheit Wy ufe Tisch chunt. Ih wüßt m'r zwar jetzt besser z'helfe."

So redet der Prinzipal, so oft er bei solchen Gelegenheiten, welche ihm noch immer nicht unerquicklich sind, persönlich erscheint. Es ist freilich nicht Speise und Trank, was ihm allein erquicklich vorkömmt, es hängt an solchen Dingen

ein silberner Schwanz, der das Hauptgericht ist, welches ihm am besten mundet. Es ist ein unglücklicher, aber in der Natur der Sache liegender Umstand, daß das Feld, welches vielen Leuten zum Unterhalt angewiesen ist, das Unglück ihrer Mitmenschen ist. Wir wollen nicht alle die Arten von Anweisungen auf das Unglück anführen, nur eben zwei, diejenigen des Arztes und des Schreibers. Der Arzt müßte verhungern, wenn keine Menschen krank würden und fürchteten sterben zu müssen. Der Schreiber hätte auch nicht viel zu thun, wenn die Menschen nicht ökonomisch oder physisch auf die Gnepfi kämen, oder ökonomisch und physisch von der Gnepfi herab zu Tode fielen. Beide leben vom Unglück der Leute, aber unendlich besser ist doch der Arzt daran. Der Arzt erscheint im Unglück als der Helfer, der den Schmerz mildern, den Menschen aus der Gnepfi wieder auf feste Beine stellen will, er ist eine wohlthätige Erscheinung jedem Leidenden, und das fast immer sichtbare Leiden weckt in ihm das Mitgefühl, und dieses Mitgefühl wird dem Kranken sichtbar, der gar nicht daran denkt, daß der Arzt vom Leiden lebt und vielleicht den Ruf zu einem Kranken wie eine fröhliche Botschaft angehört hat, und zwar nicht wegen dem Helfen, sondern wegen dem Ziehen. Der Schreiber ist in ganz anderer Lage; er hilft von keinem Uebel, er erscheint nur als ein nothwendig Uebel, er lindert keinen Schmerz, aber er kostet Geld, er wird dazu noch aufgedrungen und nimmt zuweilen fast alles was da ist, gerade bei Benefizien z. B. und bei Geltstagen. Er erscheint daher dem, der die Nothwendigkeit seiner Gegenwart bei diesen Verhältnissen nicht begreift, selten in einem liebenswürdigen Lichte, obgleich es unendlich viele sehr ehrenwerthe Schreiber giebt, und einige sich alle Mühe geben, sich liebenswürdig zu machen, besonders bei Leuten, welche leicht in Fall kommen Kontrakte machen zu lassen, Obligationen, Käufe, ja wo vielleicht bald ein Schlagfluß zu hoffen ist und eine darauf folgende Theilung.

So bringt es halt das Leben mit sich, und hoch in Ehren ist der zu halten, der seine Person über seinen Beruf erhebt, und während der Beruf ihn unter die Blutsauger ordnet, sein Charakter ihn zum Tröster, zur Stütze solcher stempelt, die Trost und Stütze bedürfen.

So ein Benefizium beginnt hier und da auch Leute in Versuchung zu führen, welche der Natur der Sache nach eigentlich dabei durchaus unbetheiligt wären. Das sind die, welche sich locken lassen, Eingaben zu machen in Benefizien, in der Hoffnung, sie bezahlt zu kriegen, weil niemand ordentlich Auskunft geben kann, weil kein ordentlich Hausbuch da ist, weil man lieber was zahlt als prozedirt, namentlich wo Gemeinden Prozesse führen sollten. Solche Eingaben machen Männer, von denen man es nicht erwarten sollte, und daß solche Eingaben von Amtswegen gezüchtigt worden wären, wie sie es verdient, hat man nicht gehört. Es ist überhaupt mit dem von Amtswegen eine sehr heikle Sache, der Begriff verdunkelt sich ganz, wir denken auch, das Wort werde sich bald verlieren, wie ein ausgebrannter Stern am Himmel auch nicht mehr gesehen wird.

Am meisten erfreute sich jedoch über das ausgeschriebene Benefizium-Inventarii die gegenüberwohnende Speisewirthin. Jetzt könne man sehen, wie es herauskomme, sie hätte Töne läuten hören, wie es unsauber aussehen solle. Sie hätte es immer gesagt, es komme so; wie sollte es auch anders. Niemere hah u doch geng groß thue, so muß es z'letzt z'Bode gah. Sie wolle sich nicht rühmen, aber d's Halb mehr Kunde hätten sie, d's Halb minder verthäten sie, und sie wisse, wie an einem kleinen Orte der Profit Platz habe. Das gebe da eine Aenderung, darauf könne man zählen, da könne man sehen, daß doch noch Gerechtigkeit im Himmel sei. Was die Leute sie erplaget hätten, es könne es niemand glauben, sie seien nirgends sicher gewesen vor ihnen, d'Kinder nicht und sie nicht, sie hätten nirgends sein sollen und doch hätten sie ihnen

nichts in Weg gelegt, sondern ihnen dienet, wo sie können und mögen hätten. Sie könne nicht sagen, wie sie beten und Gott danken wolle, wenn der Hochmuthsteufel und Hoffahrtsnarr ihr ab den Augen käme. Wenn es länger hätte dauern sollen, sie hätte es nicht ausgestanden, nein, sie hätte es nicht, d'Uszehrig wäre das mingst, wo sie aufgelesen hätte. Ja, es heig se mängist düecht, si heig se scho am Hals.

Indessen so arg als die Speisewirthin es machte, mußte es doch nicht sein; denn sie war noch nie so viel unter dem Fenster oder vor dem Hause gewesen, wie über diese Zeit, trotzdem daß es Winter war. Und wo die beiden Weiber sich zu Gesichte kriegten, da gränneten sie einander an, machten welche wüster, daß es Einen oft dünkte, sie sollten entweder das Maul nicht wieder zubringen, oder die Zunge nicht wieder ins Maul. So oft die Speisewirthin abkommen konnte, war sie am Südeltrögli, handthierte da nach Herzenslust, und schabte Eisi Rübli, und füllte das Trögli mit ihren Sachen. Hatte sie den Rücken gekehrt, so schickte Eisi die Jungfrau, ließ die Sachen herauswerfen und ihre drein thun. Darauf paßte die Speisewirthin, kam dann herausgefahren wie der Bysluft und sagte der Jungfrau wüst und warf Eisi's Sachen heraus und that ihre wieder drein. Dann ließ Eisi zum Läufterli aus allerlei Titel fliegen und Weisungen für die Jungfrau, bis ihm das Läufterli zu enge ward, es sich zum Haus aus machte und mit eingestemmten Armen sein grobes Geschütz losbrannte. Die gegenüber auch nicht faul, fuhr ebenfalls ihre gröbsten Batterien auf und so brüllten sie über das Südeltrögli einander an, trotz den Homerischen Helden. Dieser Südeltröglikrieg verdiente ganz eigens beschrieben zu werden.

Da einmal ein Benefizium sein mußte, so mochte Eisi nicht warten, bis inventarisirt wurde, es meinte, und seine Freunde b'richteten es nicht besser, wenn das einmal geschehen sei, so nehme man die Siegel ab und es könne wieder mit

freien Händen schalten und walten. Der angesetzte Tag brach endlich an, an welchem das dazu bestellte Personal sich einfinden sollte, Schreiber, Schätzer und Ausgeschossene der Gemeinde. Schon frühe des Morgens hatte die Speisewirthin die Nase unter dem Fenster, um die Mannschaft anrücken zu sehen, und wer vorüberging, den rief sie an: Weißt, heute schreiben sie ihnen däne ihre Sachen uf, es nimmt mih nüt wunger wie's use chunt, ih weiß's, aber anger Lüt werde d'Glare ufthue, wenn si g'seh, wie's steit, es nimmt mih nüt wunger, as wie die donstigs Täsche d'rzu es G'sicht mache wird.

Es heißt, die Speisewirthin habe als Strafe für ihre G'wundernase einen Pfnüsel aufgelesen, so daß sie gefürchtet, daran ersticken zu müssen. Es kömmt mancher G'wundernase kommod, daß sie nicht so delikat ist, sie müßte ja ihrer Lebtag im Pfnüsel sein.

Es war aber auch Grund einen aufzulesen, denn die Speisewirthin mußte ihre Nase gar zu lange unter dem Fenster haben, um die gesammte Mannschaft einrücken zu sehen, diese ließ sich gar so verzattert herbei.

Zuerst fanden sich die Ausgeschossenen von Eisi's Gemeinde ein. Eisi empfing sie pukt, stichelte, es werde ihnen angst gewesen sein, daß sie so früh da seien, oder ob es bloß der G'wunder sei, wie man es hier öppe hätte, es nähms wunger, daß sie nicht ihre Weiber mitgebracht, das wäre etwas für sie gewesen. Manne sollten nadisch nit so g'wungerig sein, aber es werde ihnen in ihrem Krottennestli was Neues seltsam sein. Indessen hätte es sich doch nicht dafür gehalten, ihnen an Essen und Trinken was abgehen zu lassen. Es stellte ihnen gehörig das Frühstück auf, stellte Zucker dazu, pfefferte es ihnen aber mit seinen Reden nicht schlecht. —

Nach und nach trappeten die Schätzer herbei. Einer hatte noch Futter rüsten müssen, weil der Knecht das Ung'nannt an der Hand hätte, der zweite hatte nicht gewußt,

was für Zeit es sei, die Uhr sei ihnen gestanden, und wo er habe gehen wollen, sei noh neuer cho u heig ne chönne v'rsume.

„Wenn d'r Schryber da wäre, wir könnten anfangen, meinte Einer; was ist o für Zyt?“ „Es wird bald zehne sein“, antwortete der Andere. „Der Amtschreiber wird selbst kommen, meinte Einer, und der ist nicht der frühste.“ Unterdessen that Eisi vertraut mit den Schätzern, machte die gute vertraute Frau gegen sie. Es wollte es den Gemeindsmanne einreiben, wie es hier ästimirt sei, und für was man es hätte, und wie sellig Kuuble wie sie seien, keinen Verstang hätten, und nicht wüßten, mit wem sie es zu thun hätten. Es setzte sich neben sie, spaßte mit ihnen, nahm sie dann beiseits, Einen nach dem Andern, und sagte ihnen, wie sie V'rstang brauchen sollten beim Schätzen, und nit so ungeryche fahre, wie es gehört, daß man es an manchem Orte so mache; so könnte man es zwänge, eim z'v'rdächtige un d'r Name z'mache, mi heig a Haag use g'wurstet u bal für nache. Deppe übertriebe bigehr es nicht, selb trag nüt ab, aber si sölle sih i Acht näh, was si mache, b'sungerbar mit d'r Schatzig vom Hus u d'r Ligetschaft. Es well ne säge, was Trumpf syg, si chönne sih de d'rnah richte. Mih möcht me d'rvostoße, u d's Mas Bruder möcht's a d'Hang näh öppe ume Spottprys, wie si's de mache, wenn si chönne z'Platz cho, u die zwe Mulaffe, wo si da g'schickt hei, seu d'rzu helfe. Ih hahs scho g'merkt, d'r dümmer von ne het scho e Ton lah falle, wie's für e G'mein sih nit wohl schick, so nes Wittfraueli im e sellige G'schäft lah z'hürsche, b'sungerbar wes öppe noh wyt abhange syg, wo me nit chönn d'rzu luege. Wohl, dem hah nih du d'Nase g'wüscht, er ist froh gsy z'schwyge. Ih hah denkt, ih well d'r säge, was Trumpf isch, su weißt, woran daß de bist, u worauf hier g'spitzt isch.

Begreiflich trösteten und beruhigten diese Männer Eisi: „häb nit Chummer, sagten sie, öppe viel zwänge werde die

nit, u mir schätze wie öppe recht u billig un d'r Bruch ist, vowege mir hei e Pflicht uf is."

„Ih wett doch gern, er chäm bald, sagte einer der Schätzer, und schauete seine Uhr; d'r halb Tag isch jetzt de ume; halbi englesi u noh nit ag'fange, u er noh nit da, un um vieri sött ih wieder hei, gah fuhre; hah zwar g'seit, si sölle afe einist yche gäh, wenn ih nit da syg." Auf diese Bemerkung hin hielten es Alle für passend, zu muckeln und zu sagen, wie es ihnen z'wider sei, so lange zu warten; ob es aber Allen Ernst war damit, das wissen wir begreiflich nicht.

Endlich kam so ein grau mager Ding die Straße herauf und beinelte stark der Gnepfi zu. „Das ist nit d'r Amtschreiber, sagte ein Schätzer, das ist eine von syne Schryberdienere, es soll e g'schickte sy, het aber e wunderlige Name, ih hah das am letzte Solothurner Märit g'hört, syner Kamerade hei ihm all so g'seit, ih chahs ume nit säge, neuis fast wie Ankebock." Als man meinte, das graue Ding werde zur Thüre hereinschießen, sah man es draußen bei der Speisewirthin stehen; es hatte die Kappe in der Hand, wischte den Schweiß sich ab und plauderte holdselig mit dem appetitlichen Franeli drüben. Da ward Sisi täuber als ein welscher Hahn, wenn er was Rothes sieht. „Luegit doch, wie dä d. sch. Bub sih nit schämt, mit er e sellige Luenz uf d'r offene Straß gah z'karisire; wohl, dem wei m'r Bei mache! Fritz lauf u säg', er söll e nangere nah cho, es wart Alles scho mängi Stung uf ihn." Fritz lief ab und verrichtete wahrscheinlich seine Botschaft treu, denn der junge Herr drehte sich so rasch um, daß er beinahe über eine hinter ihm liegende Kegelkugel gefallen wäre.

„Spät, spät, sagte ihm einer der Schätzer, mir hei afe glaubt, ihr chömit nimme." „'Sist nit my Schuld, sagte der junge Herr, schlenggete seine Kopfmähne aus dem linken Auge und blies in die rothen Finger, an denen nur wollene Halb-

händsche staken; 'sist nit my Schuld, der Herr Amtschryber het m'rs z'spät g'seit; er het selber welle cho, du hets plötzlich e Fall gäh, wo ner het müsse gah helfe e Untersuchung mache, un seit m'r du erst hüt am Morge, daß ih cho müß. Ja du ist nüt z'weg gsy, bis ih du d's Papier g'rüstet g'hah hah, was nöthig gsy ist, du ist es scho spät gsy. Un de ist es noh e Plätz bis hie hin, gäb wie me lauft. Lah g'seh, was ist es jetzt für Zyt hie? ih hah im Jast my Uhr v'rgesse (er hatte keine), es het grad halbi zehni g'schlage, wo nih furt bi." „Da syt d'r brav g'loffe, sagte der Schätzer, hätt ech nit möge myni Bey etlehne; es ist bal englesi." „Es ist m'r leid, sagte der junge Herr, da müsse m'r g'schwind a d'Arbeit; aber so geits bi nis, wo so viel G'schäft sy, gits geng öppis ung'sinnets, a das me gar nit denkt het."

Der junge Herr spazierte bei dieser Entschuldigung etwas bei der Wahrheit vorbei. Ja freilich hatte er es zu rechter Zeit gewußt, schon gestern Vormittags; aber du liebe Zeit, was das für Zeit braucht, bis ein junger Herr zu einer solchen Reise gerüstet ist, vielleicht gar zu seiner ersten! Wir wollen nicht einmal davon reden, wie ängstlich er sich instruiren läßt über alles, was er zu beobachten habe, was er schreiben müsse, was nicht, wie er das Papier zu liniren habe, und wie manchen Bogen wohl, das ist nicht die Hauptsache. Aber man denke sich, er hat die Stiefel beim Schuhmacher und zufällig kein gewaschenes Hemd daheim. Jetzt sollte er fragen, liniren, Notizen machen, dem Schuhmacher nach, der Wäscherin, sollte mit den bessern Hosen zum Schneider wegen Stegreifen, sollte noch dies und das, er wußte nicht, wo ihm der Kopf stund. Das Hemd zu kehren ging nicht wohl, obgleich er daran dachte, es war ein gar zu grobes, bloß neunkreuzeriges Schwabentuch; den Hosen trauete er nicht recht, ob sie Stegreife erleiden möchten; er war in großer Verlegenheit. Seine Kollegen sahen seine Verlegenheit wohl und ergötzten sich gröblich daran; keiner gönnte ihm sein morndriges Glück, sie

hofften halb und halb, er werde außer Stands sein, abzumarschiren, oder wenigstens müßte er so gehen, daß sie und Andere nach Herzenslust über ihn spotten könnten. Aber sie täuschten sich; der junge Herr hatte einen besonders glücklichen Tag. Als er in seiner Angst zum Schuhmacher lief, ihn zu pressiren wegen den Stiefeln, begegnete ihm Einer, der aus dem gleichen Orte war, aber in einer andern Schreibstube das Handwerk lernte; diesem klagte er seine Noth. Der hatte viel Patriotismus im Leibe und sagte, denen wollen wir es reisen, wart nur, Hosen und Hemd mußt du haben, wenn du nur die Stiefel kriegst, von wegen meine brauche ich selbst, so ist d'Sach gut. Diese Stiefel waren es aber, welche ihn eine Stunde aufgehalten hatten. Dem Schuhmacher war nicht halb so angst, sie zu liefern, als dem jungen Herrn, sie zu kriegen, von wegen der Kunden bester war er nicht. Sein Vater wollte ihm kein Geld mehr geben, weil er von den Söhnen einer war, welche die teuflische Freude zu haben scheinen, die Eltern auszubeuten, ärger als der ärgste Dieb es könnte, bis sie in den Spital müssen; sein Verdienst war unbedeutend, und hatte er einen Kreuzer, so verthat er zwei. Endlich hatte er sie, hatte dazu noch zehn ganze Batzen im Sack, denn als er Hosen und Hemde sich zu Gemüthe geführt hatte, hatte er zum Freunde gesagt: Könntest du mir nicht noch zehn Batzen geben, ich gebe sie dir wieder, sobald ich zum Vater komme; me isch doch neue nit recht wohl, wenn me ke Chrüzer Geld im Sack het am ene frömde Ort, es mah eim gäh, was will. Der Freund hatte A gesagt und sagte auch B.

Jetzt stelle man sich das schwellende Glück in der jungen Brust unseres jungen Herrn vor, als er aus der engen Stube ins Freie kam, ein frisches Hemd am Leibe, währschafte Hosen an den Beinen, zehn Batzen Geld im Sack, kein Prinzipal, der ihm abputzte, keine Kameraden, die ihn ausführten, jetzt einmal ganz selbstständig draußen im Leben, und noch dazu

nicht etwa als nichts, so ganz nur Gitzimist, sondern als Einer, der was vorstellen sollte, der so viel sein sollte draußen im Lande, als der Herr Amtschreiber selbst. Potz Blitz, was da für Stoff zu einer schwellenden Brust war! Da brauchten die Vögelein nicht zu pfeifen, die Blümelein nicht zu duften, die Sonne nicht zu glitzern, die Berge nicht majestätische Gesichter zu machen, so eine junge Schreiberbrust mit Wonne zu füllen; die kochte sich den Wonnestoff in der eigenen Pfanne, und die Vögelein konnten lange zwitschern, und die Blümelein blinken: so eine innerlich glückliche Seele merkt das alles nicht. Er war noch keine Stunde weit gekommen, so streckte sich ein Wirthshausschild gegen die Straße hin; den merkte er und dachte, das schickte sich hier wohl, den Amtschreiber zu probiren, und sich zu postiren, daß es eine Gattig hätte; zudem nahm es ihn wunder, ob das Stubenmeitli noch dort sei, welches er einmal gesehen und das ihm so b'sungerbar wohl gefallen hatte, von wegen es that so manierlich, zäberlete schön, und hätte sogar noch Vermögen, hatte man ihm gesagt. Deppe pressiren mit dem Heirathen thue es ihm nicht, sagte unser Held, aber man wisse nie, was es gebe, und da schade es allweg nüt, wenn me zur Zyt öppe lueg, wo me anne well, sih o öppe bikannt mach u ag'nehm. Wann konnte die Stunde günstiger sein? ein weißes Hemde, schöne Hosen an, Geld für mehr als einen halben Schoppen, und das Recht dazu, des Amtschreibers Postur anzunehmen, er mußte Eindruck machen, d's Meitschi mochte wollen oder nicht.

Er stellte sich also bolzgrad auf, postirte sich vom Tüfel, schritt gegen das Wirthshaus zu und öffnete weit der Gaststube Thüre, daß er gleich mit der ganzen Postur darin erschien. Drinnen saß wirklich d's Anneli ganz alleine und knorzete an einem Strumpf. „Servitör, Jungfer Süßlächt, sagte der junge Herr, und streckte sich schön gerade in seiner hart geschnürten schwarzen Kravatte. Was lebet d'r geng, es freut mih, wenn d'r wohl syt", sagte er mit starkem Anstand

und sehr herablassend, ungefähr wie der Prinzipal mit ihnen redete, wenn er freundlich thun wollte. Der gute Junge wußte nicht, daß ihr Prinzipal ganz andere Mienen machen konnte, wenn er mit einem lustigen Mädeli oder einer Jungfer Süßlächt sprach, als wenn er einem g'stabeligen Subjekt kapitelte. Dazu schlenggete er den Haarbüschel zurück und strich mit gespreizten Fingern nach. Anneli machte kein unmanierlich Gesicht; da kein hübscherer da war, so gefiel ihm unser Herr nicht übel. „Was lebit d'r geng, sagte es, ihr syt lang nit da gsy, u womit chah nih ufwarte?" Damit legte es die frei gewordenen Hände über einander und rieb sie auf einander. Der Herr rieb seine Hände auch, aber anders; der rieb sie in einander und sagte: „es macht früsch dä Morge, e halbe Schoppe Rothe denk! Wenn man schon stark läuft, so mag man sich doch nicht erwärmen, man muß etwas haben, für nachzuhelfen, b'sunderbar wenn man noch einen weiten Weg hat."

Unglücklicherweise sagte er das, als Anneli bereits unter der Thür war, so daß die Frage: „wo geits de noh hi?" ausblieb. Während Anneli den Wein holte, rupfte der junge Herr sich noch besser z'weg, übte sich im gravitätischen Schritt und dachte stark, wie er dem Gespräch die rechte Wendung wieder geben könne. Es brannte ihn, zu erzählen, er stelle heute den Herrn Amtschreiber vor, derselbe hätte sonst keinen, dem er so was anvertrauen könne; derselbe wisse, daß, wenn er ihn schicke, die Sache gemacht sei, gerade wie wenn er sie selbst gemacht, oder noch besser. Aber gar nichts wollte ihm einfallen, gäb wie er die Hände rieb und am Hemdekragen rupfte. Da stellte ihm Anneli den Wein auf den Tisch, frug: „kann ich sonst noch mit etwas aufwarten?" und als er gesagt hatte, dankeiget, Jungfer Süßlächt, emel einist nit, frug es, die Hände über einander reibend: „Um V'rgebung, wo geit der Weg us?" Wie dem guten Jungen da ein Licht aufging! Es gehe doch nichts, dachte er, über ein

Weibervölchli, das Verstand hätte, das mög selber noh e Schryber mit em z'Sinn cho un neuis ersinne. Da erzählte er, für was ihn der Amtschreiber halte und wie er ihn dahin schicke, wo d'Sach e Nase heig, wo nit e niedere drüber chöm, un bi ihre G'schäfte lay es sih luege, potz Wetter, mi syg v'rantwortlig; es heig scho Fäll gäh, wo so ne Amtschryber mängs tusig Pfung heig müsse ersetze, wil sih so ne Gali überluegt heig, un d'Sach nit exakt gemacht un na'm G'setz. Uese Amtschreiber het scho mängist g'seit: i kein G'schäft chöme so schwer Fäll vor wie i sym, und niemere müß so v'rtrauti, cheanbari un durriebeni Lüt hah, wie so ne Amtschryber, sust heig es g'fehlt mit ihm.

Es glaub's, sagte Anneli, un da uf d'r Gnepfi werd's o noh nit am liechteste sy, drüber z'cho; es syg dert so nes G'schäft, d'Lüt heige scho lang d'rvo g'redt. Er glaub's, sagte der junge Herr, es syg ihm scho vor cho, es heig em Amtschryber selber gruset dra hi, u drum heig er ihn g'schickt, er werd wohl g'wüßt hah, warum. Aber was säge de d'Lüt? Es chunt eim mängist chumlig, wenn me selligs weiß, mi cha sih de rangire un öppe i Acht näh. Es ist uf gar mängi Sach z'luege, es glaubt's niemere, we me nüt vo d'r Sach weiß. Natürlich erzählte Anneli gerne, was die Leute sagten, wie dort ein Geschäft sei, viel gebraucht worden und wenig eingenommen, erzählte, wie albez die Gumene fluchten über die dortige Unordnung und wie sie kein Geld erhalten könnten, wie die Leute auf der Gnepfi fast keinen Wein mehr brauchten und der beste Wein, wenn sie ihn vierzehn Tage im Keller hätten, so schlecht würde, daß kein Mensch ihn mehr erkennen würde für das, was er gewesen. Mit ihm hätten die Leute noch Erbarmen gehabt, sövli e wüste wäre er nicht gewesen; aber seine Frau, das sei eine wüste, so recht es hochmüthigs Beel, un wenn es die scho cher, so möchten es ihr die Leute ume gönne, es sei auch fry gar niemere, der öppe Erbarme mit ihr hätte. Vor dere sölle er sich nur in Acht nehmen,

sust mach ihm die d'r Marsch." „O, Jungfer Süßlächt, heit nit Chummer, sagte der junge Herr, üsereim chunt mit gar viele Lüte i V'rkehr, u da wachse eim d'Haar uf de Zänge, mi weiß nit wie. Der gröbst Bur, wenn er i d'Schrybstube chunt, wird so zahm, daß er nit weiß, darf er noh uf zwen Beine stah oder ume noh uf eim.

Er begann Anneli zu erzählen, wie man so einen dummen Bauer zahm mache; es wären alte Geschichten, welche er anders datirte und in ihre Schreibstube versetzte, und wir zweifeln, ob er selben Morgen ab Fleck gekommen wäre, hätten ihn nicht einige Luzerner Säutreiber aus seinem holden Selbstvergessen geweckt und sein tête à tête gestört. — Plötzlich fiel ihm ein, daß er eigentlich auf die Gnepfi solle, er nahm holdselig Abschied, und Anneli ermangelte nicht zu sagen: „chömit de zueche im Heigah." Das tönte wie Harfenklang und Saitenspiel in die Ohren und machte einen Glücklichen noch glücklicher, von wegen, er deutete das persönlich, nahm das auf zu Ehren seiner schönen Augen und agnehmen Unterhaltig, wegem agnehmen Ydruck, daher drehte er sich um so gut es die Kravatte erlaubte und sagte höflichst: er wisse es nicht, wie es gehe, mi müß sih geng na'm G'schäft richte, aber wenn's möglich sei, mit allem Vergnügen. Apropos, heit d'r öppe Cigare, i dem kalte Wetter wäre eni nit übel. „B'hütis ja", sagte Anneli und brachte das Druckli, er chönn selber uslese, sagte es. So ein Cigarrenauslesen, besonders wenn Einer nicht weiß, auf welcher Seite man sie ins Maul nimmt und in großer Angst lebt, er könnte eine kriegen, welche nicht gut sei, mit Zündhölzchen nicht recht umzugehen weiß, bald die Finger, bald die Nasenspitze in Gefahr bringt, giebt die schönste Gelegenheit zu angenehmer Vertraulichkeit, zu heimeliger Annäherung. Erst mußte Anneli sagen, es glaub, das sei eine gute, dann, es glaub, das ander Ort schick sich besser ins Maul, dann, es wolle ihm Feuer machen, er söll ume zieh, fry brav, dann, jetzt heit er m'rs noh g'lösche,

chömet das Eche i Gang, wo d'r Luft nit zieht, u thüt de fry süferli, so, jetz glaub brönnts, u we d'r brav zieht, su wird's ech hah. Jetzt muß man doch ein Möff sein, wenn man dabei nicht zu allerlei galanten Redensarten und Manieren-Anlaß finden und sich dabei nicht wieder einige Minuten länger versäumen sollte.

So kam es, daß unser junge Hecht so spät eintraf, aber begreiflich sagte er was Anderes; man muß sich früh daran gewöhnen, wenn man im Alter was rechts vorstellen will, allezeit mit guten Gründen bei der Hand zu sein. Eisi sah ihn verflucht sauer an, aber unser junger Herr nahm gar keine Notiz von ihm, er sah es für keine wichtige Person mehr an, nach dem was er von Anneli Süßlächt vernommen. Aber schön strüßte er sich vor den G'richtsäßen und längte ihnen die Hand, fragte, ob das nicht die Ausgeschossenen von der Gemeinde seien, längte dann auch diesen die Hand und sagte, er hülf anfangen. Da sagte einer der Gerichtsäßen: „e ih wett doch noh öppis näh; wenn me söli wyt g'laufe isch, su mah me wohl öppis. Seh, da isch noh es suvers Kacheli, Wirthi, du wirst wohl noh neuis i d'r Kanne hah.“ „He, sagte Eisi, wenn nüt ist, su chah me mache, wes sy muß.“ Der junge Herr sagte zwar, er hätte nichts nöthig, er sei gar nicht gewohnt, durch den Morgen etwas zu nehmen und heute hätte er noch apart mit dem Herrn Amtschreiber deschinirt, wo dä ihm seine Instruktionen gegeben; da müsse man immer mehr nehmen, als man eigentlich möge, der Herr Amtschreiber thäte es nicht anders. Indessen als Eisi ein Kacheli zusammengerüttelt hatte, so nahm er es doch und versorgte dazu so tapfer Käse und Brod, daß die Manne dachten, dä Kehr muß das Deschinire mit em Herrn Amtschryber nit b'sungerbar b'schosse hah. — „Scho bal halbi zwölfi, sagte endlich Einer, jetz wär's doch de afe Zyt.“ „Ja, sagte der junge Herr, man müsse daran hin, er sei z'weg, d's Papier syg linirt, er müß nur noch Einiges ausfüllen. So

packte er sein Säckli aus, ein altes Ridikül der Frau Amtschreiberin, welches gewöhnlich zur Ehre kam, bei solchen Gelegenheiten aufzumarschiren, so wie ein vornehm Kutschenroß, wenn es alt und längst von der Staatskarosse entfernt worden, doch noch zuweilen zur Ehre kömmt, untergeordnete Subjekte zu ziehen, wenn die einmal Staat machen und sich zeigen möchten. „Nein aber, jetzt habe ich in der Eile das Tintenhüsli v'rgesse, der Herr Amtschryber het m'rs doch z'weg tha u g'seit, ih sölls mitnäh, es chöm eim mängist chumlig. Weit d'r doch so gut sy, Frau Wirthi, und m'r g'schwind es Tintenhüsli gäh.“ „Ja, ja, brummte Eisi, bifehle cha e niedere Löhl und nüsterte in allen Ecken herum und in zwei oder drei Stuben. Endlich sagte es, es wisse keins, es werd's es King v'rschleipft hah oder i d'r Schul v'rgesse. Jä, sagte der schöne Herr, Tinte müsse er haben, das sei unerläßlich, man solle zum Krämer schicken, der werde sicher haben, und ein Gütterli solle er gleich dazu geben, man könne es dann waschen und zurückgeben, um nicht Kosten zu machen. Das sei ihm afe es G'stürm, schnauzte Eisi, es g'säch wohl, daß niemere begehr d'Sach furtz'trybe, wenn die D— z'fresse u z'sufe heige bis übere Hemlischrage uf, su früge si de am angere nüt nah u das Benifizi chönnt sy wos wett. Die Magd rapportirte, d'r Krämer heig ke Tinte, d'r Schumeister handli drum. He, su lauf zum Schumeister, g'schwing, süst nachtet's, eh die Dräyhüng ag'fange hei. Die Magd plötschte im Centnertrab dahin, so lange Eisi sie sehen konnte, dann machte sie sich's bequemer, stellte sich hier und dort und b'richtete, was im Wirthshaus gehe und wofür sie springen müsse. Endlich, endlich kam sie in schwerem Trabe wieder angerückt, daß die Scheiben zitterten, und schnopsete: D'r Schumeister isch nit daheim. Er syg i d'Rütti gah muse u werd d'r Schlüssel zur Schulstube i d'r Täsche hah, si syg emel b'schlosse, aber si well ihm es King schicke, u de well si de, we ner d'r Schlüssel schick, es King mit eme Gütterli schicke,

i re Stung oder zweue längst müsse si Tinte hah, es söll nit fehle, het d'Frau g'seit. —

Da sahen sie einander mit Bedenken an. Eisi versprützte fast vor Zorn und fragte spöttisch: ob's nit d's G'schydste wär, wenn's ne grad zu Mittag brächt, si hätte jetzt, bis Tinte chäm, am baaste Zyt d'rzu. Unserm jungen Herrn ward katzangst bei diesem boshaften Vorschlag, hatte er doch eben erst so tapfer eingepackt, daß er, obgleich sein Magen eine auffallende Dehnbarkeit besaß, wirklich in Verlegenheit gekommen wäre, noch mehr zum frühern einzupacken, aber mit Einfällen eben nicht behaftet, wußte er nicht, wie dem Vorschlag, dessen Bosheit er eigentlich nicht einmal recht begriff, begegnen. Glücklicherweise waren die Schätzer gewandter und wußten solchen Zumuthungen zu begegnen. Sie hülfen, meinten diese, d's G'halt öffnen, wo die Baarschaft sei, die könnte man zählen und afe ang'fähr übers Hausbuch luegen, un was öppe für G'schrifte da syge, einist müß das doch g'macht sy, u gäb jetz oder gäb später, das chöm öppe i eis, u mit eme Rysbly chönn me d's Nöthige da de ufmache, es werd nit so viel gäh, u mit der Federe chönn me de hinger dry drüberfahre.

In diesem Vorschlag fand unser junger Herr große Weisheit, kriegte daher Respekt vor solchen Männern. Das seien Leute, dachte er.

Man fand die Siegel unversehrt, brach sie auf und öffnete das Bureau, welches das Herz des Hauses, d. h. die Schatzkammer war. Es ist ein eigenthümlicher Augenblick, wenn so ein versiegelt Bureau aufgeht, offen vor den Anwesenden liegt, sie nur die Hände auszustrecken brauchen, um zu erfahren, was darin ist, es zu erforschen in den verborgensten Falten, und manches Herz hat da schon geschlagen in großem Bangen und bloßer Neugierde auch.

Vor dem Bureau seines Vaters, wie oft ist da der Knabe gestanden in großem Respekte, sah staunend, wie aus einer Schublade der Vater blankes Geld nahm, sah anderes,

welches so wohl ihm gefiel, aber meist alles nur auf Augenblicke, seine Neugierde sättigte er nie, die Schätze alle übersah er nie, und was in all den Schriften und Briefen sei, durfte er nicht fragen. Wie manches Weib sah Jahrelang auf des Mannes verschlossenes Gehalt, sein Bureau, grollend und eifersüchtig. Was darin war, das war ihm verborgen, selten öffnete es der Mann in seiner Gegenwart, und nur auf Augenblicke, wie der Kluge in einsamer Schenke, wenn gegenüber ein Unbekannter sitzt, sein Geld nicht hervorzieht und ausbreitet, weil er die Macht gereizter Lust ermißt. Und wenn der Schuldner Zinse brachte, und der Gläubiger schloß die geheimnißreiche Kammer auf, nahm Bücher heraus, that Geld hinein, wie oft dachte jener, o wenn ich doch sehen könnte, wie viel drinnen ist, wenn ich einmal so recht nach Herzenslust das Geld durch die Finger laufen, überschauen, mit den schön geblümten Schriften tändeln, träumen könnte eine Stunde lang am offenen Bureau, alles was darinnen, sei mein! Nun ist gestorben der Besitzer des geheimen Gehalts, den Schlüssel zu seinem Geheimniß konnte er nicht mitnehmen. Dieser blieb, ging in andere Hände über, diese schloſſen jetzt auf, vor fremden Augen liegt nun offen zum beliebigen Erlesen, was so viele Jahre lang so sorgfältig gehütet war, der Sohn, das Weib, der vielleicht zum Schätzer gewordene Schuldner stehen endlich am Ziele ihrer Wünsche, nach Belieben können sie enthüllen und schauen, was so lange ihnen verborgen war.

Ein anderer Schlüssel zu einem andern geheimnißvollen Behälter blieb nicht hienieden, den nahm der Gestorbene mit, den Schlüssel zu seinem innern Leben, zu seines Herzens Empfindungen, zu den Gedanken seiner Seele. Wenn der auch hienieden bliebe, dem andern Schlüssel gleich, zu finden wäre in irgend einer Tasche, wenn man mit demselben aufschließen könnte des Todten geheimnißvolle Kammer, lesen könnte, was da innen sich bewegt hatte in der Jahre langem

Laufe, aufgeschrieben fände in wunderbarer Schrift in der Sprache der Geister, was da innen alles sich bewegt und geregt hätte, vor dem Sohne aufgerollt wäre des Vaters Innerstes, die Wittwe lesen könnte ihres Mannes Seufzer, seine Gebete, seine Träume, seine Hoffnungen. Was würde erst da innen zu finden und zu lesen sein, und wie würde beben in Erwartung jeder, der stünde vor dem aufgeschlossenen Geheimniß. Aber was das für ein Sterben wäre, wenn man wüßte, daß nach dem Tode die Lebenden aufschließen könnten der Seele geheime Kammer, lesen könnten, was da innen alles sich geregt und bewegt hätte in des Lebens langem Laufe, alles was später vergessen, überwunden worden, alles was flüchtig vorübergerauscht und was täglich wiedergekehrt. Was das für ein Sterben wäre, im Bewußtsein, wenn du deine Augen geschlossen hast, so werden sie kommen und werden deine Seele öffnen und werden schauen alles, was darin gelebt, was du darin geborgen hast. Da fühlt es der Sterbende, wie gut es ist, in die Hände Gottes zu kommen statt in die Hände der Menschen, wie gut es Gott gemeint, daß er das Schauen der Seelen sich selbst vorbehalten hat, keinen Schlüssel dazu für die Menschen gemacht, einen Vorhang davor gewoben hat, den kein sterbliches Auge durchdringt. Doch wenn auch verschlossen und unsichtbar die Seele von hinnen geht, wenn endlich das Bureau offen steht, so werden doch in demselben ihre Spuren gefunden, Zeugen von ihrem Wesen und was sie wohl zuletzt gedacht und gewollt. Da innen sind vielleicht Briefe verwahrt, die Vieles sagen, da innen ist vielleicht der letzte Wille verwahrt, in welchem enthalten ist, wen die geschiedene Seele am meisten geliebt, enthalten ist, was zuletzt besonders sie bewegte. Es finden sich da innen aber auch die Zeugnisse, ob sie Ordnung geliebt, den Ihrigen Vorsorge gethan, dafür gesorget, daß ihr Tod nicht die Thüre sei, durch welche ihre Hinterlassenen eingehen müssen ins Elend.

Ach, da war es schlecht bestellt mit Steffen, einer der

Ausgeschossenen meinte, er hätte es fry noh nie so atroffe. „Du wirst öppe noh nit mängist d'rby gsy sy, allem a, si werde äppe die Witzigere vorab g'no hah", antwortete Eisi.

Wo eine Meinung so bestimmt und scharf sich äußert, da schweigt man einstweilen, man blickt sich bloß, wartet den Augenblick ab, wo die scharfe Person den Rücken gekehrt hat, dann läßt man los, was Einen drückt. —

Der Ausgeschossene hatte jedoch vollkommen Recht, es war im Vorgefundenen ein G'hürsch sondergleichen. Es war wohl ein Hausbuch da, aber dasselbe in einem Zustande, um deswillen es verdient hätte, an einer Kunstausstellung ausgestellt zu werden.

Längs Stück konnte man nichts lesen, besonders was Eisi aufgekräbelt hatte, sehr oft war die Sache so gestellt, daß das Gegentheil herauskam. So erschien z. B. mehr als eine Kindbetti, welche als ausstehend verzeichnet war, wo es aber zu lesen war, als wäre man wegen einer Kindbetti schuldig an Klaus Kräuchi acht Fr., oder aber wegen Weinlieferungen von Herrn Gusch oder Herrn Kötz stund: Wein geliefert zwölf Säum, thut fünfhundert Fr. Register hatte der Buchbinder eins gemacht, aber bald war eingetragen, bald nicht, bald durchaus unrecht, Kötz z. B. im Buchstaben G, Gusch aber im Buchstaben F. Dann war wohl geschehen, wenn die Papiernoth groß war, daß hier und dort ein Blatt herausgerissen worden war. Wenn z. B. ein Reisender was schreiben wollte, der Krämer schon nieder war, der Schulmeister in der Rütti, und im ganzen Hause nicht eine Hand groß weißes Papier sich vorfand, so hätte Eisi sich doch nicht dafür gehalten, so was zu bekennen, so lange noch irgend weißes Papier zu kriegen war. Da nun Steffen nicht hätte d's Hergetts sein sollen, ihm einen Schlüssel zu verweigern, wenn er ihn nämlich zufällig hatte, so mußte in solchen Nöthen unb'sinnt das Hausbuch herhalten. Aus dem gleichen Grunde mußte dasselbe herhalten, wenn etwas aufzuschreiben und kein

ander Papier da war, was eigentlich durchaus nicht in das Hausbuch gehörte. Begreiflich hatte man nicht immer Zeit zum Schulmeister zu schicken, besonders wenn er in der Rütti musete. So hatte z. B. Steffen darin aufgeschrieben, wer an einer bei ihm abgehaltenen Steigerung auf ein ihn weiter nichts angehendes Stück Land geboten und wie viel, — bloß wegen der Merkwürdigkeit der hohen Gebote, — aber was für einen Vertrag er mit dem Gerber hatte und wie sie in Rechnung stunden, das fand sich nirgends. Es fand sich auch ein bedenklich Gekribel vor, welches niemand lesen konnte. Endlich gab Eisi Auskunft, daß es eine Rechnung sei, wie oft die Speisewirthin das Südeltrögli trotz angelegtem Verbot benutzt habe, zu jener Zeit, wo sie einen Prozeß deswegen begonnen hatten. Es fanden sich Quittungen, aber im Hausbuch stand die Schuld noch, Fuhrbriefe, aber keinen Betrag im Hausbuch angezeigt, es fand sich da ein fürchterlich Gewirr, welches dem Stellvertreter des Amtschreibers den hellen Schweiß auf die Stirne trieb.

Baarschaft fand sich vor, über hundert Fünffrankenstücke und allerlei Gerümpel noch daneben, wobei Eisi nicht ermangelte zu bemerken, so Hudelleute, wie man meine, seien sie doch nadisch nicht, es syg mänge Gugag, der anger Leute Vogt sein möchte, u sövli Geld heig er nit, u sy Aetti nit, u d'r Großätti nit binenangere g'seh. Es heig z. B. es Burgerg'meindli, we me dert d'Bure all uf e G'ring stellti, sövli Münz als da sei, fiel ihnen nicht aus den Säcken, man könnte d'F— so lang doppeln als man wollte. He ja, sagte einer der Ausgeschossenen, öppe viel Geld des ume z'chräze hei m'r nit im Bruch, m'r luege öppe d'rfür, daß, we m'r g'storbe sy, d'Schulde nit daher chöme, wie d'Kräye uf ene Keib. He, sagte Eisi, die uv'rschantisti Nation syge d'Kräye nit, we me todt syg, so thuys eim nit meh weh; hundertmal uv'rschanter syg das G'schmäus, wo eim bi lebigem Lyb plag, we me sih nit wehre chönn, we me schlaf oder we me eß,

oder we me Wittwe werd, oder es arms Waisli. Aber apropos, vo wegem G'schmäus, g'chochet wär's, u aständig wär's, we d'r's nähmtet; will's warms isch, öppe d'r ganze Tag d's Für z'hah, für nüt u wieder nüt, wurd sih öppe nit schicke so für es arms Wittfraueli, dere mes Rübis u Stübis alles uffschrybt.

Unterdessen hatte des Schulmeisters Kind Tinte gebracht, unser junger Herr konnte vervollständigen, was angefangen war. Als er zum Einschreiben der Baarschaft kam, gerieth er in Verlegenheit, wie er die Fünffrankenstücke berechnen solle, ob zu fünfunddreißig Batzen oder zu vierunddreißig und einen halben, gesetzlich oder ungesetzlich. Darüber hatte der Amtschreiber keine Instruktion gegeben. Er trug den Fall den Anwesenden vor. Die Schätzer meinten, er solle sie ungesetzlich nehmen, gehe doch alles, was einzuziehen sei, ebenfalls ungesetzlich ein, und Wein und derlei Schulden werde man auch nicht gesetzlich bezahlen. Die Ausgeschossenen dagegen sagten, sie hätten den Befehl, sich am Gesetz zu halten, und so wollten sie alles g'setzlich haben. Gehe es dann wie es wolle, so sei man nach dem Gesetz gefahren und man könne ihnen nichts vorhalten, und z'letscht de noh öppe gah z'v'rgüte, wes z'wenig syg u me lätz g'rechnet hätte, selb möchten si doch neue nit. Das werde ihnen öppe niemere zumuthe, sagte Eisi. Aber es sehe wohl, worauf es gemünzt sei. Sie sollten aber nur machen, was sie könnten, es sei dann auch noch da. Daß man mit ihm machen könne, was man wolle, öppe wie man sich gewohnt hätte, so bei einem Nebeusfraueli, wo nüt vo d'r Welt wüß, selb sei nit. D'Feufedryßiger sölle si ufmache, wie me se ynähm un usgäb, u nit angers. Es sött kes V'rmöge füre cho, es merks wohl, aber si sölle sih i Acht näh, was si mache. Jetz sei d's Esse z'weg, si sölle mache u cho.

Der Schreiber hätte noch gerne die Sache ins Reine gebracht, ein Schätzer aber (der, welcher heim mußte um zu

füttern und zu melken) meinte, es sei schon lange über Mittag, bal drü, er hulf öppis gah näh, me chönn de geng nache noh furtfahre, wes noh Zyt syg. Begreiflich hatte diese Meinung das Mehr, und Eisi's Aufwartung ließ man sich behagen, denn Eisi hätte sich nicht dafür gehalten, die Sache nicht recht zu machen, wie unanständig ihm auch die Männer waren. Die Männer vertieften sich in gemüthliche Gespräche über vorliegende Dinge, vom Rindfleisch kamen sie auf die Kühe und vom Kalbfleisch auf die Kälber u. s. w. Lustig wäre es gewesen, den Gegensatz zwischen dem jungen Herrn und den andern Männern, namentlich den Ausgeschossenen, zu betrachten. Der junge Herr aß so hastig, als ob er in Furcht lebe, er möchte zu kurz kommen, und wenn er nicht rasch mache, so könnte nichts mehr da sein, oder ein strenger Blick der Frau Prinzipalin jage ihn vom Tische, ehe er satt sei. Die Andern hatten es nicht so, man sah es ihnen an, daß sie in voller Ruhe das Vertrauen hatten, es stehl ne's niemere. Namentlich einer derselben aß mit einem Behagen, daß es eine Freude war ihm zuzusehen; es lag in seinem Essen der feste Entschluß: kume nih nit hüt, so mache nih bis morn! d. h. kriege ich heute nicht genug, so esse ich bis in den folgenden Tag hinein, und ehe ich genug habe, höre ich nicht auf. Er nahm langsam, führte langsam zum Munde, kaute langsam, schluckte langsam, legte und bygete alles z'weg, als ob es Jahrelang aufgebyget sein sollte. Er war daher beständig hintendrein, und als die Andern schon beim Rindfleisch waren, war er erst beim Voressen, und als sie mit dem Kalbfleisch fast fertig waren, da reckte er erst nach Schweinefleisch und Sauerkraut. Aber das irrte ihn nicht, brachte ihn nicht in Jast, auf seinem Gesichte stand geschrieben: Machet ume, das ist mir doch glych, ihr werdet wohl warte, bis ih o fertig bi. Wenn man ihn mit dem eilfertigen Herrn verglich, so hatte man zwei schöne Vergegenwärtigungen, der langsamen Stabilität, die es sich behaglich macht auf der Welt, und der flüchtigen

Beweglichkeit, die heißhungrig alles verschlingt, und doch nie recht satt zu werden scheint und alleweil mager bleibt. Es war auch recht schön, wie Beide einander Blicke zuwarfen und innerlich sich gegenseitig auszäpfelten. Der Ausgeschossene lächelte, weil der Andere fraß wie ein junger Jagdhund. Friß du ume, dachte er, du wirst bald höre, u mast nit halb e sövli wie nih. Der junge Herr lächelte nicht weniger. Herr Jeses, wie der ißt, wohl, den würde die Frau Amtschreiberin anders dressire, u de wurds ne noh selber lere, wenn er ungesse vom Tisch müßt. Wenn er's bi üs so miech, so hätt er nit erst d'Suppe gesse, wenn scho keis Stäubeli meh uf de Platte wär. Nei aber, so hah nih doch noh niemere g'seh. Das ist es rechts Bure Babi un überchunt dä Weg niene g'nue. Und während der Andere bloß für sich lächelte und zäpfelte, warf der junge Herr Blicke bald nach diesem, bald nach jenem und wollte winken und deuten, aber aus keinem einzigen Auge lockte er Blicke des Einverständnisses hervor, nicht einmal aus Sisi's Augen. Sisi war diese Weise zu essen nicht ganz neu, zudem hatte es den Schreiber auf der Mugge, es hatte ihm die Speisewirthin noch nicht vergessen, und auch die Frage wegen den Fünfunddreißigern nicht. Es ist nun nichts fataler, als jemanden zuzublicken und nicht verstanden zu werden, darum ward der junge Herr verlegen; um diese Verlegenheit zu verbergen, aß er um so hastiger, und als er dieses sah, lächelte der Andere desto seliger und aß um so behaglicher.

Den Herrn wurmte es, daß niemand ihn verstehen wollte, und es ist, wie gesagt, nichts fataler als das Gefühl, nicht verstanden zu werden oder nicht verstanden werden zu wollen, unter Larven die einzig fühlende Brust! Dem reise ich es doch, dachte er, denn sich rächen zu wollen, ist eine allgemeine, auch der fühlenden Brust zukommende Empfindung. Kaum hatte er den letzten Bissen hinunter, so daß er deutlich fühlte, noch einer habe nicht mehr Weite, so sagte er, er hulf wieder dra hi, es sei ihm, daß die Sache gefördert werde. Da blieb

es stille am Tisch, kein Mensch antwortete, aber auch keiner that einen Wank. Das lästige Schweigen versüßte er sich mit einigen tapfern Schlücken, endlich sagte er doch wieder: Ja, es wär m'r doch recht, wenn m'r wieder dra hi ginge, m'r hei fast nüt g'macht hüt noh, un es isch viel Arbeit." He ja, sagte endlich der behagliche Ausgeschossene, da alle Andern schwiegen, er hätte nichts dawider. Sie seien schon um achte da gewesen, wenn man z'selbist hätt chönne afah, su hätt's öppis möge ergäh, u de wo me g'meint heig, es gäbs, heigs du a d'r Tinte g'fehlt. Wenn er das g'wüßt hätt, su hätt er mitbrunge, er hätte notti o daheim; — das sei von einem guten Kalb (das Fleisch, welches er aß), aber doch notti nit vo me ne so schwere, wie er letzte Zyste uf Langete g'führt heig. Das gab eine lange Geschichte, während welcher er mit dem Essen noch weniger pressirte als vorher. Wahrhaftig, es fängt schon an zu dunkeln, sagte endlich mit ungeduldigen Geberden der junge Herr, welchen die Kälberverhandlung wenig interessirte, wir werden doch einist dra hi müße. Da zog der eine der Schätzer die Uhr hervor und sagte: „Jo wäger, scho meh as halbi feufi, da muß ih het, yche gäh werde si wohl afe hah, aber träyche u melche muß ih selber u gäb ih hei bi, geits noh nes Wyltschi. U gäb ih da syg oder nit, ihr chönnet notti furtfahre." „Selb nit, ih wott nit eleini d'Sach mache u d'rby sy", sagte der andere Schätzer. Nach langem Warten ward endlich erkannt, mi well für hüt da blybe u de morn zytli furtfahre. Mit sellige Sachen könne man ohnehin beim Licht nicht viel schaffen, b'sunderbar wenn eim d'Auge afaye böse u me ke Spiegel bi nihm heig.

Der junge Herr wurde dabei nicht gefragt, die Andern machten das mit halben Worten aus, sie verstunden sich innerlich, und wenn man im Herzen einig ist, so braucht es der Worte nicht viel, um sich zu verständigen. Jede Sache hat eine gute Seite, wohl dem, welcher sie rasch bemerkt, wenn sie ihm sich zuwendet, er ist zum Diplomaten geboren, er wird

Großes vollbringen in der Welt, d. h. gute Pöstlein werden ihm allweg nicht fehlen, während der Eigensinnige und Starrköpfige, der gar nicht begreift, daß man jede Sache wenden kann wie an einem Bratspieße und allemal was oben ist, am besten ist, wie ja auch unsere Erde gleichsam an einem Bratspieße läuft und es Mittags oben auf ihr am hellsten ist und am schönsten, wenn man nämlich was Gutes zu Mittag hat; sondern welcher was anders will, was eben nicht oben oder nicht Trumpf ist, sein Glück beim Schwanz zieht, und mit Welt und Weltkindern beständig im Kriege liegen wird. Unser junger Herr hatte große Anlagen in diesem Fach, wenn man dieselben ihm schon nicht ansah, er faßte es rasch, wie kommod es ihm wäre, wenn er die Lücken in seiner Instruktion, welche die Erfahrung ihm bemerkbar gemacht hatte, ausfüllen und namentlich bestimmte Weisungen vom Herrn Amtschreiber erheben könnte, wie die Fünffrankenstücke zu berechnen seien, ob zu fünfunddreißig Btz. oder nur zu vierunddreißig und einen halben Btz. In dem Fall, sagte er, wolle er geschwind heim, der Herr Amtschreiber habe es nicht gerne, wenn seine Subjekte außer Hause übernachteten, und jetzt gebe es es ja noch gar gut. Das Ding fand Widerspruch, wenn man morgen wieder erst bald um zwölfi anfangen könnte, so wär's doch neue bös, sagte Einer und Eisi meinte, d'r Amtschreiber werd wissen, warum er sie lieber daheim habe. Aber V'rstand werd er doch o hah u bigryfe, daß, we me ume e Stung oder zwo a re Sach syg, e Sach länger gang, as we me dra hi gang, wie's öppe o d'r Bruch syg u wofür me d'r Lohn heig. D'rnebe chönn er mache, wie er well, es frag dem einstwyle nüt nah. Unser junger Herr wäre vielleicht rückgängig geworden, wenn ihm nicht Anneli Süßlächt lieblich vor Augen gestanden und der holde Spruch: chömet de zueche im Zruckcho, in den Ohren geklungen hätte. Er ging, aber wegen Anneli hatte er sich verrechnet, auch nicht zu einem traulichen Augenblick fand dasselbe Zeit oder Lust, nicht einmal die Cigare

half es ihm anzünden; es waren jetzt andere Majestäten da, Sterne erster Größe, die ein so armselig Ding, das noch gar kein Stern war, höchstens ein kleiner Mond, der um einen Amtschreiber lief, und von diesem alleine Glanz und Licht empfing, total verdunkelten. Er ward böse in seinem Gemüthe und wälzte in selbigem schwere Gedanken über das ganze weibliche Geschlecht.

Alle und Eine seien doch gleich, dachte er, und Eine so nichtsnutzig als die Andere. Keine hätte Sinn so für einen rechten Menschen, voll Verdienst und innern Geist und hoher Bildung, der einen Begriff hätte von beiden Sprachen und wüßte was weltsch sei, der eine so ferme Handschrift schrieb und schon hie und da was ins Amtsblatt gemacht hatte ohne Aufsatz, was doch gar Mancher nicht könne, der meine was er sei, und d'Nase schon bald z'oberist hätte. Die Gärnäseni liefen jedem Hosenbein nach, in dem ein Lieutenant stecke oder sonst Einer mit einem Titel; und wenn's am Ende nur ein Mauser wäre oder ein Lumper, und je mehr Einer lumpe, dest besser gefalle er ihnen. Da innen seien Viele gewesen, ja fast Alle, die nichts werth seien gegen ihn, b'sunderbar innerlich, aber weil sie schöner daher kämen und titulirt wären, drei oder vier sogar mit Schnäuzen, so hätte er hintenab nehmen können, und kein gut Wörtchen hätte das Gärnäsi ihm gegeben. Dem wolle er es aber zeigen, dem wolle er nicht bloß gut genug sein, wenn es alleine sei und an Strümpfen knorzen solle, da kehre er nicht mehr ein, oder wenn es sein müsse, so gebe er dem Täschli kein gut Wort. Und warte das nur, bis er einmal sei, was er zu werden gedenke, dann wolle er dasselbe trappen, daß es wisse, was trappen sei. Er wolle ihm dann seine Frau bringen, eine gebildete Tochter, so eine aus einer Sekundarschule, wo wisse wo der Murtensee sei, oder gar eine weltsche, dann wollten sie das Lumpenmönsch, wo gar keine Bildung habe, nicht einmal ansehen, das müsse dann wissen, daß ein Unterschied sei zwischen einem

Stubenmeitli und Standespersonen. U we das sih de nit d'Finger abbyß bis hinger a Ellboge, su well er hingerzi ga Rom laufe.

So wälzte unser Subjekt donnernde Gedanken in seinem Gemüthe, welche jedoch noch selben Abend in den frostigen Erörterungen des Amtschreibers abgekühlt wurden.

Wir wollen die ganze Geschichte des Inventarisirens nicht beschreiben, wollen beim Vorgeschmack es bewenden lassen, die Geduld könnte Manchem bei der Beschreibung so gut ausgehen, als sie bereits Manchem bei der Sache selbst ausgegangen ist. Nur Weniges Bezeichnendes müssen wir noch berühren.

Am folgenden Tag war man ziemlich früh beisammen, die Gewissen schienen in etwas erwacht zu sein, indessen ganz besonders rückte man doch nicht mit der Sache. In einem Wirthshause giebt es der Sachen gar mancherlei aufzuschreiben, besonders wenn man im Kaufen, was Einem in die Augen stach, eben nicht spröde gewesen war. Von Vielem war der Werth den Schätzern nicht bekannt, sie sagten oft, ih weiß my Treu d'r Sach ke Gattig z'gäh, und wenn Eisi sagte, was es glaube, das die Sache gekostet habe, so düechte es sie gewöhnlich viel zu viel; da gab's ein langes Werweisen, ehe endlich Einer sagte: „he nu, so machit e sövel, es wird enangere nit übel b'schyße, u wes de scho meh gilt, su wird niemere nüt d'rwider hah." — Wenn aber auch die Sache ihnen bekannt war, so lief es doch oft nicht kürzer ab. Ein Schätzer hatte den Brauch, Vergleichungen anzustellen so oft er konnte, zwischen der Sache, die er schätzen sollte und den eigenen Habseligkeiten, welche er daheim hatte. „Grade so eins haben wir auch, une daß de üses viel d's brävere ist, d'r Großätti hets scho kauft, er het mängisch g'seit, es heig ne ume söfli kost, un jitz ist es noh emel d's Halb meh werth, weder das." Solche Vergleichungen dienten natürlich nicht in Eisi's Kram, es erkaltete daher sichtbar gegen die Schätzer und den,

welcher so stark in den Vergleichungen war, trümpfte es oft nicht schlecht ab. „Es isch doch schad, sagte es, lebt dä Großätti nimme, wo sövli gut u sövli wohlfel het chönne chaufe, es mangleti ne niemere das as grad du selber.“ — Dagegen schien eine Annäherung mit den Ausgeschossenen stattgefunden zu haben. Eisi begegnete ihnen freundlicher und sie achteten sich Eisi's Reden mehr. Wie das zugegangen war, ward nicht erforscht, aber der Abend war lang, den sie alleine im Wirthshaus zugebracht hatten und dann müßten doch alle Bildung und aller Fortschritt nichts helfen, wenn eine Weltfrau wie Eisi an zwei Baurenmannlene nichts abbringen, ihnen nicht wenigstens imponiren sollte. Zudem sahen sie viel Sachen und glaubten vielleicht, wo so viel Sachen seien, müsse auch Vermögen sein, allweg sei die Sache nicht so bös, wie sie den Verdacht gehabt. Freilich Wein war nicht viel da, zum Verwundern leer waren die Fässer. Eisi entschuldigte dies, indem es sagte, sie hätten viel bestellt, er hätte langist kommen sollen, es wisse nicht, wo er bleibe. Süst, meinte der abgetrümpfte Schätzer, möge die Wyhändler nit warte, bis si schicke chönne, es isch ne o ums Geld, wenn si denke chönne, si überchäme 's öppe einist. „Du wirst afe viel Wy kauft hah, sagte Eisi, daß de so gut B'richt weißt; wirst meine, d'Wyhändler heiges o wie du, we de drü Müttli Korn v'rkaufst u d'r Müller zahlt nit grad, su leist ja o enangere nah anger Schuh a, u laufst vo Hus z'Hus, gah B'richt yzieh, ob's ächt v'rlüre müßist, oder ob's ächt e Müglichkeit syg, daß de de nadisch chönnist d'Hoffnig hah, daß de de öppe einist noh zahlt werdist, gäb d'r jüngst Tag v'rrumpelt heig.“

Den gröbsten Hatz jedoch setzte es ab bei der Schatzung der Liegenschaft, welche man bis zuletzt aufgespart hatte. Eisi wollte für's Guggersgewalt, daß man den Werth nicht bloß nach den Kaufsummen bestimmen solle, sondern noch dazu schlagen, was man für Kosten damit gehabt. Zu diesen Kosten rechnete es aber nicht bloß das verbaute Geld, sondern

es hatte auch an das verprozedirte gedacht, vo wege, we me nit grad das G'werb g'hah hätt, su hätt me nit müße prozedire, u wer's chauf, müß doch dem o viel rechne, daß d'Prozeß jetz abtha syge. Die Schätzer wollten aber kaum mehr hinauf zu der Kaufsumme, geschweige denn da hinauf, woran Eisi dachte, auch gar nicht so hoch, wie die Liegenschaft angeschlagen worden, als Steffen den Schein hatte fällen lassen. Damals hatte man einen muthmaßlichen Werth im Auge, von dem keine Rede mehr war, und nicht den wahren Werth. Item die Speisewirthschaft drüben lief jetzt ordentlich, item die neue Straße war noch nicht gemacht, und da der Ingenieur geändert hatte, so war mit Grund zu vermuthen, daß mit einem neuen Gelehrten auch eine ganz neue Gelehrsamkeit, neue Grundsätze und Ansichten aufs Tapet kommen würden, ja die Gnepfi ganz und gar abgefahren werden könnte, in welchem Fall sie dann wirklich dienlicher zu einer Waldbruderhütte als zu einem Wirthshaus wurde. Das alles begriff freilich Eisi nicht, darum that es wüster als nie, weil es erst jetzt recht deutlich sehe, wie man es ihm machen wolle. Es zwängte aber nicht viel. Es komme ihm sövli nicht darauf an, u müglich sygs ja, daß die Schatzig doch nit viel z'bidüte heig. Vierzig Krone chönn er noh helfe zuechemache, ume daß Eisi sih nüt z'rchlage hätt, meinte der eine Schätzer. Ih pfiff d'r uf dyni vierzig Krönleni, sagte es, du wotsch mih für e Narr hah, aber ih sötts nit merke, u d'r noh grüselig danke; aber dä Kehr bist a d'r Lätze. Es gebe aber Einen, der werde ihnen schon den Marsch machen.

Endlich, als alles, was man finden und auftreiben konnte, auf dem Papier war, fand es sich, daß, wenn man das halbe Weibergut, dessen Nachgang erklärt war, darzurechne, noch Vermögen heraussah, und d's Halb mehr würde es gegeben haben, wenn sie nicht geschätzt hätten wie Schelmen und Spitzbuben, sagte Eisi seinen Vertrauten.

Sie könnten jetzt sehen, wie die Sachen stünden, sagte

Eisi zu den Betheiligten, und daß es keine Rede sei, daß es hier nicht fortfahre, darum hoffe es, man werde es jetzt nicht mehr so wollen eingenterle wie bis dahin; es werde jetzt doch ungenirt gehen können über Geld und Wein und alles was es öppe nöthig hätte. Das sei in einer Wirthschaft nicht wie öppe in einem Bauernhaus, wo man nichts mangle als alle Tag Erdäpfel und alle sieben Jahr, wenn's gut gang, einen frischen Anzug an die Betten. Da komme alle Tage etwas Ung'sinntes vor, wo man nicht Zeit habe des ume z'gumpe, u de noh grusam ahah sött, für das, wo sy müß; so a d'Gnad vo me ne Schnürfli möge es nit cho.

„He, wie es herauskömmt, Frau, weißt du noch nicht, es frägt sich, ob alles da ist, was ihr schuldig seid, ich zweifle, wart nme, das wird sich bald erzeige. Es ist mir, ich hätte einen Ton gehört, wo was Anderes sagt", sagte der bösere Schätzer. „Du wirst manchen Ton hören, während der Tag lang ist, sagte Eisi, dawider bin ich nicht, aber ob der Ton von einer Kuh kömmt oder von einem Menschen, selb merkst du nicht, dafür sind deine Ohren nicht gereiset. Einmal dir sind wir nichts schuldig. Gottlob, wenn wir dir einen Kreuzer schuldig gewesen wären, du wärist Tag und Nacht vor der Thüre g'hocket, wie d'r best Hushung, bis de ne g'ha hättist." „Nit, nit, sagte der andere Schätzer, das chunt neue afe wohl grob, un es wär dir nützer, Wirthi, du zugist d'Pfyfe e chlyseli y, allweg weißt du noh nit, wie's chunt." „Selb wär g'spässig, sagte Eisi, wenn ih das nit wüßt, wer sötts de wüsse, u de heit dir ja alles ufem Papier."

Eisi wußte gar wohl, daß das nicht so war, es kannte einzelne Ausstände ganz genau, aber curios ist es, wie der Mensch selbst Dinge, die er weiß, sich ausreden, oder besser gesagt, ganz vernütigen kann. Eisi machte sich selbst weiß, was nicht auf dem Papier stehe, das mache nichts, das wüßte ja niemand und selb brauche auch niemand zu wissen. Halb dachte es, es werd vergessen, halb hoffte es, wenn es mit

den Leuten vernünftig rede, so gäben sie die Anforderung nicht ein, sondern kämen an ihn's und sein Versprechen. — Kurz, curios waren Eisi's Gedanken, wunderlich durcheinander, das bloß stand fest und klar vor ihm: es wolle Wirthin auf der Gnepsi bleiben, die nächsten Verwandten möchten ihm das nicht gönnen, aber wenn es sich v'rflucht wehr u d's wüstist alles mach, su heig das ke Noth, V'rmöge syg allweg g'nue da, u was da syg, syg sys, u mit dem chönn es mache was es welle, da heig ihm ke Hung nüt z'bifehle.

Alles nun, was dieser Ueberzeugung widersprach, seien es Menschen oder eigene Gedanken oder eigenes Wissen, trümpfte es verflümert ab und wies es kurzweg von der Hand. Dieser Gemüthszustand scheint wunderlich, fast unnatürlich, und doch, wenn die guten Leute ihre Vergangenheit erlesen wollen, so werden die Meisten finden, daß derselbe ihren eigenen Erfahrungen nicht fremd geblieben ist.

Als der ihm günstigere Schätzer Eisi auf so hohem Rosse sah und mit scharf eingelegtem Speer, so sagte er: „He nu, sei das jetzt wie es wolle, so geht das mit dem Wein und überhaupt mit dem Ab'schließe üs weneli oder nüt meh a, das ist d's Massaverwalters Sach. Wenn der dich über alles lassen will, so kann er unseretwegen, das ist seine Sache, wir haben ihm da nichts zu befehlen und nichts zu verbieten." „Das wäre g'späßig, wenn das nicht an euch wäre. Ich habe mit ihm geredet, und er hat mir gesagt, wenn ihr und die Ausgeschossenen ihm ume es paar Buchstabe welle gäh uf Stempel, su mach er was me well, es syg de nit öppe, daß er Freud dra hätt, mih z'plage. Un ih hah nihm wohl ag'seh, daß es ihm so gsy isch, vo wege er isch e brave Ma, es wär wohl gut, es wäre all e so."

Dawider hätte er nichts, sagte der Schätzer, er sei ihm ganz der rechte, und wenn die Ausgeschossenen den Massaverwalter autorisiren wollten, so sei es ihm ja recht, aber wie gesagt, seie gehe es nichts an, sie seien nichts als Schätzer.

Dawider würden öppe die Manne nichts haben, meinte Eisi, sie könnten ja jetzt sehen, daß da nichts Gefährliches sei, wo noch so viel Vermögen zum Vorschein käme.

Das düech seie wunderlich, daß sie da sollten autorisiren, das sei sonst neue nicht der Brauch. Allweg thäten sie es nicht von sich aus machen, sie müßten es erst der Gemeinde vorbringen, wenn dann die eintrete, so könne es ihnen auch recht sein. Als nun Eisi gegen diesen Aufschub protestirte, weil auf diese Weise ihm die Sache eingeschlossen bliebe, es wisse kein Mensch wie lange, denn bis die Mannleni d'Müh nähmten, z'säme z'stopfe, gehe es manchmal lange, und es habe sich verflucht und verschworen, so eingenterle, wie wenn nichts sein wäre und es zu nichts was zu sagen hätte, lasse es sich nicht, da fand unser junger Herr passend, seine Stimme zu erheben und Eisi zur Ordnung zu weisen. Er hatte Eisi bedenklich auf die Mugge gekriegt, denn Eisi hatte ihn immerfort mit schnöder Verachtung behandelt; er wollte das Ding ihm jetzt eintreiben.

Es werde sich dem Gesetze unterziehen müssen, wie alle andern Weiber auch, wo ganz andere Vermögen aufzuweisen hätten. Die Gemeinde könne und werde nicht eintreten, sie hätte dem Massaverwalter nichts zu erlauben und nichts zu verbieten, das Gesetz spreche darüber deutlich, und wenn der Massaverwalter was wolle, so wisse er, an wen er sich zu wenden habe, sonst solle er nur das Gesetz lesen, in denen und denen Paragraphen stehe es deutlich, ein Kind könne es begreifen.

„U mih düecht de, sagte Eisi, das ging euch nüt a, u das söttet d'r begryfe. Wenn die Manne wei, su heit dir nüt d'rnah z'frage, dir syt nüt as e Schryberdiener, u noh, vo de mingere eine, u de noh lang nit dene Manne Vogt, u bruchet ihne nüt gah vorz'cheue, was si z'thue oder nit z'thue heige, die werde öppe, so Gott will, witziger sy, as daß si vom ene Ring manglete b'richtet z'werde." Unser Herr war,

wie gesagt, noch wohl jung, hatte noch keine Nase wie das Rhinoceros ein Horn, das bekanntlich nie roth wird und vor nichts erschrickt. Er ward böse, die Lust zum Aufbegehren fehlte ihm nicht, bloß das Courage dazu und vergessen hatte der Amtschreiber ihn zu instruiren, wo er allfällig aufzubegehren hätte, wo aber nicht; er sagte daher bloß: „Ih wott dene Manne gar nit bifehle, ih hah bloß g'seit was im G'setz ist, d'ruebe chönne si ja mache, was si gut finde, dry mischle ih mih nüt." — Selb wird d's Best sy, sagte Eisi, es düech ihn's, er hätt zu ihm selber g'nue z'luege, un d's G'satz werd ihn öppe weni agah. Wenn er schryb, was me ihm bifehl, su werd er öppe nah weni angerem meh z'frage hah. Da stach unsern Mann denn doch das Puntenöhri, die Amtsehre. „Verzeiht, Frau Wirthin, da seid ihr falsch daran, wir müssen das Gesetz kennen, und alles was wir machen, müssen wir nach dem Gesetz machen und eben auch dazu sehen, daß alles nach dem Gesetz geht." „Deppis Dumms e so, sagte Eisi, da wurd me de sellig schicke! U de düecht mih noh, wenn selb wär, su sottet dir de z'erst bi euch selber luege, daß es nahm G'satz gang, u daß de Lüte nit d's Halb meh g'heusche wird as recht isch u g'hudelt ganz Nächt, daß me z'letzt nit weiß, weles die größti Sau ist." „Frau Wirthin, sagte unser Männchen, was, mir heusche d's Halb meh as recht ist? das kann ich nicht so annehmen, das ist g'schulte, ih v'rmahne, ihr Manne." „Siebemal cheut ihr v'rmahne, we d'r weit, sagte Eisi, das den Rummel in solchen Sachen aus Erfahrung wohl kannte, aber ih hah nit g'seit, dir heuschet d's Halb z'viel. Was zum Tüfel wettet dir o z'heusche hah, so eine wie dir ist froh, wenn ihm niemere nüt heuscht, ihm nit us eme niedere Hus eine oder eini nah springt u d'Hang dar het."

Das stach, jetzt ward er wirklich zornig und sagte: „Was, es läuft mir aus jedem Haus jemand nach und heig z'heusche. Das ist nicht wahr, ich vermahne noch einmal."

„Putzit doch z'erst d'Ohre u tröchnet se, eh d'r v'rmahnit,

sagte Eisi, sust säge die Manne, dir syget ume e Stürmi u lache nech us. Ja lueget ume, es lächeret allsame, daß d'r da vom G'satz b'richte weit, un es eifalts Wybervölchli het ech am Haag, u weiß was d's G'satz erlaubt z'rede u was V'rmahne ist. Es düecht mih, mi sött am Amtschryber lah z'wüsse thue, wenn er ke Witzigere z'schicke heig, su sött er es angermal selber cho." Das sagte Eisi laut, was es aber im Hinausgehen brummte, daraus wußte man nichts zu machen.

Unser Herr fragte zwar rund um: „was seit si, was het si g'seit", aber alle sagten, si heig neuis brummlet, selb heige si g'hört, aber v'rstange, daß si öppis drus mache chönnte, selb heige si nit.

„Aber vorhin hat mich die unv'rschämte Frau gescholten, daraus wird doch wohl etwas zu machen sein, so kann ich das doch nicht annehmen", sagte er.

„Ih wett das lah g'rathe, sagte Einer. Es ist es Wybervolch, u dene isch sih nit viel z'achte, am beste chunt me mit ne furt, we me thut, als hätt me nit g'hört, was si g'seit hei. U de wurd me us dene Worte öppe nit emal viel chönne mache, si het nit g'seit, dir syget alle Lüte schuldig, bloß dir syget froh, we si euch nüt heusche, u nit daß dir z'viel heuschet, bloß ihr söttit z'erst bi euch luege, u das het gar es wyts Mul, daß nit z'viel g'heusche wurd. Das isch e schlimmi Frau, die chas eim säge, die chah eim ungere reke, daß me möcht nah Gott schreie, u d's Best isch doch, mi thüe nit emal d'rglyche, daß mes g'merkt heig."

„U doch e Dummi, sagte der erbitterte angehende Herr, sie kennt von keinen Gesetzen etwas und will in keine Ordnung sich fügen." „Was weit d'r, sagte der Schätzer, es ist es Wybervolch, u si heis mi armi Thüri alli so. Was het die de G'setze nahz'frage, die gange se nüt a. Si hei's mit em Zwänge, zwänge ist ihres G'satz, u was sie zwänge chönne, das ist recht. Da ist nüt angers z'mache, als d'r Mähre zum

Aug z'luege u se öppe im G'läus zu ebhah, nüt lah zwänge, as was me gern will, d'rnebe lah feuft grad sy."

„Es mahnt mih dra, sagte ein Ausgeschossener, üse G'richtsäß chenn d'Sach, het er öppe selber wohl e Handligi?"

„Ebe nit, antwortete dieser, gar e keni hah nih, drum chah nih am beste öppe e unpartheyische Meinig abgäh. E W'rhürathete darf nimme säge, wie's ihm ist. Er hets grad wie e Landjäger mit syn Regierungsstatthalter, gäb wie's ihm ist, muß er ne doch rühme."

Kurz, der junge Herr mußte seinen Zorn verwerchen, da war niemand, der ihm Hand bieten wollte, die Wirthin anzugreifen. Da erfuhr er's praktisch, daß er im G'satz nicht vollständig beschlagen sei, aber noch viel weniger in der Welt Läuf und Gäng. Es ist nicht bloß der Stärkere, sondern der Meister, welcher der Stärkere scheint, nicht im Recht und in der Gerechtigkeit, sondern in irgend einer irdischen Macht, im Geld, im Maul, in der Faust, in der Frechheit u. s. w. Der wird wohl Recht haben, denken die, wo schwache Gedanken haben, der dürfte sonst nicht so aufbegehren; der ist e Ruche, es ist besser, man komme dem nicht in Weg, denken die, welche die eigene Haut lieben; der hat's dem tüfels lustig g'macht, die muß me noh meh z'säme reise, denken die, welche Bosheit im Leibe haben und ihre Freude daran, wenn Menschen oder Hunde sich beißen. —

Und diese Läuf und Gäng findet man nicht etwa bloß unter den barfüßigen Gassenbuben und Mistauflesern, nicht bloß ein jung Schreiberlein, ohne Namen und ohne Klang, erfährt sie einer runzigen Wirthin gegenüber, die sind gäng und gäb in höheren Regionen, denn wo steht geschrieben, daß die Feingekleideten oder Hochbetitelten nicht noch unterm Balg den Gassenjungen bergen? Es wollen Viele ganz bestimmte Erfahrungen in diesem Kapitel gemacht haben. Den Kürzern ziehen zu müssen, wo man das Recht ganz bestimmt auf seiner Seite weiß, thut allerdings weh, indessen muß so Einer

denken, er sei noch nicht auf der Höhe der Zeit. Ein geschnäuzter, hochgestellter Mann hat jüngst an einem Orte, der sonst moralisch berühmt war, wo sich aber Spangrün angesetzt zu haben scheint, gesagt, das Wort „legal" sei ein relativer Begriff. Es war kein Jesuit, der das gesagt hat, sondern gerade das Gegentheil; — aber bekanntlich berühren die Extreme sich. Sei dem jedoch wie es wolle, Recht hatte er allweg, denn für relativ wird der Begriff „legal" wirklich gehalten an sehr vielen Orten und bei vielen Menschen, und besonders da wo Spangrün sich angesetzt hat an den Wänden und in den Herzen. Relativ legal handelt jeder Sauniggel, der Gunst hat, denn er wird nicht gestraft, sondern befördert, legal ist jede Ungerechtigkeit, jede Schlechtigkeit, jede Lüge, sobald sie entweder den Schutz der herrschenden Macht hat, oder von der herrschenden Macht selbst ausgeht. Gottlob, vor solchem relativen legalen Sauniggelthum schützt uns die Verfassung!

Aber eben auf dieser Höhe der Zeit war unsere liebe junge Seele nicht, begriff ihre Stellung nicht, die Klugheit der Andern nicht, sondern ward grimmig im Gemüthe und wälzte schwere Gedanken. So manchen Tag, dachte er, hätte er den Leuten gedient und ihnen gerathen, wenn sie am Haag gewesen, daß ihm selbst fast der Verstand darob ausgegangen, und jetzt am Ende diesen Dank davon! Aber warten die nur, denen wolle er es eintreiben, wenn er einmal z'Platzg komme, die dummen Kerls wüßten noch nicht, was so aus einem Schreiberlein es einmal geben könne. Einstweilen aber, bis er äußerlich was geworden, Gerichtspräsident oder gar Landammann, halte er es bei ihnen nicht aus, er wolle und müsse unter gebildete Leute, welche Bildung und Kenntnisse zu würdigen wüßten, hätte man einen Rock an, was für einen man wolle, eigene oder geliehene Hosen und sei man gewaschen oder nicht gewaschen. Unter solchen Leuten werde er seinen Weg machen, und solche Leute gebe es Gottlob, und je näher

er der Regierig sei, dest mehr Hoffnung sei für ihn, erkannt, hervorgezogen und gewürdigt zu werden. Er ward ordentlich beredt in seinem Zorn, doch wohl verstanden, bloß innerlich, nicht äußerlich, und wenn ein Anstand kam, so salbete er sein Gedankenrad mit Wein, bis es wieder in Schwung kam. Begreiflich hat aber auch die schönste Rede ein Ende und hintendrein ein Punktum. Als der junge Herr bis zu demselben gelangt war, stund er auf, griff nach dem abgestandenen Ridiküle der Frau Amtschreiberin, das nun in Staatsdienst übergegangen war, weil es privatim nicht mehr taugte, und packte ein alles was er laut Instruktion mitnehmen sollte. Auf die Mahnung, er solle nicht pressiren, er komme noch immer heim, gab er keine Antwort, sondern nahm kurz Abschied, wie es jungen empfindlichen, schönen Gemüthern eigen ist, und Eisi übersah er ganz.

Aber Eisi war eine Weltfrau, wie bekannt, konnte sich fassen. Zudem giebt das Siegsgefühl zuweilen den Anstrich von Gutmüthigkeit. „He, he, sagte es, als der junge Herr ohne Abschied von dannen wollte, so wei m'r doch nit vo ne nangere, das wär sih doch d'r werth, taub z'sy über en angere wege es paar Wörtlene. Seh chömit, m'r wei noh G'sundheit mache, ih hah da noh e Maaß bessere brunge, we si m'r scho alle v'rmacht u v'rsiegelt hei! Seh chömit u thüt B'scheid un es angersmal redet ame ne arme Wittfraueli z'best u nit z'böst, sust geits nit gut i d'r Welt u dir werdit doch nit ener Lebtig ume so e Schryberdiener welle blybe." Er mußte Bescheid thun, er mochte wollen oder nicht, aber den Groll vergaß er darob nicht, nichts verletzt solche Gemüther giftiger, als eine Ueberlegenheit, die Einem entgegentritt, wo man seiner Stellung nach sich überlegen glaubt, eine Ueberlegenheit, die man legal zu überwältigen keine Kraft in sich hat.

Sobald er aus dem Hause war, glimmte der Zorn auf und jeder Schritt, den er that, blies ihn stärker an. Nun

war er zornig über sich selbst, daß er der dummen hochmüthigen Frau nicht ernstlich die Kutteln gewaschen und ihren gelben geschwefelten Wein, wo ihm ganz wunderlich mache, ins Gesicht geschüttet hätte. — Es dünkte ihn je länger je mehr, es werde ihm ganz schlimm, und wenn er nicht was mache, so hätte er vielleicht morgen Kopfweh und wie dann das wichtige Geschäft, die Erstlinge seiner Weisheit, ins Reine bringen? Wenn er vielleicht noch was nehmen würde, so würde ihm das wieder wohl machen, fiel ihm ein. Erst dachte er an kaltes Wasser, aber das mache gerne den Husten und b'sunderbar im Winter und so ins Laufen hinein, sagte er sich. Deppis muß doch sein, dachte er, aber während dem Werweisen war er bei mehreren Wirthschaften vorbeigekommen und er kannte keine mehr als die wo Anneli Süßlächt Schenkkönigin war. Dem Säumeitschi thät er's nit z'Gfalle, dachte er, es könnte sonst gar meinen, er käme seinetwegen; aber wunder nähmte es ihn doch, was es für ein Gesicht machen würde, ob es ihm vielleicht nicht leid sei, daß es grob und mutz mit ihm gewesen, er brauche sich ja seiner auch nicht zu achten, und schnauzen werde er zuletzt auch können, wenn es sein müsse; ja gerade, wenn er gehe, zeige er, daß ihm so an einer Gäxnase nichts gelegen sei. Die Logik war nicht schlecht, wie überhaupt die meisten Menschen stark in der natürlichen Logik sind, d. h. mit bündigen Schlüssen beweisen können, daß sie gerade das um der Vernunft oder um der Religion willen thun müssen, wozu sie eben am besten aufgelegt sind oder durch fleischliche Lüste getrieben werden. Diese Logik ist nicht bloß gut, sondern sie trägt zumeist auch den Sieg davon, was sie bewiesen hat, das führt sie auch aus; so that sie auch bei unserm jungen Herrn, wie sich auch der alte dreitägige Groll gegen sie auflehnen mochte. Ja er entschloß sich, z'grob machen wolle er es nicht, er bigehre öppe nicht, daß es öppe z'teuf gryf, u so bi me ne Meitschi chönn me nie wüsse; er heig scho mängisch g'hört, so Meitscheni syge gar zarti Wese,

obschon me d'r Amtschrybere u d'r donstigs Wirthi nit ag'seh sött, daß das o zarti Meitscheni gsy wäre.

So trat der junge Herr in Gedanken wohlgerüstet ein. Er sah zu seinem Schrecken accurat die gleichen Majestäten da wie das vorige Mal, und b'sunderbar alert und lustig Anneli Süßlächt unter ihnen herumschwirren und gugeln mit ihnen. Das verletzte ihn schon, indessen faßte er sich, trat näher, und ohne Gruß sagte er: er möchte einen halben Schoppen und für einen halben Batzen Zuckerwasser. Anneli wandte sich schnippisch und spöttisch ihm zu und sagte: „Deppis Dumms e so: Ih hah myr Lebtig noh niemere für e halb Batze Zuckerwasser gäh!" Aber er wolle drum grad für esövel, meh mach ihm nit wohl, antwortete unser Herr. „He mira, sagte Anneli, mi chahs mache, aber öppe z'tüfels süß wird's nit sy." Als es die Sachen brachte, sah es die Majestäten spotten und lachen, und wenn man Beifall weiß, so juckt es Einem gerne zu einem Witz. „Da habt ihr aber das schöne Säckli bei euch, was tusigs heit ihr geng mit eme Säckli des ume z'laufe, traget d'r öppe d'r Frau Amtschrybere d'Eier z'säme", frug das schnippische Anneli und rieb, vor ihm stehend, rüstig die Hände. „Nei, Jumpfer Süßlächt, sagte er, zornig zum Zerspringen, das schickte sich besser für euch als für mich, dir würdet ech o besser druf verstah als ich." „Das wär noh d'Frag, sagte Anneli, u de we dirs nit v'rstundet, so wurd ech die öppe scho b'richte, die söll ech neue brav i d'r Kur hah, heißt's?" Was nit i sys Fach g'höre, sagte er, da lay er sih nit b'richte und er heig wichtigere G'schäft als so. „He nu so de, mira", sagte Anneli kaltblütig und wandte sich kaltblütig den Majestäten zu.

Es wollte unserm jungen Herrn fast den Kopf oben absprengen vor Zorn, davon nahm Anneli keine Notiz, es schäkerte und lachte, und, wie er Ursache hatte zu meinen, über ihn. Er trank sehr langsam, weil er hoffte, Anneli werde in seine Nähe kommen, dann wollte er ihm was verflurt uver-

schants sagen, das es sein Lebtag in der Nase hätte; er sann stark darüber nach, allein, weil es nie kam, so hinderte ihn die Täubi am Denken. Endlich ging's ihm doch zu lang, er frug was er schuldig sei; aber zweimal mußte er fragen, ehe Anneli es einmal hörte, endlich antwortete es ihm, aber nur so über die Achsel, aus der Mitte der Stube, dieweilen es eben mit einer Majestät sprach. So mußte der Arme gehen, ehe er was recht uv'rschants ersinnet und angebracht hatte, und bereute bitterlich die Logik, welche ihn hieher gebracht und die zwei Batzen, welche er verthan hatte, u hell z'Unnutz, denn das heig ihm du erst nit wohl gemacht.

Ume eis syg, das ne tröfti, dem Täschli heig er eis g'längt, es heig lang dra g'worget, er heigs wohl g'merkt, wenn's scho nüt derglyche thah heig. Nei, Jungfer Süßlächt, heig er ihm g'seit, das schickti sih besser für euch as für mih. Ume schad sygs, daß er ihm das nit heig chönne säge, wo er heig welle ersinne, das wär noh viel v'rflüchter gsy.

Zwölftes Kapitel.

Wie Eisi auf das Benefizium das Krapel kriegt und zu interessanten Aufschlüssen kömmt.

Das Benefizium-Inventarii lief also und der Amtschreiber schrieb Briefe so viel er konnte, das Stück zu vier Bz. Doch war er ärgerlich, dieser Posten gab bei weitem nicht aus wie man hätte erwarten sollen, dieweil eben im Hausbuch nicht viel aufgeschrieben war, und gar oft die Namen der Betreffenden unkenntlich; ein ärgeres donstigs Hudelbuch sei ihm sein Lebtag nicht unter die Finger gekommen, sagte er.

Eisi lebte während dem Verlauf nicht übel. Die Siegel wurden freilich nicht abgenommen, aber eben besonders scharf

war der Massaverwalter nicht.. Den Wein, den er ihm zumaß, mußte es ungefähr im Ankaufspreis bezahlen, beim Verwirthen blieb ihm also immer ein Stück Geld in der Hand. Im Nothfall kannte es in den Fässern Zügeli, an die der Massaverwalter nicht dachte, von denen er wahrscheinlich nichts wußte. Was ihn's am täubsten machte, das waren die Gumene, über die ließ es lange Zylete ab, daß man ordentlich Angst kriegte, es hänge alles aneinander, es könne nicht mehr anfhören, bis es ersticke. Von den vielen, die sonst zu ihnen gekommen waren, zeigte sich selten einer mehr in seinem Hause. Dagegen hatte es den Zorn, sie in der Speisewirthschaft vorfahren zu sehen, mußte sehen, wie die Wirthin sie freundlich und zärtlich empfing und manchmal nach Stunden erst und dann noch zärtlicher und freundlicher verabschiedete. Das konnte es fast nicht vertragen, es dünkte ihn's manchmal, es müsse erworgen. Das wären jetzt die Herrchen, die so schön gethan hätten, so treuherzig, als ob es ihnen nicht ums Geld sei, sondern nur um ihre Freundschaft, als ob Steffen, und absonderlich Eisi, ihnen die liebsten Leute seien auf dem ganzen Erdboden. Das waren die, denen Eisi so gut aufgewartet, von welchen es so wenig gefordert hatte, die manchmal so gnietig wurden nach Mitternacht, sürfelten und stürmten und doch nicht zu Bette wollten, denen es so oft mit Kamillenthee helfen mußte, oder mit einer sauren Leber den sturmen Kopf und schlechten Magen doktern. Die alle fuhren vorbei und sahen nicht einmal hin, thaten drüben schön — die — und Titel kamen dann aus Eisi's Mund, so lang und saftig, fast wie Bandwürmer.

Und wenn zuweilen auch Einer sich bei ihm zeigte, so that er so fremd und unheimlich, hatte weder Ruhe noch Bleiben, that als ob er krätzig wäre oder gestohlen hätte, fragte wunderliche Sachen, und wenn Eisi ihn fragte, warum er den bestellten Wein nicht sende, so hatte er Ausreden, und wenn es ihm vortrug, was sie ihm etwa noch schuldig sein

möchten, das solle er nicht angeben, es wolle ihn nach und nach bezahlen, es solle ihm nicht fehlen, so brummelte er verblümte Redensarten, aus denen Eisi wenig machen konnte — die Weltschen sagten sogar: **oui, oui Madame, n'ayez pas peur.** Dann machten sie sich nach einem flüchtigen Viertelstündchen und einem lumpichten Halbschoppen fort und wohin? — hinüber in die Speisewirthschaft, saßen dort Stundenlang und verhandelten es wahrscheinlich und lachten es aus. Wenn das nicht ist für einer Frau das Herz abzudrücken, so weiß ich nichts mehr, das gut wäre dafür. Andere Freunde machten es ähnlich; solche, die sonst da gesessen hatten bis nach Mitternacht, alle Tage, zeigten sich selten mehr, kaum einmal in der Woche, und die, welche in der letzten Nacht mit Steffen gespielt hatten bis nach Mitternacht, die sah man, wenn's dunkel war, nie mehr in diesem Hause, hie und da trank einer derselben rasch einen halben Schoppen bei Eisi, aber selten.

Was das für ein Leben, für ein Dabeisein ist, und namentlich für eine Frau, und zwar für eine hochmüthige, hoffährtige, heißblütige, wenn sie nicht bloß sehen muß, wie die Leute sich von ihr wenden, sondern wenn sie sehen muß, wie sie gegenüber bei ihrer Todfeindin einkehren, dort sitzen und bleiben, einen lieben langen Abend durch, während es öde und einsam bleibt im eigenen Hause.

Was das für ein heißes, bitteres Sitzen ist, einen lieben langen Abend durch, in weiter öder Gaststube, alleine mit seinem Zorn, seinem Groll, drüben aber, in des Feindes Haus, erleuchtete Fenster und hinter denselben ein bunt Gewimmel. Was da für Gedanken auf- und niedersteigen müssen, von fünf bis zehn Uhr, einen langen Winterabend durch, beim düstern Schimmer einer verglimmenden mageren Kerze! Das sind nicht Engel, welche aus offenem Himmel auf- und niedersteigen, das sind schwarze, trübe Schatten, welche an der Seele vorüberstreichen, Gespenster, die durchs öde, schwarze

Moor schweben, ein Grauen der Wanderer. Was so ein arm verlassen und doch hoffährtig und hochmüthig Weib alles sinnen muß in öder Einsamkeit, wie da Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft sich durcheinanderschlingen, dreien Schlangen gleich, die grausig durcheinander gewunden, sich ringeln um einen zuckenden Menschenleib und dreiköpfig ihm ins Auge züngeln. Wie es da vor ihm aufsteigt, was alles da gewesen, und wie schön es gegangen, und wie viel Gutes man dem erwiesen, und wie viel Geduld jenem, und wie die es jetzt machten, wie sie jetzt noch Freude hätten, mit den ärgsten Feinden zusammenzuspielen, und was sie Einem noch alles thun würden, wenn sie könnten, und wie daran niemand schuld sei als der Mann, der gestorben! Der sei ein Löhl gewesen, hätte sie da hinein gewerchet, allen Leuten geglaubt, nur der Frau nicht. Aber warten die nur, es komme auch eine Zeit, wo man denen daran denken, es eintreiben wolle, daß sie daran zu denken hätten ihr Lebenlang. Und bei diesen bestimmtern Gedanken dann, doch einem formlosen Nebel gleich, einer schwarzen einförmigen Wolkendecke, ein düster Bangen, wie es kommen werde, ob man durchschlagen könne durch die vermeintlichen Feinde, oder ob man z'Boden müsse, ungerecht, durch Uebermacht und Spitzbüberei bezwungen.

Das alles sind heiße brennende Gedanken, züngelnde Schlangenzungen, ein Verzehren in Rachsucht und Zorn, eine geistige Höllenpein. Von der eigentlichen Reue, der Einkehr in sich selbst, dem Erkennen der eigenen Schuld, dem tiefen Weh über sein eigen Wesen, ist dabei keine Spur, darum ist auch kein rechter Trost da, bloß ein öder, in die Luft gebauter, der auf Hoffnungen der Rache ruht, da ist kein Erheben des neuen Menschen aus dem von Thränen der Reue erweichten und befruchteten Seelengrund, da ist nichts als ein verzweifelnd Umsichschlagen eines Geschöpfes, das in den letzten Zügen liegt, das blind nach dem Aste schlägt, an dem es sich retten könnte aus dem gähnenden Abgrunde, wenn es ihn

ergreifen würde, statt nach ihm zu schlagen. Man denke sich nun einen solchen heißen, glühenden Gedankenstrom, einem glühenden Lavaflusse vergleichbar, der alle Tage zur nämlichen Stunde heraufrauscht, brennend und sprühend durch die Seele strömt, oft erst in den ersten Morgenstrahlen verglüht, man denke, wie tief der sein Bette sich ausbrennt, wie dürre die Seele werden muß, wie glühend die geistige Höllenpein.

Wenn dann schon zuweilen ein paar Schnapsbrüder kamen und an einem halben Schoppen Herdöpfler einige Stunden lurggeten, so war das nur Oel ins Feuer, und heißer und mächtiger rauschte der feurige Strom durch Eisi's Seele. Die verthaten in vier Stunden vielleicht vier Batzen, an den vier Batzen hatte es keinen Batzen Profit und dabei fast für so viel Licht gebraucht, das war seine Herrlichkeit, vielleicht einen Kreuzer Gewinn selben Abend und drüben glänzten zwei, vielleicht sechs Lichter und hinter denselben war ein bunt Gewimmel!

Wenn gar niemand da war, dann kam wohl Anne Liseli hinein, schmiegte an die Mutter sich und sagte endlich: „Ach, Müetti, es ist m'r wieder so angst ume Aetti, weiß nit warum, aber fast all Abe chunts mih a, daß ih nüt möcht as bete u briegge. Müetti, wettisch m'r nit helfe für en Aetti bete, d'Angst v'rgeit m'r de, u wenn ih de schlafe, su düecht mih de geng, ih g'hör d'Engeli singe im Himmel, o Müetti, so schön, so schön, ih chah albez nit g'nue lose." Gewöhnlich weigerte Eisi sich anfänglich, wie heiß seine Gedanken auch brannten, an das Feuer hatte es sich gewohnt, es löschte es nicht einmal gerne aus, und immer noch war's ihm, als ob jemand das Beten ihm wehre, als ob ihm die Worte im Halse anschwellten, als ob es sich schämen müßte, es wußte freilich nicht vor wem. — „Gang m'r jetzt, chär m'r nit, erst vorgester hah d'r ja g'hulfe, schwyg m'r jetz. Anne Bäbi söll, g'hörst, ih wott nit, wotsch jetz oder wotsch nit, oder soll d'r d's F.. erhaue?" Aber Anne Liseli setzte nicht ab, es sagte,

Anne Bäbi sei nicht da, es flattirte der Mutter, der ja niemand mehr flattirte als ihr Anne Liseli, und wem thäte flattiren nicht wohl? Sie söll ume afe lose, äs well afah u säge was es chönn. Und hatte Anne Liseli es so weit gebracht, so wußte es wohl, die Mutter betete zuletzt auch, und wenn auch die ersten Worte kamen wie einzelne Regentropfen nach langer Tröckene, langsam, eins lange nach dem andern, sie kamen am Ende doch alle und wirklich rascher und geläufiger und manchmal nicht einmal alle im gleichen Tone, sondern es war zuweilen wirklich, als ob Eisi in das eine oder andere Wort etwas gelegt hätte, das in den andern nicht war. Und nicht bloß das, es ward dabei Eisi wirklich wohler, es war ihm, als versiege der heiße Strom beim Quellen des Gebetes, es ward ihm milder und linder ums Herz, es wechselte freundliche Worte mit Anne Liseli und sah drüben die hellen Fenster nicht. Ja, es war ihm manchmal, als rinne ihm was die Backen ab, als werde es ihm innerlich ganz wunderlich; dann gab es wohl Anne Liseli ein Müntschi und frug ihn's: „Mast öppe es Bitzli Wurst un es Tröpfli Wy, su sägs, d'rnah will dih de is Bett thue, wenn Anne Bäbi nit da isch." Und wenn das Kind dann zu Bette war und Eisi fort wollte, und Anne Liseli sagte: „wart noh, Müetti, noh bete", so wartete Eisi, betete nach, seufzte wohl dabei, und wenn ihm Steffen derweilen in Sinn kam, so war doch kein Groll bei dem Gedanken an ihn. Kinder werden als Heiden geboren, sie müssen vor etwas Sichtbarem beten, d. h. ein wirklich Wesen muß ihnen gleichsam zu Handen des unsichtbaren Gottes ihr Gebet abnehmen. Sagt man ihnen später, wenn der Leib gewachsen, diese Culturstufe aber geistig nicht überwunden, verklärt ist: „Bist jetzt afe groß, chast selber bete, wenn ih scho nit geng d'rby bi", so hört das Beten auf; sie wissen nicht, was beten abtragen sollte, hört es doch niemand mehr! Daß der innere Mensch nicht im gleichen Verhältniß wie der äußere wächst, wird allezeit ver-

gessen, wird ja doch auch immer und immer vergessen, daß Kenntnisse nicht Bildung sind, daß industrielles Streben an sich kein christliches ist, daß in der Ausbeutung der Erde man das Himmelreich nicht findet, daß die dem Menschen verheißene Krone nicht dem wird, der Herr der Elemente, sondern der Herr seiner selbst wird, nicht dem, der die Gesetze erkennt, welche Gott in die Welt gelegt, sondern dem, der die Gesetze erkennt und faßt, nach denen die Seele der Menschen zur Seligkeit kömmt.

Wenn aber endlich Anne Liseli verstummte, seine Aeugelein sich schlossen, die Engelein niederstiegen vor seine Seele, himmlische Lieder sangen und mit Wonne sie füllten, und Eisi ging wieder in die vordere Stube, sah drüben die hellen Fenster, dahinter das bunte Gewimmel, dann siedete neu auf der heiße, versengende Strom und jeder lebendige Keim, der sich geregt hatte in seiner Seele, verwandelte sich in einen feurigen Springbrunnen, und es düechte Eisi, es wohle ihm nimmer, bis es einmal hinüber gehe, Allen wüst sage nach Herzenslust und die d— Täsche unter den Tisch schlage, daß sie vierzehn Tage lang nit meh füre mög. Wenn dann die in der Gaststube hängende Schwarzwälder Uhr Stunde um Stunde schlug und endlich die zehnte, drüben es immer heller ward, statt dunkler, darob die eilfte Stunde schlug, endlich die zwölfte, ohne daß der Glanz drüben viel trüber wurde, was da Eisi verwerchen mußte! kaum glüht der Ofen in einer Eisenschmelze heißer, als der Zorn glühte in Eisi's Brust, und je heißer er ward, desto fester war es gebannt in seine vordere Stube, fast wie ein Geist, der was hüten muß und erst zur Ruhe darf, wenn der Hahn kräht. Es mußte die Fenster drüben hüten, bis der letzte Gast entwichen, bis das letzte Licht verlöscht war. Aber wie zornig derweilen die feurigen Wellen durch seine Seele rollten, das faßt niemand als ein eifersüchtig Weib.

So einer gehe alles an, aber man wisse warum; in ehr-

lichen Häusern herrsche das Gesetz, um zehn Uhr müsse Feierabend sein, aber bei so einer dolders Täsche liege Alles unter einer Decke, darunter könne sie machen was sie wolle. Das sei afe e Ornig, wes so chöm, de gut Nacht! Aber mi wüß warum, we me glaub, es syg ame Ort e rechte Ma, su mach e selligi Täsche ihm Dreck i. d'Auge, daß er am heiter helle Tag nüt meh g'sech, v'rschwyge um Mittinacht. Wohl, sie hätten es so treiben sollen, me hätt ne wurde! Das gute Eisi vergaß, daß sie in ihrer Glanzzeit ebenfalls gemacht hatten, was sie konnten, daß sie ebenfalls diesem oder jenem Sand in die Augen gestreut und grüslich aufbegehrt hatten, wenn zur Selteni Einer sie in Verlegenheit gebracht hatte; in Kosten kann man kaum sagen, denn Bußen derhalb waren nicht der Rede werth, und wenn die zweite acht Fr. betragen hatte, so kostete die dritte vielleicht nicht mehr als einige gute Flaschen, dieweil die Anzeige nicht begründet gewesen. Und wie sie dann gelacht, den Anzeiger ausgespottet, gerühmt hatten, daß es doch noch vernünftigere und besser meinende Leute gebe, als solche Spitzbuben, welche nur darauf ausgingen, die Leute ins Unglück zu bringen. Es ist sehr merkwürdig, zu welcher Tiefe die Achtung vor den Gesetzen gesunken ist an vielen unnennbaren Orten. Gesetze seien nichts als e donners Zwang, ein verfluchter Hemmschuh persönlicher Freiheit, laut welcher jeder machen könne, was er wolle, so sieht man die Gesetze an. Wer Uebertretungen der Gesetze anzeigt, ist ein Unglücksmacher, so nennt man ihn, als solchen verfolgt man ihn. Wer die Anzeigen zu berücksichtigen, die Uebertretungen zu strafen hätte, muß denken, er müsse nach der herrschenden Meinung sich richten, die Meinung des Volkes ehren, die Majorität, die Freiheit, den Unglücksmachern den Marsch machen und lange Nasen, wo es möglich sei. Das ist prächtig so, das ist herrlich, ganz dem Zeitgeist angemessen; so urtheilt man eben an jenen unnennbaren Orten. Diese Ansicht führt aber in ein unnennbares Elend hinein, und namentlich

in das, daß jede Regierung an diesen unnennbaren Orten auf faulen Füßen steht, und auch bei schwachen Windstößen überpurzelt. Das müssen auch die Glieder solcher Regierung fühlen, sie zappeln erbärmlich beim leisesten Zephir, suchen die Segel zu richten und drehen die Mäntel, hilft aber all nichts. Und wenn es auch hülfe, was hülfe es ihnen? Was hülfe es ihnen, wenn sie die Menschengunst erniederträchtigen könnten bis ins Grab, durch den Verrath der Gesetze Gottes? Im Grabe faßt sie dann ein Anderer, der immer der Gleiche ist und sich nicht verrathen läßt.

An dieses Auslachen, wenn den Unglücksmachern Nasen gedreht wurden, an den Jubel, daß man nicht mehr so in verfluchter Tyrannei sei, dachte Eisi nicht mehr, das hatte es rein vergessen, es hatte mit veränderter Lage ganz andere Ansichten gekriegt, hatte seine Grundsätze geläutert, und zwar ohne daß es es wußte, es hätte, wenn es geistlich gesinnt, d. h. in geistlichen Redensarten geübt gewesen wäre, sagen können, der Herr gebe es den Seinen im Schlaf. So redete aber Eisi nicht, sondern es fluchte jämmerlich in sich selbst hinein, oder an die kalten Scheiben, über alle dabei Betheiligten und verschwor sich bei allem Heiligen, bei einer solchen Hudelordnig, wo d'Hure Küng syge, u 's Lumpepack Meister, chönns nit gah, da chöm z'letzt d'r Tüfel u nähm die ganze Pastete.

Wenn dann endlich drüben die Lichter erloschen, so suchte Eisi wohl sein Bett, aber Ruhe fand es selten, es sei denn, daß es sein eigener Gast gewesen; doch dieses war nicht Regel. Eisi lebte gerne gut, aber apart trinken, dazu hatte es den Hang, die Anlage nicht, wenn es sie gehabt hätte, so hätte es ihr begreiflich nicht widerstanden. Aber wie soll Ruhe über den Leib kommen, wenn die Seele in Aufruhr ist, daß ihre Ufer, der ganze Leib, erzittern.

So verwerchete Eisi einige Wochen, ohne daß es viel an's Benefizium dachte, außer in so weit, daß es dessen Ende

herbeiwünschte, weil es seine Einsamkeit nur demselben zu schrieb und den Lügen der Täsche drüben, die, wie zuweilen ein Weib, das verstohlen sich bei Eisi einschlich, aussagte, nichts Anderes b'richtete, als wie es einen grusamen Geltstag geben und an denen Hoffahrts Narre ein Sündengeld verloren gehen werde. Das regte Eisi's Zorn allemal neu auf. Es hatte sich anfänglich wohl erkundigt, wie es stehe mit dem Benefizi, aber gehört, es sei nichts eingegangen, das neuis d'r werth sei. Da sehe man, hatte es gesagt, wie man es in ungerechtem Verdacht gehabt, es wolle verheimlichen. Wenn die Leute was zu fordern hätten, so hätte ja jeder der erste sein, keiner warten wollen bis zuletzt, wo er ja g'riskirt hätt, nüt meh z'übercho. Es nahms wohl zuweilen wunder, ob dieser oder jener, dem es angehalten, er solle nicht eingeben, ob der, welcher gesagt hätte, „n'ayez pas peur, Madame," sein Versprechen gehalten oder nicht. Indessen hätte es sich doch nicht dafür gehalten, daß es hätte fragen lassen, oder gar selbst zu fragen gegangen wäre. Die würden schön lachen, dachte es, und meinen wie angst ihm sei, und es stehe selbst im Glauben, d'Sach überhey. O jere nei, die Schreiberleni müßten es nicht auslachen oder gar abputzen, es mög d'r Sach wohl erwarte. Luege si nume zu, was sie mache.

Da kam eines Abends, als Eisi abermals einen Zorn verwerchete ohne Gleichen, denn nicht weniger als zwei Weingumene und einen Weinherrn wußte es drüben, und keiner setzte einen Fuß zu ihm, kam die gedachte wohlmeinende Frau geschlichen, die allenthalben obenauf war wie ein Pantoffelzapfen. Sie wußte unter dem Scheine der Gutmeinenheit den Leuten Sachen zu sagen, die ihnen fast übel machten, so wie man die greulichsten Wurmmittel z. B. den Kindern einhüllt in süße Latwerge. „Du guti Frau, sagte diese zu Eisi, bist aber eleini, du chahst mih doch afe dure, wie ung'wahns muß d'r doch das sy, albez so viel Lüt u jetz niemere." „He, nu, es geit so i d'r Welt, si kehrt sih, seit me." „U z'letscht,

wes noh so blieb wie's jetzt wär, su wär's d'r noh z'gönne, aber ih hah hüt e Ton g'hört, du chahst mih doch afe dure, du armi Frau, was de bist." „Das wird aber neuis Dumms sy vo d'r Blättere, e v'rfluchti Lugi, wo si erheit un erloge het. Seh, füre mit. Einist muß es doch sy, g'seh nih wohl, daß ih der Herreschleipfe d'Haar usem Gring schryße u er e Zäng ache schlah, daß si se i de Schuhne muß suche. Seh füre mit, Trini." „Darf wäger schier nit, los Frau, du durist mih viel z'fast. U de mein de nit öppe, i heigs vo dere däne. B'hütis, die redt nüt mit mir, u we si scho wett, su wett ih nit, meh weder es Jahr hei m'r enangere nit emal meh gute Tag g'seit uf d'r Gaß. Sie hasset mih gar grusam, si mah's nit erlyde, wes neuere gut mit dir meint." „Seh, stürm m'r nit e halbi Nacht, wie der Sigrist zu W., wo ner het welle lere lüte; säg was ist's, su weiß ihs einist." „Lue, Wirthi, ih sött schwyge, vo wege, wes de nit wär, su macht es d'r ume z'leerem V'rdruß, u mügli ischs, daß es nüt a d'r Sach isch, vo wege, es chunt vo dere däne, aber mir het si's nit g'seit." „Wie weisch es de?" fragte Eisi schnauzig. „He, wie weiß ihs. Dä halb Tag, he es isch grad gsy, wo si mit der Kuppele Säu da dure g'fahre sy, bi nih zum Bach u hah neuis welle schwänkche, su chunt grad Säbel Grits Nähyere v'rby u het neuis ungerem Fürte. Ih traue es syg e Halbi Brönz gsy, si säge geng, si nähms so v'rflucht gern, daß sie mängist längs Stück ihres Fürte un es Hemli, oder was si uf d'r Schoos heig, z'säme nähy, daß mes fast nit meh vo ne nangere mache chönn. Si säge, daß si für d'ß Tüfels G'walt ihri Nase heig welle a nes Göller schnürpfe oder süst a neuis. Si schleipft e Schuhmacher des ume, u ganz halb Tage söll er bi re hocke, säge d'Lehrmeitscheni, dä wird er e d's Geld gäh hah, für gah e Halbi z'reiche. Die geit v'rby u stellt sih bi m'r. M'r rede sust nüt mit enangere, m'r hasse enangere, du weißt, wie si m'r's einist g'macht het i d'r Chile, wo si i üse Bank borzet isch für d's

Tüfels G'walt u z'vorderist abg'hocket, un ihres G'schirr ychedrückt het, as wär's e Ysewegge, un nme wil si es neus Tschöpli aghah het, u se d'Bube recht hätte solle g'schaue. Ja wolle, die schwarzi Gränne, si het m'r fast Plätze abdrückt z'selbist, vo wege, ih bi eigetlig z'vorderist g'hocket gsy, du weißt, u sider hasse m'r e nangere. Wo die sih du stellt, denke ih, was wott die, daß die wieder wott afah rede. U wo nih du ufluege, g'seh nih du, daß si neuis ungerem Fürte het, un es isch m'r grad z'Sinn cho was, u hah du däycht, si syg öppe hie gsy, u heig ihri Sach bi dir g'reicht u du heigist er e neuis für mih g'seit, we si mih öppe g'seh sött, u hah B'scheid u Antwort gäh, wo si g'fragt het: machst's suber? Ih sött, hah nih g'seit. Bist neue us gsy, Grit, hah nih du g'seit. Ha neuis müße reiche, hets du g'seit. Wirst bi Steffes Eisi gsy sy, hah nih du g'seit, ist's z'weg? Nei, ih bi bi disere gsy, mi macht's dert geng d's Halb besser, seit das Täschli. U wie ih ihm du druf wott diene, wie's sih g'hört het, seits du: ja, u was die m'r g'seit het, weißt's o? nei aber, wie nih g'lost hah, hahs zwar geng denkt, das chöm e so, u hahs o mängist g'seit zu myne Lüte, seit die schwarzi Gränne. Weiß aparti nüt, hah nih du g'seit. Hätt gern g'seit, weder was all Lüt säge, daß die, wo ihm d's Brönz gäh heig, i alle Lüte Mülere syg wege ihrem G'schleipf." „Warum hest's nit g'seit?" fragte Eisi. „Hätt nit möge z'Platzg cho", antwortete Trini. „Das wär d'r Tüfel, wes d'r Aerst gsy wär", antwortete Eisi. „Los, wäger nit, u fußwarms hätt die Täsche 's ume g'seit u däych, mys Aettis Bruders Sohn hechlet dert. Aber los jitz, was es du seit, aber wäger ih darf d'r's fast nit säge. Denk, was ih v'rnoh hah, seit du die Täsche, d'Wirthi het m'r's g'seit. Jetzt sygs am Tag, wie's dem Hoffahrtsnarr dert äne, wo se geng am Fenster usgrännet heig, gang, die chönn jetz d's Säckli näh u d'r Gottswille gah heusche. Da chönn me doch noh g'seh, daß e g'rechte Gott im Himmel syg. Es geb

e Geltstag, vo de grüslichste eine, viel, viel tusig Pfung syge z'weni. Wo das Täschli das seit, ist m'r du d's Für dure Gring g'schosse u du säge nih, das syg erheit un erloge. Wes wär, su müßt ihs doch o wüße. Es gange ja keuer Schulde y, hah nih du g'seit. Da lachet du das Mönsch, o ih bi so taubs worde, ih hätt ihm möge a G'ring schieße, u seit du, du bist, schynts, lätz b'richtet, oder thust ume d'rglyche. Ja, im Afang syg weni ygange, d'Lüt heige dänkt, si welle mit d'r Sach nit pressire, es syg z'letzt noh früh g'nue. Wer's nit chent, wie's d'Lüt mache, hätt chönne glaube, d'Sach wär nit sövli bös. Aber die letzte drei Tag, du wohl, du syg es du cho, es syg e schrökligi Sach gsy, si heige d'Post bal nit möge g'führe, so syge Briefe cho im üse (Weltschland) un d'Amtschryberei syg geng g'stocket voll Lüt gsy, d'r G'richtschryber heig sih geng hinger enangere v'rflucht, so heig er's nie erlebt, u wenn das noh länger währe sött, su lief er furt, daß ne ke Hung meh g'sächt, vo wege, lebig g'stieng er's nit länger us. Un hüt oder morn erst gang's us, aber es syg scho gester so grüslig viel gsy, daß, wo si's heige welle z'säme rechne, längs Stück 's keine chönne heig. Wohl, du isch's m'r du nimme z'helfe gsy, jetz sölls schwyge, hah nih ihm du g'seit, sust chöms de usufer da dänne, ih well's lere, so gah z'lüge u d'Lüt verlümde, ja wolle. Du seits du, es lüg nit, es heigs nit ersinnet, si dinne heigs g'seit, die heigs selber g'seh, u nit menge Tag werde's d'Kilcher u d'Märitlüt b'richte. So hets g'seit u geit du u laht mih am Bach stah wie ne Mulaff, u wo nih du endlig d's Mul wieder z'säme bringe chah un ihm o so recht vaterländisch wüst säge wott, su isch es du scho wyt e weg gsy. Jetz hah nih dänkt, ih well d'r's cho säge, damit du g'sehyst, wie wüst u lugethaft d'Lüt afe sy, u wed öppe e Ton g'hörist d'rwo, de grad wüssist, us welem Loch er chunt. A der Sach wird nüt sy, natürlich, oder hest du öppe neuis vernoh?" frug Trini, und machte ganz spitzige Augen zu der Frage.

In Eisi stritten Zorn und Angst und schnürten ihm den Hals zusammen, aber der Zorn überwand die Angst, der Unglaube an seine Zustände, welchen der Hochmuth ihm eingeredet hatte, der war noch nicht erschüttert. Es sollte niemand von ihm reden, was es selbst nicht glaubte; es wäre alsobald hinüber gestürzt und hätte dem Tüfel vo Lugnere d'Zäng hingere g'schlage, daß sie se in den Schuhnen hätte müße z'säme lese, wenn Trini ihm nicht in Weg gestanden, d'r Tusig Gottswille angehalten hätte, es solle doch ja das nicht machen, es chöm zwüsche yche u müß sih de etgelte, u sys Vaters Bruders Sohn. U de söll es ne doch däne d'Freud nit mache, es syge Gumene däne und angers Herre G'schmäus noh meh, u die hätti die größti Freud daran, we zweu Wyber enangere o so recht rupfte u z'letscht hätte si's de noh mit diesere, u we de Alles wider ihn's syg, was es de mache wett? Es müßt d'r Chürzer zieh u Schang u Spott usstah, u diesi chönnt d'r Buggel voll lache. Es söll lieber warte, bis dä Usflath elleini syg, de, wenn es glaub es mög se u es g'sechs niemere, de söll es de gah u se abhosche, bis es es düech, es heigs jetz für e' Rung, aber d'r Tusig Gottswille allweg nüt säge, wer ihm neuis g'seit heig, es bruch ja gar nüt z'säge, warum es ere gäb, si chöm däyche, es syg z'säme G'sparts vo Langem.

Es hielt hart, bis Eisi sich setzte, denn wenn eine Frau so recht ertaubet ist, so frägt sie nach gar nichts, und daß jemand stärker sein könne als sie, das fällt ihr gar nicht ein. So eine rechte Weibertäubi ist die Schwester der berühmten nordländischen Berserkerwuth, das hat schon mehr als ein Mann erfahren, wenn die ertaubete Frau ihn aufsuchte im Wirthshause und ihm in Mitte seiner Spießgesellen in die Haare fuhr. Sie hatte auch nicht lange geweweiset, sehe es jemand oder niemand, sei sie oder er stärker, sie fuhr halt los, denken that sie nichts. Endlich, da Trini nicht absetzte mit Wehren, überwog die Aussicht auf besseren Erfolg. Eisi stellte

Trini seinen üblichen Lohn für eine Kräzete auf, einen halben Schoppen sammt einem Stück weichen Brod und verhandelte mit ihm die Leute in der üblichen Runde von einem zum andern, bis Trini seinen halben Schoppen aus hatte und zärtlichen Abschied nahm. Böse Leute wollen behaupten, Trini habe noch selben Abend drüben bei der Speiswirthin einen ganzen Schoppen getrunken und zwar ebenfalls gratis.

Als aber Trini fort war, kam Eisi die Angst doch wieder; die Posten, welche es kannte und die nicht aufgeschrieben gewesen, stiegen wie Gespenster vor ihm auf, Ahnungen von andern durchschauerten wie bewußtloses Grauen seine Seele, es machte ihm heiß, daß es den Schweiß abwischen mußte. Es lag die Nacht durch ohne Schlaf, wie im Fieber. Als der Tag kam, verschwand allmählig seine Angst, gleich wie Gespensterfurcht; der Glaube an das, was es nicht sah im Sonnenschein vor Augen, löste sich auf, wie sogenannter Aberglauben im Scheine sogenannter Aufklärung. Es ward überzeugt, es sei nichts da, indessen wollte es sich so recht vergewissern, dann die More abschlah, daß es dem Brunnestock un dem Südeltrögli g'schmuecht werd. Es sinnete zuerst daran, den Massaverwalter zu bescheiden, aber seit einigen Tagen hatte es ihn im Verdacht, er sei falsch an ihm, es hatte ihn nämlich zwischen Tag und Nacht in die Speisewirthschaft gehen sehen. — Es entschloß sich kurz und gut auszufahren. Sie hatten zwar das gleitige Biggerli nicht mehr, dagegen einen guten alten Blötschi, mit welchem das dümmst Wybervolch fahren konnte, so lange die Räder rollen konnten. Dieses Ausfahren alleine hatte an sich nichts Auffallendes, schon bei Steffens Lebzeiten hatte Eisi oft Zügel und Geisel gehandhabt. Bloß das Ziel maskirte Eisi, es fuhr vom Hause weg, als ob es d's Land ab wolle, lenkte dann aber seitwärts, bis es in die rechte Richtung kam und an den Ort, wo die Amtschreiberei stand. Dort hatte es eine Freundin, mit welcher es vielen Verkehr trieb. Es schickte ihr allerlei zu, Anken

und was man so auf dem Lande produzirt, während sie ihm Dessert lieferte, wenn es dessen nöthig hatte, oder Zitronen, oder eingemachtes Pflaster auf Datern. Es war eine gutmüthige Person, und so lange ein Mensch auf zwei Beinen stund, verachtete sie ihn nicht, ließ ihn nicht fahren. Sie sagte oft, keine Feder müsse man zertreten, wie schlecht sie auch sei, die schlechteste sei noch zu was gut, v'rschwyge öppe e Mönsch, wenn eim scho düech, er syg z'ungerist niede, teufer nützti nit. Mi wüß nie, ob me ne nit noh nöthig heig, u so lang eine leb, syg d'r Sach nie z'traue; es chönn eine sih b'chyme über Nacht, es wüß ke Mensch wie, u de v'rfluchti Täsche ustheile dene, wo g'meint heige, si chönne uf ihm ume trappe wie d'Kühyer uf em Mist. — Diese Freundin empfing Eisi freundlich wie immer: „He, bist o einist wieder da, das freut mih doch, sagte sie, hah g'meint du sygist g'storbe oder höhns, u hätt' doch nit g'wüßt für was. Wes besser Wetter u Weg gsy wär, ih wär expreß use cho, cho luege, was mit d'r syg; aber ih alte neue afe u mah nimme laufe wie albez, b'sungerbar diese Winter. Es ist m'r neue usem Herz, daß es mih zytewys düecht, es well mit m'r dure Bode ab. O, mi weiß nit, we me jung isch u g'süng ums Herz, was me het, u wie me sött z'fride sy. Nei, das weiß me nit, bis es angers wird, de sinnete mes neue." Es wär so, sagte Eisi, d'rnebe chah me g'sung ums Herz sy, u doch e Burdi druf hah, daß es eim düecht, es müß abe nangere. „Hesch V'r-druß, hest neuis"? fragte theilnehmend die Freundin.

So ging Eisi das Herz auf, es packte aus, was es darin hatte und frug um Rath, wie machen, um über d'Sach z'cho, ob's ächt selber i d'Schryberei müß? „Bewahre nei, sagte die Freundin, ih will d'r scho d'rzu v'rhelfe, es ist nüt liechter."

Und richtig, ehe eine halbe Stunde um war, trat der Amtschreiber ein. Er war verblüfft im ersten Augenblick, doch faßte er sich und richtete nun Eisi an, daß ihm fast

g'schmuecht wurde, eine solche Summe wäre im Traum ihm nicht in Sinn gekommen. Der Geltstag sei unvermeidlich, sagte der Amtschreiber, wenn man nicht accommodiren könne, es sei auch möglich, daß falsche Eingaben gemacht worden, das werde sich aber erzeigen. Er hätte anfangs nicht geglaubt, daß es so bös sei, aber in den letzten Tagen hätte es ihm schier welle afah gruse. „So, sagte Eisi, ist's dä Weg"? aber wunder nähms ihn's doch, woher das alles gekommen, es hätte doch auch darum wissen müssen. Der Amtschreiber konnte nur oberflächliche Auskunft geben, nannte nur einige der beträchtlichern Summen, welche ihm im Gedächtniß geblieben waren. Die richteten Eisi wieder auf. Das sei erheit und erlogen, sagte es, von diesem und jenem wisse es kein Wort, dene Spitzbube wolle es den Marsch machen. Aber gerade so sei es mit den verfluchten Benefizien, es hätt's schon manchmal gehört. Da meine ein jeder Spitzbube, er könne eingeben was er wolle, und hintendrein könne man entweder zahlen oder prozediren, dann komme es zum Eid, und wenn e sellige Schelm dazu kommen könne, d'Finger ufz'hah, so sei alles verspielt. Es habe nicht umsonst gewehrt und gemeint, es müsse nicht sein, aber so are Frau los me nüt, es wolle es ihnen aber um d'Nase rybe, daß si z'schmöcke heige meh as g'nue. Die aber, wo z'grechtem eingegeben, die würden schon mit sich reden lassen, wenn sie g'sechte, wie es gegangen und wie man es ihm machen wolle.

Der Amtschreiber nahm Eisi die Hoffnung nicht, ja, ja, sagte er, me müß luege, d'Sach werd sih scho mache. Weibern in solchen Umständen Wahrheit einschenken, thut niemand gerne, das ist eine Sache, die man dem Nächsten gerne gönnt. Niemand thut gerne den ersten Zorn ab, zieht den Haß auf sich, die Nachrede, man habe jemand ins Unglück gestoßen. Das ist die merkwürdige Täuschung, daß der Unglückliche denjenigen, welcher ihm zuerst die Wahrheit verkündet, die Augen über sein Unglück öffnen will, für den Urheber seines Unglücks

ansieht, nicht satt werden kann, ihn zu verfluchen und zu verdammen. Dem entzieht man sich gerne, will nicht d'r bös Ma sy, giebt ausweichenden Bescheid, hilft mit verblümten Redensarten sich aus der Klemme, thädiget Fragende uneinläßlich ab und drückt sich. Man denkt dabei nur an sich und bedenkt nicht, welch Unheil man anrichtet. Denn der, welchen man mit solchen Redensarten getröstet und abgethädiget hat, läßt das Zweideutige aus denselben fallen, behält nur das, was ihm zusagt, macht daraus bestimmte Aussprüche, die Recht oder Rettung verheißen, und klammert sich daran, wie der in einen Strom Gefallene an jeden Zweig, der über das Ufer hängt. So behauptete Eisi und behauptet es noch, der Amtschreiber hätte gesagt, die Sache ließe sich machen, wenn man es begehre, u we me lueg. Aber es heig ebe niemere bigehrt z'luege, d's Conträri, e niedere hätt's zu unterdrücke u vo syr Sach z'bringe g'sucht, daß si's vor Gott i alli Ewigkeit nit v'rantworte könne.

Dreizehntes Kapitel.

Eisi erhebt sich, sendet Freunde aus und wird auf einen Standpunkt gestellt.

Das Benefizium ward ausgefertigt, der Gemeinde zugestellt und Eisi schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als es dasselbe zu Gesichte kriegte, denn es hatte per se vergessen, wie es bei ihnen zugegangen war. Eine Unmasse kleiner Schulden kamen zum Vorschein für hundert Dinge, an die es durchaus nicht mehr dachte. Hier hieß man den Knecht was mitbringen, säg de, mi well cho zahle, wenn me öppe yche chöm; dorthin waren Kinder, Mägde ausgesandt worden, sollten was holen, sollten nur sagen, man werde dann

selbst zählen. Das alles wurde vergessen, die Leute forderten es nicht ein, dachten, es gebe noch mehr, sie wollten es dann zusammen machen, oder sie hatten einen Conto eingegeben, aber man hatte dessen sich nicht geachtet, er war mit andern Papier verbraucht worden. Wie sich aber solche Schüldleni aufhäufen und summiren können, davon hat man keinen Begriff. Darum sagte Eisi, es chönn neuis sy, aber e sövli, darvo syg ke Red, es müßt sih ja schäme bis i Bode ache. Dann kamen die Metzgerschulden, hier für Kälber, dort für Schafe, für Kühe, besonders Restanzen von vier, sechs, zehn Neuthaler. Nur zu oft hatte Steffen gesagt: Sä, da hest afe, mit em Rest wartist m'r wohl noh e chly; hätt viel z'zieh, aber niemere wott m'r öppis gäh. Müller und Bäcker waren nicht weniger betheiligt, dann erst die Weinhändler von allen Sorten, vor allem aber die, welche zumeist bloß mit wackelnden Wirthen Geschäfte machen, mit welchen Wirthe, die Geld haben, ihrer Unredlichkeit, ihrer Verfälschungen und Wuchereien wegen, nichts zu thun haben mögen. Diese kamen nicht bloß mit Rechnungen angezogen, sondern mit Schuldbillets und Zinsen, und ob die Summe, welche im Billet stund, nicht um einen Drittel größer war als der Betrag des gelieferten Weines, wer wollte das untersuchen, war doch das Billet da und von Steffen unterzeichnet und in Steffens Hausbuch war von diesem Weine nichts verzeichnet. Dann kamen andere Schulden. Steffens Bruder z. B. hatte eine Forderung von tausend Fr., die er geliehen, eingegeben; ähnliche Anleihen kamen mehrere. Dann kamen die Bürgschaften, die Steffen so leichtsinnig als möglich eingegangen war. Wahrscheinlich dachte er: das komme jetzt auf eins, öppe e chly minger oder e chly meh. Dann erst kam das Weibergut und die auf der Liegenschaft haftenden Schulden, so daß die Schuldenmasse das Vermögen weit mehr als um die Hälfte überstieg.

Dieses Ergebniß hielt die Gemeinde Eisi unter die Nase

und sagte ihm unverblümt: „lue, du dumms Fraueli du, wie's gange wär, we me d'r glaubt hätt, das wär sufer use cho. Hätt' me ume scho früher g'luegt, mi hätt chönne, mi hätt sölle, aber es isch z'selbisch e angere Meister gsy. Da isch nüt angers z'mache, hör ume chäre, da muß geltstaget sy, das ist fertig. Söveli V'rmöge g'ha u jetz söveli Schulde, un i so kurzer Zyt, wo wottisch jitz mit de Schulde chönne huse, wo d'r's nit heit chönne mache, wo d'r söveli rych gsy syt?" Als Eisi von Steffen sagen wollte, wie der schuld sei, jetzt alleine es anders fahren wolle, da hieß es: „Es wird öppe eis d'm angere nit viel für z'hah hah. M'r hei Steffe wohl kennt, m'r wüße, wie er eine gsy isch, wenn er d's G'fell g'hah hätt, e nangeri Frau z'übercho, wo hätt wüße z'huse, nit ume z'bruche, so hätt Steffe chönne e Ma abgäh, d'r V'rstang hätt er g'hah d'rfür. Aber wenn Bedi nüt v'rstange vo d'r Sach u nüt wüße, as bruche, su chunts e so. Da wollte Eisi die Arme stützen und sagte, es nehme es doch wunder, was es schlechts gemacht habe, und was es solle gebraucht haben, wenn Einer was wisse, so solle er hervorkommen und es sagen. Vo wem d's V'rmöge chöm, werd me wüße, u wer d'Sach heig müße mache, hätt me chönne g'seh, wenn me wär cho luege, un es well ihs düeche, as hätte si selber o nit viel V'rstang vo d'r Sach. „Los du, branze wei m'r nit, d'Sach isch wie si isch, d's Best isch, du luegisch öppe bi de V'rwandte u bi de G'vatterlüte, wer öppe vo de Kinge d's eint oder d's anger well, u du luegist für Platzg als Köchi oder Stubemagd, öppe die jüngst wärst nimme, aber d'rnebe noh bravi g'nue, vo wege da ist nüt angers as d'r Geltstag azrüfe." Das thue es nicht, sagte Eisi. Um Platz zu suchen, darum sei es ihm noch lange nicht, und wenn es sein müsse, so werde es sie nicht fragen, für was es bravs genug sei, einmal gewiß nicht für so schläberige Kudermannleni. Der Amtschreiber hätte ihm deutlich gesagt, wenn sich jemand seiner annehmen wollte, so sei d'Sach z'mache. Wenn

man daraus thäte, was falsch sei, mit den Andern um ein Billiges accordirte, und d'Sach im rechte Preis anschlüge, es sei alles d's Halb z'wohlfeil, so lasse die Sache sich machen, wie man nur wolle.

He nun, wenn es so leicht sei, so solle es es machen oder zum Amtschreiber gehen, der solle ihm helfen, das sei ihnen ja recht, sie aber wollten die Erbschaft nicht antreten, dazu sehe sie ihnen zu strub aus. Aber wenn jemand anders es wolle, so sei es ihnen ja recht. — Zum Amtschreiber gehe es nicht, sagte Eisi, dä heig de z'uv'rschamt ufg'macht für sy Mühy u heig doch nit emal möge selber cho, heig ume so ne Löhl g'schickt, aber er werd g'wüßt hah warum. Meh as drei Tag syg er da gsy u doch heig es ihm der Hunger nit chönne g'stelle, vom Durst wells ume nit rede. Es wisse noch andere Leute, wo es z'Rath gehen könne. Wenn sie sich keine Mühe geben wollten für ihre Burger, so wolle es selber luegen, so liederlig setze es nicht ab und lasse fahren, was sie so viel gekostet.

He nu so gump, u weds mache chahst, su gieb bis den u den d'r B'scheid, sust rüfe m'r d'r Geltstag a, ohni Pardon.

Was doch Eisi beim Heimfahren für einen Zorn verwerchete über die Kudermannleni, die so mit ihm umgingen, auch gar kein Einsehen haben wollten mit ihm, ihn's behandelten wie eine Kachelifrau oder eine Umgängerin!

Eisi fuhr zu seinem Bruder, daß der ihm helfe, oder für ihn's einstehe, reversire; es wußte zwar nicht was das Wort bedeute, aber man hatte es ihm so gesagt. Es hatte zwar anfangs auch Verdacht auf ihn gehabt, er wolle da was für seine Buben fischen, seither hatte es aber nicht gemerkt, daß er die Hand im Spiele habe, auch hatte er nichts ins Benefizium gegeben, es traute ihm daher noch am meisten.

Doch der wollte nichts von der Sache. Reversire, öppis Dumms e so, das chah me nit u we me chönnt, su wott ih

d'Finger nit yche hah, es chömmt m'r se abschnelle bis a d'Achsle zueche. Brav Wybergut mache u sust nebe zueche noh was me chah, das war seine Meinig; in dieser Beziehung war er zu Rath und Hülfe bereit.

Aber Eisi hatte dafür taube Ohren, es sinnete nur in einer Richtung, die Räthe, welche nicht in die gleiche Richtung schlugen, die wären ihm vom Bösen. Eisi wollte Wirthin bleiben, der donstigs Täsche gegenüber wollte es nicht weichen, der wollte es zeigen, daß am besten lacht, wer zuletzt es thue, u daß all ihr Aufreisen und Hetzen ihr nichts helfe als se selber i d's Loch z'schlah.

Eisi sagte daher seinem Bruder wüst, fuhr heim und machte heimlich seinem ehemaligen Rechtsfreund Bescheid, alsobald vor ihm zu erscheinen. Der hatte es wie alle geschaffenen Kreaturen, er ließ sich gerne der Sonne nach, verschmähte es jedoch auch nicht, im Finstern sich was zu Gemüthe zu führen, er war eins jener beglückten Geschöpfe, die Tags und Nachts ihr Futter finden können. Er hatte sich lange nicht bei Eisi sehen lassen, sondern hatte sich zur Speisewirthin übergesiedelt, der Botschaft jedoch folgte er sonder Säumen. Als Eisi ihn anrauzte, ob er ein bös Gewissen habe, daß er sich nicht mehr zeigen dürfe, wege der Lenz da äne, oder ob er sich seiner verschäme, daß man ihn gar nicht sehe, begehrte der auf und sagte: er habe alle Ursache zu glauben, Eisi zürne ihm, es hätte sich so und so gegen ihn betragen, und da er sich nicht im Fehler gewußt, so hätte es sich ihm nicht geschickt zu fragen, was das bedeuten solle, er hätte gedacht, es hätte ihn's jemand aufgewiesen. Die beste Manier im gemeinen Leben, sich bei solchen Anläßen herauszuhauen, ist immer das Aufbegehren, durch dasselbe wird zumeist der Gegner verblüfft, die Stellung wird verändert, der Friede wird geschlossen mit gegenseitigen Zugeständnissen. Es ist eine ähnliche Weise, wie die sogenannten Mächte von jeher ihre Kriegserklärungen abgefaßt haben; — jede ist im göttlichsten Recht, hat den

Frieden gewollt, wirft der andern Macht Friedensbruch und die ersten Feindseligkeiten vor.

Eisi war in solchen Kämpfen nicht Neuling; es meinte, das seien Schneckentänze, er werde geglaubt haben, es sei bei ihm nichts mehr zu verdienen, und das sei nichts Anderes, we me halt d'm liebe Brod nah müß. O jere, sagte der Freund, wegem Brod bruch er de nit so nöthli z'thue, es syg ihm wege d'r G'sellschaft, we me d'r ganz Tag im Bureau gsy syg, su schwäz me am Abe gern e weneli u v'rnehm öppis neus. „Syg das jetzt wie's well, sagte Eisi, su los neuis." — Nun erzählte es ihm, wie es ihm gegangen allenthalben und wie die Sachen stünden. Der Freund machte anfangs ein bedenklich Gesicht, nahm das Benefizi zur Hand, rechnete, stützte den Kopf auf, und machte dazu ein so bedenklich Gesicht, daß der schwarze Maudi, welcher ihm gegenüber auf einem verlöcherten Lischenrubbett sein Lager hatte, Angst kriegte, einen Katzenbuckel und den Schwanz strub machte, zum Fenster hinausgesprungen wäre, wenn Eisi ihm nicht die Thüre geöffnet hätte. Endlich, nach einer heißen Stunde, in welcher kein Wein anschlug, den er durch den Rachen goß, sagte er: „Wirthin, ih mag rechnen wie ih will, sö hat der Amtschreiber Recht, d'Sach chunt gut, wenn sih ume öppere d'r Sach anäh will. Lue selber, sövli Schulde sy, sövli der Gattig u sövli der Gattig, u die da alli chönnt me villicht durstryche, we me d'Sach recht erliest. Lue jetz, we me dene zechni vo hundert git, u dene zwänzgi, so schlecke si d'Finger, de dä mit d'm Gültbrief muß Zeyse lah fahre, emel bis a eine, u es sy siebe. Wes e Herr gsy wär, sövli hätt er nit lah z'säme cho, aber das ist noh Eine us d'r eltere Lieferig; die hei sih g'meint, wenn sie hei chönne rühme, so u so viel tusig Pfund usstehedi Zeyse heige si u heusche niemere kene, bis es well für nache gah; die sy aber neue nimme dick. U we me de öppe was da ist recht a d'Schatzig bringt, un öppe z'gelte macht, was me etmangle chah, öppe unger d'r Hang,

es brucht de notti ke Steigerig z'sy wo nüt weder chost, u Hus u Hei o öppe im wahre Werth nimmt, su luegt dir noh es schöns V'rmöge use u du chahst wirthe hie so lang de lebst, u dih erst recht uslah. Aber natürlich mit dene Lüte muß me rede, mi muß ne nah. Oeppe z'Hus u z'Hei cho anerbiete, si welle d'r d'Sach schätzche, selb werde sie öppe nit. We d'r de Gläubiger dä Weg a d'Hang gange u de villicht so zum Schyn e Käufer hättisch, daß de biwyse chönntisch, d'Sach well d'r jövli gelte, su muß d'Gmeind ytrete, sust will ih de. Ih übernihme de d's Ganze, ih will de bim Schieß scho luege, ob ih mög g'fahre oder nit."

Eisi sagte, so syg's ihm vorgsy, aber us euangere näh hätt es d'Sach nit chönne, wes jetz ume öppere hätt, der d'r Sach nachlief, es selber chönn nit vo Hus, sy Bruder syg e Sch—hung u sust trau es kem Mönsche, weder wenn er wett gah, er verstiengs, un es hätt d'r Glaube zu nihm. „Ja fryli, Wirthi, v'rstah thät ihs wohl, aber de sy noh zwo oder gar drei Sache d'rzwüsche; d'rnebe thät ih d'r's gern z'G'falle. Erstlich hah nih v'rflucht viel z'thue u chönnt fast nit ertrünne; zweites bi nih nit dy Vogt, nit dy V'rwandte, hätt ke Prokur vo d'r G'mein; wenn öppe eine vo de V'rwandte d'rby wär, emel im Afang, bis me öppe afe e Liste hätt, su wär's scho öppis angers; u endlig dä Augeblick wär ih wirklich nit bi Gelt, für dere Uslage z'hah, vo wege das chost, is Weltschlang yche un all ne nah. Ih sött Geld hah wie Steine, sött chönne vier Küh futtere d'rmit, we mes schnätzle chönnt wie d'Herdöpfel, aber es gehyt m'r i Gotts Name nüt y, u d's Wüstist mache brächt ih nit übers Herz. Meh weder es Dotze chönnt ih uf e Gring stelle, wo nih ustriebni Rechti hah, Uslage es weiß e ke Tüfel wie viel u Hüfe Geld z'säme brächt wie Birlige, aber ih mah neue nit, d'Lüt dure mih, mys Herz isch z'lings für selligs."

Wege de Köste bruchte er nit Chummer z'hah, sagte Eisi, das wett es luege z'mache, es heig noh Geld, öppe ganz

blutt syg es notti nit. Nit daß es öppe aparti e Mutech g'macht heig. U de heig es noh viel Sache, daß syni syge, vo Heimet u vo de G'vatterlüte u sust öppe Kram, u we me das öppe vor u nah z'gelte mach, su gäbs woh es styfs Hüfli. D's Gelt sött nüt im Weg sy u wege de G'schäfte werd sih das öppe o mache, gäb e Wuche uf oder nieder; werd das öppe nit viel druf ahcho; mit syr Sach aber pressirs. Aber beim Verwandten, bei der Prokur blieben sie stecken.

Da ging die Thüre auf und Steffens Bruder, dessen Schuldner er geworden war, kam herein. Er kam nicht holdselig, der muthmaßliche Verlust drückte ihn sehr, er wollte sehen, ob da nicht irgend wie etwas zu seinen Gunsten zu machen sei, und wenn nicht, Eisi so recht oberarm wüst sagen, der Gescheidtest war er eben nicht. Dem Rechtsfreund ging ein Licht auf, den Schwager faßte er beim Zipfel und ehe sie gute Nacht sich sagten, war der Schwager zufrieden, einstweilen wenigstens, und die Sache richtig. Er war der erste Schuldner, der neunzig Prozent einschlug, d. h. auf dem Papier, denn Eisi versprach schriftlich und mündlich, ihn, wenn die Sache zu Stande käme und es auf der Gnepsi bleiben könne, vollständig zu entschädigen. Auch verstund er sich dazu, persönlich der Sache sich anzunehmen und wenigstens im Kehr herum mit dem Freund gemeinschaftlich zu agiren, gegem Weltschlang zu well er ne de lah mache, uf das donners Weltsch heig er sih neue nie recht chönne v'rstah, v'rschwyge de neuis d'rmit mache.

So könne es nicht fehlen, sagte der Rechtsfreund, d'Sach müß gah, si mög welle oder nit, u mängs tusig Pfung chönn me dä Weg usem Für zieh, aber selligs chöm nit alle Lüte z'Sinn. Je mehr sie rechneten, desto mehr Profit sahen sie, Eisi kriegte die beste Hoffnung reicher zu werden als es je gewesen, es war der fröhlichste Abend, den es seit Steffens Tod zugebracht. — Die da äne wart die ume, dere well es es de zeige, was Trumpf syg, und eh die barfuß dem heilige

Almuese nahlauf, setz es sy Seel nit ab. Aber z'erst well es se de noh einist erchrute, daß si nah Gott schrei u mein, alli Beinli syge abenangere.

Die nächsten Tage ging das Accommodiren also an, die Beiden liefen nach und kriegten alle Tage bessere Hoffnung, daß das Ding sich machen werde. Freilich mußten sie dabei auch viel abthun und hören, aber sie gewöhnten sich daran und übten sich dabei in gottseligen Redensarten.

Allenthalben empfing man sie finster und böse, sagte zuerst, mit der Sache wolle man nichts zu thun haben, entweder Alles oder Nichts, und wenn man schon unterschreibe, so gebe es doch aus allem nichts, wer da o wett d'Finger zueche hah? U de a sellige hoffährtige u hochmüthige Lüte, wo eim nit emal heige möge danke, we me ne d'Zyt g'wünscht heig, müße gah z'v'rspiele, das düech se strengs. U wes noh nit e Wirth wär, si wette noh minger säge, öppe so ne Krämer, wo d'Müsterler z'Bode g'ritte heige oder dä süst Ung'fell g'häh heig, aber so ne Wirth, dem d's Geld zueche trohli, wie dur es Stiefelrohr ab, wo z'erst d's Land usnutzi, daß es e grüsligi Sach syg, grad wie es schlechts Lehemannli d's Höfli, wo es empfange heig, de noh gah geltstage u d'Lüt noh einist, noh nahm Tod um ihri Sach z'bringe, das syg nicht recht, dä Weg chöms nit gut, u mit der Sach welle si nüt z'thue hah, si welle nit gah Götti sy, für daß die hochmüthigi Gränne noh länger chönn die fürnehmi Frau mache u seie über d'Achsle aluege. Es nähm se einist wunger, was die o für es G'sicht macht, wenn si ufem Blutte hocki.

Dann begann der Rechtsfreund seine Rede: Ja, sagte er, es sei so, er könne ihnen nichts darwider haben, es thäte ihm auch weh, sein Geld zu verlieren, und viel sei gegangen, wo nicht hätte gehen sollen. Aber geschehenen Dingen müsse man z'best reden und Steffen, wo sich eigentlich zu verantworten hätte, nicht weil er alleine schuld gewesen, sondern weil er doch der Hausvater gewesen und die Hand hätte am Arm

haben sollen, der sei jetzt unterm Herd, an ihm könne man nichts mehr machen. An die armen Kindlein solle man denken, es wäre doch auch grausam für die, wenn die so von Haus und Hof sollten, vielleicht in Umgang, und vermöchten sich doch nichts dafür, und wenn es dann grüslige Lüt aus ihnen geben würde, so müßte man sich auch ein Gewissen machen, wenn man geholfen hätte, sie von ihrer Sach stoßen.

Was selb sei, sagte dann wohl hie und da eine Bäurin, so stoße man niemand von seiner Sache, wenn man nichts wolle, als was Einem von Gott und Rechtswegen gehöre. Dann sei es aber noch die Frage, ob's den Kindern nicht wohl ginge, wenn sie unter brave Leute kämen, und sie möchten fast kommen, zu wem sie wollten, so ging es nicht übel. Sie hätte noch nie gehört, daß es aus Kindern, die nichts arbeiteten, äßen und tränken was sie gut dünkte und g'schändeten, daß es eine himmelschreiende Sache sei, je was Gutes gegeben habe. Und öppe wüstere, uverschanteri, schmäderfräßigere King, als die seien, hätte sie nie gesehen.

„Ja, ja, du gute Frau, sagte dann der Rechtsfreund, der zwischen den beiden Wirthinnen sich eine bedeutende Gewandtheit im Umgang mit Weibern erworben hatte. Du hast Recht, so ist d'Sach, die besten Kinder sind es nicht, aber das wurd sich ändern, zähl darauf. Es het scho mängs Kanari angers afah pfyfe, wes het welle v'rsufe, v'rschwyge de es Wybervölchli. Und dann wird dazu gesehen werden, zähl darauf, die läßt man nicht so machen, wie es sie gut düecht. Selber werchen müssen sie, und die fremden Leute bleiben dahinten. Daneben mußt für dich rechnen, und es ist doch besser öppis, as gar nüt, besser e Lus im Kabis, as gar ke Fleisch, seit me albez. Von hundert giebt man zehne, das ist doch geng das, und an manchem Orte giebt man gar nichts und begehrt die Leute um alles zu bringen." „O öppe wege d'r Ehrlichkeit d'wege würdet ihr nicht nachlaufen, wenn ihr nicht sähet, was dabei zu profitiren, so wäret ihr wohl

daheim geblieben“, antwortete man gewöhnlich. Dann begann wohl auch Steffens Bruder eine Rede, und wollte seine Gemeinnützigkeit darthun, weil er voran unterschrieben mit ere sellige Summ, und doch wenn jemand bezahlt würde, so würde er es, von wege er käme gleich vorab nach dem Weibergut. Indessen auch er mußte manche Bemerkung schnupfen, daß er sich wohl werde zu decken wissen, daß wenn Eine sövli nah bim Ofe syg, su gang er neue selte ung'wärmt dänne u. s. w. Am Ende unterschrieben sie doch, weil ihnen zehn Prozent immer lieber waren als gar nichts. Und wenn auch hier und da Einer nicht unterschrieb, so tröstete man sich leicht damit, wenn man sie alle hätte bis an den, so werde es mit dem z'letzt auch noch zu machen sein.

Endlich blieb der Bruder dahinten, und Eisi schwitzte Geld um Geld für weitere Ausflüge. Der Freund mußte auf Basel, wo sie aus Landschäftler und Picardant den Markgräfler machen und aus Elsässer und schwarzem französischen den Taveller und sonst herrliche Tafelweine; er mußte auf Vivis, wo sie den See nahe haben und noch apartes Wasser fast in jedem Keller; mußte hierhin, mußte dorthin, traf die Leute nicht an, oder es hieß, man wolle noch warten, bis der und der unterschrieben; so gab's ein Gespreng hin und her, und ob allemal der Freund die Wahrheit berichtete und allemal da gewesen war, wo er vorgab, das konnte man nicht untersuchen, er reiste ohne Paß. Wahrscheinlich trauete er dem Regierungsstatthalter nicht, und ohne dessen Empfehlung kriegt man bekanntlich bei der Polizei keinen, wenn man kein Vorrecht dort hat, wenn man aus der Stadt ist zum Exempel.

Ob diesem verlief der gesetzliche Termin; die Gemeinde schlug die Erbschaft aus, der Geltstag ward erkannt und verlesen. B'hütis Gott, wie that Eisi, als es vernahm, der Geltstag sei verlesen worden. Die Speisewirthin war selben Tags so fröhlich ums Haus getänzerlet und hatte mehr als sonst hinüber gegrännet, daß es Eisi auffiel; aber es dachte,

die Täsche wird aber b'soffni sy. He nu, nehm si ume recht, su isch si dest eh für e Tüfel g'reiset; indessen ermangelte Eisi nicht, wieder zu grännen. Am Abend kam Trini und gab nach einer langen Rede endlich Aufschluß über die Ursache, welche die Speisewirthin so fröhlich und grännsüchtig gemacht. B'hütis, wie da Eisi tobte und auskehrte! Trini mußte auf der Stelle um den Rechtsfreund aus, und als der erschien, sagte es ihm so wüst, daß es Einen dünkte, er sollte in kleine Fetzleni verfahren, ehe er nur mit einem Worte sich vertheidigen konnte.

Endlich, als er schnupen, zu Athem kommen konnte, fast wie Einer, dem man den Kopf unterm Wasser gehalten, der ihn endlich los gekriegt, als es eben die höchste Zeit war, entschuldigte er sich, daß er gemeint, Eisi wisse per se darum, daß der Geltstag erkannt sei, das hätt ihm per se sollen angezeigt werden, aber es wend's o niemere gern thah hah. Indessen ändere das jetzt an der Sache nichts; accommodiren könne man nach wie vor, da sei der Geltstag gar nicht im Weg; im Gegentheil, das zeige den Leuten, daß es Ernst sei, und wer noch nicht unterschrieben habe, der sei jetzt froh, wenn man noch einmal komme, und sei vielleicht mit dem Halben von dem zufrieden, wo man ihm früher habe geben wollen. Darum solle es doch nicht so thun, d'Sach mache sich jetzt d's Halb ringer, wenn man recht kuraschirt dran hin gehe. Was es etwa mehr Kosten gebe, sei nicht der Rede werth, und wenn d'Sach bis an die gemacht sei, so mache sich das allweg auch; der G'richtschreiber und der Amtschreiber würden allweg auch mit sich reden lassen.

Schwer ließ Eisi sich beschwichtigen; der Geltstag stach ihm im Kopf, und das Grännen und Tänzerlen seiner Gegnerin konnte es nicht vergessen, und der Rechtsfreund mochte sagen was er wollte, allweg war es wieder einen Schritt näher dem Ziele, wo es nicht hin wollte; jetzt nur noch die Steigerung, so war die Sache fertig, mit dem Rücken konnte

es seine Herrlichkeit ansehen, mußte den Kürzern ziehen gegen die More drüben, während die bliebe, mußte es gehen; das war ihm, als wenn man mit einem Garbenknebel ihm alle Eingeweide im Leibe umdrehe. Sie könnten sich in Acht nehmen, sagte es; wenn's denn dahin komme, so sollten sie luegen, was es mache.

„Da häb du nicht Kummer, Frau, sagte der Freund, verlaß dich darauf, d'Sach geit. Aber öppis Geld sött ich wieder hah, das Reise kost v'rflucht viel Geld, wenn ich auch die versäumte Zeit gar nicht rechne, so zwe bis drei Füfebryßgler sind futsch, mi weiß nit wie, vo wege es isch gar mänge; er unterschreibt nicht, bis er ein halb Dutzend Flaschen im Leibe hat, d'füngerbär so ne Weltsch mahnt mich an einen Heustock, der angehen will, da kann man Melchter um Melchter Wasser darüber abschütten, er schlucket alles, und je mehr er schluckt, dest stärker rauchnet er. Einer z'Murten hat gemeint, wenn einmal die Kameele ausgestorben seien, so wolle unser Herrgott d'Lacoteschlüch in Afrika schicken, die seien besser verpicht als Kameelschläuche, es möge mehr darein u de noch Wy statt Wasser, vo wege es erzeig sih je länger je meh, daß die Weltsche die beste Kameel gäbte, wo me ume wünsche chönnt. Eigentlich sei er schon lange reuig gewesen, daß er's nicht von Anfang an so gemacht, und d'Kameel ins Weltschland gepflanzt hätte, und die Weltschen ins Kameelland.“

Eisi war nicht empfänglich für solche Späße, es brummte stark über das Sündengeld, welches darauf gehe, und wahrscheinlich für nichts und wieder nichts, spendirte indessen wieder die Einbünde der Kinder und ein Paar schwere Göllerkettelein. Er könne selbst sehen, daß er dafür Geld kriege, es damit mache und d'Sach abtreibe, une für sih lah füre Narre z'hah; syg es ihm z'köstlig u wes scho wett, öppe viel hätts de nimme bra z'wenge. „Häb nit Chummer, Frau, ih denk das läng, u wes nit längt, su fehlt doch nit viel meh,“ sagte der Freund und strich sich mit seinen Schätzen.

Vierzehntes Kapitel.

Es ergeben sich noch andere Standpunkte, daraus entsteht Allerlei.

Nun gab es noch ganz andere Plackereien, wie Eisi es nannte, welche ihn's fast die Wände auftrieben; es wurde noch ganz anders v'rpetschirt und die Sachen eingeschlossen, und nur mit der größten Mühe konnte es es z'weg bringen, daß das Wirthshaus nicht geschlossen wurde, daß man ihm gegen Bürgschaft einiges Geräthe ließ. Zum Wein verhalf ihm jene Freundin, welche ihm zum Amtschreiber verholfen hatte. An all diesen neuen Dingen sei der Gerichtschreiber schuld, behauptete Eisi, das vom Gesetz nichts kannte. Dä — steck mit der More da äne unter einer Decke, es syg e Schang für d's ganz Lang wie das gang, u wo me Lüt, die me a angere Orte schö siebemal g'häycht hätt, a sellig Plätzg thüy, wo si, anstatt g'häycht z'sy, d'rvo lebe chönne, Wittwe u Waise z'schindte u anger brav Lüt, u de d'Sach mit sellige — z'v'rbruche, daß d'Steine uf d'r Gasse sih v'rschlüfe wege der Schang. Der Gerichtschreiber machte den Amtschreiber wieder gut, aber erst so recht, als nun eine neue Schatzung vorgenommen wurde, und alles noch niedriger geschätzt als früher. Der Gerichtschreiber, der nicht ungern den Bureaustaub mied und die freie Luft genoß, weil er Anlagen zu einer schönen Seele hatte, machte die Inventare selbst, trümpfte Eisi ab, daß die Schwarten krachten und ohne es zu wissen, rächte er des Amtschreibers Subjekt schrecklich. Eisi versuchte freilich auch Widerstand, aber ein Gerichtschreiber und ein bloßes Subjekt sind zweierlei Krebse. Schon das Bewußtsein, eine Staatsperson vor sich zu haben, verursacht bei vielen Leuten, und begreiflich auch bei Wirthsleuten, gar gerne eine Art von Zungenlähmung. Denn gäb wie Eisi was sagte, so

grunzten ihm die Anwesenden mißbilligend darein, beim Subjekt hatten sie es umgekehrt gemacht. Nichts lähmt aber die scharfe Zunge mehr als allgemeine Mißbilligung, der Zorn und die Grobheit können steigen, aber der Witz wird stumpf, verkriecht sich. Beifall ist des Witzes Schleifstein, er sprudelt am muntersten aus einem ungestörten oder geschärften Selbstbewußtsein, darum ist's Königen und Hofnarren am leichtesten witzig zu sein, darum weiß man von Königen und Hofnarren so viele stehende Witze; sie hatten das Vorrecht zum Witz, und sobald sie den Mund aufthaten, lachte bereits Alles vorläufig.

Zudem hielt der Gerichtschreiber — ein stattlicher Mann — viel auf Würde, d. h. wo er Untergebene vor sich zu haben glaubte. Da konnte er thun wie ein Landvogt aus uralter Zeit, potz himmelsappermient! So vor Mannen duldete er weder Anzüglichkeiten noch Grobheiten, spätzelte nicht, plänkelte nicht. Da setzte er die Leute, daß sie meinten, sie seien stötzlige auf den Grind gefallen, daß sie oft sagten, der sei gewiß am lätze Ort füre cho, u g'hörti eigetlig a nes angers Ort. Dann trat freilich auch eine ganz entgegengesetzte Natur in ihm hervor.

Gegen die Mannen, welche was zu bedeuten hatten, da konnte er sich glatt und weich machen wie ein länghaarigs Küngeli, konnte alles Mögliche thun, von wegen der Popularität. Einmal klagte ihm ein Vetter, er mache keine Karriere, kriege kein Pöstlein, nicht einmal im Militärdepartement, was doch grad für ihn am kommodesten wäre, vo wege wui und nesbah! Dem sagte er: „mußt's machen wie ich, dih Donners meine, u d'rnebe Arschlecke so streng de mast, b'sungerbar wes niemere g'seht.“ „Vetter, hatte der gesagt, albez hätt's m'r nüt g'macht, öppe e chlyseli bi nih afe dra g'wahnet gsy un es het neue niemer angers düecht, aber jetz wott's m'r neue fast drab gruse u was sieg d's Volch?“ „Narr, was bist, warum gruse, d'Chust isch geng die glychi, sagte der

Rathgeber, u söli nieder z'hah wie albez, brucht me nimme meh. U wegem Volch, Narr, was bist, das het nüt d'rwider, es isch sih dra g'wahnet un es isch ihm selber ag'nehm, nume muß me ihm selber albeeinist e chly schlecke, aber une so im allgemeine, un das geit v'rflurt ring, d'r erst best Löhl chahs mängist am beste."

Der Mann hatte den Strich und auch so gewisse nicht unangenehme Manieren für eine gewisse weibliche Culturstufe, gegen Eisi aber war er sackgrob. Ob es nicht auf der Culturstufe stand, welche ihm angenehm war, ob es sich sonst gegen ihn verfehlt hatte, wissen wir nicht; aber er ließ sich mit Eisi in kein Wortgefecht ein, gleich hieß es, er verbitte sich das, und Eisi solle daran denken, mit wem es rede, Grobheiten anzunehmen sei er nicht gewohnt, aber Ruhe sich zu verschaffen, das wisse er. Eisi sagte, es wisse wohl, warum der so sei, aber eine ertaubete Frau redet viel, während der Tag lang ist. Kurz der machte den Amtschreiber wieder ganz gut, so daß es wieder Vertrauen zu diesem kriegte und bei seiner Freundin ihm einmal sein Leid klagte und sein Herz ausschüttete. Der Amtschreiber und der Gerichtschreiber haßten einander begreiflich gräßlich — wie Hund und Katze, sagt man gewöhnlich; das Bild paßt aber hier durchaus nicht. Hund und Katze gewöhnen sich bekanntlich so an einander, daß sie in süßester Eintracht aus einer Schüssel fressen; das aber eben ist's, was Amt- und Gerichtschreiber selten oder nie können. Der Amtschreiber war jedoch ein gewixter Mann, packte nicht vor jeder Frau aus, sagte, so viel er höre, sei alles in der Form, aber jeder Mensch habe seine eigenen Manieren. Er glaube, das Accommodiren könne immer noch gehen, und er sei recht gerne bereit, auch etwas einzuschlagen, aber vor allem müsse man mit dem Herrn Gerichtschreiber reden, der könne in der Sache am besten rathen, und was der einschlage, das wolle auch er einschlagen, wenn er schon die größere Mühe und Arbeit habe und nicht halb so viel

einzunehmen. Nur solle man eilen und Eisi solle machen, daß es wisse, woran es sei, und zu viel Geld ins Blaue ausgeben, das thäte er nicht mehr an seinem Platz. Eisi sperzte an der Sache. Aber es giebt Dinge, die bei allem Sperzen, Treiben, Hasten nicht ab Fleck wollen, es ist accurat, als ob man in einen Napf voll gestoßener Nidel oder in einen Haufen weichen Lehm stüpfe, man kann ganze Tage stüpfen, man kriegt die Schuh voll, aber weiter bringt man weder Nidel noch Lehm.

Es selbst mochte mit dem Gerichtschreiber nichts zu thun haben, und sein Rechtsfreund hatte bald dieses bald jenes z'Wort, was noch sein müsse und warum er gestern nicht gekonnt und morgen wieder nicht könne. Endlich verlor Eisi die Geduld, jagte mit Wüstthun Bruder und Schwager auf die Beine, dem Rechtsfreund schickte es sich aber unglücklicherweise wieder nicht, er mußte ins Seeland vor Audienz; die mußten hinter den Gerichtschreiber, daß er seine Meinung sage und Nachlaß der Kosten verspreche.

Der Gerichtschreiber fuhr die beiden Mannen gar bedenklich an, wahrscheinlich war er selben Tag mit dem linken Fuß zuerst in den Schuh gefahren. Das sei ihm ein ewig dumm Gestürm, sagte er, was sie doch auch sinneten? Es nähme ihn nur wunder, wer so was Dummes ihnen angegeben hätte und wie sie so dumm sein könnten, so was zu glauben. Ho, sagte Eisi's Schwager, öppe hüt erst seien sie nicht auf die Welt gekommen, sie wüßten notti wohl, was Accommodiren sei, und daß das schon viele Leute getrieben hätten, denen es nichts an der Ehre geschadet, und was Andern erlaubt gewesen, werde wahrscheinlich ihnen ebenfalls erlaubt sein. Sie hätten ihn nur fragen wollen, ob er ihnen nicht auch an den Kosten schenken wolle, der Amtschreiber hätte gesagt, er wolle auch, wenn der Gerichtschreiber wolle. „Nüt schenke ich, antwortete derselbe, keinen Kreuzer, und höret m'r jetzt stürme. Aus was wollt ihr zahlen, was ihr versprechet, oder wer ver-

bürget es, daß bezahlt wird? wer will da zueche?" Es werde sich desse öppe nüt mangle, antwortete der Schwager, was man verspreche, das werde scho öppe zahlt werde, allweg könne man es aus dem nehmen, wo man mehr löse als die Sachen geschätzt seien, wenn es verkauft sein müsse; aus dem was vor e Gültbrief u d's halb Wybergut us für schieß. „Nüt schießt für, sagte der Gerichtschreiber, kein Kreuzer. Wenn die Kosten abgezogen sind, so ist nicht einmal genug da. Das Land ist nichts werth, ich wollte es nicht geschenkt, wenn ich darauf bleiben müßte; nicht sieben Hühner kann man darauf wintern, v'rschwyge denn andere Waare. Das Haus ist nichts werth, besonders wenn die andere Woche die neue Straße erkennt wird, da können sie dann zusammen plären, die beiden Weiber, es hat es dann eins wie das andere. Was der Grümpel ist, der zählt nichts, außen fix und innen nix; ich hätte geglaubt, es wäre viel mehr da. Für alles, was aussteht im Hausbuch, gäbe ich nicht manchen Batzen, wenn die Schuldner gerne zahlen wollen, wohl und gut, wollen sie nicht, so ist's fertig, mit dem Lumpenhausbuch ist nichts zu beweisen. Es müßten allweg, wie es auch das Gesetz vorschreibt, zwei währschafte Bürgen herbei, die müßten garantiren, daß, was man verspreche, auch bezahlt würde. Wer Tüfel da wollte Bürg sein, von wegen, mit dem bloßen Garantiren sei es da nicht gemacht, da sei es ums Bezahlen zu thun. Oder ob sie etwa die Bürgen seien? Davon hätte man ihnen nichts gesagt, sagten die beiden Verwandten, emel einist seien sie sich dessen nicht Sinns. U wes nöthig syg, su chönn me de geng noh luege. Es wär emel einist ume darum z'thüe, daß er sich unterschreibe, daß er ein Namhaftes an den Kosten schenke, das andere werde sich schon machen. Sie dächten, öppe d'r Wüstist gege Wittwe u Waisen werd er nit welle sy.

Was er sein wolle, das sei er für sich, sagte der Gerichtschreiber, sie gehe das allweg nichts an. Das sei ihm eine uverschante Sache, fremde Leute zu plagen, daß sie

schenken sollten, was ihnen von Gott und Rechtswegen zukomme, um sich selbst bezahlt zu machen, und dann noch uverschant zu thun, wenn man nicht ihr Lappi sein wolle. Sie sollten jetzt machen, daß sie fortkämen, sie wüßten seine Meinung, und für ganze Tage mit solchen Leuten zu stürmen, dafür sei er nicht da. „He nu, sagte Eisi's Bruder, we das so g'meint isch, su cheu m'r gah. Lebit wohl, z'danke hei m'r nüt.“ Beide waren aus Gemeinden, welche nicht in des Gerichtsschreibers Bezirk lagen, sonst wäre er glimpflicher mit ihnen umgegangen, hätte ihnen vielleicht die Sache auch des Nähern erläutert. Ob sie ihm geglaubt hätten, das ist eine andere Frage. Es herrscht, namentlich in diesem Gebiete, eine so unglaubliche Beschränktheit in vielen Köpfen, daß sie das Dümmste felsenfest glauben, dagegen die klarsten, mit Gesetzen belegten Erläuterungen von der Hand weisen. Sieht man der Sache näher auf den Grund, so findet man, daß man festhält, was man gerne glaubt, sei es aus Eigennutz, Rachsucht oder Neid, und von der Hand weist, was diesen Leidenschaften nicht in Kram dient. Man sollte es nicht glauben, aber es braucht schon einen bedeutenden Grad, nicht bloß von allgemeinem Verstand, sondern von Kenntniß seiner selbst und Kraft über sich dazu, gutem Rathe glauben und ihn annehmen zu können.

Die beiden Manne waren begreiflich stark ertaubet, einen so groben uv'rschante Himmels — hätten sie ihrer Lebtag doch noch nie angetroffen, erkannten beide einstimmig, d'rzu d'r wüstisit Gythung un Batzeklemmer, war ebenfalls beider Meinung. Wenn er einen gesunden Blutstropfen im Ranzen hätte, so hätte er gegen Wittwen und Waisen nicht so sein können, sondern wenigstens das Halbe schenken müssen. Deppis Recht hätte er d'rneben vielleicht, meinte Eisi's Bruder, und d's Best könnte wohl sein, man ließe die Sache fahren, liefe nicht mehr die Beine ab darum, und suchte bloß so viel Weibergut zu machen als möglich, das sei die Hauptsach; beim

andern bringe man doch nichts heraus, er sehe das wohl. Dieser Meinung dagegen war Eisi's Schwager nicht. „Ja, sagte der, das wär chumlig, dä Weg überchäm ja niemere nüt. Diese Weg gäbs doch noh öppis. Sött ih de v'rgebe nache g'lüffe sy, un m'r hah lah wüst säge un us Erbarme m'r alli Müh gäh hah, u z'letscht nüt übercho, un alles sölle v'rspiele, nei bim Donstig, selb wott ih nit, das wär ja die ung'rechtist Sach vo d'r Welt wo sy chönnt. Du hesch chumlig z'rede, du hesch nüt im Für, du, du bist nit nache g'lüffe u hest d'r nit müße lah wüst säge wie nih; we des hättisch wie nih, du wurdist o angers rede u dih nit so für nüt u wieder nüt lah absprenge vo me ne sellige Kalb, wo öppe d'Sach nit elleini v'rstah wird, u de noh lang geng nit.

„Hah nüt d'rwider, e uv'rschaute Uflath isch er, sagte Eisi's Bruder. Aber es düecht mih doch, d's Wybergut wär jetz d'Hauptsach, u alles angere sött me lah gheie wie's gheie will, u dys Bigehre wird's notti nit sy, welle gah vorab z'näh, was de Kinge g'hört. Deppe schöns wär selb nit."

„D's Schönst wär allweg, meinte der Andere, wenn du zueche stiengisch un o neuis thätisch, Bürg wärisch oder sust, as ume de u Angere welle z'bifehle, was si thue sölle u was schön wär. G'redt ist bal viel u chost nüt, u dä Weg het scho mänge Hudel d'm angere welle helfe." Das gab natürlich Feuer, und wenn andere Leute nicht geschieden hätten, so wären die Beiden blutig hintereinander gerathen, denn beide waren ertaubet und beide stärker am Leibe als am Geiste, namentlich der Schwager. Er hatte es wie viele Kinder gescheidter kundiger Väter, er hatte bloß des Vaters Haus geerbt, des Vaters Wissen und Kenntnisse nicht, von wegen der Vater hatte sein Wissen und Kennen nicht den Kindern zugewandt, sich auch bei ihnen apart durch niemand vertreten lassen; darum geriethen sie, wie schon oben gesagt, nicht absonderlich, weder zu geistiger noch zu leiblicher Arbeit.

Nachdem man sie auseinander gerissen, machte Eisi's Bruder sich heim und verschwor sich hoch, wegen der Sache versetze er keinen Tritt mehr, luege si synethalb, si syge jetz nimme hie daheim u d'Sach gang ne hell nüt meh a, as er gern well, un es si ihm öppe wohl schick. —

Der Andere dagegen fuhr Eisi zu, that dort wie ein brüllender Löwe und wenig fehlte, er hätte Eisi die abgestreckt, die dessen Bruder bestimmt gewesen waren. Der Rechtsfreund, der ganz unvermuthet, wie er sagte, früher heimgekehrt war von seinen Geschäften in der Fremde, der mittelte jedoch. Er that lästerlich über den Gerichtschreiber, was das für einer sei. Dem wolle er es aber eintreiben, er habe für den schon lange eine Kochete über dem Feuer, jetzt wolle er ihm anrichten, daran solle er genug haben sein Lebenlang. Dä D— schade dem Volk jährlich nicht bloß etwa vier oder fünftausend, mehr als zehntausend Fr. Er kennte die Sache, aber er wolle nicht, dest schlechter sei es von ihm. Das sei ihm nur wegen den paar Franken, die er schenken sollte, aber die wolle er ihm salzen, daß er grännen müsse, daß es dem Teufel darob gruse. Das was er gesagt, seien alles Späße und Dummheiten, sie sollten sich nur auf ihn verlassen. Aber einstweilen sollten sie still sein, jetzt könne man so viel nicht machen, weil der Hund nicht wolle und der Amtschreiber auch nicht, und man nicht gleich jemand bei der Hand habe, der das Geld werde schießen wollen. Aber man solle das nur gehen lassen, bis die Sache von der Regierung zurück sei, es werde sich schon anders kehren, und g'setzt, es komme nicht gleich u d'r Geltstag ging v'rby, so miechs aber nüt, mi chönn ne ufhah, u de sygs de a dene z'etschädige, wo d'Schuld syge dra. Wohl dem D. wett er de e Gunte mache, dä ihm mängsmal lieber sy sött as das Wirthshüsli mit allem was drinne syg.

Die Antwort von der Regierung kam indessen immer nicht, wohl aber nahte sich der Tag der Steigerung, und

gäb wie Eisi lästerte, das — Kalb von G'richtschreiber sei an allem schuld, es fand in diesem Zorn je länger je weniger Trost, denn je länger je größer ward sein Leiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie aus Allem endlich ein Geltstag entsteht und was ihm noch alles vorangeht.

Es giebt je länger je mehr Leute, welche nicht arbeiten mögen, doch gerne gut Sach hätten, reich werden möchten. So bloß mit dem grad ane Zähne tröcknen an der Sonne, kömmt man weder zu dem einen noch zu dem andern, das begreifen die Leute noch. — Wenn man zum Faulpelzen und Zähnetröcknen an der Sonne wirthet oder d'Frau und d'Kinder wirthen läßt, so fehlten d'Fischli z'Morge und d'Krebsli z'Nacht nicht, so meinen die Leute noch bis auf den heutigen Tag, obgleich das Amtsblatt von verhudelten Wirthen wimmelt, wie in einer Kaserne die Flöhe wimmeln im August.

Wenn daher irgendwo eine Wirthschaft ausgeschrieben wird, zu freier Hand oder Geltstagswegen, zum Ausleihen oder Kaufen, so feckelt das daher wie Spatzen auf einen Kirschbaum, wie wilde Tauben auf eine Eiche, wenn die Eicheln reifen, wie Meusi hinter eine Wanne mit Haußet. Da kömmts daher vom Oberland und Niederland, alles Rustig, die wohlfeil reich werden möchte, und firmt in allem herum, und steckt in alles die Nase, und rümpft sie über alles, rühmt, wie man es gehabt, und grännet über was man findet, thut verflurt hochmüthig, als ob man daheim alle B'schüttilöcher, wegen Mangel an anderm Platz, voll doppelter Bemdublonen hätte und d'r Gring voll Klugheit und Finessa vom Tüfel, frägelt viel und giebt doch kein manierlich Wort und thut mit

den Leuten im Hause ungefähr wie mit Schallenwerchern, wenn man das Schallenwerch besichtigt. So ein Ehepaar auf der G'schaui macht überlaut sich gegenseitige Eröffnungen, wie es nicht alles sein müsse hier, die Leute wären sonst nicht über nichts gekommen, und wenn einmal ein Wirthshaus so verhudelt sei, so sei es fast nicht möglich, es wieder gut zu machen und Gastig zuechez'zieh, es wein geng alles, es sei noch das alte G'hudel. Ein Haus sei bal z'ungerobis, aber uffstelle selb gang lang.

Kam bloß Mannevolch auf d'Gschaui, so ging's noch. Eisi war gewohnt mit dem Zufahren und vertrug auch noch was. Kam aber so hoffährtiges Weibervolk g'wäggelt, rieb sich die Hände, rümpfte die Nase und b'richtete, wie es ihm sein müßte, was es alles dolete und nicht dolete, was ihm weg müßte u was ufläthig sei, schüli, sagen die Zürcher, dann kam Eisi ab der Kette und that wie ein alter Metzgerhund, der Junge säugt, und trümpfte so junge Gäxnäseni ab, daß sie weißeten wie junge sich beißende Rosse. Doch das war noch das leichtere von dem Weh, das es auszustehen hatte, von wegen die kamen und gingen; die meisten sah es nicht wieder, und bei den meisten hatte es das wohlthuende Bewußtsein, daß es dene es gesagt, das sie ein Wyltschi daran denken würden. Viel bitterer weh thaten ihm Nachbarsleute, denen es nicht auf den Leib konnte, deren Plagen sich alle Tage wiederholten.

Wenn ein Haus in Geltstag verfällt, d. h. ein Haus, in welchem allerlei Effekten sind, so tauchen rundum allerlei Hoffnungen und Gelüste auf. Es ist keine Haushaltung, in welcher nicht was fehlt, wo man nicht dies oder das haben sollte, aber das Geld hatte Einen gereut, neu machen lassen mag man nicht, aber so ungefähr und um den halben Preis käme man höllisch gerne dazu. Giebt's nun an einem Orte einen Geltstag, so kömmt Einem so ein Haus vor fast wie den Spatzen ein Kirschbaum, der zu plündern steht; was da

alles zu haben wäre um den halben Preis, halb kaufs-, halb plünderungsweise! Die ganze Masse betrachtet man als herrenloses Gut, möchte sich auslesen was jedem anständig wäre, und wenn man es umsonst haben könnte, so trüge man durchaus kein Bedenken, es umsonst zu nehmen. Wem die Sache gehört, wie man zu den frühern Besitzern gestanden, kömmt nicht in Betracht, Mitleid ist keines da. Si hei's g'hah, hätte si g'luegt, daß si's chönnte b'hah, d'r Rest geit mih nüt a, das ist Wahlspruch. Nun nimmt es Einen wunder, was da sei, ob wohl gerade das, was man wünscht, ob es sich der Mühe lohne, der Steigerung beizuwohnen, in welchem Zustande die Gegenstände seien, und wenn zwei von einer Sorte vorhanden sind, welches wohl der bessere sei. Das alles möchte man vor der Steigerung wissen, an der Steigerung selbst kann man dann nicht alles so punktum untersuchen, jedenfalls passen viele Augen auf und gucken ebenfalls. Und je näher man dem vergeltstagten Hause wohnt, ein um so näher Recht glaubt man an die Sachen zu haben und eigentlich pflichtgemäß auf jegliche mögliche Weise dafür sorgen zu müssen, daß man das Beste am wohlfeilsten vorabkriege, nit öppe so ne frömde Schelm, wo's eigetlich gar nüt agang, u wo me gar nit sött zueche lah, eim d'Sach vorabnehm.

Auf der andern Seite herrscht das natürliche Gefühl, das Seine ungern in fremde Hände übergehen zu sehen. Es dünkt Einen, es sollte niemand davon mögen, kein Mensch darauf bieten; wenn niemand darauf böte, so würde es Einem ja bleiben. Und allemal, wenn man merkt, daß jemand davon möchte, wird man roth im Gesicht, bei jedem Bot giebt es Einem einen Stich und wenn jemand etwas ersteigert hat und wegträgt, so denkt man: so, auch du! hätt doch nicht geglaubt, daß auch du so schlecht wärist, aber wart nur, dir treibe ich es ein.

Die Begierde der ganzen Nachbarschaft nach seinen Sachen mußte Eisi auf das bitterste empfinden. Wenn's

dämmern wollte des Abends, so sah Eisi, wie Nachbaren um's Haus schlichen, sah sie hier einen Wagen, dort einen Kommet besichtigen, so gleichsam im Vorbeigehen, sah des Morgens, wenn es aufkam, sie aus dem Stalle kommen, und wenn es einmal ung'sinnet vom Essen ging, so war es sicher, verdächtige Gestalten hier oder dort stehen zu sehen.

Andere machten die Sache noch anders, die kamen zu ihm ins Haus, thaten gar theilnehmend, sagten wohl: „du armi Frau, wie de mih doch dure chahst", ließen unterdessen die Augen herumspazieren, musterten was sichtbar war, fragten verblümter und unverblümter, je nachdem sie ein gröber oder feiner innerlich Ug'richt hatten, nach diesem und jenem; doch sehr selten war jemand so grob zu sagen: „wes öppe nit z'höch ufetriebe würd, su hätt ih Muth d'rzu, hätt scho lang gern es selligs g'hah, aber d's Geld het mih neue g'reut. Nit daß m'r's nit g'ha hätte, aber wenn me King het, su muß me geng z'erst a die sinne, gäb me neuis z'Unnutz usgit." Die Andern sagten höchstens: „Aber nei, Eisi, daß du das erlebe mußt, lue, du chahst mi dure, ih chah nit säge wie (die Feinsten nahmen hier einen Zipfel von der Scheube und fuhren damit an den Augen herum). Wie dich doch alles grüsli teue muß, hättist alles so schön im Stand g'ha u jetz d'rvo z'müße bi lebigem Lyb, nei, es isch schröcklig, es z'rschryß mih, ih g'stiengs lebig nit us. U v'rmahst dih desse nüt, u wär's a dir g'lege gsy, su wärist de im Stang, niemere e so, aber was chah en armi Frau zwänge, we d'r Ma nüt nutz ist u d's Geld oberarm yche v'rschlengget. De Todtne söll me nüt böses nahrede, es heißt, si chönne ein noh plage, un ih möcht's sust nit thue, ih wurd mih schäme, aber g'seit hah nih zu myne Lüte mängist: dä Steffe isch doch d'r nütnutzigist u fülst, wo's git, wie mih doch die Frau erbarme chah; we die e rechte Ma hätt, wo ere a d'Hang gieng un a d'Syte stüng, das wär die fürnehmst Wirthi d's Lang uf d's Lang ab, i mängem Canton fung me ke selligi. Aber alles wirst de

doch nit lah v'rkaufe, du wirst o b'hah öppe d's best d'rvo, bi selligem V'rmöge wirst de dih öppe nit lah blutti mache? Deppe die beste Bett wirst de b'halte, un öppe es schöns Bureau un die großi Gumode i d'r Stube mit dene artige Umhänge u länge Fransine, ume so öppe das schlechter wirst furtlah, öppe die plätzete Sache oder die, wo ume noh halb ganz sy? Aber grad öppe dä groß schön ehrig Hafe wirst nit furt lah, un d'r Brönnhafe o nit, wenn de wieder öppis neus afahst, oder d's Wirthshus wieder a dih nimmst, su manglist se. Die bessere Täßleni, da die schöne blaue, die wirst näh un die schöni gelbi Kaffeekanne? Emel ih miechs, het mes, su het mes, laht mes furt, su gilts nüt u we mes ume hah sött, su chost's es Sündegeld u d'Sach macht me d'rzu noh all Tag schlechter." So fühlten die feinern Weiber auf den Zahn, mischten das Süße mit dem Sauern so künstlich, daß Eisi ihnen nicht nach Noten dienen konnte, sich fangen und ködern ließ, und erst hintendrein dachte: oder wott die donstigs Täsche öppe o cho steigere u het si deretwege so nöthli g'fragt, was ih b'häb u was nit?

Qualen stund indessen auch die Speisewirthin aus, neben der großen Wonne, in welcher sie sich wälzte, die jedoch nach und nach abzustehen anfing, denn jede Sache wird alt, absonderlich eine Sache, die man alle Tage im Munde hat, und jedem Gaste, der die Nase zur Stube hinein hat, vorkaut. Begreiflich hatte sie seit Wochen die größte Wonne ausgestanden, hatte viel bündigere Kenntniß vom Stand der Dinge als Eisi, und ermangelte nie, denselben ihrer Gastig mitzutheilen und aufzustellen an einer von ihr selbst gemachten Sauce, welche ungefähr aus folgenden drei Bestandtheilen bestund: „He nu, es geit doch noh i d'r Welt albeeinist nah d'r G'rechtigkeit, wes mängisch scho lang geit bis me se g'seht. Es nimmt eim zu Gott wunger, daß es da äne so lang gange isch, so wie si's triebe hei, das het afe ke Gattig g'ha. Aber wunger nimmt's mih notti, ih mah fast nit g'warte, was dä

Narr afaht. Ih traue geng, si häych sih, oder si chönn de öppe ug'sinnet wieder manne; aber wer wett e selligi möge u v'rmöge se nachez'fuehre, vo wege die v'rbrucht de öppis, ih chahs eim säge.“ Hier pflegte sie gewöhnlich an die Sauce einen langen Stiel anzubringen. Auch sie hatte per se darauf spekulirt, an der Steigerung zu glänzen und Eisi zu zeigen, wer z'letzt noch Trumpf habe; sie hatte schon Silber gespart, so viel sie konnte, um so recht mit demselben zu klimpern und zu glänzen, was nicht mit Batzen zu zahlen war, mußte warten bis nach der Steigerung, ob sie nach der Steigerung zahlte, oder es hatte wie der alte Bursche im Lied: „vor der Messe zahl ich nicht, nach der Mess' wird auch nichts draus“, wissen wir nicht.

Jetzt sah diese Speisewirthin andere Weiber hinübergehen, die man sonst nicht im Wirthshause sah, namentlich bei Eisi nicht, und klug genug war die Speisewirthin, obgleich sie Bäbi hieß, alsbald zu merken, daß jene Weiber nicht bloß wegen ihren guten Herzen und wegem Erbarmen hinüber gingen, sondern wegen was anderm. Nun wollte es Bäbi fast versprengen, daß die drüben alles sollten ausg'wundern und erlesen können, es aber nicht, und so aufs Gerathewohl dreinplampen müßte, nicht wisse, was alles da sei und was das Bessere sei. Bäbi setzte ein paar Male an, um hinüber zu gehen, geistete sich auf, sagte sich: „tödte wird die dich öppe nit, u freße nit, die wird doch wohl öppe zahmet hah un alti g'nue sy, emel zehn Jahr ist die älter als ih, für z'wüsse was es erlyde mah u was nit, u de hah nih d's Recht so gut as öpper anger, u de chönnt ih ja öppe e Knecht z'wegstelle, daß er m'r g'schwing z'Hülf chöm, wenn ih afing brülle, u daß er se de so recht vom Tüfel abhabereti.“ Indessen war sie doch nicht Babi genug, die Sache ins Werk zu setzen. „Was Tüfels hätt' ih z'letscht d'rvo, d'Lüt hätte z'grusami Freud dra, wenn m'r enangere recht v'rkreblete, u de dörft ih ja gar nit emal a d'Steigerig, z'selbist will ih

doch de gah, da nimmt's mih doch de zu Gott wunger, ob ih dert nit söoli Recht heig, wie ne angere Mönsch."

Es half sich so gut es konnte mit Nachrichten durch Trini und stillete so seinen G'wunder bestmöglichst. Es hätte sichere Nachricht, theilte es daher seinen Gästen mit, daß a d'Steigerig nüt g'rechts cho werd, un es syg eine e Narr, wenn er deretwege ume e Tritt v'rsetz; d's Best g'sech me niene meh, es wüß ke Mönsch wo's hi cho syg; u was syg, syg es G'hudel, daß es e Schang syg. Deppe Sorg g'ha heig niemere zur Sach, es heig so müße gah, wie's gange syg. Aber mi wüß wohl woher das chöm, ung'recht Gut thüe nie gut. — Es heiß, Eisi's Großätti syg rych worde, es heig ke Mönsch g'wüßt wie, aber es syg geng d'Red gange, just z'selbist syg e ryche Krämer, dä uf Zurzi welle heig, v'rlore gange, u kei Mönsch heig chönne erfahre, wo ner o hi cho syg. Es werd wohl öppis a d'r Sach sy, mi wüß ja, wie es Eisi's Schwester gange syg.

So konnte Eisi der Steigerung nicht ausweichen und hatte doch nicht alle Hoffnung verloren, der Rechtsfreund wußte immer neuen Trost, und wenn Eisi in vollem Zorn auf ihn einfuhr, so hatte er immer die Antwort: „E aber Fraueli, thue nit so, grad das isch gut, grad so hah nihs welle, jetzt wird's öppe nimme fehle", und wußte es mit den dümmsten Gründen zu bereden, daß es ganz busch auf wurde; was man halt gerne hört, das glaubt man auch gerne. Vernünftige Leute hätten an diesem Glauben gar nichts begreifen können; het dä Narr 's nit glaubt bis am letzte Tag, es mach alles nüt, es chöm noh gut, sagten die Nachbaren unter einander. Ein solcher Glaube wird, viel häufiger als man glaubt, gefunden in Israel. Glaubt ja doch so manches arme Mädchen an Treu und Liebe, bis es im Unglück sitzt, bis der Treulose mit einer Andern am Altare steht; glaubt doch die arme Mutter an die Rettung ihres Kindes, bis die blassen Lippen sich nicht mehr öffnen wollen, im starren Auge der

Tod sichtbar wird; glaubt doch so Mancher an längeres Leben, nimmt das letzte schwindende Leben für leise werdende Genesung, denkt an's Sterben noch kaum, wenn auch der letzte Athemzug entschwunden ist, denkt an's Sterben nicht, an's Leben nicht, bis der Seele der Tod erscheint, bis das Herz im Tode bricht; ach, und glaubt ja so manches Babi nicht, daß es ein Babi, so mancher Lädi nicht, daß er ein Lädi, so mancher Taugenichts nicht, daß er ein Taugenichts sei, bis Gott es ihm selbst sagen muß, es ihm mit feurigen Buchstaben an die Stirne schreiben wird.

„Du wirst öppe nit welle d'rby sy, hatte jemand Eisi gefragt, als der Tag der Steigerung nahte, du wirst mit de Kinge öppe e weni nebe us welle, bis d'Sach für isch.“ „Warum sollte ich neben aus? fuhr Eisi auf, gäll, daß man dest besser b'schytze un stehle chönnt, wenn ne niemere uf d'Finger luegti. O jere nei, ih blybe d'rby bis z'letzt, ih wüßt gar nit, warum ih nih sött, bi nih doch nit d'Schuld, v'rmah mih desse nüt, u wär ih nit gsy, so ging's noh viel wüster. Nei, ih wott de Lüte unger d'Auge stah, selb wott ih, si müße nit meine, ih heig mih z'schäme u dörf mih nit zeige. Ih wott luege wer Freud dra het, vo üser Sach z'kaufe un sih möcht wärme a üsem Für. D'Lüt chenne möcht ih, vo wege es chunt de öppe e Zyt, wo's m'r chumlig cho chönnt, wenn ih wüßt, wo nih d'Sach z'suche hah u wem ihs ytrybe chah.“

„He, ja ja, sagte die Frau, du chahst's so mache, aber Mängi chönnt nit d'rby sy, nit die Zechnist g'stiengs us. Aber frage muß ih doch, zürns nit, aber es nimmt mih notti wunger, wo de de us wotsch, we d'Sach v'rby isch, du wirst drum g'luegt hah, wirst öppe welle gah Krüzerwirthi sy?“

„Warum nit gar Krüzerwirthi, sagte Eisi, ehe so mähr Hühnermeitli. Nei, da hah nih nüt g'luegt, un ih hätt nit g'wüßt, warum ih luege sött. Wunger nähms mih notti doch, wer mih hie ustrybe wett; es ist de notti mys Geld gsy,

mit dem d'Sach kauft un zahlt worde isch. Da blybe nih, u we me vier Roß afetzti, mi brächt mih nit weg. Will doch de luege, ob noh G'rechtigkeit uf d'r Welt isch." „Mit dere ischs afe bös, antwortete die Frau, si säge, es syge Schmutzflecke druf cho u du heige's d'Müs g'schmöckt u syge d'r hinger cho u heige se z'völmig g'fresse. Weiß nit ob's isch, un a alle Orte möcht ihs nit säge." „Es wird viel dra mache, sagte Eisi. Aber syg's wie's well, su will ihs probire." „He ja, sagte die Frau, wed glaubst du zwängist öppis, su machs, ih möcht d'r's gönne. Un ih glaub, du chömmist noh öppis zwänge, es chah neue schier e niedere mache was er will, u wenn eine recht ufbigehrt, sü isch me froh ne lah z'laufe u git ihm noh e Pfoste, d'sungerbar wenn er öppe e Schnäuzler isch. Aber wenn ih dih wär, a d'r Steigerig wär ih doch nit da, es isch sust neue nit d'r Bruch u was d'Lüt säge, het me sih doch geng e weneli z'achte." „Was frage ih de Lüte nah, rede die doch was si wei, u wes ne nit recht isch, was ih mache, su stecke si doch es Steckli d'rzu u hocke druf." „Su adie, sagte die Frau, ih muß gah, ih hahs Brod im Ofe, es wird wohl gut sy, aber m'r löy's gern lang drinn, es grauet de minger, u de Müse ischs o z'wider dra hi, wes ordli herts isch. Aber denk, was m'r g'scheh isch, wo nih am vordere Tag es Brod näh wott, su rührt es si drinn, grad wie wes lebigs wärs, ih hah bim Schieß e Gux usg'lah, si heis im ganze Hus ume g'hört u sy cho luege. U wo me du recht luegt, was isch du gsy? Hei m'r nit d'Müs d's Brod usg'hölt u drinn g'nestet u Jung g'hah, sieben jung Müs si drinne gsy! Un vom ganze Brod hei m'r kes Schneceli chönne bruche übere Tisch, d'r Rauft hah nih du noh yg'schnitte, daß es die Angere nit g'wüßt hei, vo wege es het mih g'raue, es isch d'sungerbar guts Brod gsy un emel mit meh as feuf Wuche isch es gsy, daß m'r bache g'ha hei. Adie!" und brummend ging sie fort, denn, daß Eisi an der Steigerung anwesend sein wollte, war ihr begreiflich nicht recht,

von wegen sie hatte ein Pfänni im Auge un es b'sungerbar styfs Garteschüfeli. Sie verbreitete überall, was Eisi im Sinne hatte und überall nahm man das Eisi sehr übel, und war Eisi schon vorher nicht beliebt, so verlor es jetzt vollends das letzte Fünklein Gunst und Gnade bei sämmtlichen Weibern rundum.

Eisi hatte das Ding sich doch leichter vorgestellt als es war, es ging ihm fast wie manchem jungen Helden, dem es ein leicht Werk schien, eine ganze Armee zu überwältigen, so lange als er kein Soldatenbein sah, dem es aber zu duttern anfing, als er die erste Flinte zwitzern sah, der nach was Sicherm sich umsah, sobald der erste Schuß losging.

Es graute Eisi doch, als es am Abend vor der Steigerung an die folgenden Tage sinnete, wie das eins nach dem andern verschwinden würde, hier aus, dort aus, daß es nicht einmal wußte, wo aus, und wie die Leute es ansehen würden, einander müpfen, fragen: „ist das se, d'Wirthi, wie mah die d'rby sy, das muß doch e usg'schämti sy“, und wie diese oder jene, die es sonst so gut kannten, es morgen vielleicht nicht mehr kennen, zimperig thun, die Hände reiben, höchstens sagen würden: „So grüß ech u wie geits“, und wie drüben viel Gäst sein, Chaise und Schärbänk dort stehen würden und hier nichts, obgleich es auch wirthen wollte und angewendet hatte mit Vorkehren. Aber was das für ein Vorkehren ist, wenn man gewohnt war, alles um sich zu haben, die Hülle und Fülle an Geräthen und Vorräthen, mit vollen Händen zu spenden, das Geringe nichts achtend, beim Rasseln zerspringender Flaschen und Kacheln nicht einmal umzusehen, Anken ins Feuer zu werfen, wenn man nicht gleich hölzerne Scheiter bei Handen hatte, und jetzt bloß noch hie und da ein Pfänni und ein Kacheli und etwa noch ein Schüsseli und ein Züberli, und an Vorräthen hier ein Brösmeli und dort ein Restli, armselig alles, als hätte man die Mäusenester geplündert, oder schmäderfräßigen Jungfern die Säcke geleert,

und doch vielleicht, trotz aller Armseligkeit, noch viel zu viel. Denn wer ißt gerne in einem Wirthshause, wenn Geltstag-steigerung darin ist? Ist's nicht, als habe jede Sache eine eigene Kust, laufe Einem im Halse auf, daß man es fast nicht hinunterbringen könne, oder würge Einen wie halbreife Kannenbirnen. Darum, wer es anders machen kann, mag da nichts nehmen, nichts essen, absonderlich allfällige Wirthsleute nicht, welche an die Steigerung kommen. Ist's denen nicht, wenn sie was genießen sollen, als müßten sie vom eigenen Fleische essen und vom eigenen Blute trinken? Oder ist's ein Grusen ab der eigenen Kust der Sachen und dabei denken zu müssen, auch ihre Sachen kriegten diese Kust, wenn Geltstag sei in ihrem Hause? Es giebt eine eigenthümliche Geltstags-kust in einem Wirthshause, wie es einen eigenthümlichen Leichengeruch giebt, einen eigenthümlichen Gaststubengeruch, der alle Morgen frisch zu riechen ist, ehe die Stubenmagd die Federn aus den Haaren gemacht, den Zieger aus den Augen und frische Luft eingelassen hat in die durenänderlige Unaus-sprechlichkeit, in die unaussprechliche Durenänderlichkeit.

Ist's zu machen, so läßt man das Fuhrwerk am nächsten Orte und schmuggelt sich herbei, so unvermerkt als möglich, absonderlich die Männer. Den Weibern ist dies freilich oft nicht recht, sie sagen: „emel ih schüche mih nit, hätte si o tha wie mir, su hätte si o chönne bi ihrer Sach blybe, so gut as mir;“ und dabei denken sie wohl, „ja lueget mih ume a, ih hah am liebe Gott z'danke, daß ih nit e selligi bi, sonder e ganz e angeri, wo noh mängi, wo meint, was si isch, chönnt Exempel näh vo me ne Byspiel.“

Das alles, thun und sinnen, hatte ihn's halb taub, halb weich gemacht; da ging es noch durch die Stube, wo seine Kinder alle schliefen, so wohl und fest, daß sie nichts wußten von der Welt, nichts von Geltstag und Steigerung, keinen Gedanken daran hatten, daß vielleicht bald die Stunde kommen könnte, wo sie kein Bett mehr hätten, ja wo sie

nichts hätten, nicht wüßten, wo sie ihr Haupt hinlegen könnten. Anfangs ward Eisi taub bei diesem Anblick; „da liegen sie, sagte es halblaut, als ob sie alles nichts anginge und ich alleine muß alles austrappen und aussessen, und es düecht mih doch, die Größere sötte afe d'r V'rstang hah, z'merke was geit u z'sinne, daß si o dra Schuld syge, un jetz o öppis thue, oder emel o d'rglyche thue sötte, daß si d'Sach o öppis aging u daß si o d'Schuld dra syge. Si sötte finne, was si afe kost hei, u was me für seie het müße usgäh. Niene hi isch me, daß me nit für e Hampfele Geld Sache oder Kram hei brunge het für seie u de sövli nüt Sorg g'ha d'rzu, u d'Sach v'rdrecket u v'rhudlet gsy isch, gäb me nume ume g'luegt het. Ja we die nit gsy wäre, es hätt noh lang g'hah, bim Donstig. A de Klynere düechts mih nüt angers, es King isch es King, aber die Größere, wohl, die sötte d'r V'rstang hah! We si nit hei, wohl, su chah me ne ne mache", und Eisi war darauf und daran, dem ersten Antrieb zu gehorchen und den ältesten Jungen zu haaren vaterländisch, ihn partikular zu züchtigen, damit er sein eigen Selbst im Weh ertränke und Antheil nehme am allgemeinen Weh. Es ist das eine eigenthümliche Kurmethode, die öfters angewendet wird.

Indessen, wie gesagt, Eisi war halb taubs, halb weichs. Als es so im Zorn an's Lager trat, in welchem die beiden ältesten Buben schliefen, sicher, fest und kühn, man hätte eine Kanone ablassen können neben dem Bette, sie hätten sich nicht geregt, so stutzte es und das Weiche faßte ihn's stärker: „Si schlafe bim Dolder, wie wenns nie meh gut wär! Wer weiß, wenn si wieder d'rzuchöme, wer weiß, vielleicht ist's ne vor gsy, daß si d's letzt Mal i dene Bette sy, u wei's jetz noh recht profitire! U si hei Recht, un se jitz ufz'jage, wär notti nicht recht. Un es chönnt z'letscht noh öppis z'bidüte hah, wenn ih se ufjagti drus, si chönnte meine, ih wär d'Schuld u heig ne se nit gönnt, u wer weiß, was es sust noh öppe

chönnt z'bidüte hah, öppe aparti mit Selligem möcht ih mih nit noh gar v'rsünge z'letscht, wo nih mih sust nit v'rfehlt hah. U nüt d'Schuld sy u z'letzt doch alles usfreße müße un alles abthue, un alles sölle dure schleipfe u z'letscht doch müße b'hange, d'King eim nüt helfe chönne u die Angere alli meine, si syge Kräye u nih nume e Keib u niemere hah uf d'r ganze Welt, wo's gut meint! U bi es schöns Meitschi gsy, u hah zechetusig Pfung V'rfallnigs g'ha, u jitz e alte Kratte, sövli King u morn d'r Geltstag, u nüt d'Schuld, u nüt wüße wo us un a!"

Da überwältigte einmal die weibliche Natur Eisi auch so recht, es weinte sich in ein Weinen hinein, das am Ende fast einem Erdbeben glich, ihm Leib und Seele schüttelte, ihm fast den Athem nahm, Gedanken hatte es lange keine, vom allgemeinen Elende wurden sie überfluthet. Als endlich der Wolkenbruch sich schloß, die Elendsfluth zu versiegen begann, erhob sich über die Wasser der Fels seiner Natur. Nein, dachte es, weder häyche noh is Wasser, das G'falle thue ih ne nit, die Freud müße si nit hah, dene will ih untere Bart stah, daß sie wüße, daß Eisi Eisi blybt, mache si mynethalb was si wei, si hei's z'v'rantworte.

Sechszehntes Kapitel.

Wie ein Geltstag angeht und was zuerst aus dem Hause geht.

Am folgenden Morgen war es schön auf Erden, ach, wenn es eben so schön in den Gemüthern gewesen wäre! Klar stieg die Sonne auf, übersilberte das Eine, übergüldete das Andere, und tausendstimmig zwitscherten die Vögel des Schöpfers Lied aus grünendem Busch, von schwellendem Baume, die Märzenglöcklein nickten in leisem Morgenwinde

den Takt dazu, und vom dampfenden Miste weg krähte der Hahn sein Wohlgefallen an des Schöpfers Herrlichkeit, der Sonne lieblichem Scheine, der Vögel munterm Gesange, der gackernden Hennen holdseliger Freundlichkeit.

Oede aber, dumpf und traurig sah es um das Wirthshaus auf der Gnepfi aus; fast einem großen Sarge gleich, der zugeschlagen und vernagelt eine Leiche birgt, stand es da. Drüben in der Speisewirthschaft rührte man sich früher, es rauchte der Kamin, es wurde ums Haus gewaschen und gekehrt, die sämmtliche Mannschaft schoß zu allen Löchern aus und ein, wie es in einem Bienenstocke geht, wenn er zu stoßen droht. Still war's noch auf der Straße, bloß einige Hunde machten ihre Morgenpromenade, Kinder holten Milch und Mägde liefen mit Zübern den Brunnen zu, als ob es brenne, stunden aber bei den Brunnen, als ob sie aufs Angefrieren warten wollten und verwarfen dazu die Arme, als ob sie Gott einstweilen in Windmühlen verwandelt hätte. Bettler strichen durchs Dorf, Zugvögeln gleich, die durch Steppen streichen. Ein Mädchen und ein Knabe hoscheten lange am Wirthshaus und schrien kehrum: „möcht d's Almuse", aber kein Leben regte sich drinnen, z'leerem mußten sie wieder fort. Dann kam ein Mannli daher an langem Stecken, die Pelzkappe wohl über die Ohren, gehorsamst wadelten die langen und breiten Fecken seiner Speckseitenkutte nach. Doch bewegte sie sich in immer kleinern Schwingungen und stand endlich gehorsamst ganz stille, als das Mannli sich stellte, den Stecken vor sich, beide Hände darauf und das Wirthshaus betrachtete. So stund das Mannli alleine lange, knüpfte auch mit keinem Vorübergehenden eine Unterredung an, rührte sich weiter nicht, als daß es zuweilen eine Prise nahm; aber wenn ein Kind vorüber ging und ihm die Zeit wünschte, so dankte es. Dann endlich stellte sich nicht weit von ihm ein anderes Mannli auf, lehnte sich an eine Ladenwand, machte Tubak ein, versenkte in tiefe Betrachtungen sich, gab keinen

Laut von sich. Endlich kam eine Frau daher getrippelt, die Hände in den Kittelsäcken, die schwieg nicht, gab dem einen Mann die Hand, wünschte guten Tag, hing dem Wunsche noch einige Redensarten an, dann die Frage: „ist da noh niemere uf?“ Als das erste Mannli antwortete, er hätte noh niemere g'merkt, so meinte die Frau, das hätte doch afe ke Gattig, scho bal achti un es zeig sih noh niemere. Si hulf ga dopple, es syg ere neue so g'spätzig, schier wunderlich, si nähmt für e halb Batze Brönz, u de schick es sih grad am beste öppe z'luege, was da syg un öppe z'frage, gäb so nes G'stüchel syg, daß niemere zueche chönn. Es sei ihm gleich, sagte das Mannli, we du dopple witt, su chum d'r nah. Gäbs afaht e Schluck, schadt nüt, es macht eim ume herzhaft zum Biete, z'viel nützt nüt, mi chönnt ume z'kuraschirt werde, u selb ist nicht gut; mit z'viel Biete het sih scho mänge überlüpft.

Sie gingen, fanden wider Vermuthen das Haus offen, aber leer die Gaststube und dort mußten sie lange lange doppeln, ehe endlich Eisi erschien, stattlich angezogen, doch nicht im eigentlichen Staat, und rauzig fragte: „Was hättet d'r welle?“ So ging für ihn's der Tag an und Martern begannen, die es sich nicht vorgestellt hatte. Der Mensch kann wohl sich vorstellen, was sich zutragen, wie es gehen werde, aber was für Eindrücke das machen werde auf sein Gemüth, was er bei diesem, bei jenem empfinden werde, das kann er sich nicht vorstellen, das liegt außer aller Berechnung. Der Mensch kann was vom Wetter wissen, kann sagen, auf den Abend wird es donnern, es wird regnen durch die Nacht, aber wann der Zorn donnert in seiner Seele, wann bitteres Leid in seinem Herzen sich ergießt, ob im nächsten Augenblick oder in der nächsten Stunde oder gar nicht, das weiß er nicht.

Da kamen nun Leute, welche gar keine Rücksichten hatten, welche ganz ungenirt fragten, nach diesem, nach jenem, ohne sich seiner viel zu achten, Gespräche führten, wie es eine strenge Sache sei, so vor e Haag use z'wurste und müße

z'g'seh eis Stücki hie us träge, d's anger dert us, noh viel ärger as bi re Brunst. Da chönn me doch denke, emel meh as d's Halbe werd nit g'stohle u d's anger überchöm me ume, hie chöm nüt ume. Wie die Leute sich mehrten, wuchs auch ihre Courage. Zuerst trippelte das erste Fraueli aus der Gaststube in eine andere Stube, dann trappete ein anderer Trappi nach, dann ein anderer anders wo aus, trappeten allmählig im ganzen Hause herum, zu allen Thüren ein, g'schaueten alles, lobten, kritisirten wie auf einem Markte, wie in einem herrenlosen Hause, wo es niemand weiter was anging, was man sagte, was man machte, wohin man ging. Die Kinder, die gewohnt waren liegen zu bleiben, so lange es ihnen gefiel, waren aufgestöbert worden wie ein Nest voll junger Wachteln, wenn des Mäders Sense über sie fährt. Wie die jungen Wachteln zerstreut durch den Klee schlüpfen, hier aus, dort aus, bis in einer fernen Ecke die Alte leise schlägt, dann auf den ersten Schlag die junge Brut der rufenden Mutter zustrebt, ihrem Schutze sich anzuvertrauen, so liefen die aufgestöberten Kinder wohl auch zerstreut, verwundert, die Kleinsten ängstlich durchs ganze Haus; aber ihnen rief keine schützende Mutter, da waren keine Flügel, unter die sie sich bergen konnten, und wenn eins zufällig auf die Mutter stieß, an ihr Fürtuch sich klammern wollte, so hieß es: „gang m'r doch unger de Füße weg, hang doch nit so a m'r, gang, lue wo die angere sy, ih hah jitz angeri Sache z'thüe! Putz d'Nase, gang, si sölle dih wäsche, du g'sehst ja dry, mi muß sih fry schäme."

Richtig stunden oft die Leute bei den Kindern still und sagten laut, unverholen zu einander: „Nei aber au, luegit au, was das für King sy, kes g'strählt u kes g'wäsche, u laufe so des ume, noh ame ne sellige Tag. Nei, jetz nimmt's eim nüt meh wunger, daß es so gange isch; bi ere sellige Ornig, wie wetts chönne gut gah!"

Das nöthige Personal war da aus Eisi's Gemeinde, die

Geltstagsverordneten, der Weibel, Eisi's Schwager und endlich kam auch der Gerichtschreiber mit Säckli und Parisol, schob das unbekannte Personal ohne viele Rücksichten bei Seite, bot dagegen mit ausgezeichneter Freundlichkeit und lieblichen Geberden den Mannen die Hand und sagte: er hätte gedacht, zu früh zu kommen trage nichts ab, man müsse doch mit dem Ausrufen warten, bis die Leute da seien, und vor den Zehne gehe es selten gut. Es werde ohnehin öppe nicht gar gehen, und mangelte man doch so viel zu lösen, nur um das Nöthigste zu decken. „Ihr werdet es wissen, am vordern Tage ist's herausgekommen, wo die Straße durchkömmt, das hat sich übel getroffen für uns, indessen, es kommt einem Andern wohl. Es ist halt so in der Welt, was Einem nützt, schadet dem Andern, dary muß me sih halt schicke." „Grad so ist's, sagte der Weibel, wie d'r Herr G'richtschreiber seit, mi muß sih dry schicke, u wes eim nit breicht, su macht's noh nit sövli." Nun mußte er Bescheid geben über die erkannte Richtung und Mündung der neuen Straße; den Einen gefiel's, Andere fanden es eine Hornvieherei, Einige wollten protestiren, Andere, wie der Herr Gerichtschreiber gesagt, sich darein schicken, wahrscheinlich alles je nachdem es die Leute breichte, z'gutem oder z'bösem.

Ob dem Reden hin und her über hochgeachtete Weisheit, welche der Gerichtschreiber mit großem Behagen anhörte, da er nicht unter der erkennenden Behörde stand, und es üblich ist unter uns, daß jede Behörde eine Galgenfreude hat, wenn einer anderen Behörde was Menschliches entfährt, verstrich Zeit und sie merkten es nicht, bis endlich Eisi kam, und ohne den Gerichtschreiber zu grüßen, sagte: Es düechs, es wäre bal Zeit anzufangen, die Leute wären da und pressirten. Der Gerichtschreiber fuhr z'weg, als ob ihn jemand gespickt oder ein Cousin ihn gestochen hätte. — „Frau Wirthin, sagte er, das ist unsere Sache, wir fangen an, wenn wir es gut finden, und anständiger wär's, ihr wäret gar nicht da, am aller-

wenigsten steht euch das Befehlen an. Hie ist's jitz usbifohle, da prediget morn oder übermorn schon en Andere.“ Das werd sih de erzeige, meinte Eisi, und es düechs, ob es da sei oder nit, gang de niemere nüt a, un wenn es d'Meinig gäh well, sü heigs d's Recht. Mi heig ihn b'schickt für z'steigere u nit für z'dampe un eim d'Sach z'v'rnütige, ihm werd d's Mul emel einist niemere welle v'rbinge u de emel er nit. Eisi machte es wie ein Schütz, der durch eine Schießscharte geschossen, der streckt seinen Kopf auch nicht durchs Loch, sondern macht sich hintere, läßt die erwiedernden Schüsse durchs leere Loch puffen. Der Gerichtschreiber wetterte wohl, aber Eisi war verschwunden und der Herr ging ans Werk, denn richtig der Sache nach war Eisi's Bemerkung.

Man ging also an die Arbeit, und nachdem die üblichen Formalitäten beseitigt waren, sagte der Gerichtschreiber, so wolle man jetzt anfangen, und natürlich bei der Liegetschaft, vo wege, wenn Eine wüß, daß er der Höchstbietend sei, so werd's ihm de chumlig cho, noh anger Sache meh d'rzu z'steigere, gläsigs Geschirr un angers. Es würden Käufer da sein und sie sollten nur brav bieten. Jetzt zeigte sich begreiflich die Wirkung von des Gerichtschreibers Nachricht, die Käufer sahen sich an, meinten, sie hätten Lust gehabt, aber auf den Bericht hin wär Einer ein Narr, wenn er ein Bot thäte; was man mit einem Wirthshaus anfangen solle, wo niemere d'rzu chöm als im Winter und Schnee d'Hase und im Sommer öppe hie u da en Agertsche? Nun wurde freilich der Lage des Hauses wieder z'best geredet. Es wurde gesagt, immerhin bleibe hier eine Verbindungsstraße, wenn öppe e rechte Wirth darauf komme, so höre dann die Speisewirthschaft auf, weil es nicht mehr zwei hier abtragen möge, also gewinne man eher als man verliere. Es seien reiche Leute zentum, darum sei die Schaal gut und Kindbettene gebs ganz hageldick, es schätz es hie ume e Bur nit, wenn er nicht es Dotzemal müß Kindbetti hah, er würde denken, d'Lüt meinte,

er vermöchte es nicht. Ganz besonders wurde auf das Mätteli und das Bächli dabei mit einem verflucht schönen Wasserfall aufmerksam gemacht, wo man errichten könne, was man nur wolle: Knochenstampfe, Oele, Reibe, Säge, Mühle, Galandern, Wollen- oder eine andere Spinnerei, eine Brönnerei, eine Glasfabrike, wenn d's Sand nit e wenig zu weit zu führen wäre; vortrefflich wäre es Gelegenheit für eine Gasbrennerei, wenn einmal den Bauern der Verstand käme, Gasbeleuchtung einzuführen in ihren Häusern, um Oel zu ersparen, und von wegen den Schmutzflecken, die ihre Bücher kriegen und auch das Papier, wenn sie es zu viel auf den Tischen herumwetzten. Ja, sagte der Weibel, man hätte bemerkt, daß allemal nach einem Erdbeben das Wasser mehre, emel ums Halbe. Wenn's nun einmal recht stark erdbebnete, oder es paar Mal brav hintereinander, so gäb das e Bach, kene so im ganzen Canton, de chönn me alles same errichte, weme d's Geld heig, Wasser syg emel de g'nue, sogar e Roth- oder e angeri Farb, e Fabrike vo kernigem Ammermehl und e Kaffeemühle d'nebe, oder kehrum bal das bal dies, geng was am meiste ytrag. Das syg d'Hauptsach i d'r Welt, d's Geld, un was eim d'Sach abtrag, u we me d'rzu de noh chönn geistlig sy, warum nit, su syg d'Sach dest besser, d'Lüt passe eim de öppe dest minger uf, si däyche, es mangli sih nüt, u glaubes eim, we me sih selber recht tapfer rühmt. Luegit, sagte der Weibel, e selligi G'legeheit chunt nit ume, wenn Eine das Wese da chauft, es git my Thüri öppis us ihm, es git e Zyt, all Zytige hei vo nihm, b'sungerbar wenn er es paar Chrüzer nit schücht, fürs selber lah dry z'thue. Drum bietit, seh werhet d's erst Bot, er überchunt e Maaß u de gute, ih hah ne v'rsucht, ih chahs eim säge, wie er isch, u was d's fürnehmst a nihm isch, am Wy nämlig, er isch geistig un rühmts nit selber, er het viel Lyb un isch nit hochmüthig, er isch vo ebe rechtem Alter u wird doch wie länger wie älter um so hübscher u milder u nit räßer un das wär allweg

d'Hauptsach; d'sungerbar bi de Wybere, nit wahr, ihr Mannleut?

Doch der Weibel mochte reden wie er wollte, und er konnte es sonst und war berühmt dafür, so wollte doch alles nicht anschlagen. Die Leute waren aus dem Concept gebracht, und weil auf einmal zur Hauptsache wurde, was als Nebensache kaum geachtet worden war, so wollten sie die Sache erst besser g'schauen. Aus dem Grunde erkannten die Lenker der Dinge, was Anderes z'weg z'schryße.

„Seh was wei m'r?" — „Herr Grichtschreiber, ih möcht ech ersucht ha, das lah usz'rüfe, ih möcht de furt, ih hah wyt; thüt m'r d's G'falle u rüft m'r g'schwing das, es wär grad da." So rief man rund um und hinter dem Gerichtschreiber stund noch Einer, der rief nicht laut, der flüsterte ihm was ins Ohr. Der Gerichtschreiber war jetzt zum gnädigen Herrn gemacht, dessen Gunst und Gnade jedermann suchte. Es ward ein förmlich Spiel und wer das Spiel verstand, trug Beute heim. In diesem Spiel waren es hauptsächlich zwei Künste, auf deren zweckmäßige Anwendung das Meiste ankam. Der erste Kniff war der, daß man von vornen herein erklärte, das will ich, dann sich dazu stellte, sagte, das laßt mir, daß mir niemand darauf biete, sonst lueg ät, treibe ich euch auch das, was ihr wollt, herauf vom Teufel. Aber öppe söpli us'gschant wird niemere sy u m'r das welle nechetrybe oder gar vor em Mul eweg näh. Solches Seinigen der Sache, noch ehe man sie ersteigert hat, beseitigt leicht andere Käufer, schlägt die Lust nieder, besonders wenn jemand es treibt, den die Leute scheuen müssen, den sie nicht gerne böse machen. Einem ganz gemeinen Grämpler, besonders wenn er dazu noch ein Fremder ist, würde diese Kunst wenig helfen. Die andere Kunst wird verdeckt getrieben und zu ihrer Ausübung ist eben Gunst und Gnade der Steigerungs-Regenten von Nöthen. Wenn Einer, der zu vergeltstagende Habe zu seinigen, die besten Stücke um ein Trinkgeld sich anzueignen gewohnt ist,

und er kömmt mit der ersten Kunst, mit dem einfachen Hand-darüberschlagen nicht fort, sondern sieht Leute, die sich nicht abschrecken lassen wollen, sondern entschlossen sind, ihm die Sachen bis auf das Aeußerste streitig zu machen, so wird eben die zweite Kunst geübt. Man nähert sich nämlich einem Steigerungs-Regenten und flüstert ihm zu: „Das laß m'r jetzt bei Leib und Sterben nicht ausrufen, ich will dir dann ein Zeichen geben, wenn's gut ist und d'Stube sih g'süferet het.“ Ist man einverstanden, so kann nun die Gegenpartei lange auf den Ausruf warten, frägt sie nach, so heißt es: „Das kömmt noch lange nicht, wahrscheinlich erst morgen,“ kehrt sie den Rücken, räumt sie das Feld, so wird geblicket und hui ist die Sache abgethan und nicht rasch genug kann der Weibel sagen, und — zum — Dritten. Das sind halt Künste; so viel wir wissen, sind sie in keinem G'sätz verboten und vermuthlich werden sie auch nicht allenthalben getrieben, sondern sehr selten, wahrscheinlich. Daß sie an der Steigerung auf der Gnepfi getrieben worden seien, behauptete man steif und fest, aber sehr möglich ist es, daß die Behauptung durchaus ungegründet ist, denn behauptet jetzt noch Elsi, der Gerichtschreiber sei schuld daran, daß der Geltstag nicht durch ein Accommodement verhindert worden, weil es ihm um die Kosten gewesen, und wer unbefangen ist, hat doch einsehen müssen, daß auf solchem Boden ein Accommodement unmöglich war.

Seh, sagte der Gerichtschreiber, ohne auf alles was man darstreckte und ausgerufen haben wollte, zu achten, da ist der Stutzer geschrieben sammt Waidtasche, Pulverhorn und was d'rzu gehört. Nein, nicht hier der kleinere ist es, dort der größere, wo so schön eingelegt ist, ein Staatsstück und nur sechszig Fr. geschätzt, wer giebt mehr als sechszig Fr.? So mußte der Stutzer voran, mußte diesen Reigen eröffnen, und war doch zu einem andern Reigen bestimmt. — Der Stutzer, der schweizerische Enkel der Armbrust, mit welcher Tell den

Tyrannen erschossen, der Stutzer, das Sinnbild des Schweizer Entschlusses, das Sinnbild des Looses eines Tyrannen in der Schweiz. Der Stutzer, des schweizerischen Hauses Zierde, die Wehre, die voranblitzt, wenn der Feind einbricht, mit welcher der Schweizer Weib und Kinder schützt, seine Hütte zur Festung macht, diese Wehre eröffnete in des Weibels Hand den Reigen der Zerstreuung aller Habseligkeiten eines schweizerischen Hauses, er öffnete die Thüre zum Austragen, zur friedlichen, gesetzlichen Plünderung, er war der Erste, der Weib und Kinder verließ, er ging zuerst zur Thüre hinaus, zu welcher Weib und Kinder ihm folgen sollten, um auf der Gasse zu stehen, ohne zu wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen könnten. Wie man die gleiche Sache doch doppelt auffassen kann. „Lue, mach g'schwing, flüsterte unser Flüsterer dem Weibel. Es ist mir öppe nicht ganz ums Geld, weil ich ihn theurer haben müßte, es ist mir wegen der Sach. Lue, es ist eine Ehrengabe, die er an dem und dem Schießet gewonnen hat. Da würden die Leute doch ein Gresinier haben, wenn es z'fast unter sie käme. Da könne man sehen, würden sie sagen, was man mit selligem g'winn u wo hi es z'letscht führ. Mach g'schwing, selligi Ehregabe sötte eigetlich nie i ne Geltstag, es sött es G'setz d'rfür sy." Der Weibel begriff das, rasch kam der schöne Stutzer in des Flüsterers Hände um ein Spottgeld, mehr als hundert Fr. war er unter Brüdern werth, von wegen er war nicht bloß schön, er war auch gut. Da sagte Eisi: „jetzt wohlet es mir fry, daß dä Donstig aus dem Hause ist, dä ist meh as halb d'Schuld gsy a üsem Unglück; mi sött selligi Sache im Mist v'rloche, si bringe eim Unglück is Hus un drum ist's vor Gott u Mönsche recht, daß si o z'erst wieder drus müsse mit Schang u Spott."

Der gute Stutzer, die Ehrengabe an einem Schießet, trug an des Hauses Unglück keine Schuld, wenn eine treue Hand, ein biederer Sinn ihn empfangen und getragen hätten, er wäre des Hauses Schutz und Ehre geblieben, für Kind und

Kindes Kind. Die treue Hand hätte ihn nur gebraucht, wenn des Hauses und der Kinder Wohl bedroht gewesen. Der biedere Sinn hätte ihn ohne Leidenschaft gebraucht, den Gebrauch nie zum Vorwand gemacht, hätte nie vergessen, daß der Stutzer nur dann den Schweizer ehrt, wenn er seines Hauses Schutz ist; und nicht, wenn er zum weiten Maule wird, das Ehre, Gut und Frieden verschlingt. Dem biedern Sinne wäre die Ehrengabe keine Verlockung gewesen, untreu zu werden an Haus und Kind, kein Anfang zur Ehrlosigkeit, sondern ein Sporn, ein Ehrenmann zu bleiben für und für, als ein schweizerischer Ehrenmann zu leuchten unter dem Volk. Aber eben darin besteht die schweizerische Ehrenhaftigkeit nicht, daß man an allen Lumpeten ist und wo möglich der Erste und der Letzte, daß man des Hausvaters Pflichten den Festen nachsetzt, daß man den Farbenstrich sich über die Nase streichen läßt, der an solchen Festen eben Mode ist, und so recht wüst thun kann; sondern darin, daß man treu ist im Kleinen wie im Großen, daß man nicht bloß im Schießstande und hinter der Flasche ein Mann ist, sondern hinter jeglicher Arbeit und in jeder Noth, treffe sie Waisen und Wittwen, treffe sie den Bruder oder den Nachbar, das eigene Haus oder das Vaterland. Solche sind die Ehrenmänner, auf die das Vaterland bauen kann, denen man im Sterben die Seinen empfiehlt, die man im Gebete Gott empfiehlt, daß er sie erhalten möge zu Nutz und Frommen Allen und Jedem. Schweizerische Feste sind schön, schweizerische Ehrengaben, seien sie gewonnen auf kleinen oder großen Schieß- oder andern Stätten, sind die Trophäen dieser Zeit, jedes Hauses Zierde, Orden und Kronen des Republikaners; aber ob sie zum Fluch oder zum Segen des Mannes werden, der sie empfängt, zum Fluch oder Segen des Hauses, in welches er sie trägt, hängt nicht ab von den glattgetretenen Sprüchen, von dem Gebrüll, unter dem er sie empfängt, von der Zahl der Flaschen, die dabei getrunken werden, oder ob es Champagner, oder vierunddreißi-

ger Lacôte, oder vierundfünfziger Markgräfler gewesen, sondern eben vom Sinn, der sie empfängt, vom Geiste, der sie verwaltet. Dieser Sinn, der das Haus den Kindern wahret, das Vaterland dem kommenden Geschlechte, die Seele Gott, dieser ächt konservative Sinn ist es, der die Hände treu macht, sie weiht, daß alles, was sie empfangen, zum Segen wird, der ist's, der an Festen, wenn sie ächtschweizerisch sein sollen, geweckt und genährt werden muß, der der Geist sein muß, der die Feste heiligt. Dieser Sinn ist es, der gepflegt und gehegt werden soll im gesammten Vaterlande und allen dessen Einrichtungen, er ist's, der den Frieden bringt in Haus und Land, er ist der ächt christliche Geist, der zur Seligkeit den Menschen bereitet, der stark macht für die Noth der Welt und rein für den Himmel, zur wahren Freiheit führt, die da nicht kömmt mit äußerlichen Geberden, die da wachsen muß von innen heraus. Der Freiheitssinn, welcher nichts ist als eine angekleisterte politische Ansicht, eine Meinung über staatliche Einrichtungen, ist bloß eine Wolke ohne Regen, ein Gespenst, das am Tage umgehend, sich für die Freiheit ausgiebt, alles verspricht, nichts hält, nichts hat für seine Bekenner, weder Frieden hier, noch Seligkeit dort, ja nicht einmal politischen Frieden, ja nicht einmal politische Seligkeit. Wie sollte da Friede sein, wo man von der Freiheit nichts hat, als eben den Schatten, Worte, die man nachsprechen muß, pünktlich, exakt, hinterzi und fürezi, wie die Kinder das ABC, wie sollte da Seligkeit sein, wo man eine Freiheit hat, die nichts als ein Irrlicht ist, welches in die Moräste der Sünde lockt, und wo anders ist eben die Hölle, als in den Morästen der Sünde.

Aber leider nicht mit diesem Sinne hatte Steffen die Ehrengabe empfangen, ob sie ihm auch nicht mit dem rechten Sinn gegeben worden, wissen wir nicht. Aber was das für ein herrlicher Tag war, als er sie empfing, Eisi konnte es wissen, denn es war auch dabei, und daß es dem Jubiliren

und Traktiren ein Ende gemacht hätte, können wir nicht sagen, wenn wir der Wahrheit treu bleiben wollen. Es hatte an Schuß und Preis vielleicht eine noch größere Freude als Steffen selbst. Es war zu einer Zeit geschehen, wo es sich meinte, mit Steffen sich zu zeigen, als Wirthin auf der Gnepfi, wo es sich also noch ganz besonders meinte, als Steffen den Stutzer gewonnen hatte, als er gefeiert, ein Lebehoch nach dem andern ihm gebracht wurde. Nie in seinem Leben hatte es so flink die Wirthin gemacht, eingeschenkt, Wein kommen heißen, Gesundheit gemacht und lustig gethan, daß es Manchem vorkam, nicht bloß Steffens Stutzer hätte einen Stecher, sondern auch seine Frau. Was selber Abend, selbe Nacht kosteten, stand nicht im Hausbuch, Steffen hätte selbst nicht gewußt, was er aufschreiben sollte, es war noch zur Zeit, wo sie ungezählt aus dem Schublädli nehmen konnten, ausgaben ohne zusammenzurechnen, den Rest weglegten ohne nachzuzählen. Doch das war eine kleine Summe gewesen, — was daran hing, war unendlich größer. Nun mußte Steffen, wo es nur möglich war, den Stutzer zeigen, die Flaschen alle, welche er noch zu dessen Ehren zahlen mußte, zeigte er wiederum nicht. Das größte Unglück aber war, daß Steffen sich jetzt für einen Schützen von erster Sorte, für einen Wettkämpfer um die höchsten Preise hielt, meinte, jetzt fehlten ihm die besten Preise nie, und allweg sei es ein Ehrenpunkt für ihn, allenthalben darnach zu ringen. Er hatte es gerade wie ein junger Spieler, der anfänglich Glück hat und nun für eine Art von Pflicht es hält, das Glück auszubeuten, und wenn es ihn verläßt, wiederum für eine Pflicht, ihm nachzulaufen, um es wieder zu haschen. So war Steffen nicht bloß auf den Schießeten, sondern er mischte sich unter die Eliten, unter die Auserwählten, welche was setzen, mit viel Schießen das Beste erzwingen wollen, und dieses kostet viel Geld, darob ist niemand noch reich geworden, aber Mancher arm, besonders wenn er nicht mehr zu setzen hatte als Steffen. Sehr lange

gings und sehr viel Geld kostete es, bis Steffen endlich merkte, daß sich da nichts zwingen lasse. Jetzt, wo er wenig oder nichts mehr erschoß, gäb wie viel er schoß, jetzt sagte er, er möge nichts mehr damit zu thun haben, es käme alles nur aufs G'fell a, un er heig es donstigs Ung'fell, gäb wie gut er schieß. Doch den Glücksschuß schob er nicht dem G'fell zu, sondern seiner Kunst, denn er sagte, uf ke Schießstang chöm Eine, der besser halten könne und 's besser g'sehy as er, da förcht er kene, aber es well ihm nimme g'rathe, er glaub emel, er syg v'rhexet, und wenn er wüßt, daß d'rgege öppis z'mache wär, er miechs. So hat es der Mensch, sein Glück schreibt er seiner Weisheit und Kunst zu, sein Unglück dem Ung'fell oder dem Neide. Steffen konnte schießen wie hundert Andere, wenn er nicht fehlte, so traf er die Scheibe; es ging emel geng öppe hi, und wenn er so recht in der Uebung war, so schoß er schön grad use, d. h. so ums Schwarze herum. Für einen Schützen hätte er sich nie gehalten, hätte er nicht den unglücklichen Schuß gethan, und unglücklich wäre der Schuß nicht gewesen, hätte Steffen den rechten Sinn gehabt, dann hätte der Stutzer nicht als das erste Geräthe wandern müssen aus dem vergeltstagten Hause, verflucht und verwünscht von des Hauses Frau, als des Mannes Verführer und Unglücksmacher.

Der arme Stutzer! das Ehrenwerthe als Ehrenpreis hatte er verloren, indem er aus dem Hause, dessen Ehre er sein sollte, in zweite Hand überging. Nun galt er bloß noch nach seiner Nützlichkeit. Und ob er dem neuen Hause, in welches er kam, nützlich sei, wer sagte das? Theuer kam er in Steffens Haus, sehr wohlfeil jetzt ins neue, aber waren es treue Hände, die ihn trugen, ein treuer Sinn, der ihn empfing? Es ist wunderbar, aber es ist doch. Es giebt einzelne Geräthe, wohlfeile und kostbare, vornehme und ganz geringe, in die ganz eigene Geister scheinen gebannt zu sein, böse Geister vornehmlich. Mit diesem, jenem Geräthe, scheint ein böser

Geist ins Haus zu ziehen, er stellt sich in den Ehefrieden, er hetzt den Mann gegen die Frau, die Frau gegen den Mann, er ist der Funke ins Spinngewebe im Dache, der Funke ins Pulverfaß, im Keller der Wurm im Gebälke, der Schwamm an den Wänden, der Keil, der die Herzen auseinander treibt, wie der Eisenwecken die verharzetesten Stöcke. Oft meint man den bösen Geist alsbald zu erkennen, sperrt sich gegen den Einzug bestmöglichst; oft trägt man ihn selbst hinein, merkt erst später dessen Spuk; oft fühlt man im Hause den bösen Geist, und weil man meint, alles auf der Welt müsse seine bleibende Stätte haben, und jedenfalls meint, alles was uns plage, müsse außer uns diese Stätte haben, so sucht man ihn hier, dort, in diesem, jenem Geräthe. Bei den Katholiken herrscht noch immerdar die Sitte, daß sie gerne etwas Geweihtes, Geheiligtes im Hause haben, sei es ein Palmbüschchen, sei es ein gemein Amulet, sei es eine heilige Reliquie, sie hoffen Schutz davon gegen böse Geister, gegen Bresten, gegen die Pest. Wenn was einbrechen will, wenn Unglück sie unfluthet, wenn ihnen bange werden will um das Herz, so wendet sich ihr Auge dem Geweihten zu, anbetend neigen ihre Lippen zu ihm sich nieder, und Ruhe kommt ihnen wieder, und ein unnennbares Vertrauen überschattet sie, daß in Ergebung sie entgegengehen dem Unausweichbaren. Wir Reformirte haben diese sichtbaren Zeichen verbannt und mit Recht, wir haben uns damit um Jahrhunderte empor gehoben über unsere Schwachheit, über unsere am Sichtbaren klebenden Naturen, und recht ist's so, es ist eine Staffel in des Berges Mitte, ein Absatz zwischen der Erde und dem Himmel, wohin wir doch Alle wollen. Indessen haben doch auch wir noch eine Art von geweihten Dingen, Andenken, Familienstücke nennen wir sie, doch auch diese verlieren mehr oder weniger ihre Bedeutung, jemehr alle Bande mit den vergangenen Geschlechtern, alle Bande der Liebe mit den Gliedern der lebenden Geschlechter sich lockern, jemehr unser Gemüth versandet

in den trocknen, scharfen Winden unserer Zeit. — Solche Andenken wandern in die Hände der Grämpler, Familienreliquien auf den Estrich, die Zeichen der Gevättertreue in die Sparkassen, zu Gelde wird alles, zu Golde sollte alles werden. So geschieht dann eben das Umgekehrte, das Haus wird denn doch besetzt, aber leider nicht mit geweihten Dingen, sondern mit Andenken und Reliquien anderer Art, an denen nicht die Andacht erglüht, das Vertrauen sich entzündet, der Muth emporflammt, sondern an denen alle Tage der Aerger neu wird, die innern Wunden immer wieder aufbrechen, die Herzen immer kränker werden an verzehrendem Hasse, in welchem jede Lebensfreude versengt wird, wie die Pflanzen vertrocknen ohne Thau, ohne Regen, in tödtender Tröckne. Das Haus wird angefüllt mit Dingen, welche der Mann herbeischleppt, mit Dingen, welche die Frau erzwingt, jedes fröhnend dem inwohnenden Triebe, keins beachtend das andere, oder abwägend, ob das, was es will und bringt, der gemeinsamen Wohlfahrt dient. Jedes stellt das Seine auf, wie es kann und mag, und jedes, wenn es das des andern sehen muß, ergrimmt im Herzen wider das andere und flucht dem armen Geräthe, das sich dessen nichts vermag, daß nicht der Geist der Liebe es herbeigetragen. Im armen Geräthe scheint ein eigener Geist lebendig, der den Bewohnern durch die Augen ins Herz fährt und daselbst immer brennend erhält nicht das ewige Licht der Liebe, sondern das andere Feuer, das auch ewig brennen soll, das wenigstens in den unglückseligen Herzen brennt, so lange bis sie ausgebrannt sind hier auf Erden. Der arme Mensch, wie sehr er sich erhebt, hängt doch vom Aeußerlichen und dessen Eindrücken ab, darum sollte er mit sinnigem Ernste und mit wahrhaft reformirtem Sinne dafür sorgen, daß, was ihn umgiebt, für ihn erhebend sei, daß mit jedem Geräthe, mit dem er sein Haus ziert, ein guter Geist einziehe, der jedesmal, wenn er es sieht, ihn erhebt, ihn neu durchdringt mit heiligendem Gedenken einer schönen Stunde, mit dem Geiste, der es

ins Haus gebracht. Das wäre die wahre, ächte Weihe, und ächte Reformirte, hätten wir das Haus doch voll Reliquien, heiliger Amulete, und was der Schweizer an vaterländischen Festen gewonnen, das würde ihm zum geweihten Palmbüschel, dessen Anblick ihm das Zeugniß geben würde, sein Haus sei ein geweihtes und sicher vor jedem bösen Geiste, so lange die Weihe des Herrn es überschatte. Aber dafür müßte man eben wissen, was ächt schweizerischer reformirter Sinn sei, müßte begreifen, daß der Sinn ganz was anderes sei, als zusammengestoppelte Phrasen, und dieses begreifen noch ganz andere Majestäten nicht als unser Eisi, das dem Stutzer fluchte und doch denselben Sinn barg in seiner Brust, der scheinbar den Stutzer zu des Hauses Fluch gemacht, und mit demselben Sinne andere Dinge ins Haus schleppte, auf denen dann des Mannes Fluch lag. —

Siebenzehntes Kapitel.

Wie eine Wirthin eine Uhr haßt, welche sie im Kopf gehabt, die aber nicht nach ihrem Kopf gegangen.

Doch während wir da schwatzen und gottselige Betrachtungen anstellen, eilt die Zeit von dannen, rollt die Steigerung sich ab. Wie Ameisen an einem Stück Holz, welches sie zernagen wollen, tummeln die Leute sich durchs Haus, und bald hier Einer, bald dort Einer schleppt was zum Steigerungstische, das er ausgerufen haben möchte. Bald wird es ausgerufen, ein Spinnrad, ein Erdäpfeldrücker, eine Waschbähre, dann kommt plötzlich der Einfall, man wolle unten die Fässer ausrufen oder hinterm Hause die Wagen. Die Menge rollt über einander, strömt zu den Thüren aus, fährt um die zu versteigernden Gegenstände herum. Unterdessen

kömmt der, welcher den Stutzer gesteigert und in Sicherheit gebracht, daher geschlichen mit einer schönen Pendule und meint: rüst m'r g'schwing noh das, es geit grad i eim zu jitz. Eisi sah es und meinte: gut wenn die einmal fort ist, es glaubt's kein Mensch, wie froh ich bin. Wege dere habe ich einen Verdruß ausgestanden, ich könnte es niemand sagen, es hat sich alles umgedreht in mir, so oft ich sie schlagen hörte. Dem Ketzer habe ich es aber g'reiset, ih hah ne nüt meh ufzoge, er het du vo nihm selber g'hört schlah." „Was hat er dir denn z'leid gethan?" frug der Weibel. Eisi begann zu erzählen; „ruf doch, ruf", sagte der, welcher die Uhr gebracht. „Wer git mehr als vierzig Fr., rief der Weibel, vierzig Fr. zum ersten Mal." „Vierzig Fr. un e Batze'" sagte der Andere. „Vierzig Fr. un e Batze zum ersten Mal", rief der Weibel. „Nit, nit, rief Eisi, nit, es isch ja niemere da, u siebe Dublone het dä Hung kost. Wartet doch, mi muß z'erst d'Lüt zueche mustern, das isch nüt das, rief Eisi, wartit doch, säget doch de Lüte, si sölle sih zueche mache", und ging selbst nach, die Leute zu mustern. Unterdessen tönte es drinnen fort, vierzig Fr. ein Bz. zum Erste. Drei Batze, rief eine andere Stimme. Vierzig Fr. drei Bz. zum Erste, wer git meh? Vierzig Fr. vier Bz., rief hastig der Erste. Vierzig Fr. vier Bz. zum Erste ist bote. Vierzig Fr. vier Bz. zum Zweute, pressirte der Weibel. Vierzig Fr. sechs Bz., rief der Zweite. Vierzig Fr. sechs Bz. zum Erste, wiederholte der Weibel. Da stolperte es die Treppe hinauf. Zweiundvierzig Fr. rief der Erste hastig. Zweiundvierzig Fr. zum Ersten, zweiundvierzig Fr. zum Angere und zweiundvierzig Fr. zum Dritte, rief der Weibel. So rief der Weibel eben, als der Zweite, den der Aufschlag von vierzehn Bz. auf einmal verblüfft hatte, so daß er einige Zeit brauchte, sich zu erholen und zu sammeln, den Mund zu einem neuen Gebote öffnen wollte. Das ging ihm g'schwing hier, sagte er. Das gang wie's gang, sagte der Weibel. Wenn Eine a ne Steigerig

well, su söll er sih daheim b'sinne, oder d'Frau mitnäh, we die's gleitiger chönn, a d'r Steigerig syg Eine da für z'biete. Wenn er warte wollte, bis sih e niedere Lappi usb'finnt hätt, su müßt er in Ewigkeit weible un usrüfe and steigere, u selb wär ihm doch z'wider. „Emel du weißt de nit, sagte der Andere, ob du de fertig bist mit steigere, we du de scho ungerem Herd bist, u ob du nit mußt ume cho, cho nache bessere. Selb weißt du noh nit.“ Nun gings dem Weibel so wie früher jenem. Die Antwort hatte eingeschlagen bei ihm, auch er mußte sich fassen, und als er den Mund zur Duplik öffnete, war jener verschwunden.

„Scho anegäh? sagte Eisi, als es wieder kam. Selb wär m'r doch de lieber, mi warteti, bis o Lüt da wäre, dä Weg chunt me wohl vo d'r Sach, aber nit zum Geld, u selb wär m'r doch de d'Hauptsach.“ Der Gerichtschreiber replicirte nicht, diesmal ignorirte er Eisi's Rede. Darin hatte er viel Takt, zu wissen wo er reden und wo er schweigen sollte. Vertrauten sagte er, damit sei es gerade wie mit dem Wetter. Trage man Eisen mit sich, so ziehe das das Wetter an, und ganz ung'sinnet könnte man einen Blitz anziehen und z'Bode donnert werden, ehe man was dazu habe sagen können; so sei es mit dem Reden, da müsse man wohl wissen, was für Wolken am Himmel seien und wann man Worte in den Mund nehme, zu unrechter Zeit ein Wort könne Einem das verfluchteste Wetter auf den Hals ziehen, und hätte man geschwiegen, so hätte man das Verfluchtest thun können und kein Mensch hätte ein Wörtchen gesagt.

Da der Gerichtschreiber nichts sagte, so meinte Eisi, es werde dem Uflath (der Pendule, nicht dem Gerichtschreiber, versteht sich) ahange oder ihm atha sy, ihn's taubs z'mache bis z'letzt use. Da sei es, erzählte es einer Nachbarin, es sei noch nicht so manches Jahr, einmal ausgefahren mit Steffen an ein Gesangfest, es heigs neue düecht, es möcht o einist luege, wie's a dene gang; und wenn ihn's düecht hätt, es luegti

es Profitli d'rby use, su hätts de im Sinn g'ha, o einist eis by ne ne az'stelle. Un es recht es v'rflucht es schöns, es hätts de welle zeige, daß es es chönnt, so gut as a dene Orte, wo si meine, es syg niene e so wie bi ihne un eim de ufwärte, syner Sän heiges längs Stück besser g'ha. So seien sie zusammen gefahren, es sei ein schöner Morgen gewesen und viele Leute seien da zusammengekommen, es wüß eigetlich nit wege was. G'sunge sölle si b'sungerbar schön hah, wie me g'seit heig, aber es heig neue nüt d'rvo g'spürt un afe längi Zyti übercho, aber es heig neue nit g'wüßt wie mache für dänne z'cho. Ungereinist heigs g'hört, ke Mönsch heig meh e Gux usg'loh, un es syg ihm fry e Stei abem Herze g'fahre, es heig däycht, es syg us. Es use mit de Angere u heig nah Steffe g'luegt, aber dä syg niene z'seh gsy. Glückligerwys syg Eini da gsy, die's scho g'seh heig, u die heig's g'fragt: wei m'r öppe des ume e weni, bis es wieder ageit? Was agah, sägen ih, öppe will's Gott, ist's us, si erlitte 's ja nit, völlsch brun si si ja Alli gsy, wo's g'hört het. Nei, sagte die Andere, si müße noh einist dra hi, aber wenn de wyt, su wei m'r e weni des ume, u d'Stadt luege, öppe viel rars söll zwar neue nit sy, es isch m'r o lieber, ih müß nit wieder yche. Nun erzählte Eisi in Kürze, wie sie umher gegangen, dies und jenes gesehen hätten, unter anderm schöne Uhren, und wie ihm auf einmal in Sinn gekommen, dere hätten sie noch keine und gerade so eine hätte es längst haben wollen, dieweil es eine Schande für sie sei, noch keine zu haben. Wie es eine gekauft, nicht die schönste, aber die leidest nicht; siebe Dublone nur hätte sie kosten sollen. Er solle sie einpacken, habe es befohlen, wenn sie fortwollten, so wollten sie dieselbe holen und bezahlen. Geld hätte es wohl bei sich gehabt, aber nit sövli, wie man wohl denken könne. Es hatte auf Steffen gerechnet, der eine ganze Blatere voll mit sich genommen. Wo sie zur Kirche gekommen, da heige si noh g'surret drinne, und wie sie g'werweiset heige, ob wieder

hinein oder was sonst machen, da sei es aus gewesen und d'Lüt aus der Kirche hinaus und — dem Wirthshaus zu. Sie seien nicht die Letzten gewesen und da sei es lustig gegangen, aber Steffen hätte es nicht gesehen; zwüsche yche, wenn nüt lustigs gange, heigs geng müße denke, wo dä ächt aber syg. Da hätten sie angefangen z'erst allerlei z'stürmen, du z'singe, das syg scho lustiger gange, u du z'tanze, u das syg d's Lustigist vo allem gsy. Es hätte auch müssen, gäb wie ungern, und drob sei's spät geworden, es hätte es nicht gemerkt. Da sei, wo es am lustigsten gegangen, Steffen da gewesen und hätte gesagt, sie wollten fort. Es heigs düecht, heig er so lang ihm nüt nahg'fragt, so pressir's ihm jitz o nüt. Z'letscht heig es doch müße, u z'noth heig es es noh chönne zwänge, daß si öppis gesse heige, er heig z'erst g'meint, er mög nit, u doch heig er du gno, daß es sih heig müße schicke, wes o neuis welle heig. U wo si abg'schaffet heige und furt welle, syg du da Eine g'stange u heig g'fragt, ob er jitz d'Uhr reiche söll. Es heig dä donstigs Ketzer ganz v'rgesse g'ha. Da frag Steffe, was für e Uhr? Da säg es, es heig eini kauft, wie si scho lang eini hätte sölle hah un er söll ihm g'schwing siebe Dublone gäh. Da heig Steffe ihm g'seit, es syg e Narr mit d'r Uhr, u wie er siebe Dublone hah wett? Un es heig doch wohl g'wüßt, daß er meh as siebe Dublone mitgno heig, aber es heig ne nit v'rgebe d'r ganz Tag nüt g'seh, un Narr heig es ihm nit welle lah säge vor de Lüte. Es wisse was es gesehen, und wenn er si nimme heig, su welle es se scho übercho, aber die Uhr wells jetzt. Es hätts nit angers tha vor de Lüte u hätt me nihm d'r Gring abg'schritze. Es heigs am Wirth g'seit un dä heig ihm enangerenah siebe Dublone gäh, un äs heig d'Uhr gno, die syg ime Kistli gsy. Das heig du neuis chönne gäb si hei gsy syge, es syg d's erst Mal gsy, wo si enangere o so recht g'seit heige, es hätt sih möge z'todt pläre z'selbist, vo wege Steffe syg trunkne gsy, u es nit, u da heig er ihm Sache

g'seit, Sache, we d's Halbe wahr gsy wär, su hätts d'Sunne nie mehr sölle aschyne. Was aber du d's v'rflüchtist gsy syg, wo's du morndrist die Uhr uspack, su heig sie ihm du gar nüt meh g'falle, dä donstigs Schelm heig ihm g'wüß en angeri ypackt, as es usg'lese heig und doch heig es se du müße b'hah u heig nüt dörfe säge, u o neue niemere heig si welle g'falle. Du syg dä Schnürfli vo Wirth, wo's die siebe Dublone etlehnt g'ha heig, neue grad einist daher cho, u heig se ume welle. Er heig ung'sinnet es Roß g'kauft, heig er z'Wort g'ha. Steffen werd's g'merkt g'ha hah, oder ob's e abg'redti Sach gsy syg, wüß es nit; wo's well Geld näh, heigs kes Schlüßeli, u wo's Steffe suech, syg dä niene u dä Wirth heig tha, wie e Katz am Hälsig, dä Uflath, es heigs düecht, es möcht ihm die Uhr ob em Gring v'rschlah. U wie mängist es die G'schicht sih heig müße g'höre fürhah, u was es deretwege heig müße lyde, es glaubs ke Mönsch. Es syg allimal taub worde, wes dä Kätzer heig müße aluege u froh sygs, daß er furt syg. Wes g'wüßt hätt, daß er um das Lumpengeld furt chäm, su wär er nit erst hüt furtcho, so lang Täubi drum hätt es nit g'ha, um das hätts ne längst chönne bruche.

Achtzehntes Kapitel.

Wie Eisi dagegen G'schirr im Kopfe hat und warum.

Nit, nit, rief Eisi plötzlich, als sein Blick auf den Steigerungstisch fiel und es auf demselben sein schönstes Kaffeegeschirr sah, auf einem großen Cabaret und der Weibel eben sagte: wer giebt mehr als dreizehn Fr., zum zweute u zum —. „Nit, sagte Eisi, das lah nih nit, das wott ih, sechs Krone sy bote.“ „Aber was wotsch d'rmit, sagte ein Mann zu Eisi, spar dys Geldli für Besseres.“ Lah du mih mache u lue du

für dih", antwortete Eisi. „Aber warum willst du das g'hebt hah?" fragte ihn's eine Frau. „Sechs Krone, rief Eisi, will d'rs de säge, allweg chah nih dere Züg nit alles lah fahre, b'sungerbar was brüchigs ist. We mes scho hingerdry g'setzlig ume hah chönnt, wi si säge, su möchts d'r Tüfel alles z'säme trybe u was v'rheit isch, isch v'rheit." Es ist sonst Sitte, daß, sobald man weiß, daß die Sache für die Familie ersteigert wird, was gewöhnlich irgendwie verlautet, das Bieten mit großer Bescheidenheit getrieben wird. Und sowie Einer fortfahren will, müpfen ihn die Andern und sagen: e was witt, es isch für seie. Eisi hatte der Sache noch viel besser den Tätsch geben wollen, wollte selbst bieten, es wollte sehen, wer d's Herrgets syg, von seinen Sachen zu kaufen, b'sungerbar, wenn es selbst darauf biete. Nun waren wohl Leute, die sich vor ihm scheuten und balgeten, wie Eine doch so ung'schämt sein könne und beiwohnen und sogar bieten. Wes noh pläreti d'rby, daß me chönnt d'Häng unger ihm wäsche, su wette si noh nüt säge, aber ke Thran heigs noh v'rgosse, ke Thran!

Aber nicht Allen imponirte Eisi. Es waren glänzende Weiber da, seiden und galanderirt, gäb wie leicht sie sich drehten und kehrten, so rauschte es, fast wie das murmelnde Bächlein, das durch duftende Wiesen sich schlängelt, fast wie der Zephyr, wenn er durch den grünen Wald fährt, auch hatten sie Ringe an den Fingern, Ketten um den Hals, kurz, sie waren ein schön Luegen. Die hatten keine Notiz von Eisi genommen und sahen es nicht an, wenn aber Eisi von ihnen sich abwendete, so blickten sie einander und rümpften die Nasen. Dagegen betrachtete Eisi sie oft, und wären seine Blicke Pfeile gewesen, so wäre keine lebendig ab dem Platz gekommen. Die hatten also sichtbar keinen Respekt für Eisi, aus deren Mitte kam die bietende Stimme und trieb Cabaret sammt Geschirr auf zwanzig Fr. hinauf. Endlich erlangte Eisi doch den Sieg, der Weibel sagte und zum —, lah g'seh,

wott noh öpper, und zum — und zum — dritte. Der Weibel lag mit Eisi nicht unter einer Decke. Schwyg du, hatten die Weiber zu der Bietenden gesagt, bis die Witziger, si chönnte z'letzt säge, du heigist's expreß g'macht, u we si ganzi e Narr wird, su müßtisch du d'Schuld sy. Es isch geng wege dene arme Kinge, u we's ne scho gut ging, we die dänne chäm, su dörft me's nit emal lut säge. Die guten Weiber, wie ihre zarten Herzen für Eisi's arme Kinder schlugen und zwar so gewaltig, daß keine von denselben an das eigene Trüppeli dachte, das jede zu Hause hatte. —

In Zorn und Triumph, fast wie Juno in Jupiters Donnerwagen, fuhr Eisi ab mit dem Cabaret, sagte für sich: su han dih doch, un wenn ih d'r Kittel hätt müße v'rkaufe un d's Gloschli d'rzu, sagte es dem Weibe, das ihm folgte und noch etwas nachtrug. „Aber warum hangist e sövli daran, sagte das Weib, öppe selligs hättisch geng übercho, wenn d's wieder brucht hättisch, das wird notti nit d's enzige i d'r Welt sy, un öppe nit viel thürer.“ „Selb nit, sagte Eisi, was das kost het, weißt nit. U syg das wie's well, su hah nih das nit welle lah, das wott ih b'hah.“ „Was ist de d'rmit“, fragte die Frau. Da erzählte Eisi, als es zum zweiten Male guter Hoffnung gewesen, hätte es Gotte sein müssen, in einem Wirthshaus, bei entfernten Verwandten. Da sei schön aufgewartet worden und b'sunderbar schöns Geschirr hätten die gehabt, daß es es fast hätte versprengen wollen vor Zorn, denn der Gattig hätten sie keins gehabt, es hätte nicht einmal gewußt, daß man selligs hätte. Es sei ihm nicht mehr wohl da gewesen, es hätte pressirt für fort und auf dem ganzen Heimweg hätte es von nichts b'richtet als von solchem G'schirr und daß sie auch deren haben müßten. Da hätte Steffen gesagt: He, ich wollte mich nicht so plagen, es ist jetzt öppe eine Zeit, wo nicht viele Leute kommen; aber wenn du dieses Mal einen Bub hast, so kannst du anschaffen so schöns als du willst, dann muß e Fure gah. Ist's ein Meitschi,

so machen wir's nur wohlfeil und die alte Rustig thut's auch noch, sie wären an manchem Orte froh, sie hätten solche. Es sei ihm noch, als ob es heute gewesen, wo er das gesagt habe, und es wisse noch auf welchem Platz. Da sei es ihm immer gewesen, wenn es nur einen Buben kriegte, vorher hätte es nicht viel darnach gefragt, weler Gattig, es heig nüt angers g'sinnet, as wes nume für wär. Glücklicherweise hätte es wirklich einen Buben gegeben und es eine Freude gehabt, es könne es niemand sagen. Es hätte nicht vierzehn Tage gewartet in die Kirche zu gehen, es hätten sich alle Leute verwundert, als sie es schon gesehen, und z'morndrisch schon hätte Steffen mit ihm müssen nach Solothurn um Geschirr zu kaufen. Da hätte es nichts gespart, es müsse es sagen, und Steffen hätte nicht gewehrt, wie er sonst wohl hie und da zum Brauch gehabt. Es hätte ihm selbst gefallen, und wenn es öppe g'werweiset, so hätte er noch angestrengt. Es sei aber dafür auch schön gegangen an der Taufe. Den Dessert hätte er von Bern kommen lassen, d'Bratis und d's angere hätten sie selbst gemacht; aber e b'sungerbari Köchin heige sie b'schickt, e Gans heig d'Gotte mitbracht, un es angers Bratis heig ne e gute Fründ g'schickt, dem sie viel Wy abgno heige, usem Schwarzwald, es heig sölle e Rehschlegel sy; die Wyber, wo ne d'Sach nit heige möge gönne, heige g'seit, es syg neue es Schaffüstli, aber es wohl beizts, die Täsche. Es sei d'r werth gewesen, recht aufzuwarten, sie hätten eine vornehme Gevatterschaft gehabt und sonst viele Leute eingeladen weit her. Es hätte ein vornehmer Gummi fast sein Roß z'todt gesprengt, um dabei zu sein. Mehr als acht Tag hätten sie es im Stall gehabt, und bloß Tritt für Tritt hätte man es führen können. Deppe viel Profit hätten sie davon nicht gehabt, denn einen Kreuzer dafür zu fordern hätte man sich geschämt. Gut dreißig Personen seien da gewesen, und ein Mal über das andere Mal hätten sie sich verwundert, wie das eine Aufwart sei, so seien sie doch nie dabei gewesen. Das sei

wahr, und noch im Grab müß es ihm's nachreden, einen Wein hätte Steffen z'weg gemacht gehabt, die Beine hätte man nicht stille halten können unterm Tische, wenn man ihn von weitem gesehen habe. Er hätte noch kommen lassen, T'schämpis sage man ihm, und noch andere Rustig, es wisse nicht mehr wie man ihr sage. Lustig gegangen sei's, es sei nie so dabei gewesen. Trunken sei worden öppis schröckligs, gäb was man auf den Tisch gestellt, es sei gerade gewesen, als ob man alles auf einen heißen Stein geschüttet, und gesungen hätten sie, es heigs düecht, d'Wäng sötte's nit hah. Bloß ein paar Weiber hätten Gesichter gemacht, gerade als ob man ihnen Dörn in den Wein geschnäzelt hätte und hätten die Maulecken fast bei den Augen oben gehabt. Und grade die hätte am meisten gegrännet, bei der es vorher zu Gevatter gestanden. Es heigs v'rflümeret g'lächert, grännit ume, hätte es gedacht. Wo es bald Morgen gewesen, seien die hinausgegangen und seines Schwagers Frau, aber es nicht dumm, sei nache, vo wege, es sei ihm bald z'Sinn cho, da könnte man was vernehmen. Da hätte es Sachen gehört! Es sei ihm in alle Finger gekommen, sie, ihre Köpfe voran, in die Löcher zu stoßen. Aber es hätte nichts dergleichen gethan, sondern gedacht, wartit dir ume! In die Küche sei es gegangen, hätte Kaffee befohlen und angewendet, daß es wohl gewußt, solchen hätten sie noch nie gehabt. Da sei aufgestellt worden in dem Geschirr, und was die da für Augen gemacht und einander geblickt und grännet, man glaub es nicht. Es aber hätte gedacht, blicket ume u grännet ume, grad so ist's mir recht. Je mehr die Andern gerühmt, dest täuber seien die worden, es sei fast v'rsprizt vor Lachen. Da hätte sich endlich Eine nicht mehr halten können und gesagt: B'sungerbar g'fallt mir das o, u wenn ih nit däyche müßt, es nähms z'letscht öpper anger, su schaffet ih m'r o a. Aber es ist e Zyt, un es lehrt eim zur Sach luege, we me d'rby blybe will. Du heigs du g'seit, es syg ihm o so, d'rnebe aber chöms geng

druf a, wie me thüy. Es syg nit Sinns vo dem z'lah, u so lang es leb, däychs nit, daß öpper d'Freud hah werd, 's z'synige. Mi chönn nit wüße, hätte darauf Eine geantwortet, daß es es nit hätt sölle g'höre. Aber es heig's notti g'hört u g'seit: Es hätt nüt d'rwider, es gang mängs ung'sinnet, aber selb wells eim gut sy d'rfür, daß öppe niemere Freud hah söll a dem G'schirr, so lang es noh chönn Kaffee arichte. Da hätten sie geschwiegen und die Pfeifen eingezogen, und wenn es den letzten Kreuzer hätte geben müssen, so hätte es ihnen nicht die Freude gemacht, sagen zu können: Jä, gäll Eisi, jetz prediget en Angere, u jetz hesch's!

Neunzehntes Kapitel.

Wie Babi, die Speisewirthin, ein Schesli im Kopf hat, und wie der Schwarze Babi darum bringt.

So packte Eisi aus, während ein Kind ihm Wache stehen mußte und berichten sollte, ob was Besonderes gehe. Jetzt kam es gelaufen und berichtete, sie hätten noch so allerlei Grümpel verkauft, Waschstecken, Bierkrüge und Grasbähre, jetzt redeten sie davon, sie wollten essen, es sei schon lang über die Zeit, u thüye d'r glyche si wüße nit wo. Si rede d'rvo, si welle übere. Da fuhr Eisi auf und machte den Mannen den Marsch, daß sie wußten, wo sie essen sollten, so daß selbst der Gerichtschreiber nicht aufreden durfte, so gerne er auch in die Speisewirthschaft gezogen wäre. Dort ging es allerdings lebendiger zu, dorthin waren die glänzenden Weiber gezogen und mit ihnen viele Männer, die aber nicht so glänzten wie die Weiber. Auf dem Lande ist bis dato die Toilette das ausschließliche Eigenthum der Weiber geblieben, einige Schmachtlocken und einige Stegreife an jungen Dandys abge-

rechnet. Nun war eine Gelegenheit geboten zu schönen Tischreden, an denen auch die Speisewirthin so eifrigen Antheil nahm, daß sie die Aufwart vergaß und manche Bemerkung nicht hörte (solch Geschütz wird meist im Rücken abgebrannt). Nit bas as me hie syg, nähms eim dest meh wunger, daß es däne nit besser gange syg, die müßte afe g'huset hah vom Tüfel, un d'r Platzg syg doch so bös nit gsy, u söçli V'rmöge für e Afang, wo's nit h'r Hundertist heig. Diese Tischreden wurden unterbrochen durch die Nachricht, daß man drüben wieder anfangen wolle zu steigern. Sie wirkte wie Pulver, das als Minen unter die Bänke gelegt worden. Wie da die centnerigen und zweicentnerigen Dinger, welche die Bänke belasteten, auffuhren! Das wär d'r Tüfel, hieß es allgemein, kaum hätte man halb gegessen, selligs syg doch neue nit permittirt, me wart süst, bis d'Lüt wieder da syge, aber es werd wieder neuer was wohlfels welle. Er glaube, sie wollten an's Schesli hin und ans Geschirr, erläuterte der Berichterstatter. Da setzten sich viele, viele Centner wieder nieder, brachten es ihm und meinten, da pressire es ihnen nicht, das wollten sie sie machen lassen u noh näh, was öppe noh chöm. Unter diese Zahl gehörten die meisten Weiber; das brachte die Speisewirthin fast aus dem Hüsli. Die gute Speisewirthin wußte noch nicht, wie man sich selbst vor den Füßen sein kann. Sie brannte ärger als ihr Kochöfeli vor Begierde hinüber zu gehen; alleine hatte sie es nicht gewagt, auf das Begleit der glänzenden Weiberschaft gerechnet, sich aufgedonnert, daß ihre Kinder sämmtlich ihr nachliefen und schrien: Mutter, wotsch z'Kingbetti oder z'Märit? Sie hatte schwatzen müssen mit den Weibern, den Kragen lehren, wie man sagt, hatte darob die kürzeste Zyti gehabt, während sie den Andern um so länger wurde, hatte Kochen und Aufwart versäumt. Jetzt als es anging, war sie nicht fertig, die Weiber nicht gewohnt, halb gegessen aufzustehen. Hatten die mal die Beine unter einem fremden Tische, so wollten sie sein, wollten öppe lebe, wie's

d'r Bruch syg, we me furt syg, wollten das Bratis gehörig versorgen, wollten Datere, den Dessert schenkten sie nicht, eine Halbe Rothen verschmähten sie nicht. Ja es kam schon hier und da Einer in den Sinn zu sagen, den Kaffee habe sie emel gerne, sie glaube, wenn sie einmal sterben sollte, mit Kaffee könnte man sie wieder lebig machen, aber schwarze nach dem Essen nehme sie ihn doch am liebste, wenn neuer wett, si hulf. — Das sind die Weiber, die stark den Männern nachstreben und stark in der Emanzipation der Weiber machen.

Ach, so ein Schesli war der guten Speisewirthin schon lange im Kopf gesteckt, ihr förmlich hineingewachsen. Wie oft hatte sie im Kothe pfoseln müssen von einem Markte heim, und wenn sie eine halbe Stunde hinter sich ein Fuhrwerk rasseln hörte, war sie stille gestanden und ach, was für zärtliche Liebesblicke hatte sie ihm zugeworfen, sobald es in ihren Gesichtskreis kam; ach, und wie oft hatte ihr das gar nichts geholfen. Das Pferd hatte sie noch überspritzt, in den Haag, in ein Gräbli gedrückt, daß sie einen Gix und ein „Uflath" nach dem andern ausgelassen, aber es hatte nichts geholfen, die Leute darauf hatten gelacht und sie in Kyb und Koth pfoseln müssen bis heim. Wenn sie im einen oder im andern erstickt wäre, ke Hung hätte se ufg'lese, hatte sie oft geklagt. Manchmal hatte man sie wirklich aufgeladen, wenn man das Wägeli nicht bereits schon voll alter oder junger Schweine gehabt hatte. Sie hatte glückliche Stunden so verlebt. Aber ach, wenn der Bysluft so recht zog, oder es hurnigelte, daß man glaubte, das Katzenhageln wolle angehen und sie eine schöne Kappe aufhatte, eine neue Scheube an und dazu nur einen schlechten Parisol, ach, dann kehrte sich in ihrem zarten Herzen alles um, daß sie so z'weg sei, und nicht in irgend einem Scheslt, wo e Theil noch eigene Leder hätte, die man vormachen könnte. Wenn dann gar noch Eisi vorbeirasselte im Schesli, mit dem gleitigen Biggerli, dann drehte sich nicht bloß ihr Herz um, sondern alles im Leibe, sie ward zur radi-

kalsten Kommunistin. Wenn das gerecht sei, daß so Eine fahr, während sie so durch Dicks und Dünns stampfen müsse, so möchte sie doch wissen, was Gerechtigkeit sei. Aber das müsse anders kommen, sie sei Einem gut dafür, und es seien noch andere Leute ihrer Meinung.

Bei solchen Seelenschmerzen war's begreiflich, daß sie nichts sehnlicher als ein styfes Schesli wünschte, so mit Ledern, wo man sich gut einmachen könne, öppe von den köstlichsten brauche es nicht zu sein, daß sie ihrem Mann beständig mit diesem Wunsche vor den Ohren lag, fast wie ein guter Haushund vor der Hausthür oder eine Katze vor dem Mäuseloch. Der Mann war aber auch ein harter Klotz, wie viele Männer sind: „Was sinnist Babi, war seine fast unveränderte Antwort; was sinnist Babi, d'r letzt Zeys nit gäh, d'r vorig ebe halb, u dä o bal ume, u de noh anger Lüt, die Geld wei. Nei, Babi, wed nit laufe mast, su blyb daheim. Nun hatte Babi seine Hoffnung auf Eisi's Schesli gestellt, und hoch auf war ihm das Herz gegumpet, als es dachte, wie's dann auch bei Eisi vorbei tschädern wolle, daß es fry Feuer gebe und es müsse nicht zu machen sein, wenn es nicht über und über überdrecket werde, allemal wenn Babi bei ihm vorbeifahre. Und wenn's es v'rsprengti vor Täubi, su sygs ihm glych, und es wett säge: recht g'schehts d'r, du Narr, das ist füre Hochmuth gut. Wie gesagt, einige Fünfudryßiger hatte es z'weg und ihri Wyherre seien alle ihre guten Freunde, tröstete es sich, die begehrten sie nicht zu plagen, warteten, bis es sich ihnen wohl schicke, und ging's bis am letzten Fastnachtmärit. Das syge brav Herre, es wüß's.

So weit hatte Babi also nache g'werchet, jetzt war das Schesli zu haben, und gewiß um Nichts, denn wer wett ihm i Weg cho! wenn me merk, daß es es möcht, dachte es, ke Mensch thüy es Bot druf. Und jetzt war's noch nicht fertig und die Blättere saßen da wie Trüecher, hatten keinen Verstand und thaten gar nicht, als ob die Steigerung sie was

anginge. Babi wußte wirklich nicht, sollte es die Wände auffahren oder aus der Haut, und als es sie fragte, ob es se nit düech, sie möchte gah biete oder gah luege wie's drum gang, es söll es meineidigs sittigs Ryte drinn sy, antworteten sie kaltblütig, si syge nüt g'wungerig und Lust zu dem alte Kratte hätten sie auch keine, aber es söll ne öppe e Fläsche oder zwo vom bessere Rothe bringe u viellicht, daß de noh öppe Eini oder die Anger es Taßli Schwarze nähmt. Es wett, daß d'r Schwarz seie nähmt, dachte Babi. Die Speisewirthin schoß, statt in den Keller, über die Gasse, wo sie ihren Mann bei den Steigerungsleuten in Nähe des alten Krattens stehen sah. „Los neuis, sagte sie, und rief ihn neben aus. Die Plodere wei nit uf, si sy abräntet, un ih darf nit vonne, u daß de m'r jitz das Schesli nit lahyist fahre, g'hörst, chost's was well, su wott ihs jitz, u g'hörst, biet bis es hesch, sust lue de wie's d'r geit!" Denk chum z'tödte, sagte Babi's Mann halb laut, während er langsam wieder der Steigerung sich zu drehte. Da stund die Menge um das Schesli herum, g'schauete die Räder, revidirte das Räderwerk, probirte die Federn und bald war das eine nicht gut, das andere ausgelaufen, das dritte mangelte Reparirens, und alle kamen darin überein, öppe viel werth sei es nicht, wenn man leicht was dafür geben müßte, so kaufte man ringer ein neues, dann wüßte man was man hätte, und hätte etwas nach der Mode. Das sei altväterisch, und leicht ein hoffährtig Meitschi oder eine eigelige Frau fuhr eim nit emal drinn. Hatte doch Eisi gemeint, was es hätte, als Steffen sich endlich zu dem Schesli bewegen ließ! Steffen hatte nicht daran gedacht, hatte eine währschafte Haut, die was ertragen mochte, hielt nicht viel auf dem Aeußern, fürs Inwendige sorgte er dest fleißiger, wenn man inne nache gut g'füttert sei, sagte er, so thüy eim ke Bysluft nüt, und wenn sein Biggerli mit ihm davon tschäderte, so saß er auf seinem tschäderenden Bernerwägeli, im Schneesturm und Regengüssen, stolz und wohlgemuth wie ein

König. Aber hundertmal hatte Eisi gesagt, uf dä Hung gangs ihm nimme, und doch war es ihm immer wieder gegangen, von wegen das Hozle auf dem Rumpelkasten war ihm doch noch aständiger als das Daheimhocke.

Da war einmal im Winter eine große vornehme Parthie, an die sie auch eingeladen waren und auf die es sich viele Wochen freute. Es war schöne Schlittbahn, Steffen hatte ein verflümeret styfs Schlittli z'weg machen lassen, hatte ein G'schell gekauft, daß man es nicht schöner hören konnte, und ein Fähnchen machen lassen von roth und weißer Seide, daß man nicht genug luegen konnte, wenn es so recht wadelte im Winde. Daneben hatte Eisi einen Staat z'weg gekorbet, der ihn's zu der Hoffnung berechtigte, z'letscht werd's de heiße: d'Wirthi uf d'r Gnepsi, die het m'r g'falle, das ist doch die Hoffährtigst gsy u d'Sach isch er e noh b'sungerbar wohl ag'stange. Wie eitel aber menschlich Hoffen sei, sollte Eisi erfahren. Am Morgen vorher glänzte noch so prächtig die Bahn, gegen Mittag ward es so milde, daß Eisi meinte, grad so sollte es morgen sein, wege d'r Kälti heigs ihm schier welle gruse, mi überchöm so v'rfrore Nase, un nüt stang eim minger a, as so ne roth u blaue Knebel im G'sicht. Daß die Wälder schwarz wurden, die Berge dunkelblau, dessen achtete sich Eisi nicht. Aber in der Nacht, als das Haus in allen Fugen krachte, erwachte es, mupfte Steffen: los doch wie d'r Bysluft geit, es wott m'r schier gruse, sagte es. Aber am Morgen sah man, daß es nicht der Bysluft, sondern der Flühluft war, er spritzte warmen Regen über den weichen Schnee, wüst gelb war die so schöne weiße Straße geworden, Wasser sammelte sich in jeder Vertiefung, hie und da war sie schon vollständig schwarz. Was das für ein Jammer war, für ein Hin- und Herschießen, an allen Fenstern herum, weil man immer hoffte, an einem andern Fenster sehe das Wetter besser aus! Aber durch keines kam ein Hoffnungsstrahl, Steffen erklärte, der Schlitten gehe kaum mehr, und wenn

man heute es schon zwängen könnte, so käme man morgen gar nicht heim, man werde das Wägeli nehmen müssen, wenn es g'fahre sy müß. Was da Eisi für einen Zorn ausstund! Steffen kam endlich zur Einsicht, daß es ihm weit ringer ginge ein Schesli anzuschaffen, als d'Frau so zu sehen und sich so sagen zu lassen. Als sie endlich doch fuhren, als allerdings Eisi's Staat wüst herhalten mußte im erneuerten Sturm, als alle Leute zäpfelten und stichelten, daß sie so in einem offenen Wägeli daher kamen, ob er nicht etwas Deckts v'rmöge, er müß doch vo de wüstiste eine sy, daß er in selligem Wetter e selligi Frau uf eme sellige Kaste desume führ. Wenn Mänge e selligi Frau hätt, noh hüt schaffete er ihr ein füfzig Dublönigs Schesli a. Da ging Steffen in sich und erkannte seine Schuld und bekannte, daß es ihm so nicht mehr gehen müsse, selligs wolle er nicht mehr ausstehen. Und wahr sei's, wenn er alles rechne, so erhus Einem so ein Schesli viel Geld, es sei nicht zu berechnen, was man an den Kleidern erspare, wie Manchen man könne reiten lassen, der Einem gerne was zahle, und dann könne man noch Leute führen. Wenn er ein Schesli gehabt, viel Neuthaler hätte er mit verdienen wollen, es wär denk längst zahlt, vo wege, es Roß müß er allweg hah. Steffen bestellte noch in den nächsten Tagen ein Schesli und die Arbeitsleute predigten, wie sie ihm eins machen wollten, daß Adam im Paradies kein so schönes gehabt hätte und so wohlfeil, daß sie gewiß ihr eigen Geld daran verspielten. Indessen weil er es sei, so käme es ihnen auf ein paar Franken nicht an, sie hätten Freude ihm öppis z'arbeiten, es sei immer eine Rekommandation, a me ne sellige Ma g'arbeitet z'hah. Er söll de ume niemere säge, was es ne kost heig. Kurz sie machten ihm das Ding so schön und süß, daß er eine Freude über das Schesli in den Leib kriegte, accurat wie ein Kind auf das Neujahrskindli. Er fuhr, es weiß kein Mensch wie oft hin, zu sehen, ob es nicht fertig sei, und allemal kehrte er mit noch größerer Freude heim. Die

Arbeiter hatten ihn umringt, ihm gezeigt, wie herrlich und gut alles sei, ihm vorgewiesen, was sie ihm z'Lieb und z'Ehr noch alles ersinnet hätten, kommods und schöns, und wie sie dieses trocknen und jenes beizen oder gerben lassen müßten; aber er solle dann nur hin mit wohin er wolle, es schöners u chumligers u liechters Fuhrwerk treff er nit a, es fehlte nüt, su laufs von ihm selber, b'sungerbar wenn es chly niedsig gang. So zogen sie die Schrauben seiner Freude an, er zahlte brav Wein und sonst noch was, und wenn er heim kam, so sagte er, er sei sich nur eins g'raue, daß er nicht schon lange eins habe machen lassen, er hätte nicht geglaubt, daß man so Freude daran haben könnte.

Was war das aber für ein Tag, als das Schesli daher kam! Sattler, Wagner und Schmied hatten ausdrücklich sich ausbedungen, selbst es zu bringen; sie dürften sich wohl zeigen damit und dann gebe es immer noch dieses und jenes z'brichte. Als sie angefahren kamen, stand alles vor die Häuser und sah das Wunderwerk der Welt. Gravitätisch stiegen die drei Künstler aus, schüttelten die Hosen über die Stiefel nieder und stellten sich, der Schmied vornen, der Wagner neben, der Sattler hinten und demonstrirten der erstaunten Menge das Wunderwerk. Nachdem sie es von außen erklärt hatten, mußte Eisi einsteigen, mußte bewundern, wie bequem der Tritt ersinnet sei, dann husch, Eisi nach der Sattler, plötschte ins Kissen, und Eisi mußte bewundern, wie wohl man in den Kissen hock u wie's es lings Alehne syg, u de syg da noh es Täschli am Fußsack, das sei b'sungerbar kommod für e Naselumpe oder sonst neuis. Aber lang war's ihm nicht vergönnt neben Eisi zu hocken, der Schmied stand ungeduldig am Thürli und sagte, seh, chum doch einist use. Kaum hatte er den Sattler hinausgebracht, so macht er sich selbst hinein, plötscht mit Macht ab und wiegt dann das Schesli hintere und füre. Eisi sollte merken, wie stark die Federn seien und wie gut sie spielten. Man könnte den Emmengrund

auf- und absprengen, sagte er, man merkte nichts, es ging so sittig wie uf eme Teller. Aber aus dem behaglichen Wiegen riß ihn der Wagner. Es düecht mih, sagte der, du lahyist d'r ume z'wohl sy, chum use. Langsam und ungern that's der Schmied. Da stieg der Wagner ein, aber langsam, er mußte Eisi erst zeigen, wie kommod man die Hände aufstemmen und sich halten könne beim Einsteigen; dann setzte er sich und sagte mit bedeutendem Gesichte: jitz, Wirthi, streck d'Bei! Hest se g'streckt, aber recht? Gäll, du chunst nit vorne a u mast doch styf z'Bode g'länge, mit de Füße ganz eberecht, gäll so ischs? Jä lue, das ist ame Schesli d'Hauptsach, daß me mit de Füße z'Bode mah u d'Bei strecke chah. Fehlt das, su isch alles nüt, sygs de wie's well. Er hätte vielleicht noch weitere wichtige Hauptsachen entwickelt, wenn nicht Schmied und Sattler hinter ihn gerathen wären. Er mußte Steffen Platz machen, der mußte sich neben Eisi setzen, der Sattler zog das Verdeck über sie auf und demonstrirte, wie man da eingemacht sei gegen alle Gewitter des Himmels und was man da alles abelah und was man vormachen könnte. Aber ehe er halb fertig war, sprengte der Schmied bereits mit dem Ehepaar davon, das nun praktisch erfahren sollte, wie sittig es gehe. Der Wagner sprang hinten auf, der Sattler, zu spät dazu, lief hinten nach und fluchte bis er keinen Athem mehr hatte, dann wartete er an einem Haag, bis es dem Schmied beliebte umzukehren und praktisch zu zeigen, wie man ränken, umwenden und stillstehen könne, während der Wagner Erläuterungen beifügte, wie hagels schön die Räder drunger dur möchten und auch nicht an einem einzigen Orte anstellten, u das syg e Hauptsach, vo wege wenn sie astellte, su chönnt me persche nit ränke. Als sie zurückfuhren, lag hohe unaussprechliche Befriedigung auf allen Gesichtern, ausgenommen auf dem des Sattlers, der Mühe hatte, Athem und Aerger ins Gleichgewicht zu bringen, weil er dem Ränken nicht hatte beiwohnen können. Es müsse sagen, sagte Eisi, es hätte es

nicht geglaubt, daß ein so großer Unterschied im Fahren auf einem Wägeli und auf einem Schesli sei. Es sei schon in manchem Schesli g'fahre und auch in Schärbänke, aber es müß es sagen, so in einem noch nicht, jetzt wollten sie es aber auch recht profitiren. Jetzt sollten sie das Roß in Stall thun un yche cho. Das ließen sie sich begreiflich nicht zweimal sagen, denn Künstler haben bekanntlich oft Durst, es sind Naturen, die viel Feuchtigkeit mangeln. Kaum hatten die Herrschaften sich zurückgezogen, so trat die Dienerschaft auf und jedes wollte wissen, wie es ein Hocken in einem Schesli sei. Das Kindemeitschi schlich dem Stallknecht nach und setzte sich mit einem Gix ins schöne Kissen, die Köchin und der Metzger probirten, ob man mit den Füßen z'Boden käme und die Beine strecken könne, die Kinder liefen schreiend herum und schrien immer lauter, bis auch sie drinnen saßen und alles probirten, was sie gehört hatten, daß man probiren könne. Später mußte, um ihr Brüllen zu hemmen, der Stallknecht anspannen und sie führen, und noch später soll Eisi sich hinausgeschlichen und privatim noch einmal probirt haben, wie gut man drinnen hocke und wie schön man die Beine strecken könne. Kurz es war ein Wonnetag, und was an Essen und Trinken versorgt ward, würde die Nachwelt kaum glauben.

Manche Woche lang war das Schesli des Hauses Kleinod gewesen, war allen Leuten gezeigt worden und ihm z'Lieb und z'Ehr war man anfänglich ausgefahren, so oft als man nur immer was ersinnen konnte, nach dem sollte gefahren werden, und wenn schon früher Eisi hoffährtig gewesen war, so schaffte es doch noch allerlei noch hoffährtigeres an, weil es meinte, es stehe dem Schesli wohl an. Später verlor sich der Reiz der Neuheit, wenn auch der Stolz aufs Schesli blieb. — Wenn an einem Dienstag in Bern beim Schlüssel, oder an einem Samstag beim Kreuz in Solothurn, oder beim Bären in Burgdorf an einem Donstag Weiber weberten, sie glaube emel, es well cho regne, sie sötte pressire für hei, sie heige

une es offnigs G'ferg, u dä schießigs Lädi (der Mann, versteht sich) well sih gar nüt zueche lah, gäb i welem Egge er sih v'rsum, so antwortete Eisi allemal so recht dick und breit mit Behaglichkeit: emel ihm pressirs nüt, u wes vom Himmel ache miech, daß es nit schröcklicher chönnt, so syg's ihm gragglych, si heige es deckts G'ferg, es Schesli, da syg me drinn wie ire Stube, so warm u troche, da g'spür me vom Wetter gar nüt, un wer's nit erfahre heig, chönn sih gar nit vorstelle, wie chumlig es Schesli syg, u wie me gut Sach hah, chönn d'rby u sittig ryte drinn. Wie oft hatte ihm auch stolz das Herz im Leibe gelacht, wenn es so behaglich und sittig ritt und Weiber vor ihm durch den Koth pfoseln mußten, stille standen und so sehnsuchtsvoll nach dem Schesli blickten, wie ein Verschmachtender nach einem Kruge Wasser, ein sehnsüchtig Mädchen nach einem hochzeitlichen Paare. O Eisi hatte glückliche Tage mit dem Schesli verlebt, glückliche Stunden darin gehabt, und als es oben zum Fenster aus sah, wie es dem Schesli erging, und wenn es dachte, worin es jetzt dann z'Märit oder sonst wohin fahren sollte, so wollte ihm das Herz fast schwer werden. Es düechte ihn's, es möchte das auch steigern, indessen seine Baarschaft war nicht groß, und hatte es nicht später das Recht wieder darauf zu greifen, wenn d'Sach wieder im Geleise war? Doch war es ihm fast, als thue es ihm weh fürs arme Schesli, es machte das Fenster zu und ging weg. Wenn es gewußt hätte, was die Speisewirthin im Sinne hatte und was sie verwerchete, Eisi wäre auf der Lauer geblieben. Gäb es das Schesli der Speisewirthin nur für einen Augenblick in die Hände gelassen, hätte es lieber den letzten Kreuzer aufgewandt; Eisi pfoseln, Babi fahren! den Anblick hätte es nicht überstanden.

Daß fast etwas wie Bedauern mit dem Schesli in Eisi's Herz sich regte, darüber ist sich nicht zu verwundern, es war eine Art Mitgefühl, ihm und dem armen Schesli ging's ja accurat gleich. Vor nicht so vielen Jahren war der herrliche

Tag gewesen, wo als Weltwunder das Schesli nagelneu vor dem Hause gestanden, die Bewunderung der Welt, und jetzt stund es accurat auf dem gleichen Platze und Viele stunden wieder darum, aber da war Keiner, der es nicht aushunzte und in Spott darüber ausbrach. Die Räder sollten nichts werth sein, da lodele alles, im Eisen sei es grundschlecht und doch sei es schwer, daß man ein Paar Stiere haben sollte, um es des ume z'schleipfe. Das Leder sei spröde, gehe dahin, und das Innere sei hundsschlecht, in den Kissen sei Hundshaar und das Tuch so wüst, daß man es neu werde machen müssen. Und wenn man dann alles neu machen lasse, was neu gemacht werden müsse, so kost's, daß es eine grüsliche Sache sei und z'letzt habe man doch nichts als einen alten Krämerstand. Zehnmal ringer lasse man ein neues machen, da könne man doch dann bifehlen, wie man es haben wolle. Vielen mochte es im Herzen nicht so sein, sie mochten noch ein gut Haar an dem Schesli finden, aber sie sagten es nicht, sie verläugneten es alles, schnöden Gewinns wegen. Sogar Schmied, Sattler und Wagner redeten nicht z'best, sie machten es bloß, wie man es zuweilen beim Weibervolk macht: Herr Jemer, was für e Wüsti un e Alti, u was das für es schöns Meitschi gsy isch, das glaubti afe ke Mönsch! Sie sagten auch, ke Mönsch glaubt, was das für es schöns Schesli gsy isch, wo's neu's gsy isch, aber si sy mit ihm umgange, sie sötte sih schäme. Die Anzüglichkeiten wegen leichtem Eisen, grünem Holz und dem Hundshaar überhörten sie.

Theuer war das Ding nicht geschätzt, kaum einen Drittel vom kostenden Preis, der freilich weit höher war, als der akkordirte, von wegen, als die drei Mannen das Tüpfi mit der Freude so recht überkochen sahen, hatte der Eine das vergessen gehabt anzugeben, dem Zweiten waren Neuigkeiten in Sinn gekommen, von denen er gedacht, sie stünden der Sache wohl an, dem Dritten hatte das Material unter den Händen aufgeschlagen, und doch hatte er nicht zum wohlfeileren gegriffen,

er hatte gedacht, Steffen sei einer, der ihn nicht im Schaden lasse. Der Schmied hatte angefangen; als der Wagner mit seinen Nachträgen fertig war, düechte es ihn, der hätte es wohl gut gemacht, so sei er ganz im Hinterlig, und meinte: Abrobo, bal hättis v'rgesse, un es wär m'r viel z'übel gange, vo wege de Federe, die hah nih noh einist so schwer, as m'r abg'redt g'hah hei; das ist's ebe, warum's jitz so fittig geit. Du wirst allweg nüt d'rwider hah. Da ward's dem Wagner fast g'schmuecht geworden, abrobo, bal hätt ih v'rgesse, sagte auch er und kaum war der fertig, so war der Sattler gekommen mit einem Abrobo, der hatte gedacht, er wolle ihnen zeigen, daß zuletzt sein zuweilen auch gut sei. Wir wissen wirklich nicht, wie oft sie den Kehr gemacht hatten mit dem Abrobo, von wegen sie besannen am folgenden Tage sich selbst nicht recht und waren in drei Meinungen getheilt, nur so viel ist gewiß, daß das Schesli so viel gekostet hatte, daß Steffen sich wirklich nicht berufen fand, jemand die Wahrheit anzuvertrauen.

Jetzt drehte es sich mit dem Bieten, Alle thaten, als ob sie die Hände ob dem Kopf zusammenschlagen wollten vor Grauen ob dem schrecklichen Preis, und Einige waren so uv'rschant mit den Geboten unten ein zu kommen. Da sagte der Weibel, die rufe er nicht, von wegen er wüßte, die Schätzer nähmen es gerne um den Anschlag, und wenn niemand mehr bieten wolle, so wolle man an etwas Anderes hin. Da endlich meinte der Wagner, um Schades yz'cho, well er d'Schatzig bote hah. Von da an harzete es Batzen um Batzen langsam, und derweilen saßen drüben die Weiber beim Rothen behaglich und meinten, mit dem Schwarzen pressire es nicht, sie seien noch streng a dem alte G'stübel, und die Speisewirthin wußte wirklich nicht, sprenge es sie aus der Haut gleich einem Zapfen aus einer Champagnerflasche, oder heigs d'Hut noh z'Noth. Sie hielt sich nicht länger, sie brachte den Schwarzen, d'Köchi, dä Stock, hätte ihn angerich-

tet, ung'heißen, sagte sie. So mußten die Weiber den Rothen mit dem Schwarzen tauschen, sie mochten wollen oder nicht. Da fragte die Eine: was laufen die Leute dort weg? He, sagte eine Aeltere, welcher viele Erfahrungen auf dem Gesichte geschrieben standen, weißt nicht, daß von einem Todten die Läuse laufen und die Flöhe, und von einer versteigerten Sache die Leute. My Lädi wird's hah, hets ächt my Lädi, rief Babi die Speisewirthin und stürzte hinaus. Es selligs Babi mangelt es Schesli, lerte die z'erst schwarze Kaffee mache, das ist ja ume Wäschwasser, un öppe es Söhni drinne g'schwäycht.

Während drinnen die Weiber lachten, erhob sich draußen ein gar lautes Gerede: u hesch m'r's de nit chönne z'Gfalle thue, hest nit g'wüßt, wie nih dra hange, un es nähmt mih de wunger, ob de mih de nüt z'estimiere hättisch. Wer macht d'Sach, wer muß sinne un ufwarte un bi de Lüte sy, wes eim scho düecht, es well eim v'rsprenge. Emel du nit, du Löhl, was de bist. U hest m'r's v'rsproche g'hah, u machst m'r's jitz e so, aber wart ume! Eheliche Gefechte ziehen sich zumeist aus ebenem, offenem Felde in Schluchten und abgeschlossene Thäler, dieses ward in die Kindbettistube, wo die Weiber saßen, gedrängt, und namentlich durch Schmied und Sattler, welche die Wirthin faßten und zur Stube führten. Frau, sagte der Letztere, nicht so bös, d'Sach ist recht, das Schesli war nichts mehr werth, nicht um d'Schatzig hätte ich's mögen, In der kurzen Zeit haben sie das zu Grunde gerichtet, wie ich's noch nie gesehen und ist so gut gewesen, kein schöners hat man gesehen. Es hat wohl zwei solche Lappine sein müssen, um mehr als dreißig Fr. hinaufzubieten. So viel hätten wir doch auch vermögen, wenn die es vermochten, sagte Babi, die Speisewirthin. Wem ist's? E Krämer und e Agent hei e nangere d'Sach ufetriebe u syt froh, daß dir's nit heit, sagte der Sattler. Wir machen euch ein neues und dann ganz ein anders als der alte Kasten war und nicht

theurer, als der gewesen wäre; b'sunders wenn ihr dazu gerechnet hättet, was 's Repariren gekostet.

Was kosten wir hier, fragte ablenkend die Alte drinnen in der Kindbettistube, welche genug Schwarzen gehabt. Pressiret nit, sagte die Wirthin, mit dem halben Leib noch im Gefechte, den andern halben widerwillig dem Geschäfte zuwendend. Wir müssen doch noch sehen was drüben geht, sagte Eine, so ganz v'rgeben da zu sein, wär doch nichts. Wenn's erlaubt wär, so käm's mit, sagte Babi, die Speisewirthin, es nähms auch wunder, und wenn man was wolle, so müsse man selbsten gehen und nicht d'Manne schicken. Gäb man schicke so einen Möff oder nicht, es komme hell in eins. Nachdem es diesen Kartätschenschuß ins männliche Lager abgefeuert hatte, zog es mit den Weibern ab.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie eine Wirthin der andern einen Spiegel überliefert.

Wer kann sich wohl das Gefühl eines Feldherrn denken, der viele, viele Tage vor einer feindlichen Festung gelegen ist, unendlichen Zorn verwerchet hat, jetzt ist sie ihm endlich aufgegangen, ungehindert reitet er ein zum offenen Thore, kann schalten und walten drinnen wie er will; wie ist's ihm so wohl, so weit und stolz zu Muth, und doch guckt er noch in jede Ecke, ob Keiner drinnen laure mit der Büchse. Oder wie war es gar den Griechen, als sie endlich in Troja waren, das sie zehn Jahre lang so scharf und doch umsonst belagert hatten. Wenn man sich das recht deutlich machen kann, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wie es in Babi's Seele aussah, wie es die Beine hob und wie kühn es drein sah. Nicht zehn Jahre, aber doch manches Jahr war ihm

das Wirthshaus drüben vor der Nase gestanden, täglich hatte es dasselbe mit Blicken wie mit Bomben beschossen, aber nichts abgebracht daran, und gäb wie es schoß, hinein kam es nicht, und doch nahm es es so verflümert wunder, wie es drinnen sei und was alles sie drinnen hätten, ob wirklich so schöne Sachen wie die Leute b'richteten. Es hatte manchmal mit einer Magd die Abrede versucht, daß sie es in Abwesenheit der Meisterleute hineinlassen sollte, aber nie war es zur Ausführung gekommen, bald war ein Knecht, bald eine Magd im Wege, bald die Kinder, denn das hatte man gewiß, daß wenn es Eisi wieder vernahm, die Verrätherin nicht bloß einfach ausgejagt wurde, sondern Haut und Haar riskirte. Und jetzt war das Haus offen, und in Mitte einer glänzenden Leibgarde schritt Babi, die Speisewirthin, kühn darauf los. Man hatte unterdessen etwas Pferdegeschirr versteigert, Mistbähre und Stallgeräthe, und Einige drängten hart, man solle an die Wagen hin und anderes Ackergeräthe. Als aber der Gerichtschreiber die glänzende Garde daher kommen sah, sagte er, da draußen gehe der Bysluft wohl stark, es friere ihn sehr an die Füße, er sei an Finken gewöhnt und möge die Lederschuhe auf d'Länge nicht erleiden, er hülfe hinein und drinnen steigern. Auch gelte Schiff und Geschirr am meisten, wenn einmal ein Eigenthümer zur Liegenschaft sei, der lasse das Meiste um keinen Preis fahren. Da die Sache eine Nase hatte und auch des Gerichtschreibers Füße zu respektiren waren, so geschah es also.

Als Eisi den Zug sah und seine Erbfeindin dabei, so funkelten seine Augen, daß man Schwefelholz daran hätte anzünden können, wie die Augen einer Tigerkatze, welche Junge hat, die man ihr rauben will. Die Speisewirthin ward dabei allerdings von einem unheimlichen Gefühl beschlichen, dessen niemand sich erwehren kann, der einem Feinde sich nähert, welcher an Energie und Kraft ihm überlegen ist, auch wenn man ihn gebunden oder unschädlich glaubt. Es

werden Wenige einer todten Boaschlange ohne Schaudern sich nähern, Wenige auf ein todtes Rhinoceros gelassen sich setzen und kaltblütig eine Prise nehmen. Des Gedankens, wenn's nicht todt wäre, der Tod nur Schein wäre, wenn es sich regte wieder, werden sich Wenige erwehren, und wenn sie das denken, so wird es die Meisten dünken, es rühre sich, sie werden blaß aufspringen und schreien: Herr Jeses, het es sih nit g'rührt! Babi strüßte sich, fast wie ein Huhn, das sich seinem Feinde gegenüber breit machen möchte, machte bei den Weibern die Vertraute, welchem diese augenscheinlich wenig nachfragten und mutz mit Babi thaten. Dasselbe griff nach Manchem, zeigte es den Weibern, hielt Rath, ob kaufen zweckmäßig sei, kaufte Lumpereien, Kellen und kleine sogenannte Portreli mit schauderhaften Figuren, und wenn es was für sechs kr. ersteigert hatte, so zog es eine Handvoll Fünfunddryßiger hervor und plagte den Gerichtschreiber mit Wechseln, that, als ob es sein Lebtag keine Münze, sondern lauter Silber gehabt hatte. Da kam das Steigern an einen Spiegel, der Vielen wohl gefiel, die Weiber fast alle drängten sich darum, und wenn sie schon dieses oder jenes daran auszusetzen fanden, so dachten sie doch, so einen hätten sie schon lange mögen, wenn man sich recht drehe und bögle, so werd es viel dran machen, daß man sich hinten und vornen sehe. Es müßte nicht zu machen sein, so wollten sie den, und wenn schon die Eine oder die Andere ihn nicht begehrte, so konnte sie sich doch des Dareinsehens nicht erwehren. Vor allem aber drängte sich die Speisewirthin vor, funkelnd vor Freude. Das war was für sie, und hatte sie das Schesli nicht haben können, so wollte sie jetzt den; indessen bedauerte sie vor den Leuten, daß er nicht größer sei, sie hätte schon lange einen mögen, aber einen größern, von der rechten Sorte einen. Das Bieten begann, die Weiber gaben allgemach Laut, der Rothe, den der Schwarze nicht ganz gedämpft hatte, begann in ihnen zu spuken, die Gebote folgten sich immer strenger, am raschesten

aber bot noch Babi, unsere Speisewirthin. Eisi war auch da. Als der Spiegel zum Vorschein kam, da war ihm das Blut in den Kopf gefahren, daß derselbe ganz dunkel ward. Das Dunkle verging, es war fast, als ob Wasser käme in Eisi's Augen; aber wie die Speisewirthin zu bieten begann, begann das Wasser in Eisi's Augen zu versiegen, sie glänzten und funkelten, daß es allen Leuten auffiel. Sie meinten, das sei der Zorn, daß die Täsche da drüben biete, und freuten sich, das geb Für, ebs lang gang. Aber die Leute verstunden sich auf die Gesichter nicht. Wohl ging was besonderes vor in Eisi's Sinn, aber was ganz Anderes als sie dachten.

Es waren einige Jahre her, da stund mal ausgeschrieben die Geltstagsteigerung eines Wirthes, und süß ward der Mund der Menge gemacht mit der Ausschreibung der schönsten Sachen. Ganze Haufen Dinge kamen Eisi, als es die Ausschreibung las, auf einmal in Sinn, welche es durchaus haben sollte, indem es nicht länger ohne dieselben haushalten könne. Steffen hatte gewehrt, denn der Geldklamm hatte begonnen und Steffen begann zuweilen zu sinnen, daß man das Alte zahlen sollte, ehe man Neues kaufe. Aber Eisi hatte, wie gewohnt, aus höherem Tone gepfiffen und Steffen schwieg; jedoch wollte er nicht mit. Er mangle nichts, sagte er, und wenn Eisi was mangle, so könne es alleine gehen, Zwei brauche es nicht, es sei alleine groß genug. Eisi hatte gemeint, das sei ihm ganz recht, es könne ihn gar wohl etmangle, gäb mi heig geng e selligi Schnürfli nebe eim oder nit, das syg glych. So war's gefahren mit Fünfunddryßigern im Sack, so viele es im Schubládli zusammenkratzen konnte.

Es war ein schöner Maitag gewesen, die Vögelein hatten gepfiffen, so klar wie selten, und die Blumen gefunkelt und geduftet, als ob sie stünden im schönen, schönen Himmelsgarten. Doch von dem merkte Eisi nichts, bloß dachte es, wenn das Wetter so fortfahre, so gebe es dieses Jahr wieder Bohnen; zumeist litzte es in Gedanken über Steffen oder

dachte an sich. Es hatte sich gewaltig zugestutzt, hatte einen schwarzen Grüsel von Lampihut auf dem Kopf, mit Lätschen und Federn, fast ein Fuder hätte es gegeben, ein Fürtuch an, von ganz neuer Sorte mit arigem Namen, den es nie aussprechen konnte, aber verflümeret schön. Es düechte ihn's fry, d'Haagspatzen hörten auf durch die Dörne zäberlen, stünden still, guckten ihn's an, und flögen wieder vorfür, um den Genuß zu erneuern. Auch neben dem war es schön, daß schöner nichts genützt hätte und was die Leute dazu sagen, und was sie für Augen machen würden, wenn sie ihn's sehen würden; das gab ihm viel zu denken. So bei rechten Geuggle b'schüßt das Alter nicht viel, es macht sie bloß wüster, nicht witziger.

So kam es aufgezogen nach Nixiswyl, wo die Steigerung war. Da war es auch nicht bloß z'Bode gange, sondern noch einige Klafter bas abe, und, da gar kein Weibergut da war, die Frau und ein Trüppeli Kinder, die man alle mit einer Wanne hätte decken können, auf der Gasse. Eisi hatte die Frau wohl gekannt, hatte hier und dort mit ihr z'Mittag gegessen; aber diesmal kannte es sie nicht. Es waren noch andere Weiber da, auch stolze und hoffährtige, aber als Eisi sie gemustert hatte, sagte es bei sich: Bim Donstig mah mih keini, die hei hüt v'rgebe ag'wengt! Indessen hinderte ihn's das nicht, mit ihnen Kameradschaft zu machen, das Haus zu durchstöbern, alles auszuführen, vor die allerdings etwas verwahrlosten Kinder sich zu stellen und zu sagen: d'King chönne eim am meiste dure, das sy arm Tröpf, was sölle die jitz afah, d'r gut Lebtig wird ne nit nache welle, u neuis g'lert werde die o nit hah, d'rzu g'seh die z'strub us. Die g'seht me de öppe einist vor d'r Thür, daß si heusche; öppis fürz'näh, chunt dene nit z'Sinn u werche meu si o nit. Ebenso hatten sie das Essen ausgeführt; me g'sehy wohl, daß d's Fleisch ume etlehnt syg, öppe d's best geb me nit, we me nit wüß, ob me zahlt werd oder nit. We si nit bessere Wy

g'ha heige weder dä, so nähms eim notti nit wunger, daß die nit heige möge koh, das syg ja es Sufe, es mach eim fry d'Schuh z'gyxe u mi chönnt d'rmit Katze u Kräye v'rgifte. So redeten die Weiber unter sich, als ob niemand Ohren hätte als sie. Daß der Wirthin, die aufwartete, die Thränen über die Backen rannen, achtete niemand, und als sie sagte mit halb erstickter Stimme, sie sollten nicht zürnen und vorlieb nehmen heute, si gäbs wie si's heig, geng sygs nit so gsy, da gab ihr niemand eine tröstliche Antwort. Eisi sagte zu seiner Nachbarin, doch so, daß man es am ganzen Tisch hören konnte, es machs geng es nieders wie's es v'rstang, aber besser as mes v'rstang d'Sach z'mache, selb syg e Kunst. Die verhöhnte, verachtete Wirthin war nicht groß, nicht dick, ein gleitig, g'wirbig Taueli mit dunkeln Augen, die nicht dumm waren. An ihrem Unglück hatte sie nicht große Schuld, sie hatte anfangs geglaubt, einer Wirthin möge sich alles erleiden, nachher aber gethan, so viel ihr möglich war. Aber ihr Mann war nichts werth gewesen, war allen Schelmereien nachgelaufen, welche zu erfinnen waren. Er war von Natur nicht viel werth gewesen, kam noch in ein Nest voll Lumpenhunde, trieb sich mit ihnen herum, bis es ihn, einen der Ersten, auf den Kopf stellte, wie es die Andern, Einen nach dem Andern, auch auf den Kopf stellen wird. Sie verwerchete Elend und Zorn best möglichst, doch als Eisi so herzlos laferte, schoß sie ihm einen Blick zu, der fry spretzelte, drückte aber den Zorn nieder und ging hinaus. Nach dem Essen waren die Weiber kräschlig und bötig, und das zog vom Leder mit Steigern, wie Buben mit Schneeballen, wenn der Schnee lind ist. Eisi war nicht die Letzte, führte ein laut Wort, und wendete stark an mit Lachen und Breiammeln. — Endlich kam der Spiegel zum Vorschein, von dem wir geredet, den Weibern gefiel er auch damals wohl, Eisi b'sunderbar, und darum setzte es auch nicht ab, bis es ihn hatte. Da meinte es, als der Weibel endlich gesagt hatte, und zum — und zum dritten,

und es ihn zu Handen nahm: Wer sich jetzt noch g'schauen will darin, der thue es, es ist jetzt noch Zeit, nachher ist er mein, und damit drehte es ihn und auch dem armen Wittfraueli zu und sah dasselbe mit einem besondern Blick an. Das Fraueli faßte ihn und seine Augen glühten auf wie angeblasene Kohlen; es trat vor: He nu, sagte es, wenn niemand will, so will ich mich noch einmal darin g'schaue, ich hab es manchmal gethan, und jetzt wird's wohl das letzte Mal sein. Und du, sagte es zu Eisi, du vergiß es aber auch nicht, wenn er dir versteigert wird, dich noch einmal z'g'schaue darin, und die wo nach dir kommt, soll es gleich machen, wenn es ihr geht wie dir und mir. Das Fraueli schaute hinein und sagte dann: naßi Auge g'seh nih, aber Gottlob, kes böses G'wüsse, vielleicht g'sehst du u die Angere de öppis meh as ih. Darauf ging die Frau; ihr Betragen hatte Alle verblüfft, so gleitig die Weiber sonst schnäderten, jetzt fand keins eine rasche Antwort, selbst Eisi war's, als hätte es eine Ohrfeige gekriegt, als steche ihn's jemand ins Herz, durch und durch, fast hätte es: ui, ui, gerufen. Hintendrein konnte man nicht Worte finden, um das Betragen der Frau zu verdammen und zu sagen: wie das doch afe e ung'schämte sei, e sellige v'rdien nit ume, daß sie uf d'Gasse chöm, si v'rdienti d's Schallewerch, so öppis heig me doch noch nie erlebt. Daß jede Katz krebelt, wenn man ihr auf den Stiel trappet, hätten die guten Weiber wissen sollen.

Als Eisi nun den Spiegel in der Speisewirthin Händen sah, und diese so hitzig im Bieten, Allen voran, wie bei der Jagd ein Sperzer den Heulern, da flammte, wie eine Feuergarbe, die ganze Erinnerung in ihm auf, und vor seinen Augen stand die Rede der Wirthin mit den dunkeln Augen, wie eine Verwünschung. Am Spiegel haftete eine Verwünschung, das ward ihm klar und mit dem Spiegel werde diese auf die Speisewirthin übergehen und die werd es über kurzem oder langem auch erfahren, wie das Versteigern und

Vergeltstagen gehe, wenn es selbst längst wieder Wirthin sei. So kam's Eisi vor, darum leuchtete sein Antlitz so in taubsüchtiger Freundlichkeit, und als endlich Babi, der Speisewirthin, der Spiegel zugeschlagen wurde, und zwar theurer als es ihn gekauft, trat Eisi unwillkürlich vor den Spiegel, wollte hineinschauen, wandte aber rasch, als ob seine Augen an etwas abgeprallt, dieselben ab und sagte: Grad dir wird der geordnet gewesen sein, un besser as dir, gönne ih ne niemere. Aber lue de o dry, we si dir ne v'rsteigere. Was meinst, was g'sehst du de ächt drinn? Mih nimmt's nit wunger; aber lue de, sinn dra, es Kalb ohni Gring, oder süst neuis Usflaths. Es isch e apartige, weisch es de. Eisi ging darauf weg, es fing ihm an das Herz weh zu thun, gar wunderlich. Im Spiegel hatte es etwas gesehen, aber es wußte nicht recht was. War es das Fraueli mit den schwarzen Augen, war es Steffen, war es die Speisewirthin, war es sich selbst, es wußte es nicht, allweg aber war es etwas, das es gesehen hatte. Die andern Weiber wichen vom Spiegel weg, kein einziges guckte hinein, was da zu sehen sei, rein bis auf den Boden war ihnen die Neugierde vergangen. Auch Babi, der Speisewirthin, war es unheimlich ums Herz. Sie hatte sich gerühmt, wie sie es dem Pfau da äne machen und was sie ihm alles sagen wolle, wohl, dere wolle sie die Läuse runter machen, die müsse einmal so recht wissen, was für eine sie sei. Jetzt aber hatte sie auch nicht ein Wörtlein zur Antwort, es ward ihr ganz trocken im Munde, die Zunge klebte am Gaumen, und als sie dieselbe endlich loskriegte, sagte sie, ih will denk mit ihm gah, aber schier lieber wär's m'r, ih hätt dä Hung nit.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Tag zu Ende und einem Eisi ein Licht aufgehen kann.

Da der Tag sich zu Ende neigte, so wurde von der Effektensteigerung abstrahirt und die Liegenschaft zur Hand genommen. Die Liebhaber hatten sie ins Auge genommen, hatten lange den berühmten Wasserfall, wo man Fabriken und Färbereien anlegen könnte, gesucht, hatten bei einem Bauer sogar eine Brille geliehen, um ihn sehen zu können, und hatten ihn doch nicht gefunden. Es war wohl ein Gräbli da und etwas Wasser konnte man darin auch sehen, wenn man lange luegte, aber es lief ziemlich zahm und hätte fast in einer Brunnröhre Platz gehabt, so daß kaum ein Spuhlrädli damit zu treiben gewesen wäre, geschweige dann ein Mühlerad. Die Liebhaber haderten mit dem Steigerungspersonal, daß es sie angeführt mit seinem Wasser und machten dieses noch viel unbedeutender als es war. Der Weibel kam aber nicht aus der Fassung, sondern bemerkte, wie man bei solch trocknem Wetter Beispiele hätte, daß die größten Flüsse austrockneten und d'Schiff auf dem Trocknen fahren müßten, d'Donau u d'r Rhin ab; wenn das den großen Flüssen begegne, warum sollte es bei einem Bache nicht geschehen. Und doch sei noch Wasser da, wie sie selbst sagen müßten, da könnten sie denken, wie viel sein werde, wenn's naß würde. Zudem sollten sie nicht vergessen, daß es lange nicht g'erdbebnet, es werd wohl jetzt bald wieder erdbebnen, und dann könn's ein Wasser geben, wo's eim nur z'viel werd, eim übel darob gruse. Indessen das Ding wollte doch nicht ziehen; die Einen wußten nicht mehr, wozu das Eingericht brauchen, das Wasser schien nichts, das Wirthen nichts, da sicher an der neuen Straße neue Wirthschaften entstehen würden. Zudem munkelte man, was alles darauf hafte, vielleicht

mehr als man sage; an einer Geltstagsteigerung sei die Sache nicht immer richtig, und wie viel baar Geld sein müsse, das wisse man ebenfalls nicht, da könnte man Verlegenheiten kriegen u. s. w.

Es braucht nun nichts als ein solches Gemunkel, um die Leute vorsichtig zu machen, wenn nämlich keine Leidenschaft in Bewegung ist. So unbestimmtes Gemunkel erschreckt nicht bloß deswegen, weil man bei unbestimmten Aeußerungen die Sache immer zehnmal größer sich vorstellt, als die Worte ausdrücken, sondern weil bei der Massenhaftigkeit der Gesetze Wenige sind, die sich alsobald zu orientiren wissen, ob Gefahr vorhanden sei oder nicht, ob man da ynetrappe chönn un yche-g'sprengt werde oder nit. Ja es geschieht, daß wenn man Rechtsgelehrte frägt, wie sich die Sache verhalte und ob da was zu fürchten sei, sie Einem antworten: chah d'rs g'wüß nit säge, es ist mügli, es ist mügli nit, wenn ih d's G'satz by m'r hätt, su wett ih nache luege. Lacht nicht etwa, Leute, und denkt, das sei ein schöner Rechtsgelehrter, daß der erst nacheluege müß, ehe er Einem rathen könne, wenn's nme ufs Luege abchöm, su chönn me das ja selber. Ja, liebe Leute, das könnt ihr eben nicht, sonst probirt es. Nehmt ihr ein Gesetzbuch zur Hand, so steht d'Sach in einem andern, und habt ihr endlich das andere und meint auch den einschlagenden Artikel gefunden zu haben, so heißt's entweder, der passe nicht dahin, sondern sei bezüglich auf was Anderes; oder aber, der Paragraph sei aufgehoben und eine Verordnung von dem und dem Datum verordne ganz das Gegentheil; oder aber, das Gesetz sei wohl da, aber das Gericht habe einstweilen, bis ein besser Gesetz, d. h. eines nach seinem Sinne da sei, das Gegentheil zur Praxis angenommen und beziehe einen Paragraph aus einem ganz andern Gesetz hieher und lege ihn einstweilen ihren Beschlüssen zu Grunde. Darum lache man nicht, wenn ein Rechtsgelehrter Einem von Nacheluege sagt, es ist Einer schon ein ganzer Kerl, wenn er das Nacheluege

gut versteht. Aber begreiflich so an einer Steigerung findet man nicht immer Rechtsgelehrte, und sind sie da, so haben sie vielleicht nicht Zeit nachez'luege. Zudem giebts Leute, die sich lieber den Kopf abhauen ließen, ehe sie einen Rechtsgelehrten um Rath fragten. Der Tüfel syg e Schelm, sagen die, wenn me ume mit eim red, so heig me sih viellicht scho v'rfehlt, syg ychetrappet, heig d'r Lätsch am Hals u müß viellicht a's Erworge glaube.

Doch wir wollen den Gang der Angelegenheiten, das Bangen und Verlangen der Steigerer, ihr Abrathen, und was ihnen gerathen wurde, nicht weiter verfolgen, wir könnten es auch nicht, da wir nicht unter's Hütli gesehen, unter welchem die Trümpfe gespielt wurden. Wir wollen bloß anführen, daß der Besitzer des Gültbriefes, ein klein unscheinbar Kudermannli, wir glauben, er trug noch Spitzhosen, die Liegenschaft an die Hand nahm um die Schatzung, und zwar ausdrücklich bloß aus Erbarmen, wie er sagte, damit den Kindern noch was bleibe, ke sündige Mönsch sonst hätt das chönne drum gäh.

Da war der Punkt, wo Eisi mit seinen Erwartungen auf den Boden stieß. Es wollte seinen geordneten Beistand oder Vogt bewegen, daß er biete und als Weibergut die Liegenschaft zur Hand nehme. Das wollte der nicht, dazu sei er nicht autorisirt, sagte er, da könne die Gemeinde nicht eintreten, da müsse Geld sein, und die Gemeinde habe keins. Und we me vor em Geltstag nit heig möge g'fahre, wie well me nahm Geltstag g'fahre, wo's ja usg'sech ime Hus, wie uf eme ne Acker, we d'Heuschrecke drüber cho syge, u d'G'mein heig ke Geld für gah z'zeyse, un sd'Wittwe z'letscht noh lah z'v'rgeltstage, chönnt er e neue o nit aständig sy. U hör ume chäre, sagte er, us der Sach gits nüt. Mira, wenn öpper anger d'r dazu v'rhelfe will, su isch's mir recht, aber gut wär's doch, du wüßtisch afe, wo d' yche schlüfe wettisch, vo wege, du chast vo eim Tag zum angere müße

d's Hus ume. Ih wüßt d'r es Stübli, da chönntisch yche, emel einist, u de chönnt me de öppe luege, was mache.

Aber wohl, der Vogt war froh zu schweigen, wie unhöflich Eisi ihm kam, wollen wir nicht anführen. Eisi hatte immer im Verdacht gelebt, entweder Bruder oder Schwager spitzten auf das Haus, ließen es daher so weit kommen, um es um den halben Preis zu kriegen. Sellig Gnürzine u halblynig Stopfine, was frügen die einer Schwester nach, sagte es, wenn die d'r eigene Mutter d'Kutte stehle chönnte, daß es ne nit uschäm, si thäte's sy Seel u wartete nit bis morn, sie thäte's noh hüt. Wie aber die Weiber sind und der Wind bei ihnen sich wendet, ohne daß sie es merken, so nahm es jetzt Beiden schrecklich übel, daß sie nicht bieten wollten und die Liegenschaft zum wahren Werth treiben. So sei ja z'letzt nicht einmal das Accommodement mehr möglich, mit welchem man ihm so ein süßes Maul gemacht, u wes ihn's schon schwer Geld gekostet, wenn es d'Sach wieder hätt, es wett de zeige, wele Weg es gah sött.

Der Schwager hätte gerne die Sache sich angeeignet, aber um den halben Preis, um Schadens einzukommen, Eisi hätte er wenig nachgefragt. Aber höher zu fahren und etwas aufs Spiel zu setzen, dazu waren seine Umstände nicht und auch sein Kredit nicht, er hatte dessen nie viel gehabt und das Schicksal des Bruders hatte ihm noch den Rest genommen. Er konnte also Eisi nicht helfen, nicht einmal trösten that er es, sondern sagte ihm bloß brav wüst. Es und der Gerichtschreiber seien alleine schuld, daß er sein Geld verliere; aber warte die ume, wenn noh e Tüfel sig, su werde si ne erfahre.

Eisi's Bruder hatte ebensowenig Lust d'Finger yche z'hah. Er war anwesend, und wenn ihm was wohlfeil zur Hand kam, so schnappte er darnach und freute sich dessen; wenn er einen guten Schick machen konnte, so fragte er allerdings weder Bruder noch Schwester was nach. Als Eisi mit dem

Ansinnen kam, daß er bieten, kaufen solle, da führte er es ganz trocken ab. Er hätte ke Lust, sagte er. Früher, wo es ihm's ag'muthet, er möcht's für ihn, heig er ihm's scho g'seit, er well nüt d'rvo, u jetzt wüßt er nicht, warum er sött g'änderet hah, un öpper angere d'wege gah druf biete. Als Eisi ihm vorstellte, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß es doch seine Schwester sei, und ob's ihm dann gleich sei, daß es sammt de Kinge uf d'Gasse chöm, so sagte er, he, was ein bestimmt syg, dem chönn me nit etttünne, zwo Schwestere syge afe durs Loch, die dritti werd o nache müße, un wes so sy söll, was er dra mache sött für's z'ändere? Er müß zu syne Kinge luege, u de syg es jetzt ame ne angere Ort daheim, u dert thüyhs nes saust o zu ne z'luege. Dem sagte nun Eisi wieder wüst, der aber sagte: red ume, dyner Wort mache keni Löcher, nit emal Plätze ab. Hättisch du g'luegt zur Sach, wo d'r se noh g'ha heit, su bruchtisch jitz nit se vor ume welle z'rede. Aber hör ume, das G'kär hilft d'r nüt, u häb dih gly einist still, su het me o Ruh vor d'r, süst sutzt me dih de, daß de de weißt, daß de dih sällist still hah.

Eisi machte ein Gesicht wie eine Tigerkatze, ehe sie auf ein Reh springt, sprang aber diesmal nicht, sondern faßte sich und schlich sich an's Kudermannli mit den kurzen Hosen, redete höflich mit dem und meinte, für sich werde er das doch nicht begehren, er hätte ja Häuser, mehr als er brauchen könne. Wenn er g'sichert sei für seine Sache, so werd es ihm gleich sein, wer's hätte. Natürlich, sagte das Mannli, allweg, es isch m'r z'wider, u we d'G'mein m'r a d'Hang geit, un o öpper es Wörtli vo de Zeyse redt, su ist's m'r recht. Gang u red mit em Vogt, los was dä seit. Mit dem Löhl, sagte es, könne man nicht vernünftig reden, es wisse nicht, was der für e Gring heig. Aber es düech ihn's, er sött a ihr's chönne cho, d'Sach syg doch geng da, es trag se emel nit usem Ruggsurt. Du hest Recht, du hest Recht, Fraueli, sagte das Mannli, sägs am G'richtschryber, wenn dä a dih cho will, mir

isch's recht. Eisi ward fast gerührt und sagte: He nu, dankheigist, frömd Lüt hei mängisch meh V'rstang u meines besser as die, wo's am nächsten agah sött. Eisi in Hitze marschirte alsobald auf den Gerichtschreiber los und sagte: er soll d'r Kürzligebur dür thu, un ihs schrybe as Käufer, es heig grad jitz mit ihm g'redt, un er syg sih deße z'friede. Der Gerichtschreiber, der schrieb, stellte sich das erste Mal, als höre er es nicht, dann sagte er, als Eisi zum zweiten Mal wohl laut redete und hinzusetzte: d'r heits doch v'rstange, oder muß ih noh lüter? „Deppis dumms e so, soll de die ganz Tennete uf mym Buggel dröschet sy?“ Dann faßte er sich und setzte lauter hinzu: „Ja mir ist d'Sach recht, aber wo hescht d'r Käufer, ihm ist's zug'schlage worde, und er muß selbst kommen und es erklären, daß er sein Bot abtrete und an dich kommen wolle.“ Er werd ihm nit traue, sagte Eisi, er werds a syne Bire abnäh, aber dem sei bald abg'hulfe, dä syg de noh z'hah u chönn ihms de selber säge. Eisi schoß fort. „Dä hagels Fuchs!“ sagte der Gerichtschreiber.

Eisi schoß wie eine brennende Rakete zwischen den Leuten durch, aber dä hagels Fuchs war nicht da, war nicht dort. Grad vori het er mit m'r g'redt, sagte Einer, und ging in den Gang, aber ob d'Stege ab oder uf e Estrig, hah nih mih nit geachtet; aber a eitwedere Ort isch er g'wüß, g'wüß. Eisi schoß nach, hinauf, hinab, hier war er gewesen, dort war er nicht mehr, kurz, gäb wie Eisi des ume schoß, er war nirgends mehr zu finden. Wes e ewige Jud gäb, sagte Eisi, so sygs dä Donstig, dä wells nimme suche, viellicht heig dä gar d'r Tüfel gno, u dert wells ihm nit nache, es well Angere der Weg nit vorlaufe, es g'sech jitz wohl, es syg ei Schelm wie d'r anger. Indessen machte es bei diesem Ausspruch doch noch eine Ausnahme, und die war sein Rechtsfreund. Zu dem schickte es und ließ ihm sagen, er solle doch recht noch kommen, es wolle ihm warten hinterm Ofenhäusli, es müß mit ihm reden. Es war böse über ihn gewesen, daß er sich heute

nicht gezeigt, aber was will man, wenn Ast um Ast läßt, so greift man doch nach Aesten, so lange man noch solche sieht. Bald kam der Bescheid, er sei nicht daheim, niemand wisse, wohin er gegangen und wann er wiederkommen werde. „Das wird doch öppe nicht sein, sagte Eisi, oder wenn's ist, so ist das doch der schlechtest Spitzbub von allen. Aufreise u fugge, u wenn er sih zeige sött u füre stah u säge wie d'Sach isch, su isch er nit daheim. Su söll er v'rreiset sy, das wär m'r d'r Tüfel, aber selber luege wird d's best sy."

Es machte sich auf nach ihm, es war finster, und zur Vorsicht band es noch einen dichten Lumpen um den Kopf, wie man es sonst nie sah. Als es bei der Speisewirthschaft vorbei kam, konnte es der Versuchung nicht widerstehen, in die hellerleuchteten Fenster zu gucken. Dort waren sonst dichte rothe Umhänge, welche des Nachts gezogen wurden, entweder damit die Polizei nicht merke, was drinnen vorgehe, oder damit das Publikum die Polizei nicht merke, welche drinnen es sich behaglich machte, eins von beiden, aber welches von beiden, wissen wir nicht, das mögen Polizei und Publikum mit einander ausmachen. Hinter den Fenstern waren noch viele Leute und mitten unter ihnen der verreiste Rechtsfreund. Man b'richtete viel, lachte stark, offenbar hatte man etwas Lustiges vor, und neben dem Rechtsfreund stand Babi, die Speisewirthin, und stützte die Hand auf dessen Achsel. Da war es Eisi, als breche in seinem Herzen ein feuerspeiender Berg plötzlich auf, glühende Lava ströme herauf; erst meinte es ersticken zu müssen, dann schwoll in unnennbarer Glut der Kopf ihm auf, als ob er bersten wolle, öffnen einen neuen Schlund, damit die Glut ins Freie ströme.

In den Tagen seiner Herrlichkeit hätte Eisi ohne Besinnen mit einem Faustschlag das Fenster zertrümmert, oder wäre zur Thür eingefahren, wie eine Ländersau in einen Bohnenplätz, hätte den Rechtsfreund beim Kabis gefaßt und Babi, die Speisewirthin, unter den Ofen geschlagen. Aber es ist

curios, wie daß Couragi des Menschen ein Fundament haben muß. Fehlt das Fundament, so ist kein Couragi da, und wenn man es mit der Laterne suchte. Aber auch mit dem Fundament ist man wunderlich z'weg, bald ist's da, bald ist's nicht da, bald ist's rund und bald viereckicht, bald tief im Boden, bald hoch narauf, daß man riskirt, die Nase am Himmel oben einzustüpfen. Und das ist d's curiosist, daß man nicht merkt, daß es zum Gugger ist, bis man es brauchen will. Dann ist man oft v'rflümeret übel z'weg, accurat wie ein Wächter, der geschlafen hatte, und der nun erwacht, Schelme sieht in der Nähe, ruft: werda! nach dem Spieß greift, mit dem er sonst die Schelme traktirte. Aber der Spieß ist weg, die Schelme ihm auf dem Leib, da ist's auch aus mit Wächtern, mit Couragi, mit allem, und der Wächter ist hell nichts mehr, von wegen weil er keinen Spieß mehr hat. Wir meinen nicht, daß Eisi der Muth ganz entfallen war, aber er war nicht mehr der alte, rechtschaffene, er wackelte. Es war nicht mehr in unbestrittener Herrschaft, man hatte ihm heute zu viel aus dem Hause getragen, es werweisete, wie Napoleon in der berühmten Schlacht vor Moskau, als derselbe den Pfnüsel hatte. Endlich hob es den Fuß, es wußte nicht, ob zum Klopfen an der Thüre, um den Freund hinauszukriegen, oder zum feindseligen Einbruch in die Holdseligkeit drinnen. Da hing auf einmal etwas schwer an ihm, daß es fast einen Gix ausgelassen hätte vor Schrecken, in seinem Zorn waren seine Sinne stille gestanden. Da wimmerte es neben ihm: „o Müetti, o Müetti, chum doch d'r tusig Gottswille hei, ih hah so längi Zyti nah d'r, hah hüt nüt d'r chönne säge, u jitz sött ih nieder, u d'r nüt g'seit u nüt mit dir betet hah! Chum doch recht hei, evangere nah." „Gang afe, ih chume de nache, und warum laufst m'r nah", schmählte Eisi. „Mutter, ih darf nit eleini, sagte Anne Liseli, denn das war es, es het mih düecht, wo d'r nah bi, ih g'seh neuere hinger d'r, u jitz g'seh nih dä ungereinist nüt meh."

Da schrak Eisi noch einmal zusammen, es sah rasch um, sah aber niemand; „es wird doch Eppe, so Gott will, nicht Steffen sein", dachte es. So komm, du Thäte, sagte es, hob rasch das Mädchen auf den Arm und schoß auf einem Umweg mit ihm zu seiner Hinterthüre hinein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein wichtig Kapitel vom Keller und vom Kinderwägeli.

Wie Eisi diese Nacht verlebte, wissen wir nicht, aber am folgenden Tage sah man es weniger, und wenn man es sah, so mahnte es Einen an eine schwarze dunkle Wolke, von der man nicht wußte, habe sie im Sinne zu donnern, zu hageln, zu regnen, zu schneien, oder streiche sie nur so für ihre Kurzweil am Himmel herum. Uebrigens was versteigert wurde, betraf Eisi weniger. Der Bysluft ging heute minder räß, des Gerichtschreibers Füße mochten das draußen sein besser erleiden, die rechten Leute schienen da zu sein, daher ging's hauptsächlich an den Keller und was in Tenn, Schopf und ums Haus herum war.

Der Keller in einem Wirthshause ist die geheimnißvolle, wunderbare Zauberhöhle, wo die Geister hausen, von denen man auch selten weiß, woher sie kommen und wohin sie zuletzt fahren, ob in Schweine oder sonst wohin. Wer an einem solchen Keller vorbeigeht, wird selten ermangeln, einen neugierigen Blick ihm zuzuwerfen. Wen aber der Wirth hinunterkommen heißt in seine geheime Zauberwerkstatt, der steigt mit einem Klupf ihm nach, hebt hoch die Beine auf, stellt leise sie wieder ab, stellt sich an der Thüre, steht endlich im Gewölbe still, feierlich ist's ihm zu Muth, feierlich spricht er, und wenn er versuchen muß, was in den Fässern ist, so hebt

er anders das Glas, trinkt anders, thut alles feierlich. Es ist ihm, wenn er nur ganz wieder draußen wäre, und doch pressirt es ihm nicht, es ist ihm immer, als sollte er noch auf was Besseres warten, als halte ihn jemand. Und wenn er endlich muß, die Treppe wieder sieht, da spürt er die wunderliche Zaubergewalt, die Stufen sind alle um einen guten Fuß höher geworden, und viel, viel haben seine Beine gekurzet, gäb wie er sie hebt, seine Schritte sind immer zu kurz, an allen Tritten stößt er sich und stolpert. Und wenn er endlich oben ist, mit dem Kopf voran, hui, wie er da luegen möchte und doch nicht recht kann, wie das glitzert und flimmert, es ist als hätte der liebe Gott die Welt ganz neu angestrichen, die alte Sonne neu angeblasen, daß noch einmal so hell sie scheine. Er glaube, er sei verhext, sagt er, und es wird sein, macht er doch Aeugelein, so kleine wunderliche, und kömmt er ja da direkt aus einer Zauberküche. Was da unten für Hexenwerk getrieben wird! wenn die Welt es wüßte, sie würde nicht mehr glauben, es gebe keine Hexenmeister mehr, da ist die alte schwarze Kunst noch in voller Blüthe, wo eine Sache verwandelt wird in eine andere, weißer Wein in rothen z. B., wo aus Nichts Neuenburger gemacht wird, ja wo mancher Wirth die wunderbare Kunst täglich übt, guten Wein in schlechten zu verwandeln, Alchimie treibt, Gold in D— verwandelt, gute Geister zu bösen macht. Doch empören sich zuweilen die Geister gegen den Meister, dann gehen sie jämmerlich mit ihm um in der Hexenküche. Das hat jener Wirth erfahren, als er vor einem großen Schießet Wein machte. Wie manchen Tag lag der im Bette, wie brannte es ihn am Leibe, und wie seelenangst war es ihm, die Geister brächten ihm sein Hexen aus.

Ein solcher Keller, doch nicht von den größten einer, stand sperrangelweit offen, und ungeheißen konnte hinunter wer da wollte. Und doch gingen nicht Alle hinunter, Weiber blieben oben stehn. Eine sagte, sie dürfe nicht hinunter, sie

förcht d'Krote grusam und d'Wirthe, säg me, heige dere geng i de Kellere. „Deppis dumms e so, sagte eine Andere, warum wette die Krote im Keller hah?" „Mi het m'r g'seit, si bruche se für e Wy z'lütere. Wenn er trüb werd, su thühye si e Krot oder zwo i's Faß, de werd er wieder schön luter." „Schwyg doch, du Ufflath, sagte die Andere. Pfi Tüfel, du chönntisch eim d'r Wy für syr Lebtig erleide, aber selb wird notti nit sy." „Wenn ih se ume nit muß g'seh, sagte die Erste, su macht's m'r nüt. Abchust geb's e keni u we me geng wüßt, was me esse muß, su möcht me z'letzt gar nüt meh, u müßt Hungers sterbe." „Schwyg m'r jitz, sagte die Zweite, es krüselet m'r scho wege dym G'red. Aber wunger nähms mih doch de, ob de würklich dere Krote drinn wäre, chum m'r wei gah gugge, ume unger Thüre, dert cha me de scho merke, ob derer Thierer drinne sy oder nit, un isch doch sicher, daß si eim nit uf d'Schuh gumpe." „Mih nimmts nüt wunger, chum m'r wei e weni im Hus ume stürme un erlese, was noh öppe da isch, im Keller ist notti nüt für üs." „Wöhl, was d'bist, z'steigere nit, aber z'v'rsuche; wer da niede isch, überchunt, vo wege me g'sehts nit Alle a d'r Nase a, ob si biete wei oder nit. Deppe e Theile wohl." „Jä so, wenn selb isch, su chume i o, aber ume z'vorderist, antwortete die Andere, wo me wohl g'seht, was me uf de Füße het."

Unten waren wohl viele Leute, aber mit dem Bieten ging's nicht stark. Man schien der Sache gar nicht zu trauen, denn man fing immer wieder von vornen an zu versuchen. „Pfi Tüfel, was het dä für e Chust, sagte Einer, dä steicht ja fry vor Gräueligi, dä chah me ja nimme für Essig bruche." „Gieb, lah luege", sagte ein Anderer, hing seine Nase übers Glas, schwenkte den Mund, trank endlich einen wackern Schluck nach, schüttelte sich, als ob er's Fieber hätte und sagte endlich: „ih glaube nit, daß das gräuelet syg, es isch just henis v'rfluchts, es ist fast als ob's kaibeleti." („Wird g'wüß vo nere todte Krot sy, sagte unter der Thüre Eine zu der An-

dern, es nähmt mih doch v'rflümeret wunger, was das für e Chust wär?" „Emel mih nit", sagte die Andere, schüttelte sich auch als ob sie das Fieber hätte, ging indessen auch einen Schritt näher.) „Warum nicht gar, sagte ein Dritter, der das Glas neu füllen ließ, es isch e v'rfluchte G'stauch, aber das chunt vo rächeligem Schafuschlig, wo am Thöri isch, es git nüt e wüsteri Chust as das, aber das weiß noh mänge Wirth nit, b'sungerbar vo de neue nit. Das sy m'r donstigs Löhle, es isch mänge, er meint was er syg, u chauft ech Biremost mit Chriesi g'färbt für Taveller, und wenn ihm d'r Weltsch agebti, d'Wyträbel wüchse by ne uf de Nußbäume, er glaubtis, my armi Thüri." „He, sagte Einer, das ist einem neuen Wirthli zu verzeihen, aber daß ein alter Wirth nicht weiß, was das für e Chust isch, selb isch e Schang." „Weißt's de öppe du?" „Ja, selb weiß ih, das isch abg'stangene Näftebacher, wo im Aargau niede g'macht wird, dä chunt eim so wunderlig i d'Nase." Da das niemand glauben wollte, so mußte man begreiflich wieder hingerfür mit dem Versuchen. Was die unter der Kellerthüre für lange, lange Hälse machten, um inne zu werden, wie abgestandener Näftebacher rieche. Sie vergaßen Füße und Kröten, rückten näher und näher, bis sie endlich auch zum Glück gelangten, das Glas zu erwischen. „Ja wäger, fragte die Eine, abg'stangene Näftebacher wird das sy u üt angers." „Hest du de scho Näftebacher g'ha", fragte die Zweite. „Nei, sagte die Erstere, aber mängist däycht hab nih, der abg'stange Näftebacher müß grad so sy, wie dä isch. V'rsuch o." Das that die, trank sittig einen Schluck, „nei, aber au", sagte sie, trank nach einen, „e b'sungerbari Chust isch das", setzte noch einmal an, trank aus, sagte dann: nei, abg'stangne Näftebacher traue ih nit, daß es syg. Tüfel, ih weiß was es sy wird, e abg'stangni Krot oder zwo werde im Fäßli sy, mi wird se v'rgesse hah drinn!"

So merweisete man und handlich ging das Bieten nicht.

Am besten war der Wein allerdings nicht, doch so schlecht, als man ihn machte, war er auch nicht, abgestandener Näftebacher war keiner da, und abgestandene Kröten hatten auch in keinem Fasse sich gefunden. Da es aber im Deutschen umgekehrt ist wie im Weltschen, im Deutschen man geborne Milchmäuler hat, im Weltschen geborne Weinmäuler, im Weltschen jedes Kind einen Weinrichter vorstellen kann, rechtskundig in diesem Fach geboren wird, im Deutschen für rechtskundig genommen wird, wer Wein von Weintrübeln von Bätziwasser unterscheiden kann (überhaupt nimmt man's mit dem rechtskundig söoli spitz nit), so wirkte das Ausführen des Weines sehr hemmend auf das Bieten. Wo das Wissen aufhört, fängt das Glauben an, und sehr denkwürdig ist, daß zumeist die, welche am meisten über den Glauben schimpfen, durch und durch und in den gemeinsten Dingen nur im Glauben leben, eben weil sie gar nichts wissen. Dieser Glaube ist aber ein sehr beweglicher, weil er auf nichts Festem und Bleibendem ruht, sondern auf den Urtheilen der Majorität um ihn herum, auf der Tagesmeinung. Die Meisten, welche hier im Keller waren, gehörten zu diesen Gläubigen; die öffentliche Meinung, der Kellerglaube, ward durch einige Wissende bestimmt, welche das Verdammungsurtheil über die Weine aussprachen. Nun schauderte es die Gläubigen ordentlich darob; um keinen Preis hätten sie darauf geboten, aus Furcht, ihn halb z'theuer zu haben, und am Ende ihn nicht einmal brauchen zu können. Es war ein lang Warten, daß doch endlich jemand bieten möchte; endlich ließ sich der Eine oder der Andere, nicht der Gläubigen, sondern der Wissenden, bewegen, ein Bot zu thun, so gleichsam nur d'r Gottswille, vergaß aber nie hinzuzusetzen, „er isch viel z'thür, viel z'thür, ih weiß's wohl, grad euch, Herr G'richtschryber, z'G'falle, daß d'r us dem Keller use chömet, süst thät ihs my Sex nit. Ih weiß emel nit, wie nih ne bruche will, ih mischle ne noh mit gutem vierziger Yvorner, u will de luege, ob ih ne für z'Abe-Wy bruche chah,

ih hätt im Sinn dä Summer neuis lah z'baue. Aber die näh m'r ne nit, die Murer u Zimmermanne werde neue o ase meisterlosig, de muß ihs mit de Aargauer Schiffzieher probire u fufe m'r ne die nit, su jaft m'r ne ke Hung."

So entschuldigte sich ein Wirth oder Weingrämpler nach dem andern, und Einer nöthlicher als der Andere. Da ging ein alter Bäuer kopfschüttelnd aus dem Keller und brummte: „die cheu ase rede, as we si ne für nüt wette, weder für ne i nes B'schüttloch z'thue, fürs nit lah z'v'rlechne, u we d'Ernt chunt, su cheu m'r de, was si um zwe Batze oder drei chaufe, chum für füf un sechs Batze gah ume näh. Ih chenne die ase, ih weiß's. U jitz, wo d'Sach ume Pris z'hah wär, darf niemere druf biete, mi laht die mache, als ob si alleini d's Recht d'rzu hätte u de werde si d'Faß o grad d'rzu welle, u o um nüt, ih chenne die Kunde."

Um den Weinverkauf kümmerte sich Eisi nicht; da seine Hoffnung auf das Dableiben so mächtig erschüttert war, frug es Wein und Faß wenig nach. Erst als man aus dem Keller wieder herauf war und ein Kinderwägeli z'weg schritz, zeigte es sich. Es war ein schönes Wägeli, eigentlich ein Chaischen und hatte einige Dublonen gekostet. Es war mit dem Chaischen eigends zugegangen. Eisi hatte daheim in seiner väterlichen Einsamkeit von einem Kinderwägeli gar nichts gewußt. Erst hatte man die Kinder in einer Wiege liegen, auch in einem Korbe, wie es sich eben traf; sobald sie die Beine regen konnten, setzte man sie auf den Boden hin, hier konnten sie sich tummeln, auf dem Bauche, auf dem Rücken, auf allen Vieren, so viel sie wollten; während dem Kochen nahm wohl die Mutter eins auf den Arm; wenn er grasete, so setzte der Vater zuweilen eins auf die Bähre, und des Sonntags trug wohl eine Jungfer oder manchmal die Mutter das eine oder das andere ein wenig herum. Aber ein Wägeli apart für die Kinder zu haben, daran hatte keine Seele je gedacht. Nicht weit von der Gnepfi, im Heidenloch,

wohnte eine Frau Doktorin, die hatte ein Kinderwägeli, und noch dazu ein angestrichenes, inwendig roth und auswendig himmelblau, und Kissen darin und gar in Federn laufend. Das erste Mal, als Eisi es sah, schlug es die Hände über dem Kopf zusammen, rief Alle im Hause zusammen, sie sollten doch kommen und luegen, was das für es Fuhrwerk sei, a d'r Diechsle e Jumpfere u drinn es Ring. Solche Bedürfnisse begreifen sich jedoch schnell. Als Eisi ein Kind bekam, war es bereits zur Ueberzeugung gelangt, daß ein Kinderwägeli ein unentbehrlich Stück sei, aber einen solchen Karren wie d'Doktere, die Blättere, hätte, wollte es nicht, sondern gleich was rechts, was man einmal hätte, das hätte man. Steffen meinte, sie wollten eins machen lassen beim Wagner, er mach b'sungerbar brave Arbeit, und wenn man es ihm recht befehle, so werde er etwas hoffährtigs auch können. Aber Eisi hatte gehört, daß d'Doktere ihres aus der Stadt hätte, darum sagte es, so eine Mistbänne möge es nicht, lieber gar nichts, es wolle seins auch aus der Stadt, und enangere nah un de wüßt er wohl, wie d'r Wagner e Lyri un e Dreißi syg, we me e Sach nit b'stell by nihm, gäb me uf d'r Welt syg, su überchöm me se nit, gäb me g'storbe syg. Steffe hatte so weit nichts darwider, es war zu der Zeit, wo man die Geldstücki noch nicht aus den Ecken zusammenkratzen mußte.

Eisi fuhr zur Stadt, wir wissen wirklich nicht, ob auf Bern oder Solothurn. Begreiflich war die Wirthin, wo es einstellte, ebenfalls seine Freundin. „Emel es undeckts chauf nit, sagte die. G'heit neuis oben ache un ufs Ring, su schlahts d'rs z'todt; gäb es syg im Wägeli oder nit; hergege isch es deckt, su machts nüt; d's glyche isch's, wenn d's Wägeli umleert, ist's nit deckt, su g'heit d's Ring use u chah de trole, es weiß ke Seel wie wyt, ebesomähr über es Port us, i ne teufe Grabe ache oder gar is Wasser; hergege we's deckt isch, su muß es warte, es mah welle oder nit welle. B'sungerbar

chunnlig aber isch's wegem Schatte u wege d'r Sunne, we die schynt, su chah me decke u für mache, de chah d's Ring e halbe Tag schlafe, d'Fleuge mache nüt, d'r Luft macht nüt, u d'Sunne erst nit; hergege hesch es undeckts, su leu d'r die Ringemeitschi, du weißt wie die Täsche ase sy, ame Ort d's Wägeli stah a d'r Sunne, v'rklappere sih u mit eme schöne Ring sy si furtg'fahre, un e Möhr, e Usflath bringe si d'r hei, daß de's längs Stück nümme aluege mast. Nei es v'r-deckts chauf, e paar Neuthaler meh chost's, aber es treits meh as ab. Ih chume mit, ih hah nene ame Ort eis g'seh, es het m'r d'sungerbar wohlg'falle." Die Beiden gingen nun mit einander und fanden das Chaisli. Es gefiel Eisi auch, die andern Wägeli, welche da waren, sah es gar nicht an. Es frug um den Preis. Der Sattler sagte, es sei ihm leid, aber so eben sei eine vornehme Frau da gewesen, er glaube, es sei die Frau Schultheißin gewesen oder gar d'Frau von einem Gesandten, die habe es besehen und gesagt, sie werde Nachmittags mit dem Herrn wieder kommen, so dürfe er es nicht fortgeben, sie würden sonst denken, was er für Einer sei. „Mein Geld wird doch wohl so gut sein als das Geld von so einer Frau, sei ich Schulthessi oder nit Schulthessi", meinte Eisi. Darwider hätte er nichts, sagte der Sattler, und ihr Geld wäre ihm lieb genug; aber Brauch sei's, was im Handel liege, nicht weiter zu verkaufen, und sellig Herrschafte, von welchen doch eigentlich der Verdienst komme, mache man nicht muthwillig böse. Selb wär g'spässig, ob die alleine zu verdienen gäbten, seiner Gattig Leute brauchten auch Sachen und dann zahlten sie auch, er brauche keinen Conto zu schicken und sieben Jahr nach der Bezahlung zu laufen, das Geld hätte es auf der Hand. Kurz und gut, das Wägeli g'fall ihm und es wells, er söll säge, was es choste söll. Es sei ja noch die Frage, ob die Madame wiederkomme, und komme sie, so könne er sagen, als er nicht daheim gewesen, hätte seine Frau es verkauft. Baar Geld und der Grund, daß die Madame doch

vielleicht nicht wiederkomme, denn er hätte es schon mehr als einmal erlebt, daß eine Madame gesagt, sie wolle den Herrn schicken oder mitbringen, aber der Herr war nie erschienen, weder mit noch ohne Madame, leuchteten ihm ein; er that zwar nöthlich, machte aber doch endlich den Preis und zwar einen braven. Aber Eisi stieß sich nicht daran, kaufte und zahlte das Chaischen und brachte im Triumph es heim, mochte nicht warten, bis es dasselbe dem donstigs Büntel, der Doktere, unter der Nase herumgezogen hatte.

D'Schultheßi heigs welle, so heig si noh keis g'seh, heig si g'seit, u z'erst heig d'r Sattler schier nit welle, aber wohl, dem heigs es du g'seit, u du heig er sih du g'leit u z'letscht heig er selber müße säge, es heig so schöns Geld as d'Schultheßi u de bruch me de noh nüt z'warte! Mi sötts nit glaube, aber doch sygs, u de fürnehmste Orte müß me mängist zechemal heusche, eh me einist zahlt werd. So heig er g'seit, d'r Sattler, u we's meh öppis mangli, su sölls ume cho, heig er g'seit, syg Tag oder Nacht, u was es well, müß es hah; er wüß wen er z'ästimire heig u wer ihm lieb syg, heig er g'seit. Aber es well usbiete, ob me es selligs Ringewägeli g'sehy d's Lang uf, d's Lang ab. Schmöcke chönn dä donstigs Büntel, d'Doktere jitz dra, bis si d'Nase voll g'nue heig.

So hatte mit dem Chaischen Eisi sich gebrüstet. Das waren selige Tage gewesen, als es breit auf der Straße stund und der Magd, die mit dem Chaischen spazieren fuhr, nachsah und denken konnte, jetzt werde si by d's Dokters vorby fahre, jitz schmöck, du Büntel, bis d'Nase voll hesch!

Jetzt stund das Chaischen auch vor dem Hause, aber wie? Es hatte das Sonntagskleid ausgezogen, es war vernachlässigt, verliederlicht worden, dem Uebrigen gleich, niemand hatte es gebürstet, niemand gesalbet, niemand geplätzet, und doch gefiel es den Weibern, so wege dem Verdeck, b'sungerbar. Was das kommods sei, man glaub's nicht, sagten sie. Möglich auch, daß sie dachten, wenn sie jetzt ihre Kinder in kleinen

Chaischen herumzögen, so sei das eine gute Vorbedeutung, daß dieselben später in großen fahren könnten, es heiße ja im Sprichwort: jung gewohnt, alt gethan. Die guten Weiber brauchen die Sprüchwörter zuweilen wie der Teufel die Bibel, es giebt zwei andere Sprüchwörter auch, an die dachten wahrscheinlich die guten Weiber nicht: jung ryte, alt z'Fuß laufe; jung Herre, alt Bettler!

Es stand nicht die glänzendste Weiberschaar dabei, die wo krüschelten mit Fünfunddreißigern, glitzerten wie Pfyfolter und rauschten wie ein Wasserfall, wenn sie ein Glied bewegten. Es waren Bäckerweiber, Lebküchlere, Gürtlere, Schuhmachere, Kappekrämere und Brodirere, welche ihre Augen darauf gerichtet hatten und zu bieten begannen. Es drehte Eisi fast das Herz im Leibe um, daß dere Züg das Chaisli haben sollte, welches es der Schulthesi abgestochen, was doch o sellig Lüt sinneten, da macht es nieders Tschudi d'Flangge u Fähnli des ume wie e Narr, so chöms sy Seel nit gut, mi chönn's de g'seh. Wenn es no es Ring hätt, wo's bruche chönnt, sy Seel wängti es d'r letzt Krüzer dra, gäb es es selligs Ringewägeli sellige halbbatzige Wybere i d'Häng ließ.

Eine Lebküchlere war so glücklich, das vornehme Ding zu erhalten, welches das Schicksal manches armen Pferdes theilte, das aus einem Staatsroß zu einem Kacheler erniedrigt wurde, zumeist deswegen, weil es nicht mehr auf soliden Beinen stand. Solide Beine sind eine Hauptsache und gut in alle Spiele; was nicht auf solchen Beinen steht, das geht z'Bode, und begreiflich, je auf höhern Beinen etwas steht, desto härter geits auf die Nase, wenn's z'Bode geht. Daran dachte die gute Lebküchlere nicht, als sie freudenvoll mit dem Chaischen dahin fuhr und in ihrem Herzen dachte: wie werden die doch luegen daheim, u wie wird d's Landjägers Frau taubi werde? Mira, werd si, es g'scheht ere recht, schmöck si jetz selber, das Laschi, was si Angere geng möcht z'schmöcke

gäh, wenn me wett d'Nase zueche hah. Aber die ist noh lang nit fürnehmer as anger Lüt, d's Conträri.

Was doch o e selligi Frau sinne, sagte Eisi, es chönn's nit bigryfe. Wenn es ume e Lebküchlere wär, es wurd sih schäme bis i Bode ache, ume es Kingewägeli z'hah, v'rschwyge de es selligs, wo a re Schultheßi gut g'nne gsy wär, we si's hätt chönne übercho. Aber d'Welt werd grusam schlechti, es syg afe nüt meh d'rby z'sy, u wunger nähmts eim nit, we's scho bal us wär mit ere.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Eisi an der Herrenstube hängt und wie Babi, die Speisewirthin, darüber stolpert und die Treppe ab fällt.

Da es allgemach Abend und dem Gerichtschreiber kalt um die Füße ward und die Honoratioren nach Haus pressirten, so ließ man sich zu guter Letzt noch ins Haus und machte sich an Eisi's Herrenstube, wo die schönsten Möbeln waren, das schönste Bett, gar es b'sungerbar es fürnehms Bett, zu dem die Betttücher eine halbe Elle länger als die andern Betttücher, nur eine halbe Elle zu kurz waren und noch zu beiden Seiten etwas weniges vor ume reichten. Auch forderte die Magd, wenn sie das Bett machen sollte, immer apart d'Lylache fürs Herrebett. Auch die Decke zeichnete sich rühmlichst aus, sie ging wirklich bis ganz zu unterst an die Bettstatt und konnte sogar auf der hinteren Seite was wenigs unter die Matratze gebracht werden, ohne daß die vordere Seite allzusehr beeinträchtigt wurde, was im Winter nicht unangenehm ist. Am Bett waren Umhänge, verflümeret schöne, besonders wenn im Sommer die Fliegen nicht zu handlich gewesen waren. Ein Nachttischli war da, b'sungerbar

es kommods, es hatte vier Beine, von denen nur eins kürzer als die andern war, was ein sehr angenehm und kurzweiligs Gnappen gab, wenn man daran kam. Es war fast wie eine verständige Person, welche Laut giebt, sobald man sie berührt. Dann war ein viereckigt Guggeli in dem Nachttischli, wo das bekannte Geschirr Raum fand, und daneben noch sogar ein Paar Pantoffeln, heimelige Dinger; als neu hatte Eisi sie getragen, fingen dann die Hinterstücke zu fehlen an, so beizte es sie den Herrn ins Nachttischli, die waren dann grusam froh, wenn sie dieselben fanden; erst jetzt sei es ihnen so recht heimelig, man treffs nienk so a, sagten sie dann. Z'oberist war dann gar noch ein Schublädli, wo sie die Sackuhr in Sicherheit bringen konnten und noch den Geldseckel, was b'sungerbar kommod sei, von wege, was in einem Schublädli sei, das wische man doch nicht so leicht ung'sinnet abe un a Bode, u wenn es Uhreglas broche syg, u sygs es unkommods Nachetrage. Dann kam gar noch ein Ruhbett, eine Kommode, Portraits, b'sungerbar schöne. Wenn man sie recht betrachtete vor dem Schlafengehen, so waren sie im Stande, sie kamen Einem vor im Traume. Von den Umhängen an den Fenstern, an welchen vor zehn Jahren d'Bettmacherin die neuesten Pariser Knöpfe angebracht hatte, wollen wir nicht einmal reden.

Ach, an diese Herrenstube knüpfte sich so manche schöne Erinnerung, an sie knüpfte sich am vollständigsten das Andenken an die untergegangene Herrlichkeit. Ach, als Eisi diese Herrenstube hatte, als endlich die Bettmacherin den Knopf an den letzten Räthlig machte, als Eisi mit dem Nachttischli kam und die Bettmacherin zu Rathe zog, wie man es am besten z'weg stelle, als diese nach sinnigem Bedenken ihren Rath abgegeben, als endlich alles fix und fertig war, als die Beiden, welche die innigsten Freundinnen geworden waren, das große Werk betrachteten mit eingestützten Armen, da verstummte Eisi, die Herrlichkeit drückte ihm fast das Herz ab, mit der

einen Hand wischte es die Augen aus, mit der andern fuhr es in den Kittelsack, wo damals Fünfunddreißiger genug waren. Bekanntlich verstummt eine Bettmacherin nicht so leicht, nur in höchst seltenen Fällen kann ihr so was arriviren. Darum sprach diese nach einigen Augenblicken seliger Anschauung: „Ja, ja, Frau Wirthin, ihr könnt mir glauben oder nicht, aber eine solche Stube, ganz nach der neusten Mode, ist d's Land auf d's Land ab nicht, geht wohin ihr wollt, eine solche findet ihr nicht.“ Eisi ertrug die Freude kaum, es stützte die eine Hand aufs Nachttischli, welches gestellt war wie die Bettmacherin angerathen, d's Schublädli vorne. „Aber ihr braucht mir nicht zu glauben, fuhr die Bettmacherin fort, lueget de, was d'Lüt säge, glaubet m'rs, Herrschafte werde cho, wyt her, wenn me weiß, wie me hie loschirt ist. D's Esse ist by wytem nimme d'Hauptsach, d'Zimmer sys, d's Loschire ist d'Hauptsach. Die fürnehmste Reisete, wo de Krämere nachfahre, werde welle by nech über Nacht sy und niene anders.“ Eisi ertrug die Fülle der Wonne kaum mehr, es ergriff ihn's wie mit Himmelsgewalt. „Ja, ja, sagte es, d'Sach g'fallt mir, die Angere chönne jitz nache luege. Aber chömit, m'r wei eis gah näh vom Mehbessere, d's Luege het m'r es ganz troches Mul g'macht.“ „E aber nei, Frau Wirthi, was denket d'r o, so zur Unzyt, u de noh vöm Mehbessere. Nei aber, denket o, ih müßt mih ja schäme bis i Bode abe, Frau Wirthi, wenn's d'Lüt v'rnähmte, daß ih eine g'no hätt, u de noh am Morge.“ „A bah, sagte Eisi, was g'heie nech d'Lüt? U we d'r se förchtet, su machets wie angeri Mal, machet, daß si's nit v'rnehme.“ „Hi, hi, Frau Wirthi, was denket d'r, d'r vexiret, d'r syt e recht e bösi, nei aber, mache wie anderi Mal, daß si's nit v'rnehme, was d'r doch für e bösi syt, es g'sächs ech niemere a.“ Indessen trippelte sie doch glücklich hinter Eisi drein, dem Mehbessere zu, und als sie die nicht eben helle Treppe hinunter gingen, schob sie ängstlich die Fußspitzen vorwärts, während sie

vorsichtig das dünne Röckchen von hinten in Sicherheit brachte.

Ach, und was für herrliche Tage nun Eisi verlebte, als es eine Herrenstube hatte, als es ihm so recht ins Bewußtsein stieg, was das sagen wolle, eine Herrenstube, daß dadurch ihr Haus dem Inwendigen, dem Geiste nach, erst jetzt zu einem rechten Gasthof geworden, als es mit innigster Burgerlust an dem Gedanken sich weiden konnte, was die Großgringe i de Städte, wo ihre Hüsleni Hotäll löye schelte, für e Täubi hah werde, wenn si v'rnähmte, si heige jitz o ne Herrestube, un e welligi. Es sei aber auch begreiflich, daß das se taub mach, es müßte nit Wirthe sy, vo wege das werdi ne v'rflucht schade. — Und unter welchem Bangen und Verlangen das gute Eisi den ersten Herrn erwartete! Einem Mädchen, das auf den ersten Kilter hofft, kann es nicht zitterliger zu Muthe sein.

Endlich kam er, schnaubend hielt das Roß vor dem Gasthof. Abend war's, eben recht spät zur Einkehr, zum Uebernachten. Unglücklicherweise war es kein galanter Weinweltsch, kein schmucker Frankfurter, es war ein kleiner dürrer Basler, trocken wie seine Kaffeesäcke, um die er handelte, herb dazu wie ein halbreifer Holzapfel. Eisi kannte ihn, hatte ihm eben Kaffeesäcke abgekauft, halb v'rgebe, wie es zu sagen pflegte. Eisi hielt ihn darum für einen b'sunderbar guten Freund, sprang ihm entgegen, fing ihn auf, ehe er mit etwas g'stabeligen Beinen sich aus seiner Kalesche gewunden. „Syt Gottwilche, Herr Thürligyger, dir syt gar seltsam by nis, hah g'meint, dir heiget is ganz v'rgeße." „Gute nObig, Frau Wirthi, sagte Herr Thürligyger. Stallgnecht, händ m'r Sorg zum Pferd, rybits ab." „Was soll ich ihm für Haber gäh?" fragte der Stallknecht. „Ih kume de u will bifehle." „Ihr weit doch über Nacht blybe?" fragte Eisi mit bebendem Herzen. „Händ si m'r au e reinlig Bett?" „Ihr werdet's v'rnoh hah, mi wird echs b'richtet hah?" „Waiß nüt, ist ne

d'r Ma g'storbe?" „Verirrit nit, nei, d'r wüßets. G'seit wird me nechs hah, es redt ja Alles d'rvo?" „Waiß nit e Wörtli", sagte Herr Thürligyger nach seiner kurzen Manier. „E aber nei, sagte Eisi, d'r verirret. „D'r werdets g'hört hah, daß m'r is jitz o recht yg'richtet hei für Herrschafte, und werdet is d'r Erst' welle d'Ehr gönne." „So, händ d'r lah baue? Kai Wörtli hätt m'r e Mensch g'sayt, es hätt m'r sih grad so gäh, hit byne z'blybe, d's Pferd ist mied und mir ist's au so kaibemäßig." „Ih will euch d'Sach use trage, sagte Eisi, weit d'r grad o cho luege, wie nih ech loschire chah und ob d'Sach ech aständig syg?" „Nur e gut Bett, sagte Herr Thürligyger, un e warm G'halt, so bin ih z'friede. Eisi ging voran und öffnete mit Anstand und Pathos die Thüre. „Weit d'r yche spaziere, Herr Thürligyger", hatte es gesagt. Der kam herangestopfet, streckte die Nase im Zimmer herum und sagte: „en artig Zimmerli", und stürchelte neben Eisi durch wieder hinaus. „Soll ich eure Sachen da abstellen, g'fallt's euch?" „En artig Zimmerli, aber zeige si m'r die andere au, ich will ihne scho sage, wo ih bleibe will." „V'rzieht, Herr Thürligyger, das ist se, d'Herrestube, wo nih g'meint hah, wo m'r ganz neu hei lah mache, und wo d'Bettmachere a d'Umhäng nüt angers g'macht het as Pariser Knöpf." „So, das Zimmerli händ si loh yrichte, und wege dem macht si so ne kaibe Lärm. So nes Zimmerli findt me ja i d'r g'mainste Knaipe." Potz Himmelsapperment, wie stach Herr Thürligyger in ein Wespennest. Von dem Zeitpunkt an verkaufte er auf der Gnepfi keine Kaffeesäcke mehr und wenn er vorbei fuhr, sagte Eisi jedesmal, dä ist albez o zueche cho, aber dem hah nihs v'rtriebe, so ne uv'rschamte gits öppe uf d'r Welt nit e Zweute, aber wohl, dä het d'Nase fetz dert ume, wenn er dure fahrt. Das ist mir doch auch der dümmst Möff vo d'r Welt. Wo nih ihm d'Herrestube zeige, meint dä Möff, es sei en artig Zimmerli, ih söll ihm jitz die angere o zeige, er möcht uslese. Ja wolle uslese, e sellige.

Es düecht mih, dä hätt nit sölle a's Uslese sinne, wenn all Lüt uslese wette, dä hätt ke Frau übercho. U de wird dä Narr g'meint hah, sellig Herrestube heig me z'Dotzete u wär e sellige froh, wenn er all Monet einist i ere sellige Stub chönnt übernacht sy. Ja, taube het mih dä Thürligyger g'macht, aber dem hah nihs du ytribe, sell Abe het er alles abräntet müße freße, u nache hah nih ihm ke Bohne meh abg'no un hätt er se v'rgebe gäh, keni hätt ih g'no, u wenn er hundertmal wär cho chäre, e sellige Löhl hätt ih nit emal meh ag'luegt. Da sind aber dann Andere gekommen, die haben die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und konnten sich nicht genug verwundern, ein solches Zimmer anzutreffen. Ihrer Lebtag, haben sie gesagt, hätten sie nie geglaubt, daß man solche Zimmer auf dem Lande finden würde, vo wege i de größte Hotälls i de Städte hätt me se nit. Da könnte man hundert Stung hie ume und hundert Stung dert ume, so truf me's niene a. Un ih hah ne's müße glaube, vo wege si sy du All uf di glychi Red cho, ume dä Löhl het sih welle groß mache u d'r Schyn hah, wie er sih g'wahnet syg.

So redete Eisi lange von seiner Herrenstube und hatte große Freude nicht nur daran, sondern auch darin. Dahin zog man sich gar oft zurück, wenn man ein vertraut Wort mit einem Gummi reden wollte, da war so oft ein heimelig Partheili gemacht worden, von dem nicht alle Leute wissen sollten, da hatte es so oft gehört, wie keine Wirthin sei wie es, das Land auf, das Land ab, und wie es schöne Arme hätte, Auge wie nes Spyri u Zäng, daß es eim düech, we's müß sy, daß me sött g'freße werde, su sött es die mache, vo wege die chönnte eim nit weh thue, so wyß u glatt u lieblig guggete die füre, grad wie jungi lustigi Meitscheni us eme ne Meyegarte.

Man denke, wie wohl das alles Eisi machte, wie tausend Erinnerungen sich knüpften an all diese Dinge, es fühlte nicht,

daß auch ihre Herrlichkeit vergangen, der Glanz dahin war, das Nachttischli auf drei Beinen hoppete, nur noch ein Pantoffel vorhanden war mit einem großen Loch an der Sohle. Und jetzt sollte all das Theure fort, mit allen Erinnerungen die daran klebten, die gleichsam als Fliegenflecken denselben eingepunktirt waren! Waren aber nicht die Herrn alle, die darin logirt waren, auch fortgezogen, ließ keiner mehr sich blicken, und war's nicht recht, daß all das Geräthe ihnen nachwandelte mit all dem Fliegengepunkte, ihnen unerwartet wieder vor Augen auftauchte, unerwartet an fremden Orten, wie einzelne Stunden auftauchen nach Verlauf von Jahren, Stunden, die man längst vergessen, die unbeachtet dem Gewissen eingeätzt waren in kleinen Punkten, welche Punkte plötzlich durch unsichtbare Kraft aufflammen, Brandmalen gleich, Fackeln, welche der Teufel anbrennt, wenn er einer Seele in die Hölle zünden will.

Jetzt, als gesteigert werden sollte, waren ein Dutzend Hände, die betasteten, kritisirten, wenigstens ein halbes Dutzend Nasen, die sich rümpften, so streng sie mochten, während die Augen die Lüsternheit nach diesem, nach jenem nicht bergen konnten. Es waren zumeist Wirthinnen, die ihre neuen Gasthöfe, Speisekneipen, Pintenlöcher elegant herrichten und was für die Herrn z'weg richten wollten, wenn auch nicht ein ganzes und förmliches Herrenzimmer, doch wenigstens ein Nachttischli, etwas von Pantoffeln, vielleicht ein Ruhbett, oder gar eine Kommode mit drei Schubladen, von denen eine nicht aufging, die andere nicht zu, die dritte halb offen unbeweglich saß. Unter ihnen bewegte sich mit vielen Geberden die Speisewirthin. Sie hatte die Spiegelangst überwunden und wollte jetzt auch mit hinter die Herrenstube, deren Herrlichkeit, von Hörensagen bloß mit ihr bekannt, sie längst bitter beneidet hatte. Da sie jetzt die Herren hatte, so war es für sie eine Art von Pflicht, ihnen ihre alte Stube nachzuzügeln. Jede rühmte, wie sie mit vornehmen Uebernächtlern geplagt sei, mit

Herrschaften, dem Tüfel ebe und nur fürchte, was da sei, sei ihnen nicht vornehm genug. Anfangs wollte das Eisi wieder sehr schwer werden, aber wieder, fast wie beim Spiegel und doch nicht ganz, überwand die Bosheit den Zorn. Es regte sich in ihm das Hoffen, wenn die donstigs Täschen nur alle von der Sache kaufen würden und damit das Unglück ins Haus trügen, über nichts kommen würden wie es, alle es erfahren müßten, wie es Einem gehe. Wenn man den Andern wünsche, was man selbsten hätte, so werde das wohl keine Sünde sein, dachte es. Und wie die Herren luegen würden, wenn auf einmal hier, dort, ihnen unter der Nase stehe, was sie hier gesehen. Wunger nähmts ihn's doch, was sie dabei dächten und ob das Gewissen sich nicht rühre bei ihnen und des Nachts ihnen vorkäme, wie schlecht sie es ihm gemacht, wie lieb und werth es gewesen zu einer Zeit, und wie sie es jetzt verließen, wo es doch Freunde am nöthigsten hätte. Aber so sygs, so lang me z'gäh heig, syg me lieb u werth, u we me einist öppis möcht, su chenn eim niemere meh, u niene sött me meh sy. He nu so de, so wünsch es, daß es de Angere o so gang, sie müße de o, wie's eim syg. So sah es nicht ohne eine gewisse Befriedigung dem Bieten zu, und wenn eine der Wirthinnen etwas zugeschlagen kriegte, so lächelte es. So recht, grad das schickt sich für dich, das wird öppe schön stah i dym Loch, grad wie e Suntighut uf eme Besestiel oder e Hochzytrock a re Säumelchtere.

Das verwand es nicht, wenn die Leute immerzu boten und dazu, so streng sie mochten, die Sache ausführten und nicht satt werden konnten zu verweisen, ob die Sache nicht zu schlecht sei für sie und ihre Herrn. Ganz besonders erbitterte ihn's das sich Aufblasen der Speisewirthin, die gräßlich renommirte, daß man hätte glauben sollen, das **Hôtel des Bergues** in Genf sei eine verlassene Waldbruderhütte gegen ihre Wirthschaft.

Sie mühte sich sehr ab um das Bett, nit daß sie nicht

viel bessere hätte, aber ihre Herre heige wunderlig Gringe u liebte's, so unger emene G'flauder z'ligge, wo me nit wüß, heig me neuis uf ihm oder heig me nüt. Als die Speisewirthin endlich die meisten ihrer Wünsche erfüllt sah, von wegen so an einer Steigerung kann man viel zwängen, wenn man das Geld nicht schont, nahm sie einen Arm voll Sachen, Bolet, Hauptkissen u. s. w. und sagte: mit dem wolle sie afe gah u d's angere de lah reiche, mi söll er e doch e chly d'rzu luege, und drückte sich mühsam durch die Thüre und durch die Gänge.

Plötzlich ertönte draußen ein gewaltig Gepolter, darauf ein jämmerlich Geschrei, daß Alles hoch auffuhr und der Thüre zustürzte, bis an den Weibel, der kaltblütig meinte, sie sollten doch nicht Mühe haben, das werd das Erdbeben sein, von dem er gesagt, das gehe gleich vorbei, sie sollten nur ruhig sein und brav bieten. Er predigte tauben Ohren, wenn was rumpelt, wenn was brüllet, wenn Einer zur Thüre läuft, so geräth Alles in Bewegung, namentlich Weiber, und Alles läuft dem Orte zu, wo der Lärm herkömmt. Da kann ein Weibel lange predigen, besonders wenn das Geschrei immer wehlicher wird. Draußen war es dunkel, unten von der Treppe her ertönte das Geschrei. Die Leute drängten sich, wenig fehlte, es wäre gegangen wie ehemals, wenn die Russen eine Festung stürmten. Man redet ihnen nach, sie hätten sich nicht die Mühe genommen, Material mitzunehmen, um die Gräben auszufüllen, sondern die Hintern hätten die Vordern gedrängt, in den Graben gestürzt, bis er zum ebenen Weg geworden, dann seien sie darüber weg, der Festung zu. Wer noch lebendig gewesen, hätte nachher wieder auferstehen können. Wenn nicht ein handfester, dreicentneriger Käshändler den Fluß mit Macht gestaucht hätte, so wäre das Wesen drunten, das so jämmerlich schrie, kaum mehr auferstanden, der dreicentnerige Käshändler und was alles noch nachgekommen, wäre doch wohl zu schwer gewesen Babi, der Speise-

wirthin, denn die fand man unten, als man mit Bedacht die Sache untersuchte.

Unten lag sie, wie der Held auf seinem Schilde, auf Volet und Hauptkissen, und schrie dazu grad use, wie eine dreicentnerige, welche der Metzger am Messer hat. Als man sich um sie bemühte, stöhnte sie: „löyt mih sy, ih bi todt, todt, u d'Bei sy abenangere u d'r Gring ist ab. Löyt mih sy, d'r tusig Gottswille, löyt mih sy, o myni Bei, myni Bei, wäre die ume nit abenangere, d's angere miech noh nüt.“ So wimmerte sie, so weberte sie, daß die Leute sie fast nicht anfassen durften, von einer Bähre sprachen, von der Matratze, die noch droben sei, aber die Stege war so gepfropft voll, daß niemand hinauf konnte, sie zu holen.

Endlich faßte der Käshändler einen Entschluß und sagte, da liegen bleiben könne sie nicht, etwas müsse gehen, u wyt sygs nit bis hei. Somit griff er der Quasi-Todten unter die Arme, gäb wie Babi schrie, hob es auf und sagte: es soll probire z'stah, aber Babi sank alsobald unter wehlichem Geschrei zusammen. Su chah me das angers mache, sagte ruhig der Käshändler, und wollte es auf seine Arme nehmen wie ein klein Kind. Wer aber erst mit den gebrochenen Beinen munter zappelte, wie ein Kälblein, dem man die Beine binden will, dann ab den Armen huschte wie Ketzer, und auf den Beinen bolzgradauf stund, das war Babi, die Speisewirthin. Sie lasse sich nicht da fortschleifen wie ein Unvernünftigs, sagte sie, sie hätte das Recht da zu bleiben, so lange sie wolle, und so gut als die Andern, und bleiben wolle sie, bis der Landjäger die donstigs More g'no heig, wo seie d'Stege abg'schosse heig u das syg niemere angers as die — v'rlumpeti Hex, die heig se welle töde un ere e Schutz gäh d'Stege ab, daß si ache g'fahre syg wie us ere Kanunne, mit em Gring vora, daß si d'r Hals abenangere g'macht heig u nit ume einist, sondern zwure.

So heulte Babi unten an der Stege, bis endlich der

Gerichtschreiber sich durcharbeitete, um den Handel in Augenschein zu nehmen und allfällig das Nöthige vorzukehren. Ehe er den Augenschein eingenommen, war seine Ueberzeugung schon gemacht und sein Vorsatz fest, die Gelegenheit nicht vorbei zu lassen, Eisi zu zeigen, was es auf sich habe, eine Standesperson, wie er eine war, zu beleidigen. Er begehrte mörderlich auf und frug, ob man denn in einer Mörderhöhle sei? Er schrie nach Eisi, nach der Verbrecherin. Nach langem Schreien und Suchen erschien die endlich oben an der Stege und frug, was me mit ere well. Sie solle nicht meinen, daß sie ihre Grobheit und ihren Zorn ungestraft an Unschuldigen auslassen könne, man werd es ihr zeigen, was das könne und gut müsse sie sein für allen Schaden. „Was für Schade?" frug Eisi trotzig. „Ih wett noh frage, antwortete der Gerichtschreiber protzig. Sit wenn ist's Manier, daß me d'Lüt d'Stege abschießt?" „Was, soll ih neuer d'Stege abg'schoße hah, redt das neuer?" „Ja, das habt ihr, sagte der Gerichtschreiber, da die arme Frau habt ihr die Stege herabgestoßen, sie ist schwer verwundet, vielleicht auf den Tod." „We's ist, so g'schehts er e recht, was het die Täsche da zu thue g'ha, aber wer's redt, ih heig se ache g'schoße, dä lügt's wie ne d— Schelm, syg er, wer er well." „Also heit d'r g'hört, lüge ih wie ne Schelm, b'sinnet ech dra", sagte der Gerichtschreiber. „Vermahnit ume, sagte Eisi, ih will ech de säge, was ih g'seit hah, dir syt de noh lang geng z'dumm für mih yche z'sprenge." „Also die Frau hat euch die Stege abgeworfen, Frau Speisewirthin, ihr habt sie gesehen?" fragte der Gerichtschreiber ablenkend. „Ja die, grad die het mih abeg'schoße. G'seh han se nit, si isch hinger dry cho, aber g'spürt han se, daß es die isch u ke Angeri." Da lachten Einige und Eisi schnell drauf und sagte: „Heit d'r's g'hört u sinnet o dra, was die g'seit het u daß ei Sturm isch wie d'r anger, d'r G'richtschryber u's Babi." Somit stieg Eisi gravitätisch die Stufen wieder hinauf, welche es im Zorn hinunter-

gekommen war, neben dem Weibel vorbei, welcher mit Licht hinunter kam, da es oben, wegen Mangel an Leuten, nichts zu steigern gab. Er well cho zündte u d'r Schade suche, un ne dä e so warm schätze, mi breichs am beste, währet me ne noh g'säch, hinger dry, wenn er de scho g'heilet syg, müß me's de bloß ang'fähr mache u de gäbs gern z'dispidire, sagte der Weibel, trat herzu und zündete um Babi, die Speisewirthin, herum. Babi stund da mit verpläreten Augen, fast als ob es geschwollen wäre im Gesicht, aber der Gring war nicht ab, der Hals grad auf, auf den Beinen stund es, Blut sah man keins, und erst als der Weibel sagte, er finde nichts für z'schatzige, es sei denn, me hau's uf un lueg ob's innefer fehl, aber am Brülle a düech es ne, es sött noh alles am rechte Ort sy, Babi böse ward und selbst suchen half, fand es sich, daß einige brave Plätze an beiden Händen, welche es unter den Bettstücken gehabt, die es vor sich her getragen und auf die es mit dem übrigen Körper gefallen war, ab wären. „He nu, sagte der Gerichtschreiber, das ist geng g'nue für e v'rfluchte Gunte.“ Ja, ja, sagte der Weibel, er heig scho klyner Plätze g'seh, si syge tusig Pfung werth gsy. Es chöm d'rby geng bloß uf zwo klyn Sache a, daß me wüß, wem me d'r Gunte adressire chönn, daß er ne anäh müß, u de daß er Geld heig für ne z'zahle. Leider, für Babi nämlich, fand die rechte Adresse sich nicht. Die Speisewirthin hätte später gerne gesagt, sie hätte Eisi gesehen, obgleich es ihr wahrscheinlich wenig geholfen hätte. Eisi behauptete steif und fest, die Speisewirthin sei betrunken gewesen und über ihre eigenen Beine gefallen, wer in der Stube gewesen, solle sagen, ob sie nicht gethan wie ein Narr, daß alle Leute gesagt, sie sei voll. Die Neutralen sagten, wahrscheinlich sei's, daß sie in der Dunkelheit die Treppe nicht gesehen, besonders da sie Bettstücke vor sich hergetragen und mit dem Hause nicht wohl bekannt gewesen, was übrigens ohne diese Umstände den nüchternsten Menschen begegnen könne. Viele wollten Eisi noch

in der Stube gesehen haben, als das Gebrüll losging, niemand aber aussagen, daß er Eisi die Speisewirthin hatte stoßen sehen, und Viele meinten, am besten sei's, man lasse d'Sach ligge, wie si ligg. Eisi heig sy Theil u we diesere o neuis uf d'Nase worde syg, su syg er e recht g'scheh, da syg nume schad, was nebe dure gang. Ob das Babi's eigener Mann auch gefunden, vielleicht gar gedacht, wenn si d'r Hals zwure broche hätt, su hätt er sih nit z'todt pläret, wissen wir nicht. Bloß haben wir gehört, daß er schlechten Trost für seine Frau hatte. „Wärist daheim bliebe, hatte er ihr gesagt, ih hah d'r's noh g'wehrt; es angers Mal weißt de, ob de furt gheie sotsch, we de daheime all Häng voll z'thue hesch. U we'd noh einisch so laufst u si schieße dih wieder d'Stege ab, su chum m'r nit cho pläre, sust legge d'r o noh uf, bis es mih düecht, es sött für einist gut sy. Ih hah d'r's scho mängist g'seit, du lahst nit nah, bis es dir geit wie diesere. Du bisch d'r glych Narr, weder daß ih de öppe nit viel erwybet hah.“ „E Uflath bisch, weisch, un e wüstere Hung gits nit, weisch“, sagte Babi, und hätte Muth gehabt ihm hinter die Augen. Glücklicherweise hatte es nicht Zeit dazu, hungerige Gäste brachten eine glückliche Unterbrechung in die beginnende eheliche Schlacht.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Nachzügler sich glücklich machen und Eisi den Schweiß austreiben.

Die Hauptsache war versteigert, und wie es Eisi war beim Zusehen, als ein Stück nach dem andern dahingetragen wurde und verschwand, kann man sich wohl vorstellen. Doch die Pürzlete der Speisewirthin, an welcher Eisi wirklich nicht unschuldig war, hatte es erfrischt, es brachte eine gute Nacht

zu. Als es hell erwachte, dachte es nicht, daß der dritte Tag der peinlichste werden sollte. Das Werthvollste war fort und mit diesem verschwanden auch die glänzenden Ersteigerer und Ersteigererinnen; aber wenn die Geier weiter fliegen, so stellen sich die Würmer ein. In bitterem Zorne hatte es die gesehen, welchen es früher gleich stand, oder über die Meisten sich erhaben glaubte, welche ihn's jetzt nicht mehr kannten oder höchstens im Vorbeigehen mit einem verächtlichen Gruße es beehrten. Heute waren diese alle nicht mehr da, sie waren verschwunden wie die Störche verschwinden, alle den gleichen Abend, und Eisi athmete frei auf, es meinte, jetzt sei die Sache vorbei. Aber Eisi kannte die Sache nicht, Erfahrung alleine bringt hier Wissenschaft. Schon die Tage vorher hatte man Weiber herumstehen sehen in dünnen Kleidern, die Hände unter den Scheuben, mit gierigen Augen, aber sie stunden meist im äußern Ringe, nur hier und da schlichen sie sich näher, beguckten, betasteten einzelne Stücke mit verwunderten Mienen, aber bieten hörte man sie nicht, was versteigert wurde, ging über ihre Finanzen. Heute kamen sie auch, einzeln erst, gleich schüchternen Krähen auf einem späten Kornacker. Wie von diesen Krähen bald die eine, bald die andere wegfliegt, wenn sie sich sicher sieht, einige Trompetenstöße durch die Lüfte schickt, dann bald mit vielen wieder kömmt, bis von allen Seiten es schwarz daher kommt, es Krähen zu schneien scheint, so auch hier. Wie die dünnen mageren Weibchen davon beinelten, dann wieder kamen, mit der Mutter, mit ihren Eltern, mit einer Tochter, mit einer Nachbarsfrau, das hätte man an selbem Tage sehen können. Die guten Weibchen hätten von den Herrlichkeiten auch gerne was gehabt, aber die glänzenden Weiber, die theuern Stücke waren ihnen im Wege, aber darob wuchs ihr Durst nach denselben, und je länger je mehr kam es ihnen vor, als ob man alles verschenke ums halbe Geld. — Heute waren die hoffährtigen Weiber verschwunden und zu versteigern stunden Dinge da,

ach herrliche, prächtige, d. h. ganz ihren Kräften und Wünschen angemessene: Gespaltene Kacheli mit schönen Blumen, Kaffeekannen, welche ehedem dreibeinig gewesen waren, in des Lebens Schlacht aber einige Beine verloren hatten, ungestielete Pfänni, sonst noch ganz schöne, Porträli, denen das Glas fehlte oder der Rahmen, andere, die beides hatten, denen aber das Kunststück fehlte, Spiegel, kleine, schöne, an denen gar nichts fehlte, als das Quecksilber hinter dem Glase, Werkzeuge, treffliche aller Art, B'schüttbücki, herrliche, denen nichts als der Boden fehlte, dreizinkige Gabeln, an denen nicht mehr als drei Zinken fehlten, eine prächtige Kaffeemühle, welcher leider der Hals abgedreht und verloren gegangen war, Heurechen, an welchen nur das Haupt fehlte, dann Lein- und Bettzeug aller Art, im schönsten Zustande, mit und ohne Löcher, mit und ohne Federn, g'saumet und ung'saumet, kurz es waren da Herrlichkeiten, die nicht zu beschreiben sind, alle dem Finanzzustande des Publikums angemessen. Es war also kein Wunder, daß das Gedränge groß war, wie es ja auch bei den sechs Kreuzer Krämern groß ist, das Gedränge von sechskreuzerigem Publikum. Je geringer ein Gegenstand im Preise steht, desto größer wird die Zahl der Zahlungsfähigen, der Konkurrenten, wie bekanntlich die Kühheimetli viel theurer sind, als die großen Höfe, weil es viel mehr Leute giebt, welche hundert Kronen z'weg bringen, als solche, welche hunderttausend Pfund besitzen. Und wie das fluthete und strömte, Haus auf, Haus ab, durch alle Stuben, und wie das steigerte! Wer giebt mehr als drei Kreuzer um den Blasbalg, ganz gut noch, wenn man die Löcher verschoppet. Tiefe Stille. Der Blasbalg geht von Hand zu Hand, die Augen beginnen zu glänzen, die Herzen schlagen lauter, die Erkenntniß dämmert immer klarer: ach, wer so einen Blasbalg hätte, könnte d's Maul sparen! Ach, und wer weiß, ob nicht auch irgend eine bereits bestandene Seele seufzt: ach, mir fehlte schon lange was, ich wußte nicht was, ach, ist's ächt e Blas-

balg, ach, wenn ihs g'wüß wüßt, fünf Krüzer reute mih nit. Endlich kommt aus tiefem Hintergrund bebend der Ruf: vier, wes sy muß. Vier Krüzer sy bote, ruft der Weibel, wer git meh als vier Krüzer, vier zum Ersten, zum Zweiten, zum — vier zum — Da sprengte die Sehnsucht den Riegel; fünf, kam es noch viel lebendiger aus der Ecke, wo die bestandene Seele weilte. Fünf zum Dritten, tönte laut des Weibels weitschallende Stimme; ach, und sie hatte ihn den Blasbalg, sie legte ihn auf den Arm, sie ging mit ihm süßen Hoffens voll. Scheele Blicke folgten ihr und manch böses Wort ward von den Lippen nur halb verdeckt.

Eine Tellerkräze ruft der Weibel, ganz wie neu, wenn man neue Stängeli hineinmacht, wer giebt mehr als sechs Kreuzer. Ach, wer doch eine Tellerkräze hätte, denkt eine junge Frau, welche zwei Teller hatte und gestern eins davon zerbrochen. Sie hofft, wenn man so eine Kräze hätte, so sei brechen nicht mehr möglich. Eine Andere denkt, es werde nicht gesagt sein, daß das eine Tellerkräze bleiben müsse, wenn man sie schon so ausrufe, wenn man es recht fürnähm, so könnte man vielleicht eine Hühnerkräze daraus machen. Eine Dritte hat noch andere Gedanken und d's Bieten geht wieder an, wird grusig hitzig und um drei ganze Kreuzer wird die Tellerkräze, die nur noch in einer Ecke zusammenhängt, hinaufgetrieben und um neun Kreuzer versteigert, und glücklich geht die Besitzerin von dannen, werweisend, ob sie die Tellerkräze in eine Hühnerkräze umschaffen, oder Tellerkräze wolle bleiben lassen, oder ob es nicht möglich wäre, sie einzurichten, daß man sie für beides brauchen könnte, abwechselnd.

So ging's scharf her und immer hitziger, denn der Gerichtschreiber pressirte, die kreuzerige Einnahme machte ihm Langeweile. Er wollte ganze Grümpelhaufen en gros verkaufen, aber potz, das duldete das Publikum ihm nicht, es ließ sich nicht in seinen Rechten verkürzen. Der Weibel wollte

nachhelfen mit Pressiren, aber je mehr er pressirte, desto hitziger ward das Publikum, desto mehr Leute schien seine Hitze herbeizuziehen, es war, als ob es nie mehr gut zu steigern wäre, als gerade heute, ja, als ob man sichere Nachricht hätte, daß vor dem jüngsten Tage keine Steigerung mehr statt haben werde. Unter den Händen dieser Menge verschwand der Grümpel, wie Schnee schwindet in der Sonne, wie Gras schwindet und Kraut, wo die Heuschrecken sich niedergelassen. Als der Grümpel zu dünnen begann, ward's dem Publikum Angst, es zerstreute sich durchs Haus, wie Ameisen sondiren, wo was für sie sei, wie sie in Tirailleurs sich auflösen, um zu suchen, und in Haufen sich concentriren, wenn sie gefunden. Denn es raubte das Publikum nicht, sackte nicht ein, es war da um zu steigern, suchte Gegenstände um zu ersteigern, riß alles Mobiliar zusammen, ramisirte zusammen in der Küche, alte Pfannenstiele, alte Besen, halb verbrannte G'hüderschaufeln, Ofenzieher, Steinkrätten ohne Handhebe, die Nägel aus den Wänden, die Fensterstängli, kurz alles was nicht niet- und nagelfest war. Sie schossen auf Eisi's bereits ersteigerte Sachen, rissen sie von neuem in die Steigerung, mit größter Mühe konnte es eine seiner schönen Tassen retten, die ein hoffährtig Meitschi bereits in Ausruf gebracht hatte. Sie rissen die Riegeln aus den Schäften, die Böcke unter den Tischen weg, sie handthierten wie die Ameisen in Indien, welche, einmal in ein Haus gebrochen, es nicht verlassen, so lange noch etwas zu beißen und zu fressen darin ist, so lange noch ein Span Holz zum Zernagen ist, so lange noch ein Geräthe vorhanden ist, das nicht aus Stein gemacht ist.

Endlich, als es Abend geworden war, da verrann die Menge, verschwanden Schreiber und Weibel, öd und leer war das Haus, drinnen waren bloß noch Eisi mit seinen Kindern, mit zwei Betten, zwei Stabellen, einem Tischlein, seinem schönen Geschirr und wenig Anderem; erst aus Verblendung, dann aus Trotz, hatte es ums Nothwendigste sich nicht be-

kümmert. Da war es nun alleine mit seinen Kindern. Auch der Vogt hatte, da er nichts Vernünftiges mit ihm reden konnte, es verlassen. In angestammter Kaltblütigkeit hatte er gedacht, die müsse man mürben lassen, wenn die nichts mehr zu essen hätte und nicht wüßte, wo hinein, so komme die schon zum Kehrumthürli, und werd dann selbst kommen und es sagen, jetzt helf rede nüt. Die Kinder weinten und wimmerten, wollten von der Mutter wissen, was sie jetzt anfangen sollten, klagten über Hunger, fragten, wo sie jetzt schlafen sollten, so viel ihrer und nur zwei Betten!

Es war ein trostloser Anblick, die unglückliche Familie im ausgeweideten Hause, jammernd die Kinder, mit starrem Blick die Mutter, und wer hinter dem Blick die freveln Gedanken hätte lesen können, der wäre erschrocken.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Alte Leute haben altväterische Gedanken, die jungen Leuten wohl kommen.

Wie es doch so wunderbar geht! Während an einem Orte Wildes sich regt in einer Seele, steigt weit ab davon mildes, weiches Sinnen auf, Gottes Liebe bereitet in einer frommen Seele den Balsam, der eine kranke, wilde Seele heilen soll oder heilen möchte.

In dunkler aber freundlicher Stube spann eine alte Frau Kuder mit emsiger Hand. Sonst hatte sie weichen seidenen Flachs gesponnen, aber als ihr Gesicht schwach geworden, ließ sie den Flachs, er war ihr viel zu lieb, um ihn schlecht zu spinnen. Jetzt spann sie Kuder, hatte auch diesen nun lieb gewonnen und ging mit ihm um mit mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit. Am Tisch ihr gegenüber hatte ein alter

Mann gelesen in einem großen Buche, das vor ihm noch offen auf dem Tische lag, jetzt nahm er die Brille ab, lehnte sich an die Wand und sagte nach einigem Sinnen: „Los Mutter, hätt d'r neuis z'säge, möcht lose, was du d'rzu siegisch.“ „Was hesch, Aetti, säg's,“ sagte die Alte freundlich und setzte mit Spinnen ab. „Du weisch, ih bi Steffe uf d'r Gnepfi d'r Götti gsy, u bi Götti vo ein vo syne Chinge. Oeppe apärti wohl für mih isch er nie gsy, selb isch wahr. Wenn er Geld nöthig g'ha het, su wär ih gut g'nue gsy, aber öppe es Wörtli zur Sach hätt ih de nie sölle säge, u hah nihs notti g'seit, su hei si's zürnt a mer, daß es es Elend gsy isch. U hätt er welle lose, su wär vielleicht mängs angers gange. I Gotts Name, es wird so hah sölle sy, un er hets müße büße, u sie müße d'Ching noh drunter lyde. Das chah mih plage, es düecht mih, das syg nit recht, u jitz chönnt me vielleicht helfe, u we me chönnt, su wett ihs thue u alles angere v'rgesse hah. Es chunt eim o chumlig, we Gott eim v'rgilt, u eim sih wieder animmt, we me sih wieder by nihm zueche laht. Vielleicht chah me noh jetz nüt mache, d'r Vogt het mi'r g'seit, es syg es Elend, aber e Gring heig die Frau, Nagelfluh syg wie früsche Anke d'rgege, aber es wär um d's Probire z'thüe, un allweg bi nih geng d'r Götti.“ „He ja, sagte das Mutterli, es het mih o düecht, aber emal einist hah nih nüt möge säge, ih hah nit g'wüßt, sinnisch noh dra oder nit, wie wüst si d'rs g'macht hei, u da hah dih nit möge plage. Aber es isch m'r wie dir. Wofür hei m'r d'Sach? Mitnäh cheu m'r se nit, Ching hei m'r keni, u was me bi Lebzyte thut, weiß me doch de o wie's ag'wengt isch, u für z'v'rgrabe git Gott ja niemere nüt. U we me neuis v'rheiße het, su wär's geng brav, we me's o hielt.“ „Ih hah däycht, sagte der Mann, du werdisch nüt d'rwider hah z'helfe, aber es isch es angers, u das wird dir z'wider sy, wie mir. Si hei ke Bhusig, sie hei aller Welt fast nüt, d'Frau het kolderet bis z'letscht, wo's z'spät gsy isch, u da

weiß ih's fast nit angers z'mache, als se füre Ufethalt, bis me het chönne luege, si alli z'säme z'näh u z'bringe. Platzg hei m'r u z'Esse." Die Alte faltete die Hände im Schooße, seufzte nicht, aber einen Seufzer sah man ihr an und sagte: „Machs, we'd's meinst, cha d'r nüt d'rwider hah, z'esse hei m'r, u Platzg o." „Ih hah wohl g'wüßt, daß de nüt d'rwider hesch, sagte der Alte, d's Herz für z'helfe hescht wie öppe nit bald Eini. Aber es het dih hert wie mih, daß es dä Weg muß g'hulfe sy, m'r wei's enangere bikenne. Ih hah däycht, es syg dir wie mir, drum het's mih hert g'ha, d'wo azsah, will ih d'r Götti bi u v'rwandt u du dih myuetwege lyde sotsch." „O Aetti, söttisch mih doch afe chenne, sövli lang, daß m'r afe binangere sy, bal füfzg Jahr." „Ebe deretwege, wil ih's weiß, daß's nie Nei isch, we d'r neuis amuthe, isch's m'r z'wider, vo neuis z'rede, wo ih wohl weiß, daß es dih hert het wie mih. M'r hei keni Ching, sy gern rühyig, un hei gern alles am glyche Ort, und öppe nit mengs Wort wird lüter g'redt, d's Jahr us un y, as d's anger, un jitz die Frau u die Ching, wo d'Frau us em Hüsli isch u d'Ching nüt vo Folge wüße u ke Sach cheu lyde, wo grad uf isch, selb wird notti ihs schwer hah u fast meh weder g'nue z'v'rwerche gäh." „Hah nüt d'rwider, Aetti, sagte das Muetti, aber seu m'r ume thue, was m'r gern wei, u nit o was ihs hert het, ume das wo ring geit u lustig u nit o das, wo ihs düecht, m'r möge nit u wo m'r müße dar gäh, was m'r recht lieb hei uf d'r Welt? Oeppe am Geld hange m'r nit, es paar Batze schüche m'r nit, u sövli viel koste wird es nit, aber a d'Ruh sy m'r g'wahnet, es rühyigs Lebe, a dem hange m'r meh as am Geld, das isch, was ihs öppe vo d'r Welt am liebste isch, dir u mir, ih weiß das wohl. Aber seu m'r deretwege zrugstah, we Noth a Ma isch, u nit öppe bloß d'r Muthwille, da neuis z'mache, vo dem d'Lüt b'richte. Het üse Heiland nit o d'r Kelch ustrunke, we scho d'r Trank drinn bitter gsy isch, u's

me hert g'ha het, u d'r Aberham het ja sys Sühnli o welle dar gäh, we's Gottes Wille gsy wär. M'r hei keni Ching, u weisch wie hert ihs das g'ha het mängisch, u jitz wo m'r neuis a Chinge thue chönnte, sötte m'r z'ful sy d'rzu, u gut hah ihs lieber sy, as Müh hah um Gottes Willen? Ja, ih weiß, es wird mih mängs dure u mängs düeche, es sött nit sy un es sött angers z'mache sy, un es wird m'r mängisch bis i alli Fingerbeereni füre cho. Aber da cheu m'r de ja erfahre, ob m'r die rechti Liebi hei, die sih nit laht v'rbittere u die nit das Ihre sucht. U wer weiß, ob m'r nit cheu neuis thue für d'Ewigkeit u nit ume öppe für e Lyb, mit Spys und Trank. U wär das mügli, denk Aetti, wie schön das wär, we's de muß g'storbe sy, u lang geit das doch nümme!"

„Du bisch geng d's Bessere u wirsch's blybe," sagte der Alte. „Schwyg m'r vo selligem, Aetti, sagte das Mutterli, selb ist nit, aber we me enangere hilft im Geistlige wie im Lyblige, su bringt me neuis z'weg, u d's Schwächere isch geng d's Couraschirtere, wil es weiß, daß es sih uf d's Stärchere v'rlah chah, wil es erfahre het, was selb z'v'rbringe im Stang isch. Es isch e Zyt gsy, ih hah m'r o nüt trauet u g'weberet, gäb wie liecht neuis vor m'r gsy isch, aber du hah nih erfahre, daß we du witt u hilfst, d'Sach geit, drum hah nih gute Muth u will mih lyde. Was es de nützt, un ob ihs d'Sach g'rathet, selb ist en angeri Sach, da geits de, wie Gott will."

„Los, we'd' wüßtisch, wie hert mih d'Sach acham, du redtisch nit so, sagte der Aetti. U noh vori, wo nih vo d'r Sach ag'fange hah, hets mih geng düecht, we'd' dih ume wehrtisch u Nei siegisch, su wärs m'r aghulfe, ih hätt doch de d'r Wille zeigt, chönnt mih v'rantworte, u bruchti doch d'Sach nit z'mache. Es isch m'r scho mängisch so gange, u du hest de grad ja g'seit, daß ih fry erschrocke bi. Ih weiß wohl, was das für e Stimm i mir isch, wo dä Weg

chunt, das isch der alt Adam, dä noh geng sih rührt, u du bisch's de, wo ihm uf's Mul trappet, daß er schwyge muß."

„Jä lue, Aetti, sagte das Mutterli, ih hah a mir selbet erfahre, wie hert es eim selber het, eh me neuis Guts füre bringt, was me da alles z'überwinge het, eh me's nume uf d'r Junge het. U chunt de noh neuer u wehrt, u wott's nit thue, jä su isch me mängisch selber froh, wird g'seit hesch, u mängisch meint me, mi müß schwyge, d'm liebe Friede z'lieb. U hundertmal hah nihs gehört, wie me g'seit het, ih hätt welle helfe, hätt's gern tha, aber d'r Ma het nit welle, d'Frau het müst tha, d'Ching hei's nit welle thue. Jä dä Weg, we me's selber nit am liebste thuet, u de noh Alli wehre, statt astrenge, was cha's de da Guts gäh i d'r Welt? U da, we du e gute Gidanke hesch, sött ih dä gah z'todtschlah? Es freut mih, we du ne mit m'r theilst, we nih d'r darf helfe, ne z'pflanze i d's Lebe, un ihm darf abwarte, da wird er de ja o halb myne, u was er für Frucht treit, darf ih mit d'r theile, un üse Herrgott wird m'r o einist öppis d'rvo zu myne Schätze thue."

„U fry viel, sagte der Aetti. So isch d's Lebe süß, wo Eis dä Weg d'm Angere hilft u Keis d'm Angere sy Schleifstrog isch, sy bös Geist, wo nüt dohle mah was d's Angere Guts fürebringt, wo's alli Mal Stryt git, u wo me d's Gute verstecke muß mit Angst und Zittere, wie die größti Sünd. Es isch mängi Frau, si meints viellicht nit bös, aber si het d'r Geist, dem nüt recht isch, was öpper anger füre bringt, un ume was ihre z'Sinn chunt, isch recht un gut, u dere mah d'r Ma säge, was er will, su g'het si sih drüber u wott nüt d'rvo, da isch sih nüt z'v'rwungere, we nihm nit ume d's Gute v'rleidet, sondern d's Rede o. Ih hah mänge Kamrad g'ha, si sy anger Bursche gsy as ih, un ih hah denkt, das geb recht Manne, u nüt sy si worde, z'säme g'schrumpfet wie en Oepfel, wo me ne ryf ab em Baum

nimmt, u wer d'Sach chennt het, het müße säge, d'Fraue heige sie so g'macht u le Wachsthum im Gute lah uf cho. Drum, Mutterli, hesch du doch geng a allem d'r besser Theil, hest's wie e Hebamme, wo d'rzu luegt, daß d'Ching am Lebe blybe u fürchöme. So will ich morn früh fahre, gäb öppis Ung'schickts geit, u will se bringe i Gotts Name, de cha me luege, wie's geit, u geit's bös, he nu, su cha me de öppis angers fürnäh. We d'Noth da isch, so wird d'r Rath o cho."

Wenn so ein alter, frommer Götti was Frommes vor hat, so hat sein Leib keine Ruhe, höchstens liegt er ein wenig ab, höchstens schlunet er einige Minuten, aber schlafen kann er nicht. Er füttert das Roß, er trappet ums Haus, er sitzt im Stalle, er legt und zieht z'weg, was er braucht. Ebenso wenig hat sein Mutterli Ruhe, und wenn es sich auch zu Bette legt, so hört es doch die Uhr vierteln, hört des Aetti's Trappen vom fernsten Ecken her. Ehe man sich's versieht, spretzelt das Feuer in der Küche; zum guten währschaften Frühstück nimmt das Mutterli sich gerne Zeit, hurschet nicht so in der Geschwinde die Sachen her, sondern macht alles wenigstens doppelt so gut, als an andern Tagen. Wie es bei vielen Leuten geht, daß sie früh satteln und spät reiten, immer eine Stunde oder zwei später fortkommen, als sie gewollt, geht es bei einem alten trauten Paare umgekehrt. Zumeist ist alles eine Stunde früher z'weg, als man es sich vorgenommen, so ein altes treues Paar weiß, es hat keine Zeit mehr zu verlieren, was es thun will, muß es bald thun, drum ist es auch in allen guten Dingen immer z'weg vor der Zeit.

Noch war der junge Tag nicht am Himmel, als der alte Götti sein Wägeli bestieg, fromm b'segnet von seinem Mutterli, das im Dachtraufe stand, so lange es das Rollen der Räder hören konnte. Der alte Götti liebte junge Rosse, und das machte seinem Mutterli oft Angst. Aber er hatte

für junge Rosse eben die rechte Sanftmuth, welche zusammengesetzt ist aus Ernst und Milde, aus Liebe und Kraft. Sie tanzten wohl vor dem Wägeli her, stutzten zuweilen, wurden nie scheu, der Fuhrmann erschreckte sie nie, gab Mahnungen zu rechter Zeit, und wenn Trotz oder Wildheit sich zeigen wollten, so zeigte sich eine Kraft, welche Meister über die Unart ward. Das wußte das Mutterli eigentlich wohl, aber wo findet sich ein rechtes Mutterli ohne Angst um den Aetti, und diese Angst wird inniger mit dem zunehmenden Alter, denn was sollte das arme Mutterli auf Erden ohne den Aetti?

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein altväterischer Götti aufgeklärt handelt.

Dem dämmernden Morgen entgegen fuhr in stiller Morgenandacht der Götti. Dunkel sei es auf Erden ohne Sonne, dachte er, kein Licht hätte die Erde, und ohne Licht sei kein Leben, vor dem Lichte sei das Chaos gewesen, ein grauses, wildes Gemische, ohne Ordnung, ohne Entfalten; mit dem dämmernden Lichte hätte das Söndern begonnen, auf die rechte Stelle, ins rechte Maaß sei Alles gekommen, das Gleichgewicht sei entstanden, und in feste Bahn sei die Erde getreten, und auf dieser Bahn halte der Zug der aufgegangenen Sonne sie fest, wie sehr ihr auch zu entfliehen strebten die Kräfte, die im Dunkel walten.

Dunkel aber sei es auch im Herzen der Menschen, dachte er, ohne eigenes Licht der Mensch, und ohne Licht kein geregeltes Leben in ihm, ein Chaos widerstrebender Kräfte, ein Streit der Elemente, ein gegenseitig Zerstören, kein Maaß, keine Ordnung, kein Gleichgewicht. Erst wenn es dämmere

vom Himmel her, komme Ordnung ins Gewühle, die Kräfte treten an ihre Stelle, kämpfen sich nicht gegenseitig nieder, vereinigen sich zur Entfaltung eines Lebens und es richte sehnsuchtsvoll das Auge sich nach oben, woher es dämmere immer heller, harre in sehnsuchtsvollem Warten der Sonne des Lebens, erschaue in ihr wie in einem Spiegel das Leben, zu dessen Wiederschein das eigene Leben werden solle, empfange von ihr Licht und Kraft zu diesem neuen Leben. Es werden die widerstrebenden Kräfte gebunden und in fester Bahn walle der Mensch durch dieses Pilgerleben, durch eine geheimnißvolle Kraft an die Sonne gefesselt. Er ging in seiner Andacht die drei Stufen wieder zurück, über die er geschritten war, gedachte der Zeit, da es noch dunkel war in ihm, nur dunkel das Feuer sinnlicher Lust glühte, im Streite mit Furcht, Eigennutz und Eitelkeit, wie dann die Dämmerung begonnen mit der Unterweisung, die Sonne aber erst ihm aufgegangen, als er mit einem treuen Mädchen die christliche Ehe begonnen und zugleich ein neues Leben in Klarheit und Wahrheit, das sich immer schöner gestaltete, als ein treuer Wiederschein des Lebens, das da alleine ein reines und unbeflecktes gewesen auf Erden, eine wahre Himmelsblume hier in der öden Zeit. So sann und dachte der Götti, und als die Sonne über die Berge stieg, zog er sein Käpplein ab und betete innig die Sonne an, welche ihm im Herzen aufgegangen war. Der Götti war ein schlichter Bauersmann, aber er las viel und dachte tief, er war des Abends daheim und lief auch am Sonntage nicht herum, er war kein aufgeklärter Halbschoppenmann, der nichts denkt, nur räsonnirt, nichts liest, höchstens eine Zeitung, der nirgends sitzen kann, als im Wirthshause, und am Sonntage nirgends ein festes Bleiben hat, sondern unstät und flüchtig, fast wie Kain, herumirren muß, von einem Pintli ins andere, von einer Speisewirthschaft in die andere.

Als die Sonne hell über die Landschaft schien, da stieg

des Götti's Sinn aus den lichten Höhen nieder, die Kleeäcker traten ihm ins Auge, die Haberfelder, die weiten Kartoffelplätze, prächtige Bäume und verwahrlosete; alles das sah er unwillkürlich, doch selten kam ein Gegenstand, an den er nicht einen höhern Gedanken knüpfte, aus dem ihm nicht ein ernst Urtheil zufloß. Wer solche Augen hat und solchen Sinn, der reiset schnell, fliegt auf seinen Gedanken, ist am Ziele, er weiß nicht wie.

So war auch unser Götti auf der Gnepfi, er wußte nicht wie. Oede war's um's Haus, als er anfuhr; stille blieb es, wie ausgestorben, niemand zeigte sich, in den Ställen war nichts Lebendiges, in der Gaststube niemand, nicht einmal eine Fliege, die privilegirten Gäste einer Gaststube, die nichts bezahlen, sich nichts befehlen lassen und doch über alles herfahren, rührte sich; in der Küche war kein Feuer, keine Maus hörte man schäfle hinter irgend einem verbotenen Schmaus.

Da ward es dem Götti angst, was das zu bedeuten hätte, alles offen und doch nirgends was Lebendiges. Sind sie fort, oder was ist das, dachte er, und allerlei Unheimliches fuhr ihm durch den Sinn.

Er schritt durchs Haus, öffnete eine Thüre nach der andern, keine war verschlossen, immer unheimlicher ward es ihm, er ging immer hastiger, und wenn er bei einer Thüre war, so öffnete er sie immer zagender. Endlich quoll ihm beim Oeffnen einer Thüre heiße Luft entgegen und als er zum Sehen kam, sah er zwei Betten voll Kinder und in die Fensterecke gelehnt Sisi schnarchend mit offenem Munde; neben ihm, das Köpflein auf dem Tische, das kleine Mädchen.

„Guten Tag geb ech Gott allesame," sagte der Götti bewegt. Da fuhren Kindsköpfe auf aus den Betten, starrten mit noch dunkeln Augen den Mann an; Sisi schnellte es ebenfalls zusammen, aber es war nicht recht bei sich, mußte erst sein Bewußtsein mühsam suchen, ehe es sich in Zeit und

Lage finden konnte, den Götti, den es nicht viel gesehen, erkannte es erst nicht. „Was soll das sein, was heit d'r welle, was da isch, isch alles wys," sagte es. „Lue recht, Base, du chennst mich de, sagte der Götti. Ih bi da mit Roß u Wägeli, u will ech cho reiche, ih hah Platz u z'esse u hah dänkt, es syg d'r vielleicht aständig, es Wyltschi rühyig z'sy, bis di öppe b'sinnt hest, was de afah wellist, u sygist das bi V'rwandte as bi frömde Lüte, du u dyni Ching allisame." „E Göttima, syt dir's, sagte Eisi, hah ech emel nit chennt." Das sei sich nicht zu verwundern, sagte der Alte, sie hätten öppe einander nicht alle Tage gesehen, er hoffe, sie lernten einander fürohin besser erkennen, denn wie gesagt, er sei da, sie abzuholen.

Es hätte nicht im Sinne fort, sagte Eisi, ume todt bringe man es hier weg, hier wolle es leben und sterben. Es wäre anständiger für ihn gewesen, wenn er früher daran gesinnet, daß er der Götti sei, und wenn er ihm jetzt noch helfen wolle, he nu so de, su söll er mache, daß es hier Wirthin bleiben könne, es sei noch alles früh genug, wenn er nume e chly sih zueche lah well.

Der gute Götti erschrak, als er diese Verblendung wahrnahm und zugleich die Noth, in welcher die Familie war. Was das für eine Auferstehung war, für ein Geschrei und Zank, erst nach Kleidern, dann nach Essen und Trinken, wie schmutzig alle aussahen, wie seltsam Eisi, hoffährtig angethan, aber mit wirrem Haar und unsauber über und über. Es kam dem guten Mann schwer übers Herz, als er dieses sah, als er der Morgen gedachte, die solche Auferstehungen in sein stilles Hauswesen bringen würden.

Er sah, daß er in diesem Geschrei und bis die Kinder gespiesen und getränkt seien, zu keinem vernünftigen Worte kommen werde, sagte Eisi, es solle z'Morgen machen, unterdessen wolle er das Roß versorgen. Befehlen gehe ring, sagte Eisi, aber z'Morge z'mache mit nichts, selb sei eine Kunst,

d'Ching chönn es ihm nicht kücheln. Es sei ihm leid, sagte der Götti, er hätte das nicht gewußt, es solle das ihm nicht für übel nehmen, dem Mangel werde wohl abzuhelfen sein, und gab ein Hämpfeli Münze, damit Eisi das Nöthige holen lassen könnte.

Draußen spannte der Götti seinen Kohli aus, führte ihn in den Stall und konnte ihn anbinden, denn eine Halfter hatte er wie gewöhnlich bei sich, sowie auch den Haber, und beides kam ihm wohl, und doch hatte er nicht, was er mangelte, kein Hälmchen Heu sah er, ja nicht einmal ein Schübeli Stroh fand er, die Krippe auszuwischen, da war eine Oede, wie er sie noch nie in einem Stalle gesehen hatte, keine Maus hätte den kleinsten Bissen mehr gefunden. Der Götti war ein Mann, der selten in Verlegenheit kam, der in seiner gelassenen Ruhe immer den besten Ausweg fand und allezeit das Gehörige vorzukehren wußte. Er nahm den Kohli an die Hand und ging mit ihm dem Nachbarhause zu und nicht der Speisewirthschaft, frug dort in seiner freundlich ernsten Weise um Herberge für seinen Kohli, welche ihm eben so freundlich bewilligt und alsobald der Kohli ihm abgenommen ward. Als er zurückging, den im Stall gelassenen Haber zu holen, fand er die ältesten Buben in der Krippe beschäftigt, Seigel aus dem Bahren zu brechen, d'Mutter hätte kein Holz zum feuern, sagten sie, sie hätten niene kes meh g'wüßt, da syge ne die Seigel z'Sinn cho, die syge dür u brönnte schön. „Nit, nit, sagte der Götti, chömit, d'r müßet Holz hah", und ging kopfschüttelnd mit ihnen dem Nachbarhause zu. Diese kuraschirte Selbsthülfe gefiel ihm eben nicht sonderlich, doch dachte er, die wüße sih z'helfe, we me dene Meister cha werde, su gits neuis us ne. Im Nachbarhause bat er um Holz mit dem Anerbieten, es zu zahlen. „Späß das, sagte der Bauer, es wär sih d'r werth wege es paar Schytere! Näht da e niedere en Arfel." „Het d'Mutter Kaffee?" fragte die Bäurin, welche sonst Eisi haßte wie Gift, aber durch das

eigenthümliche Wesen des Götti bezwungen war, und gerne auch etwas Gutes thun wollte. Es giebt nämlich Leute, in deren Gegenwart jeder alles Bösen sich schämt, das Beste herauskehrt, was er in sich hat, und unwillkürlich das Möglichste thut, um ihnen wohlgefällig zu sein. Es ist etwas Zauberisches in ihrem Wesen, aber eben zahlreich sind solche Leute nicht in der Welt.

„D'Mutter het welle lah Pulver reiche, aber kes übercho, jitz sött sih noh röste, aber mir meu nit warte", antwortete der ältere Knabe, „u für z'röste het si ke Pfanne", meinte der jüngere. „Su chum, ih will d'r gäh", sagte die Bäurin und brachte ihm in einem Papiersack eine brave Portion. Der Götti redete mit dem Bauer ein vertraut Wort, welches ihn ins Klare setzte. Der Bauer versprach, dem neuen Besitzer Bescheid zu machen, daß er sobald als möglich da sei, und als der Götti glaubte, das z'Morge könnte z'weg sein, wußte er vollkommen woran er war.

Eisi machte über dem Essen ein sauer, gespannt Gesicht, während der Götti mit den Kindern zu reden versuchte, aber eben nicht erfreuliche Antworten bekam, außer von dem kleinen Anne Liseli, das alsbald gar freundlich und zutäppisch gegen ihn ward.

Als die Kinder das Feld geräumt hatten, sagte er: „Los, Base, du chunst jitz mit m'r, ih dänk du miechist füferli z'weg." Da begann Eisi das alte Lied, lebigs bring me's nit da weg, u we me's zwänge well, su chönn me luege, was me mach, es well de a nüt schuld sy. Man sieht, Eisi hatte es mit der Welt accurat so, wie unsere Radikalen mit der Tagsatzung. Wenn diese der Tagsatzung das widersinnigste, bundeswidrigste Zeug zumuthen mit schrecklichen Geberden und tönenden Phrasen, und die Tagsatzung erkennt es nicht, schiebt es von der Hand, so erheben sie ein gräßlich Gebrüll über die Ohnmacht der Tagsatzung und machen sie verantwortlich in Zeit und Ewigkeit für das Unglück, welches

aus ihrer Ohnmacht entstehen werde. Das ist eine neue Logik das, jemand Ohnmacht vorwerfen, wenn er nicht nachgaaggen will alles, was fremde Schlingel, oder durch fremde Schlingel inspirirte Hohlköpfe vorsagen. Das ist eine Unverschämtheit sondergleichen, jemand verantworlich machen für unglückliche Folgen, welche nicht aus der gesetzlichen, abschlägigen Antwort entstehen, sondern aus dem bubenhaften Trotze, der an kein Gesetz sich kehrt, aus der verfluchten Lehre, daß in staatlichen Verhältnissen kein Recht gelte. Eben so meinte es Eisi, was aber einem dummen Weibe so übel nicht zu nehmen ist, als Professoren und der Gattig Züg. Darum fuhr es den Götti mit solch schwernöthigen Drohungen an. Der Götti aber erschrak nicht, wußte von politischem Schlotter nichts, er sagte gelassen: „Nit, nit, Base, lue, ih wott dih nit erzürne, aber es v'rnünftigs Wort möcht ih mit d'r rede, du hest V'rstang, ih weiß's, u wed' m'r lose witt, su hest mih grad bigriffe, u wirst g'seh, daß ihs gut mit d'r meine."

Nun setzte er ihm auseinander, wie man ihn's zum besten gehalten mit dem Accommodiren, wie das beim Stand der Dinge unmöglich gewesen, man es nur habe ausbeuten wollen und zum Besten haben. Was es nun unter solchen Leuten, die es so mit ihm meinten, wolle, da komme es sein Lebtag nie auf einen grünen Zweig, Alles red' ihm z'böst, alles sei auf ihm, d'Lüt dürften nicht einmal bei ihm einkehren, wenn sie schon wollten, und komme jemand, so lache man ihn aus, und zum zweiten Mal sehe es ihn nicht mehr. So das Gespött von allen Leuten sein und alle Tage tiefer hineinkommen und z'letzt doch mit Schimpf und Schand fort müssen, das werde es nicht wollen. Dann solle es denken, wie es ihm wäre auf die Länge in dem geplünderten Hause und wie ungern es es hätte, wenn es alle Augenblicke sagen müßte, das hah nih nimme, das ist o nit da, alles ungereinist cha me nit aschaffe. Vo wege bis me so i nes Wirthshus yche ume d's Nöthigist heig, chost's Geld, un es söll denke, wie ja

allerwelts nichts mehr da sei, nicht einmal ein Schübeli Stroh, die Krippe auszuräumen. Das solle es aus dem Sinn schlagen und mit ihm kommen in allen Ehren, mit Roß und Wägeli sei er da, es brauche nicht zu züglen wie die Mäuse, bei Nacht und Nebel, und seine Sachen wolle er selbst abholen, die Leute sollten sehen, daß es doch noch jemanden sei, und Leute seien, die seiner sich annähmen. Bei ihm könnte es machen, was es wolle, bös haben solle es nicht. Er wolle nicht sagen, daß es immer da bleiben solle, es könne mit Zeit und Weil etwas wieder anfangen, wenn es Lust dazu hätte. Aber solches wolle überdacht sein, d's Pressire hätte schon manchen ins Unglück gebracht. Das könnte es bei ihm in aller Ruhe, und wenn er sehe, daß es etwas Rechtes an der Hand hätte, dann wolle er ihm gerne helfen, warum nicht, dann könnte es z'weg cho, wie noch nie, es sei noch jung und hätte doch viel erfahren, und wenn es das z'Nutze machen wolle, so sei es im Stande, allen denen Leuten, die jetzt seiner spotteten, als eine rechte Frau unter die Augen zu treten; es sei nur daran gelegen, wie es jetzt es anfange. Es hätte so oft auf Leute gehorcht, die ihm übel, aber zu ihrem Vortheil gerathen, es solle doch jetzt auch einmal jemand Gehör geben, der es gut mit ihm meine und apart seinen Vortheil nicht dabei hätte.

Eisi hatte manche Einrede gethan, hatte zu weinen begonnen, hatte zu sich selbst gesagt: d's Beste wird's sy, ih gang, was wett ih dä Weg hie, aber warte si de nine, we nih wieder z'weg bi, dene will ihs de zeige, zweuspännig fahre ih de dene unger d'r Nase ume! Doch die letzte Bemerkung des Götti, daß es doch dene glauben solle, die apart nichts von ihrem Rathe hätten, verdarb beinahe alles wieder. Jä so, flüsterte der böse, in jedem Menschen wohnende Feind ihm zu, jä so, ist das dä Weg? Sie werde alt sy u nüt meh möge, u da werde m'r ne sölle gah d'Sach mache ohni Lohn, um blaui Milch oder gar Käsmilch, u gah bös hah, u si de

noh welle die gute Lütleni sy, wo ihs d'r Gottswille hei, so wirds sy. Warum sieg er sust, si wette ke Nutze vo nihs u v'rsprüch sih grad dä Weg? Aber o hä, Eisi isch nit dumm, gah d'r Ofewüsch sy, so i nes alts Hüsli, nebe us, zu wunderlige Lütlene; selb de nadisch noh nit, für selb bi nih de nadisch noh listig g'nue. So begann es wieder aufzubegehren und mit der einen Hand zurückzunehmen, was es mit der andern gegeben hatte. Auf dem Lande zu arbeiten, sei es nicht mehr gewohnt, und sich dann jeden Bissen Brod vorhalten zu lassen, wäre ihm nicht anständig, an selbes könnte es sich nicht gewöhnen, und daß es niemere z'Nutze syg, bruch me ihm nit z'säge; aber öppere z'Schade, selb begehrs o nit z'sy.

Der Götti begriff gleich, daß er sich in einem Wort verfehlt hätte, aber daß Abbitten bei mißtrauischen Leuten die Sache nur schlimmer mache, das wußte er ebenfalls. Es sei ihm leid, sagte der Götti, zwängen könne er es nicht, er sei nicht sein leiblicher Vater, aber Vater an ihm und seinen Kindern, so weit es ihm möglich gewesen, hätte er sein wollen. D'rnebe bruchte es wegen dem Arbeiten nicht Kummer zu haben. Er und sein Mutterli seien schon lange nicht mehr handlig mit der Arbeit, hätten Leute angestellt, die machten die Sache. Und wegem Brod sei das so, er hätte, was sie gegessen, fremden Leuten nie vorgehalten, und bei den Verwandten wolle er jetzt keinen neuen Brauch anfangen. D'rnebe wie g'seit, wie es well, aber düecht hätts ne, es chäm mit, une für einstwyle, bis es neuis Bessers wüß, d'rnebe heig es de geng d'Wehli z'gah, wele Tag es well. Diese Redweise drehte Eisi's Sinn wieder, doch ehe es zur entscheidenden Antwort kam, stöffelete an seinem Stecken der neue Besitzer herbei und sagte: er heig welle cho luege was es gebe, er heig v'rnoh, er syg neuere da.

Der arme Stöffeler kam zu unglücklicher Stunde, denn wahrscheinlich hatte ihm sein Lebtag noch niemand so wüst

gesagt, als Eisi jetzt losbrach. Ein rechter Mann halte sein Wort, aber auf einen Schelmen solle sich niemand verlassen, so begann es seine Rede. Indessen das Mannli, wie schwächlich sein Körper schien, hatte eine zähe Seele, es erschrak nicht, so wenig als ächte Minister Louis Philipps erschrecken, die ganz andere Majestäten sind, als neurepublikanische Majestäten, die auf ihren Sesseln erzittern, gäb wie leicht ein Fensterladen vom herrschenden Winde etwas hart zugeschlagen wird. Er ließ Eisi eine Weile tschädern, dann sagte er: er habe fragen wollen, wann es ihm anständig sei, das Haus zu räumen, jetzt aber befehle er ihm alsobald sich fort zu machen. Wenn es morgen um diese Zeit noch darin sei, so wolle er ihm unsauber hinaushelfen. Er solle machen was er könne, antwortete Eisi, ein solch Kudermannli fürchte es noch lange nicht, er solle gleich jetzt probiren, wenn er dörf, er brauche ja nicht zu warten bis morgen.

Schon früher hatte der Götti einfallen wollen, da er aber nicht schreien wollte, was in solchen Fällen nicht sonderlich besänftigend wirkt, so war er nicht dazu gekommen, jetzt sagte er: „Es braucht sich da keine Gewalt und bis morgen brauchts allerdings nicht zu warten. Ich bin eben da mit Roß und Wägeli, um sie abzuholen, nur ihre Sachen kann ich nicht gleich mitnehmen, und hätte dich fragen wollen, ob wir sie hier lassen könnten bis morgen oder übermorgen. Da die Sach aber so ist, so kann ich sie da ins Nachbarhaus hinüberschaffen, sie werden nichts darwider haben. Deppe uf der Gaß läs't ih se morn doch neue nit gern z'säme, selb notti nit." Für selb solle er öppe nit Chummer hah, öppe so syg me de notti hie nit, u daß die Stürme mit ihm furt well, heig er nit g'wüßt, u so wüst z'säge bruch de e selligi ihm nit; er hätt de meh über seie z'klage, weder si über ihn. „Su säg de du, du kuderigs Mannli du, säg de was hesch z'klage du —." „Nit, nit, sagte der Götti, zangge wei m'r nit. Aber düecht hätts mih, öppe brav's wärs gsy, we nit

alles uf der Frau gsy wär, uf ere Wittwe, u se hätt bigehrt hingers Liecht z'führe, se füre Narre z'hah, u d'rnebe ere ab-z'stehle, bis si ume letzte Chrützer isch, selb hätt mih düecht, wär öppe nit ungattlich gsy, gege so nes arms v'rlaßes Wybervolch."

„He los, sagte das Mannli, wed m'r lose wettisch, u du hättisch m'r die rechti Gattig d'rzu, su wett ih d'r säge, wie d'Sach wär. Füre Narre hah nih se nie g'ha, aber für e Narre isch si g'ha worde, selb isch wahr. Aber het neuer ere das welle säge, un ere d'Nase drufstoße, su het si ihm wüst g'seit u nüt glaubt, un isch für g'fahre im alte G'stürm. Da hahn se lah mache, es isch m'r gsy, ih mög m'r nit lah wüst säge für nüt u wieder nüt, d'Sach werd sih de so nihm selber gäh u se b'richte, wo's dure müß. So isch d'Sach, u dran isch si selber schuld, u we si seit, ih heig er e newis v'rsproche, su het si's nit v'rstange oder sust lätz g'seit. Aber wenn e Frau alles zwänge wott u d'r Gring voll Hochmuth het, su hört V'rstang und B'richte uf." „Was feist?" fragte Eisi, das sich einem Kinde zugekehrt hatte. „Nüt Böses, sagte der Götti, er meint bloß, wenn er dir hätt welle der recht B'richt gäh, su hättisch ihm nit glost. Aber thum los newis," setzte er hinzu, als Eisi von vornen anfangen wollte. Widerstrebend gehorchte Eisi. „Los m'r jitz u folg m'r, da chast nimme sy, elei lah darf dih nit, er ließ dih use thue u was wettisch mache u denk was si änefert für e Freud drüber hätte. Drum pack styf z'säme, was grad näh wotsch, d's anger thue i's Stübli wo d'Bett sy u b'schließ, morn will ih de alles z'säme reiche, so daß du wyter ke Müh meh mit hah sotsch. Aber folg m'r jitz, gang u mach wie nihs g'seit hah, lue, ih meine's wäger nit bös mit d'r, u wegem Werche förcht dih nit." „O wegem selbe hah nih mih de nüt z'förchte, o jere, es isch de nit öppe, daß ih nüt g'macht heig, wenn angeri g'macht hätte, was ih, öppe so wyt wär's nadisch nit cho." „Ih weiß's, sagte der Götti, u zwyfle nit dra, aber mach

jitz, folg m'r, es b'langet mih, bis ih da furt cha, es wohlet m'r erst, wenn m'r ufg'hocket sy u fahre cheu."

Eisi brummelte, aber der Götti ließ sich nicht mehr ein, machte mit dem Mannli die Sache noch aus, daß er Eisi's Sachen da lassen könne bis morndrist und hinderte ihn, daß er mit Eisi nicht mehr zusammen kam. Eisi war mit dem Zusammentragen bald fertig; länger ging es mit dem Zusammenjagen der Kinder. Meinte man, man hätte sie alle, husch wußte man die Halben schon nicht mehr, es war fast, als sollte man eine Kompagnie Flöhe unter eine Wanne sammeln. Großes Geschick dazu hatte Eisi ebenfalls nicht und nicht Augen, welche sahen, was an den Kindern abzuschaben gewesen wäre. Es düechte den Götti, er sollte helfen und mit jedem apart zum Brunnen; indessen schwieg er, Eisi wollte er nicht wieder hinterstellig machen. Als er sie endlich auf dem Wägeli hatte, den ganzen Karsumpel, so erlebte er einen ihm noch nie vorgekommenen Spectakel.

Unter einem Fenster stand die Speisewirthin, um sie mehrere Kinder; als der Götti vorüberfuhr und grüßen wollte, sah er zu seinem großen Erstaunen, daß Wirthin und Kinder aus Leibeskräften ihre Zungen herausstreckten und grännetem nach Vermögen, und als er rückwärts blickte, sah er Eisi und dessen Kinder ebenfalls mit herausgestreckten Zungen und grännend, wo möglich noch ärger als die andern. Das war der Abschied, welchen zwei Familien, die Jahrelang Nachbaren gewesen, von einander nahmen. Der Götti konnte ihn nicht vergessen.

So schied Eisi von dem Orte, wo es den bedeutsamsten Theil seines Lebens zugebracht, wo sein Sinn zum Werk sich entfaltet, wo sein Werk seinen Namen gemacht, seinen Werth vor den Menschen bestimmt, ihn eingegraben in der Geschichte, d. h. in der Gedächtnißtafel auf der Gnepfi, welche aber keine eherne ist und höchstens von einem Geschlechte zum andern geht, auf welcher ein Name den andern oben abstößt,

höchstens das Großkind den Großvater noch duldet, und bloß, wenn es ihn noch erlebt, mit eigenen Augen ihn gesehen hat. Wer auf der Gnepfi lebt, der hat ein kurz Gedächtniß.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein altväterisches Kapitel von allerlei Geistern.

Leer stund nun das Haus, harrte eines neuen Einzüglers, unter der Thüre weilte der Hausgeist, sah, wer kommen wollte. Man betrachtet so ein Haus als ein todt Wesen, ohne Einfluß auf die Welt außer ihm, ohne Einfluß auf seine Bewohner. Wer es beziehen will, betrachtet das Dach vielleicht, Keller und Grümpelgemächer, wie die Thüren schließen und wie es gelegen, ob gegen die Sonne oder an einer Straße. Höchstens wenn etwa eine Großmutter in einer Familie lebt, frägt diese halblaut, daß es die Jüngern nicht hören sollen: oder ist's öppe ung'hürig? Ung'hürig sollen, wie man unter der Hand sich sagt, gar viele Häuser im Lande sein, unruhige Geister sollen wohnen da, unwirscher die einen, harmloser die andern. Und wenn man sagt im Lande, so meint man damit nicht etwa das Land, im Gegensatz zu den Städten. Wer in Städten es dahin gebracht hat, mit Glättere oder Schneiderinnen oder Töchtern aus dem Mittelalter ein vertraut Wörtlein zu reden, der erstaunt über die Zahl der ung'hürigen Häuser in den Städten und der Menge der Geisterarten, die auf die verschiedenste Weise sich künden sollen. Der harmloseste ist doch wohl der, welcher Haselnüsse aufdopp'let auf einem Treppentritt; schalkhafter sind schon die, welche den Mädchen an der Decke zupfen, oder gar an der großen Zehe; dann kommen die, welche mit Ketten rasseln, Trepp auf, Trepp ab, als blasse Todtengesichter, vor die Oefen

schleichen, am prasselnden Feuer sich wärmen, oder gar zu Lebendigen ins warme Bett feucht und eisig sich legen an des Schlafenden warme Seite. Am ärgsten sind jedenfalls die, welche Einem über Nacht den Hals umdrehen, daß am Morgen blitzblau das Gesicht im Nacken steht, und die Zunge eine Elle lang hinunterhängt. Solche Geister sollen zahllose Häuser unheimlich machen und so geheim als möglich hält es jeder, in dessen eigenem Hause ein solcher Geist spuken soll.

Doch diese Geister allzumal meinen wir nicht, wenn wir von den Hausgeistern sprechen. Wunderbar ist's, wie es Häuser giebt, in welchen beständig Streit ist, Häuser, wo immer was Ungebührliches betrieben wird, andere, wo jeder siech wird, andere, in denen Alle zu Grunde gehen, Alle welche in einer Reihe von Jahren einziehen, ja Häuser, wo Geschlecht um Geschlecht, die Familien an schlechter Kinderzucht sich aufreiben. Ist in solchen Häusern wohl ein besonderer Hausgeist, der in die Einziehenden fährt und sie verzehrt, jeder Geist seine Besessenen auf seine Weise? Wir wissen es nicht, aber wunderbar ist jedenfalls die Thatsache. Wer in ein Haus einzieht, sollte jedenfalls fragen, durch welche Umstände es leer geworden, welches Leben da erloschen oder ausgezogen sei, und wenn er von einem bösen Ende hört, mit aller Macht vor dem bösen Geiste sich zu wahren, ja ihn zu vertreiben suchen.

Bekannt aber ist, daß Macht über die Geister nur Geister haben, daß böse Geister nur durch gute bewältigt werden können, daß aber auch ausgejagte böse Geister mit Verstärkung wiederkommen und einbrechen, wenn nicht der gute Geist im Hause bleibt und treue Wache hält Tag und Nacht. Solch gute Hausgeister giebt's ebenfalls. Wohlbekannt sind nicht bloß Häuser, in welchen so lange man weiß die gleiche Familie wohnte in Zucht und Frömmigkeit, in Ansehen und Wohlstand, sondern auch solche, welche, wenn auch die Familie wechselt, doch in gleichem Geiste fort und fort bewohnt wer-

den, gegen welche zusteuert, wer in Noth und Bedrängniß ist, wer eines Almosens bedürftig ist oder einer freundlichen Hülfe, eines guten Rathes, eines milden Trostes. Es scheint diesen Häusern angethan zu sein, Freistätten der Bedürftigen zu sein, Zufluchtsörter der Bedrängten.

So stund leer das Wirthshaus auf der Gnepfi und unter der Thüre desselben lauerte der alte Geist, paßte auf einen neuen Einzügler. Einer wird gekommen sein, ob der Geist ihn unterthan machte, oder ob derselbe einen neuen Geist mitbrachte, der stärker als der alte war, wissen wir nicht.

Jedenfalls zügelte mit Eisi der alte Geist nicht aus, solche Geister haben es wie die Katzen, sie zügeln nicht, sie müssen ausgetrieben werden, sonst bleiben sie dem Hause getreu. Was fragen die Katzen den Menschen nach, Mauselöcher sind ihnen die Hauptsache.

Eisi mit seinen Kindern zog grännend aus. Mühe hatten sie, die Zungen wieder ans rechte Ort zu bringen, hatten allerdings vom Geiste des verlassenen Hauses so viel eingesogen, daß ihre Seelen davon besessen waren, das war das Einzige, was sie davon brachten aus dem alten Hause, mitnehmen konnten, vorgeschlagen hatten in einer Reihe von Jahren.

Eisi und seine Kinder zügelten accurat aus ihrer Wirthschaft wie Tausende zügeln aus dieser Welt, alles haben sie dahinten gelassen, nichts bei sich als eine vom bösen Geiste besessene Seele, eine Seele, angesteckt mit Lust und Neid der Welt, hungernd und dürstend nach dem, was man eben nicht hat und zu was man eben nicht kommen wird. Freilich, wer auf diese Weise zügelt aus der Welt, mit dem ist's fertig, denn dahin, wo er kömmt, da ist eben der Geist auf seinem Throne, der ihn hienieden durch seine Diener locken, in Besitz nehmen, seiner Besitzung zu jagen ließ, einem gewaltigen Seeräuberkönig gleich, der seine Räuberschiffe aussendet über alle Meere, zu locken oder zu bewältigen alle Schiffenden,

sie zu schleppen auf sein verborgen Eiland, in ewige Sklaverei, aus der kein Entrinnen ist, ein Morgen nach dem andern kommt ohne Ende und mit jedem neuen Morgen die alte Sklaverei.

Eisi's Auszug glich dem letzten wohl, doch war er es nicht, es war nicht sein letzter Auszug, und nicht dem ewigen bösen Geiste, aus dessen Hause kein Entrinnen ist, wo das Elend nie veraltet, sondern gleich jung, gleich unbeschreiblich immer bleibet, zog es zu. Es zog bloß in ein ander Haus, dort war freilich auch ein Geist, ein mächtiger Hausgeist, aber es war kein böser, sondern ein guter. Schon mehr als hundert Jahre hatte er in dem Hause gewohnt, und eine mächtige Herrschaft führte er. Wer über des Hauses Schwelle kam, der mußte sich ihm entweder unterwerfen, oder er hielt es nicht aus, er mußte weichen. Nicht daß der Hausgeist Gewalt brauchte, Peitsche oder Ruthe, Hunger oder Durst oder harte Arbeit, er war ein sanfter, mildthätiger Geist, der nie fluchte, selten harte Worte gab, selten jemand trieb zu schnellerer Arbeit, aber wer böse blieb und Böses liebte, hielt es in dessen Nähe nicht aus, es litt ihn nicht, eine wunderbare Kraft trieb ihn aus, die gleiche Kraft, die den Teufel nicht weilen läßt in der Nähe Gottes, die gleiche Kraft, welche in den drei heiligen Namen lieget, der kein böser Geist Stand halten soll.

Diesen Hausgeist sah Eisi nicht unter der Hausthüre, aber es empfand ihn bald; schwer, fast als ob er das Doggeli wäre, legte er sich ihm aufs Herz. — Der Götti und sein Mutterli nahmen Eisi und seine Kinder auf ganz wie Visite, meinten nicht gleich von Anfang sie haben zu wollen, wie sie sein sollten; solch rasche Uebergänge von einer Luft in die andere thun selten gut, vermittelt ja auch unser Herrgott Sommer und Winter durch Frühling und Herbst mit einander. Der Alten Lebensweise blieb die gleiche; der Götti regierte das Land, das Mutterli das Haus, und zwar nicht

mit dem Munde bloß, sondern auch mit der Hand. Sie waren bei allem, meinten jedoch nicht mehr, daß sie das Schwerste noch immer thun müßten mit selbsteigener Hand, aber sie wußten es doch so zu machen, daß es schien, als machten sie noch immer alles mit selbsteigener Hand. Als die neue Familie einzog, änderte die Haushaltung sich nicht, nur wurde mehr als noch einmal so viel gekocht als früher, aber durch die gleichen Hände, und doch wurde durch diesen Einzug alles ganz anders und selbst das Haus schien anders auszusehen. Es war wie wenn in stilles klares Wasser eine fremdartige Substanz geworfen worden, es bewegte sich die Masse, Bläschen stiegen auf, es begann leise zu brodeln, getrübt war das Wasser, und was da werden solle, ob eins das andere ausstoßen, ob beide sich mischen, ob das Feuer die Masse verzehren werde, entschieden war es nicht. Man denke es sich aber, wie es anders wird, wenn in ein stilles kinderloses Haus ein Rudel wilder, zuchtloser Kinder einbricht, die nicht arbeiten können, nicht lernen mögen, die weder was von Gehorsam wissen, noch was von Respekt, die alles erlaubt glauben und gegen jedermann, was sie zu vollbringen vermögen, zudem aber, wie alle wilden ungebundenen Kräfte, in beständigem Kriege unter sich sind. Da war kein Gesicht, das nicht Zeichen von brüderlichen oder schwesterlichen Klauen zur Schau getragen hätte, doch waren dieses nicht die einzigen Zeichen des Kriegszustandes, in welchem sie lebten.

Im Hause lebte eine schöne schwarze Katze, ein gewaltiger Maudi, auch ein Hund war da, ein stattlicher Blaß, beide lebten in süßem Frieden mit einander, fraßen aus einer Schüssel, und während der Blaß unter dem Ofen schnarchte, schnurrte der Maudi auf dem Ofen. Wenn sie ums Haus spazierten, flog keine Taube auf, ging kein Huhn aus dem Wege, ja selbst die Spatzen schienen den Maudi nicht zu fürchten, setzten sich auf den Rand der Schüssel, aus welcher er fraß. Es war der Weltfriede hier, von dem der Prophet

geträumt, den er aber nicht erlebt hatte. Die wilden Jungen aber kannten keinen Frieden, und gegen jedes Thier, das in ihren Bereich kam, begannen sie den Krieg, vertilgten was sie konnten und quälten, was sie nicht vertilgen konnten.

In ihrer alten Heimath hatten sie es dahin gebracht, daß kein Thier ihnen wartete, als etwa Hunde mit vorgewiesenen Zähnen. Als sie hier in den Frieden hineinfielen, wie vor Jahrhunderten die Hunnen in die stillen Schweizerthäler, als sie die Thiere mit Händen greifen, fast Salz streuen konnten auf die Schwänze der Spatzen, hui, was das für eine Burgerlust war! Doch dauerte diese Freude nicht lange, wie keine dieser Art. Gutmüthig hatte anfänglich der Maudi einige Späße aufgenommen, als ihm aber die Späße zu arg wurden, war er der Erste, der zur Selbstvertheidigung schritt und seiner Krallen sich bediente; ihm ahmte der Blaß nach, doch biß er nicht, er klemmte nur noch, die Tauben flogen auf, die Hühner zottelten ängstlich ins Korn, die Spatzen setzten sich auf die Bäume und verschrien die bösen Buben, so weit sie konnten. Und was das dem Mutterli ins Herz schnitt, als der Maudi nicht mehr mit vollem Bewußtsein eines lieben Hausgenossen herumspazierte und seinen gewohnten Platz einnahm, so oft es ihm beliebte, sondern wild ward, zwischen den Beinen durchschoß, sich selten blicken ließ, mit dem Blaß ein geheim Bündniß zu haben schien, und allemal erst knurrte und die Haare aufstellte, ehe er dem Mutterli flattirte. Es war gerade, als ob er erst mit ihm branzen, ihm Vorwürfe machen wolle, daß es wilde Kinder habe kommen lassen in ihren stillen Frieden.

Abwehren half nicht das Mindeste, die Kinder hatten gar keine Ohren für Befehle und Mahnungen, sie thaten nicht bloß, als hörten sie nichts, sondern sie hörten wirklich nichts, wenn der Götti oder die Gotte sagten: E ih wett nit, lue er chönnt dih byße, er chreblet dih wäger, lue wed' süferli thuest, und ne Haber streust, die Tube chöme u näh d'r's us

d'r Hag. Für diese Sprache hatten sie wirklich keine Ohren. Der Götti versuchte sie allmählig an Arbeit zu gewöhnen, rief hier Eins, es solle ihm helfen, oder dort Eines, rühmte ihns, schenkte bei gutem Anlasse dem Einen ein Lämmchen, dem Andern ein Paar Tauben, aber das Ding half nichts. Sie hatten die Thiere nur um sie zu plagen. Das Lämmchen, das er dem ältesten Buben verehrt hatte, hätte es fast mit dem Leben gebüßt. Erst plagte es der neue Herr, jagte es den ganzen Tag herum, wollte es dressiren wie einen jungen Metzgerhund. Ließ es endlich dieser in Ruhe, so quälte es ein jüngerer Bub, weil er nicht hinter den stärkeren Bruder durfte, so prügelte er dessen Lamm und mißhandelte es. Zeit und Ordnung hatten sie keine, schleppten alles hervor, ließen alles liegen, wo es sie ankam, strichen herum, so weit es ihnen gefiel, kamen heim, wann es ihnen gefiel. Um die Essenszeit kümmerten sie sich nicht im mindesten, wenn sie aber heim kamen, so wollten sie essen, jedermann sollte alles liegen lassen um sie zu bedienen, und was man ihnen gab, war nicht recht, sie befahlen dies, jenes, wollten Fleisch statt Brod, Wein statt Milch, und Erdäpfel fräßen sie keine, die syge für d'Säu, meinte eins der Kinder. Das Mutterli meinte anfangs, man müsse Geduld haben un öppe geng luege, daß si z'friede syge, gab her, was es hatte, aber in die Länge ging es nicht so, es begann zuzusprechen und zu trösten, sie sollten nur nehmen heute, morgen wolle es sehen, daß es ihnen was hätte, welches ihnen anständiger sei. Aber das was es ihnen dann gab, war ihnen vielleicht auch wieder nicht anständig. Sie brachen in den Keller ein, in den Kuchischaft, sie nahmen selbst, wo sie dazu kommen konnten. Sie leckten im Keller die Nidel ab der Milch, sie waren scharf über dem Käse, die Eier schwanden und von den Aepfeln, die immer gespart wurden bis man neue hatte, war bald keiner mehr zu sehen. Unerhört war solches Treiben im Hause, und was nie geschehen war in selbigem, das mußte

jetzt geschehen; wenn auch mit großem Leid und Weh, es mußte auch über Tag der Schlüssel am Keller abgenommen werden. Fast wie Feinde war ihnen die junge Brut in's Haus gefallen, und doch war Eisi ihnen vielleicht noch peinlicher, denn es war eine Figur, die gar nicht zum Hause paßte, und wer es auch nur sah, dem wars, als stolpere er über einen Stein, oder es sei ihm was im Wege und er müsse hinten um.

Es war da wie eine Dame, fast wie eine Engeländerin, rührte nichts an, paßte aber wohl auf, ungebührliche Zumuthungen von der Hand zu weisen. Von wegen seiner Bildung und als Weltfrau sah es die alten Leutchen tief unter sich und verachtete sie sehr. Dümmere Leute als die, gebe es nicht, sagte es, was Leben sei, wüßten sie gar nicht, gäb es in die Länge hier leben wollte, hängte es sich lieber. Es wartete immer auf ungerechte Zumuthungen oder harte Behandlung der Kinder, wohl denen wollte es zeigen, wer es sei, und daß es nicht da sei, ihr Schuhwisch zu sein. Aber es hatte keine Gelegenheit, das zu zeigen, niemand muthete ihm was zu, niemand gab seinen Kindern ein hart Wort. Das machte ihn's so recht bös, nur hatte es keine Gelegenheit, es so recht zu erzeigen. Zudem waren die Kinder ihm lästig. Im Wirthshaus hatte es sie selten gesehen, hier waren sie ihm, wie es klagte, beständig unter den Füßen, es hatte keine Ruhe vor ihnen, ihm waren sie am meisten lästig, und wer ihnen die meisten bösen Worte gab, aber nicht wenn sie was böses machten oder Streit hatten, sondern bloß wenn sie ihm lästig waren, das war Eisi. Die Langeweile ist ein unwirscher Gast, läßt niemand Ruhe; da niemand ihm was zumuthete, so ward es böse, kehrte seine Gedanken und machte den alten Leuten es zum Vorwurf, daß sie es nicht etwas machen hießen. Sie wollten es mit Längizyti z'todtschlah, sagte es, oder machen, daß es dest eher gehe. Aber wenn es einmal eine Lismete z'weg schriß

oder was zum Schnurpfen, und die Mutter ihm sagte: „wed' öppe Fade witt oder Züg für z'plätze oder sust neuis z'mache, su sägs ume, du mußt hah. Es isch nit, daß m'r meine, daß du dene Chinge söllisch Kleider z'wegmache, m'r hei d'r Schnyder scho heiße cho, aber wed' neuis für dih mache wotsch, su mußt hah was de wotsch." Es heig, was es nöthig heig, sagte dann Eisi. Es konnte die Alte Kraut rüsten sehen oder so was machen, es saß dabei, aber rührte keine Hand an. Hie und da konnte es dem Knecht grasen helfen, um zu zeigen, daß es auch noch rechen könne, trotz Einer, der rühmte es begreiflich, ums Rühmen hatte Eisi immer viel gethan und jetzt kam es so selten dazu. Auch in der Küche hätte es sich nicht ungerne sehen lassen, wußte viel zu erzählen von allerlei Plättleni, welche es seinen Gästen vorgesetzt, und wie sie immer gerühmt, besser als bei ihm esse man nirgends. „He ja, sagte dann die Mutter, üser eim weiß vo selligem nüt, es guts Kaffee un es Schnefeli längs Brod isch öppe d's Best, was m'r hei, un ih bigehre nüt Bessers. Aber we's dih öppe düecht, du möchtisch neuis, su machs ume, nimm was d'bruchst, we m'rs hei." Aber Eisi ließ sich nicht herab dazu. D's G'schirr zu selligem fehl, sagte es, u de i re fremde Kuchi mach es nüt, es heig nit Freud i re Kuchi neuis z'mache, wo's nit Meister syg.

So stund es im Hause, unheimlich und wild, die alten Leute waren gedrückt, seufzten wohl, wenn sie einander ansahen, aber reuig waren sie nicht und klagen thaten sie auch nicht, kein böses Wort entrann ihrem Munde. Der Hausgeist schien geflohen zu sein bei dem neuen Einzuge, wie man es den Bergmännlein nachredet, daß sie fliehen, wenn wilde fremde Menschen in ein Haus kommen, welches sie bewohnt hatten. — Aber so ein Hausgeist flieht nicht, wenn die ersten Bewohner ihn nicht verstoßen, sondern bei ihm ausharren in Geduld und Sanftmuth, das Neue wird bewältigt oder es entweicht.

In einem Rudel wilder Kinder sind die kleinsten und schwächsten am bedaurungswürdigsten, sie müssen am meisten leiden, wie in einer wilden Heerde die Kranken und Kleinen zertreten werden im Gedränge. Sonst ist es die Mutter, welche die Kleinsten schützt oder der Vater, daher es so oft heißt, die Jüngsten hätten am meisten Recht, besäßen die beste Liebe, der ihnen so nothwendige Schutz wird nicht begriffen. Bei Eisi war es aber umgekehrt, es fragte überhaupt niemand viel nach, auch seinen Kindern nicht, und begreiflich denen, welche es am meisten belästigten, am wenigsten. Wenn die Kleinern weinend bei ihm Schutz suchen wollten, so hieß es sie Brüllhüng, hieß sie schweigen auf der Stelle, wenn sie nicht zum Gring wollten, daß sie dann wüßten, was sie zu brüllen hätten. Zudem hatte es auf unser armes, kleines Mädchen einen Zahn und durfte es doch nicht recht zeigen, es war ihm unheimlich bei ihm, es erschrak allemal, wenn dasselbe sich ihm nahte, besonders wenn Eisi alleine war.

Das Kleine konnte nicht vom Aetti schweigen, immer fing es von ihm an und so oft bat es: „Mutter, wei m'r nit für e Aetti bete? Viellicht wär's g'nue, aber denk o, we's nit g'nue wär, u mir hätte d'r Wyl gha, u 's doch nit tha, denk o Müetti. Wotsch afah? Müetti bet doch!" Und gäb wie ungern, so mußte Eisi doch zuweilen beten, ein gewisses Grauen ließ es ihm nicht zu, das Beten allemal abzuschlagen, aber allemal, wenn es gebetet hatte, so stund ihm der kalte Schweiß auf der Stirne. Darum liebte es das Mädchen nicht und doch war es das einzige seiner Kinder, welches sich zu ihm drängte, trotz Schnauzen und Müpfen, sich an Eisi hing und bat: o Mutter, häb mih o lieb, denn das arme Kind war eins von denen, welchen Lieben und Leben eins ist. „Schwyg doch mit dym Kähr u stürm m'r nit geng d's Glyche," war Eisi's gewöhnliche Antwort. Dieses Mädchen fühlte natürlich schnell die Herzen heraus, in denen

Liebe war für so ein klein lieb Mädchen. Nicht mancher Tag war vergangen, so hing es unzertrennlich an der alten Mutter, war ihre kleine Dienerin, hatte sie zu seiner Vertrauten gemacht, gefragt, ob sie wohl mit ihm für den Aetti beten wolle, d's Müetti thüys so ungern. Das hatte der alten Frau ihr Herz unbegreiflich bewegt, thränend hatte sie mit der Kleinen gebetet und that es fürder alle Tage, und das Kind war ihr so lieb, daß sie ihrem Mann oft sagte, sie glaub emel, si v'rsüng sih drob.

Etwas Aehnliches geschah mit Benzli, dem jüngsten Knaben und dem Götti. Seit des Vaters Tode war Benzli so recht niemanden gewesen. Früher hätte, wie erzählt worden, der Vater seiner sich angenommen, seither hätte er nirgends sein sollen. Die ältern Geschwister hatten es wie die Söhne Jakobs mit ihrem Bruder Joseph, und wenn er zur Mutter sich flüchten wollte, so balgete die und sagte, er sei d'r wüstist Brülli wo's geb, er syg ere i Gotts Name geng ume unger de Füße, er söll sih zu de Angere gheie e nangere nah, sust mach si ihm d'Hose ache un er müß d'Ruthe hah. Der Götti konnte ihn noch nicht, wie die Andern, zum Arbeiten locken, welches sie aber auch flohen, als ob man ihnen Schwefel unter die Nase hielte, aber wenn Bruder und Schwestern ihn plagten und er weinend und schreiend ihnen nachlief, so lockte ihn der Götti auch, sagte: komm du zu mir, und bald führte er ihn zum Roß und bald nahm er ihn auf den Wagen oder auf die Bähre, ließ ihn reiten, machte ihm eine Geisel, lehrte ihn Thieren Brod und Haber geben, mit Liebe, nicht zur Neckerei, um sie dann besser plagen zu können. Beim Götti war Benzli sicher, hatte kurze Zyti, ja er konnte ihm zuweilen ein Werchholz tragen, etwas halten, und dann sagte der Götti: Lue Mutter, was ih da für es Knechtli hah, u wie er m'r scho helfe cha. Ja, zuweilen lehrte der Götti mit ihm und sagte ihm, wenn er fleißig sei, könne er ans Examen u überchöm de schön

Batze, und wenn er dem Pfarrer recht schön aufsagen könne, so kaufe er ihm noch ein Buch mit goldenen Thieren darauf. Mit dem Kinde ging eine sonderbare Veränderung vor. Es war, als ob an einer dürren Halde plötzlich ein Quell zu Tage gebrochen sei mit fettem, süßem Wasser und die Halde wässere leise rieselnd an ihrer Seite nieder, oder als wenn die Sonne aufgegangen wäre über einen kalten, gefrornen Acker und Tag um Tag ihn küsse mit ihren lieblichsten Strahlen. Benzli war des Götti's kleiner Schatten. Er erwachte am Morgen, wenn der Götti aufstund, es war als ob eine sympathetische Kraft ihm den Schlaf verscheuchte, war aber der Götti fort, schlief er nicht ein, bis der Götti wieder heim war, es mochte so spät werden, als es wollte. War der Götti nicht daheim, so schloß er sich an seine Schwester, stund unter dem Schutze der guten Frau, unter seinen andern Geschwistern wäre es ihm übel ergangen, sie hätten an einem Tage nachholen wollen, was sie während zwanzig Tagen ihm anzuthun unterlassen mußten. Ließen die beiden kleinsten Geschwister sich von ihren Schutzgöttern weg, so ergriffen die andern rasch die Gelegenheit, sie zu quälen und zu plagen, daß sie weinen mußten. Wenn sie nun weinend unter die schützenden Flügel sich flüchteten, so begehrten die andern auf und klagten: da sehe man wieder die Plärhüng, we me die ume alueg, su brüllte si grad use u v'rchlagte si by de Alte, kläfelete, kläpperlete alles ume, un si welle se nimme byn ne dole u we si noh meh chöme, su schlahye si ne alli Bei abenangere, daß es sih de o d'r werth z'brülle syg. Die kleinen Kinder, so wie sie an Götti und Gotte gefesselt wurden, die Liebe in ihren Herzchen erblühte, das Bewußtsein mit inniger Kraft erwacht war, daß sie wieder neuere seien, hatten innige Freundschaft mit den Thieren geschlossen, trugen die Früchte der erhaltenen Liebe auf sie über, was an ihnen gethan ward, wollten sie auch andern Geschöpfen anthun. Um so heftiger verfolgten die ältern

Kinder die harmlosen Thiere, in ihnen wollten sie den Kleinen wehe thun, was sie diesen nicht thun durften, das mußten die unschuldigen Thiere abthun. So geht es oft im Großen in der Welt, wie es hier im Kleinen geschah, nur daß dann die Bubenhaftigkeit ins Große geht, während sie hier nur im Kleinen sich äußerte, daß man das Vaterland prügelt, um Vaterlandsfreunden wehe zu thun, daß man, trotz Treue und Eid, das Vaterland aufs Spiel setzt, in der Hoffnung, persönliche Feinde könnten in diesem Spiel das Leben verlieren. Die Bubenhaftigkeit, welche dieses verruchte Spiel treibt, geht aber nicht bloß ins Große, sie geht ins Grausenhafte.

Die lieben Kleinen hatte der Hausgeist ergriffen, sie waren dessen lieblichste Ebenbilder, sie waren der Alten herzlichste Freude, und wer gesehen hätte, wie lieb die Augen glänzten, mit welchen die Gotte ihrer Kleinen nachsah, und wie mild das Auge des Götti erglühte, wenn er mit seinem lieben Buben sprach, der hätte gesehen, wie die Liebe, die im Herzen sprudelt, in den Augen erglüht. Solche Freude hatten die Alten noch nie genossen, auch durch ihre Herzen floß ein frischer Lebensstrom. Die Kinder waren ihre Sternlein, und wie ehedem die Schiffer nach des Himmels Sternbildern, richteten die Alten nach diesen Gebilden Gottes ihren Tageslauf, und wenn sie nicht sichtbar waren, so war es ihnen wie den Schiffenden, wenn Wolken die leitenden Sterne verhüllen. Und neben dieser Freude brannte doch ein großes Leid in ihrem Herzen, ihr Herz war fast, wie die Juden meinen, daß es sei, wenn Himmel und Hölle aneinanderstoßen, Freude und Leid wohnten dicht beisammen.

Sie sahen das Treiben der andern Kinder, sahen wie keine Liebe fruchtete, wie jede Beschränkung ihrer angewohnten Lebensweise durch Strenge erzwungen werden mußte, wie aber zwischen den Kindern der Neid eine immer tiefere Kluft grub, wie da kein Friede herzustellen sei. Zur Hülfe rührte Eisi keinen Finger; wenn die Kinder ihm nur nicht nahe

kamen, so war es zufrieden, und wenn sie sonst etwas Schlimmes trieben, so sagte es, d'Ching sye so, es müß geng öppis uwatligs gah, d'rnebe chönn me das nit ändere. Daneben ward es aber auch nicht eifersüchtig, wie manche Mutter es geworden wäre, über die Liebe, welche die jüngsten Kinder den Alten zuwendeten. Die Ching plagten sie doch, sagte es, aber es mög ne's gönne, si sye selber schuld dra, warum gebte si sih sövli mit ne ab u möge sih mit ne g'mühye. Aber mi müß se ume lah mache, es werd ne scho noh erleide. D'rnebe mög es 'es o de Chinge gönne, si heige emel einist dest besser d'thy, u d's bös hah werd ne scho wieder cho, un allweg früh g'nue, u de werd's ne de dest ung'wahnter vorcho. Aber es g'schech ne de recht, si heige de ihri gut Sach o g'hah, u die Angere nit.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie die altväterischen Geister Meister werden und auf harten Tag ein schöner Abend kommt.

Der Götti war nicht der Mann, welcher einer Sache, die im wachsenden Schaden lag, unthätig zusah oder den Glauben hatte, wenn unser Herrgott es anders haben wolle, so werde er es schon anders machen. Er hatte den Glauben, unser Herrgott mache, was wir nicht machen könnten; was wir machen könnten, wozu er uns Kräfte gegeben, das überließe er uns ganz und gar und rühre keinen Finger dafür. So habe unser Herrgott die Erde geschaffen und die Sonne dazu, lasse regnen und gebe den Thau, von wegen, daran könnte der Mensch nichts machen, weder mit seiner Kunst noch mit seiner Weisheit, er habe die Samkörner alle gemacht, dieweil er wohl gewußt, daß weder ein Schreiner

noch ein Drechsler oder gar ein Chemiker, ja nicht einmal ein Hexenmeister je eins derselben werde machen können, welches da Leben gewinne in der Erde Schoos, in Regen und Sonnenschein. Aber bauen die Erde, säen den Samen, das müßten wir, müßten die Erde lockeren, daß Sonne und Regen in sie dringen könnten, müßten den Samen bergen unter die Erde vor der Vögel Gier, müßten säubern die Saat, daß unter Dornen und Disteln sie nicht ersticke. Das wußte der Götti, auf sein Wissen war sein Glaube gebaut, und nach seinem Glauben handelte er, und dieses geschah in drei Tempo: erst überlegte er reiflich, dann besprach er es mit seinem Mutterli weislich, und mit Kraft und Ernst führte er es aus schließlich.

In einer günstigen Stunde, welche ihm jetzt nicht alle Tage zu Theil wurde, wo kein fremdes Ohr in der Nähe war, sagte er zu seinem Mutterli: „Los, ih möcht neuis mit d'r rede, es drückt mih neuis, u länger cha's nit so gah." „Weiß scho, was de säge witt, sagte das Mutterli, es het mih o scho lang drückt, aber red' ume, vielleicht hei m'r d's Glyche g'sinnet." „Sieh, sagte der Götti, jetzt erst weiß ich, warum der liebe Gott den Menschen ein Kind nach dem andern giebt und nicht alle auf einmal. Wenn so ein halb oder ein ganz Dutzend auf einmal kämen, wie sollte ihnen der arme Mensch, der ja mit sich selbst oft mehr als genug zu thun hat, Meister werden, sie einverleiben können in den rechten Geist, in die gute Ordnung, alle mit einander und Eines wie das Andere. Da würden sie ihm wahrscheinlich Meister oder würden allmählig zusammenwachsen und gegen ihn Partei machen. Kömmt aber so styf Eins nach dem Andern, so hat man Zeit, Eins nach dem Andern dem Hause einzuurben, einzugewöhnen, und wenn man es recht anfängt, so wächst Eins nach dem Andern heran als ein Freund, welcher hilft, als ein kleiner Vorgänger dem jüngern, so als ein kleiner Mittler zwischen den Alten und den Jungen. Sieh, da ist's, wo wir gefehlt haben

und wo geändert sein muß. Den ganzen Karsumpel haben wir zusammen ins Haus genommen und werden begreiflich seiner jetzt nicht Meister, sondern fast eher ihm unterthan. Das junge Volk hat einen andern Geist im Leibe als wir, dasselbe sollte ausgesagt sein mit Schlägel und Weggen, und statt dessen stärkt sich ein Geist am Geiste des andern, und wir fechten weder mit Schlägel noch mit Weggen. Ich muß bekennen, das kann ich nicht. Das könnte ich wohl, ein Kind züchtigen zuweilen bei groben Fehlern, und zwar, wenn ich einmal müßte, so würde ich es so züchtigen, daß es wüßte, wie ich es meinte. Aber wenn ich mit diesem Rudel verfahren sollte, wie es es verdiente und wie es sein müßte, wenn derselbe zur Besserung kommen sollte, so müßte ich den ganzen Tag nichts als abschlagen, drein schlagen, als ob ich im Verding Wedelen hacken thäte, und den ganzen Tag wäre ums Haus herum ein Geschrei, wie bei einem Schweinmetzger, und selb mag ich nicht, selb stünd ich nicht aus, lieber wollte ich noch nach Amerika. So aber, wie gesagt, kann man es nicht gehen lassen, alle Tage wird das Uebel größer, das Heilen schwerer. Durch unsere lieben Zwei vermögen wir auf die anderen nichts, denn sie werden von ihnen gehaßt; aber eben darum werden die ältern sie zum Bösen verleiten, sie zu verderben suchen, wie sie können und mögen. Darum, was meinst, habe ich gedacht, die ältern Kinder müßten fort, je eher je lieber, und zwar auseinander, eins hie hin, eins dort hin, ein jedes in eine eigene Haushaltung, an der es nichts abbringt, sondern wo es in der Zucht ist und sich unterziehen muß, wo die Geschwister keine Bande mehr machen können. „Du meinst doch nicht auf die Gemeinde, wo sie verdinget werden?“ fragte das Mutterli.

„Was denkst, sagte der Mann, das wäre ja eine Schande für die Familie und eine Sünde für uns. Aermeren Leuten, welche zinsen müssen und die eigenen Kinder schwer durchbringen, noch die Last aufzubürden, selligen Leuten, wo ihre Sache

verthan haben, noch ihre Kinder erziehen zu müssen, so lange Verwandte da sind, welche dieses unbeschwert vermögen, selb ist nicht recht. Wenn niemand was thun will, so habe ich gedacht, thun wir es. Eigene Kinder haben wir keine, genug haben wir, und wenn wir das Uebrige während unsern Lebzeiten zum Nutzen anwenden, so wird's wohl unserm Herrgott recht sein und unsere Erben werden wenig dagegen haben können. Und der Gemeinde möchte ich sie auch aus einem andern Grunde nicht aufladen, du weißt wohl aus welchem. Das geht nur so ang'fährt zu, und zu wem ein Kind kömmt, darnach frägt man so viel nicht, wenn's nur jemand will und nicht viel dafür begehrt. Da denk ich, müssen wiederum die Verwandten selbst den Verstand brauchen. Ich hätte das so g'sinnet. Ich weiß einige Verwandte, wo das eine und das andere gut aufgehoben wäre und welche die Kinder brauchen könnten; mit diesen will ich reden, und was es Zuschuß mangelt, dafür wollen wir niemand plagen, das geht unter uns. Habe ich die Sache richtig, so rede ich mit dem Vogt, der wird nicht viel darwider haben, er thut ja, als wenn er gar nicht auf der Welt wäre, ist noch nie da gewesen, seit sie hier sind."

„Es isch m'r fry, as ob m'r e Stei ab em Herz fiel, sagte das Mutterli. Aber un Eisi, was wird Eisi säge, wenn die Ching furt sölle? Das thut de wüst u seit, d'Sach heig ihs g'reut u mir syge wüst Lüt."

„Häb nit Chummer, Mutter, sagte der Götti. Es ist traurig, aber du siehst es so gut als ich, wie viel es den Kindern nachfrägt und wie es sie, am weitesten von ihm, am liebsten hat. Unrecht möchte ich niemand thun, aber ich sage es nur zu dir, und froh wäre ich, wenn's nicht wär. Merkst nicht, wie es anfängt sich aufzupützerlen, und bald hat es hier was zu thun, bald dort, bald hat es noch Geld einzuziehen, bald etwas nachzufragen, ein Vorwand um den andern. Hier ist's ihm erleidet, es möchte was Anderes anstellen, und dazu

kömmt eine Wittwe der Art am liebsten durch einen Mann. Und wie es solche Wittwen anstellen, weißt du wohl, sie machen ihr Vermögen so groß als möglich, und wenn sie Kinder haben, so reden sie von denselben so wenig als möglich. Ja, ist's nicht schon oft geschehen, daß Kinder aus erster Ehe erst nach der zweiten Hochzeit zum Vorschein gekommen sind, zu großem Erstaunen. Wenn Eisi auf dem Weg ist, wie ich fürchte, so wird ihm das Vertheilen der Kinder sehr lieb sein, es kömmt ihm um so weniger aus, wie viele es hat; wenigstens die Halben kann es einstweilen im Verborgenen behalten und kömmt so desto leichter zu einem Mann."

„E aber schäm dih, sagte die alte Frau; daß de so vli bös sygisch, hätt ih doch afe nit glaubt. Nei aber, so wird's doch öppe keini mache?"

„E Mutter, du weißt ja, wenn's nicht wär, ich würde es nicht erdichten. Besinne dich, wie es die und die und die und die gemacht haben, es wär ja ein ganz Register voll, wenn ich es aufsagen wollte, ich würde nicht fertig. Solche Weiber wie Eisi sehen kein ander Heil als im Heirathen. Sind sie in schlechte Umstände gekommen, so wissen sie von Aenderung ihrer selbst nichts, daran haben sie keinen Gedanken, oder versuch es, rede Eisi von seiner Besserung. Ein Mann ist ihr Heiland, eine neue Ehe ist ihnen, was dem Christen die Wiedergeburt; nach einer solchen trachten sie von ganzer Seele und allen Kräften und sonst nach nichts."

„E aber Aetti, so hah'n dih doch wäger noch nie g'hört, sövli bös bisch doch sust neue nit, u redst sövli schlecht vo de Lüte."

„Du hast Recht, Mutter, sagte der Alte, und man sollte nicht, aber was wahr ist, ist wahr, und es giebt Zeiten, wo man es sagen muß, wo es Einem übers Herz kömmt, daß man es nicht mehr verdrücken kann. Ich habe fast gar nicht mehr gewußt, was es heißt zornig werden, und habe mich oft

sehr verwundert, wie verständige Leute es doch so werden könnten, aber der liebe Gott hat es mir wieder begreiflich gemacht. Wenn die Kinder in allem sind und kein Rufen hören, kein Bitten achten, alles verderben, so will es mir wohl manchmal das Haar aufstellen; aber viel zorniger, daß es mich dünkt, ich könne es nicht verwinden, daß ich neben aus muß, werde ich, wenn ich sehe, wie Eisi den Kindern nicht nur nichts nachfrägt, sondern sogar, während es die Wilden ungemahnt alles Mögliche machen läßt, die lieben Kleinen, wenn sie ihm flattiren möchten, anfährt, des ume schießt, daß es Einen dünkt, sie sollten an einer Wand kleben bleiben. Es ist mir allemal, als ob man mir das Herz mit einem Garbenknebel umdrehe. Und hast du schon gesehen, daß Eisi sieht, wenn sie ungewaschen sind, daß es sich ihrer Kleider achtet, daß es deswegen einen Finger stärker rührt, wenn ihnen die Hudeln über die Schuhe hängen? Das macht mich zornig, daß ich in meinen alten Tagen von vornen anfangen muß, an mir selbst zu werchen."

Der Götti war nicht bloß mit dem lieben Gott gut bekannt, sondern auch mit den Menschen; sein Urtheil über Eisi hatte seinen guten Grund; wie er sagte, so war es.

Eisi war es, wie es sagte, meineidig erleidet in der Einöde. Die Leute wären nicht bös, aber dumm und altväterisch. Da sollte es immer gehen wie in einer Versammlig, un obe druf sötts de noh all Sunde z'Chile. Z'eße heig es, u werche chönns, was 's well, u daß es alles eleini mache müß, mein es nit. Aber wo nes trappi, syge ihm d'Ching unger de Füße, furt well me se nit lah u doch sötte si niene sy, gäb wie eis neuery trapp, ume öppe i's Gras oder i's Werch, su pfyf d'r Alt u heiß se use; un ihm wär's, we si ume dänne chäme. So sy besti Zyt da ab d'r Welt zu z'bringe, selb well s de nadisch nit, es well öppis angers astelle, so bald es sich ihm schick un ihm Eine z'weg lauf, wo nes glaub, es mach's gut. Es gugg ihm neue afe neuis,

Drei heig's i d'r Rispi u vo dene Dreie werd wohl Eine d'r recht sy. Wo nes es am beste g'säch z'mache, da d'finn' es sih de nimme lang.

Der Eine war ein Märitkrämer, d. h. Einer der daheim einen Laden hatte, jedoch auf Jahrmärkten und zu Bern alle Dienstage feil hatte. Er hatte ein schönes Chaischen mit einem langen langen Hinterstück, in welchem, wie in der Arche Noahs, alles Mögliche Platz hatte.

Der Zweite war ein Wirth, der hätte eine schöne Wirthschaft und handelte nebenbei noch etwas weniges um Käs.

Der Dritte war ein Herr, d. h. ehemals war er ein Handwerker gewesen, jetzt war er ein Stück von einem Schreiber, hatte ein Pöstlein dazu und handelte um allerlei; um Kanarienvögel und um Bohnenstecken, um Aargauer Bauele und um Luzerner Schnitz, um Zürikerze, um Baselleckerli, um Bernerseife und Aele Senf, kurz um allerlei gute Sachen.

Alle drei waren Wittlige und Parthien, besser nützte nichts, meinte Eisi, an jedem Orte hätte es es wie der Vogel im Hirse und alle drei hingersinnete sih, wenn es si nit nähm, si thüye mit ihm, so heig es fry noh nie nüt g'seh sövli narrochtig u v'rliebt.

Der Krämer gefiel ihm b'sungerbar wohl, es Chaisli und all Wuche z'Märit u d'Sache im Lade alli selber, besser wüßt es es nit z'mache. Weder d's Feilhah im Winter syg ihm öppe nit am aständigiste u de daheim Schwebelhölzli u Bäredreck krüzerewys z'v'rchaufe, chönnt ihm doch viellicht welle erleide.

Besser g'fall ihm 's Wirthe, selb chönn me begryffe, un es glaub schier, es well d'r Wirth näh, weder er syg gar e dicke u es heig g'meint, wenn's noh einist manne well, su wells de e dünnere, e dicke hätts neue afe g'ha. U de heig er zwen Meitleni, so mager gelb Gränne, u de nüsti hoffährtig, daß me fast nit luege dörf, allweg, we's ne nehm, su müße ihm die us em Hus, u well er ihm das nit v'rspreche,

su nehms ne nit, druf chönn er zelle, es heig selber Chings meh as g'nue.

U de mit diesem, mit em Herr, wüß es erst nit, wie's es mache well. Ei Weg g'fall er ihm v'rflümeret u d'r anger Weg nit e Tüfel. Am mingste mache müßt es da, z'pflanze bruch me nüt, d'Sach chauf me uf em Märit, es chönnt sy Zyt bruche, wie es well, daheim sy oder nit, chönnt a Bäull u i d'Kumedi, wenn syg, u spaziere mit ihm, hie us u dert us, öppe i d'Nächi, die beste Händel hätts. D'rnebe g'fall er ihm doch neue nüt, er heig so ne längi Nase u schnupf de noh d'r ganz Tag, daß er fast steich wie nes Mistloch; u chöm mängisch so hüdelig daher, daß me glaubti, er syg e Spittler oder e alte oberkeitlige Kostgänger, u me sih synere schäme müß. Aber öppe nit wege d'r Armuth chöm er e so, sondern will ihm niemere zur Sach lueg u se öppe i Ehre heig. Mit z'Gast hah u z'krame heig er de öppe d'r meist V'rstang.

Solche Hoffnungen und Bemerkungen detaillirte Eisi begreiflich weder dem Götti noch der Gotte, so packte es seiner bekannten Freundin aus, bei welcher man es sehr oft sah, die große Gefälligkeit für ihn's hatte und viele Gelegenheiten ihm verschaffte.

Eisi's Läuf und Gängen nachzugehen, wollen wir uns aber hüten, sie gingen so in die Kreuz und in die Quere, daß es uns ginge, als wären wir in einen Irrgarten gerathen, in welchem man sein Lebenlang laufen kann und doch keinen Ausgang findet.

Wir wollen unsern geneigten Lesern bloß noch sagen, daß auch der Götti seine Läuf und Gänge hatte, jedenfalls würdigere, ob sie zu besserem Ziele führen werden, ist Gott bekannt. Er hatte mit seiner Mutter, wie er die Frau zu nennen pflegte, Bekannte und Verwandte durchgemustert, die Thüren bezeichnet, an welche er für die Aufnahme von diesem oder jenem Kinde anklopfen wollte. Sie hatten die Sache

nicht bloß so oberflächlich genommen, sondern für jedes der Kinder, je nachdem sie es kannten, ein apart Haus ausgelesen, und an diese Häuser zu klopfen, war der Götti ausgegangen und hatte dazu manchen Tag verbraucht. Er war nicht unzufrieden mit dem, was er ausgerichtet hatte, er sagte seiner Mutter: „Es ist schön und doch traurig! Traurig ist's, wie so eine Mutter ganz erkalten kann für ihre Kinder, daß sie ihr nichts als eine Last sind, sich um sie nicht bekümmert, von ihnen wegstellt, sobald sie kann und so, daß sie dieselben verläugnet, so daß sie später nicht einmal zu ihr dürfen. Das kömmt aber daher, daß kein christlicher Sinn in einer solchen Mutter ist, daß sie nichts anderes weiß, als Gott und den Nächsten zu hassen, daß sie ihr eigener Götz ist und Gut hab ihr Himmel. Hast gesehen, daß Eisi je ein Buch genommen hätte? hast gesehen, wie es allemal ein Gesicht gemacht hat, wenn wir es gefragt, ob es mit uns z'Predig well? Zum Nachtmahl ist es gar nie gegangen und ein guter Zuspruch zu seinen Kindern ist nie aus seinem Munde gekommen. Unser Herrgott hat die Ehe eingesetzt und die Kinder sind des Höchsten Gab, wer aber den Herrgott nicht mehr ästimirt und sich für das Höchste hält, der ästimirt die Ehe nicht für heilig, sie ist ihm nur gut fürs Fleisch, und die Kinder achtet er für eine Last, die er abwirft bei der ersten Gelegenheit. Je weniger christlich die Eltern werden, desto heilloser versündigen sie sich an ihren Kindern, desto übler geht es den Gemeinden, welchen die armen Würmer, welcher niemand sich erbarmen will, vorab liederliche Wittweiber und schlürmige Wittwer nicht, zugeschoben werden. Das ist traurig, traurig ist diese unchristliche Verläugnung der heiligsten und schönsten Pflichten. Aber schön ist's, daß es andere Leute giebt, welche noch der Kinder sich erbarmen und ein Einsehen haben in ihre Noth, daß bei ungerathenen Eltern, denn die mißrathen fast noch mehr als die Kinder, andere Leute einstehen müssen, Verstand haben müssen und

Muth, solcher Kinder sich anzunehmen, gäb wie ungern man es auch thut, von wegen der Verantwortung und dem Undank." Somit gab er Bericht, wie er an wenigen Orten abgewiesen worden sei, und zwar noch ungern, weil die Umstände es nicht gestattet hätten. Die Meisten hätten sich freilich bekümmert über die Pflicht, so ungerathene Kinder ins Geleise zu bringen, aber mit dem Lohn sei er bald einig gewesen. Wenn man mit den Kleidern etwas nachhelfe, so daß man nicht Geld aus dem Sack noch dazu thun müsse, so seien sie vorerst zufrieden. Er thue sonst viel und daß er alles thue, sei nicht billig. Es müsse jeder was thun, öppe was ihm zieh mög und ob sie hier oder an einem andern Orte gäben, sei einerlei. Aber daß es gut komme, dafür wollten sie nicht gut sein; Ching, wo sih nüt g'wahnet heige z'folge u z'werche, angers z'dressire, selb syg e strubi Sach. „Was meinst, fragte die Mutter, ist's mügli? Es wär doch schröckeli gut!" „M'r wei's hoffe, sagte der Götti, doch für gewiß möcht ich es nicht nehmen. Eins ist das Best, sie können niemand klagen und nicht fortlaufen, weil sie nicht wüßten wohin, als hieher, und da wissen wir, was wir zu thun haben." „Die arme Ching, sagte die Mutter, chönne mih doch neue afe dure, daß si vo nangere müße, weiß Gott, ob si enangere wieder g'seh! U duret es se ächt nit hie furt, ih muß säge, wenn eis pläreti, ih chönnts fast nit furt lah, wenn ih scho wüßt, daß es sy Nutze wär. Un Eisi, hesch ihm's öppe scho g'seit, u was hets g'seit?" — „Nein, sagte der Götti, was sinnest, daß ich mit ihm rede eher als mit dir, aber morgen muß es geschehen, wenn es nicht etwa ausreutert, ehe es sich schickt. Solche Sachen darf man nicht anstehen lassen, sie müssen ab Brett, je eher je lieber. Aber habe nicht Kummer, d'Sach ist ihm recht, wenn es vielleicht schon einige Trümpfe laufen läßt, so des allgemeinen Brauches wegen." Und der Götti hatte Recht.

Am Morgen schickte Gott gleich eine gute Gelegenheit.

Die Kinder bissen und kratzten sich untereinander, es war ein allgemein Gebrüll, und Eisi, das geputzt ausreutern wollte, kriegte Blut an sein schönstes Mänteli. Was das aufbegehrte! Da meinte der Götti: z'säme thüe die nit gut, was meinst, we me se e Stung vo ne nangere thät? Ihm wär's d's Rechte, sagte Eisi, es wett es g'schäch noh hüt. Selb syg nit wohl mügli, sagte der Götti, aber er well luege, öppis müß gah, so chönn me's nit wohl lah gah.

Die Kinder hatten auch nicht viel gegen die Entfernung, obgleich der Götti das Mittel, ihnen den Mund mit schönen Verheißungen recht süß zu machen, nicht anwandte. Mit solchem möge er nichts zu thun haben, sagte er, man wisse nicht, was für Schaden man damit anzurichten im Stande sei. Aber die Kinder hatten es wie die Israeliten. Wie diese in der Wüste nach den Fleischtöpfen Egyptens zurück sich sehnten, so die Kinder sich ins verlassene Haus, in die Welt zurück, wo das Leben größere Abwechslung gehabt, ihre Sinnlichkeit abwechselndere Nahrung gefunden hatte. Daß sie neue Kleider bekommen sollten, Hemden, Schuhe u. s. w. beschäftigte sie ebenfalls so, daß sie an's Scheiden nicht dachten. Zudem hat der Leser wohl bemerkt, daß die Gemüthsweise dieser Kinder nicht innige Zuneigungen zuließ, an Personen hingen sie nicht, doch von Personen verlangten sie viel, wie lieb ihnen auch die Gabe war, der Geber konnte ihrethalben gehen wohin er wollte. So ging Eins nach dem Andern an seine Bestimmung, ohne daß es mit Schmerz sich losriß, daher entstund durch dieses Scheiden nicht bloß keine Lücke, sondern es war, als wenn etwas Unheimliches, Störendes gewichen, als wenn nach sauerm Bysluft nur noch ein leiser milder Hauch durch die Blätter säusle. Ob es gelingen wird, die Kinder der Bahn zu entreißen, auf welche sie unwillkürlich durch die Eltern geführt worden waren, und ihre Gemüther christlich umzugestalten, das weiß Gott. Was in der Macht der Menschen liegt, das that der Götti und wird es

ferner thun. Einen solchen Götti sollten viele Kinder haben, und allweg jede Waisenbehörde zu Stadt und Land den Sinn dieses Götti.

Eines Abends saßen Götti, Gotte und die zwei Kleinsten vor dem Hause, es war Herbst, aber warm schien die untergehende Sonne, Obst hing an den Bäumen, hier und da hörte man einen Apfel zur Erde fallen und Jägerohren hätten das Gekäfel von Eichhörnchen gehört, die hinten im Baumgarten auf einem Birnbaum saßen und durch die süße Frucht sich gemüthlich zu den schwarzen Kernen bissen. Bloß der Blaß schien etwas davon zu merken. Vor der B'setzi lag er im Grase, stund aber auf von Zeit zu Zeit, ging bedächtig einige Schritte dem Baumgarten zu, horchte auf, gab einige Laute von sich, kehrte dann wieder und legte bedächtig sich nieder. Auf der Kellerlehne saß der Maudi, schnurrte vergnügt, wenn aber der Blaß aufstund, so schwieg er und sah mitleidig nach dem dummen Blaß. Auf der B'setzi hielten Abendpromenade, gravitätisch und staatsmäßig, die Tauben, während oben unterm Dache sehnsüchtig ein Tauber girrte, umsonst jedoch, denn die Täschen unten stellten sich, als merkten sie das Girren nicht, als kümmerten sie sich um keinen Tauber. Die Täschleni, spazierten sie doch um des Taubers willen so kokett, drehten so graziös die Köpfchen zur Seite und trippelten dann wieder so zierlich hin und her, accurat wie Töchter auf der Promenade.

Auf dem Bänkli saß der Götti und rauchte sein Pfeifchen, neben ihm saß der Bube und versuchte mit stumpfem Messerchen sich eine Pfeife zu schnitzen. Da saß auch die Gotte, rüstete späte Bohnen, denn diesmal war der Himmel Weibern und Mädchen günstig, noch hatte kein Reif Bohnen und Dahlien verbrüht. Vor der Gotte auf kleinem Blöcklein saß das Mädchen, half der Gotte, hatte große Freude daran, wenn es einen großen ganzen Faden ab einer langen Bohne ziehen konnte und zeigte ihn dann dem Götti.

Aus dem Hause kam Eisi schön geputzt, ein Säckli in der Hand. „Wotsch noh furt, sövli spät?“ sagte die Gotte. Es hätte noch eine Verrichtung, sagte es, und wenn es nicht früh heim käme, so sollten sie seinetwegen nicht im Kummer sein; so sagte es und dahin ging es. Es ging so eine Mutter von den Kindern weg, um das Hochzeit anzugeben mit einem neuen Manne, abzuschütteln die alte Last, ein neu Glück zu gründen, ein neu Leben zu beginnen, voll Jubel und Freude. Den Herrn hatte es erwählet, die Andern schienen eben nicht hitzig gewesen zu sein, nicht pressirt zu haben. Dem Glücke, eine Herrenfrau zu werden und mit ihrem Fösel in der Stadt zu leben, konnte Eisi nicht widerstehen, nur das wüßte es noch nicht recht, ob es sich städtisch wolle kleiden lassen oder im Kittel bleiben, sagte es. Den Schritt that es, ohne dem Götti und der Gotte was zu sagen. Es hatte dem Herrn so viel vorgelogen, daß es so stark als möglich pressirte, von wegen es giebt allenthalben böse Leute, die Einem z'böst reden, d. h. die Lügen an den Tag bringen. Während aber Eisi so handlich gelogen, glaubte es doch alles, was der Herr seinerseits ihm vorlog, nach dem Sprichwort, was man gerne glaubt, das glaubt man leicht.

Der Götti und die Gotte sahen Eisi betrübt nach, dann warfen sie einander einen langen Blick der Verständniß zu. Man braucht Einem nicht alles zu sagen und man weiß es doch. Ueber seine Angelegenheiten redete Eisi mit den alten Leuten nicht, es hielt sich für viel zu hoch, herausgewachsen über ihren Horizont, sich für eine Tochter einer Zeit, welche die Alten nicht begriffen, es gehörte der modernen Bildung an. Die Alten aber hatten vernommen, was Eisi trieb und womit es umging und hatten lange Rath gepflogen, ob sie die Rede versuchen wollten oder nicht. Sie waren einig geworden, sich in die Sache nicht zu mischen, wenn Eisi nicht davon anfange. Ihren Rath wollten sie nicht aufdringen, zudem kannten sie Eisi gut genug, um zu wissen, daß es

keinen von ihnen annehmen, vielleicht gar noch zum Gegentheil werde angetrieben werden. Sie waren nicht der Meinung, daß man ihm allweg rathen solle, helfs oder helfs nit, nach dem lateinischen Sprüchwort: animam meam salvavi, d. h. damit man sagen könne: i Gotts Name, g'seit hätt ih's, aber uf mih g'lost het me nit, jitz mach es, was es well, aber cho klage soll's m'r de o nit, selber tha, selber hah, heißt's de!

Sie hatten immer bereite Hände zum Geben, aber einen sehr bedächtigen Mund zum Rathen. Der Götti hatte dem Vogt einen Wink gegeben, was dieser daraus gemacht, wissen wir nicht.

Aber betrübt sahen sie der Mutter nach, die so leichtfertig den Gang ging, der sie von ihrem eigenen Fleisch und Blute weg in neue Verhältnisse, vielleicht in neues, größeres Elend führte.

Die Kinder ahnten nichts, das Fortgehen der Mutter beschäftigte sie auch nicht; die Mutter hatte es dahin gebracht, daß die Kinder ihr Gehen und Kommen kaum beachteten.

Sie setzten ihre Arbeit fort, bald mußte die Gotte die Pfeife bewundern, bald der Götti einen langen, langen Faden, und wenn sie es thaten, so hatten ihre Augen nie inniger über den Kindern geglänzt.

Die Sonne war untergegangen, die Arbeit fertig geworden, am westlichen Himmel glänzte, fast noch im Abendrothe, des Mondes junge Sichel, Sterne begannen zu flimmern, aus des Himmels unendlichem Grunde trat schüchtern ein Sternlein nach dem andern hervor, es war ein stiller schöner Gottes Abend, hie und da fiel ein Apfel, auf dem Birnbaum hörte man die Eichhörnchen, aber in seinem Häuschen ruhte der Blaß. —

Es ruhten die Messerchen der Kinder, an den Götti lehnte halb schlafend sich der Bube, des Mädchens Hände lagen in der Gotte Hände.

„Wei m'r öppe i's Bett?" frug sanft die Gotte. „Wie d'witt, sagte das Mädchen, aber wette m'r nit z'ersch noh ume Aetti bete, d'r lieb Gott g'hörts villicht noch besser hie uße as dinne?"

„He ja, liebs Meiteli, bet", sagte die Gotte. „Was soll ih bete, frug das Meiteli, d's Unser Vater oder der Glaube?" „Was d'witt, sagte die Gotte, aber probir us d'r selber, wied' scho es paar Mal probirt hesch. D'r Götti hilft de o, u's Brüderli."

„Gotte, ih schüche mih, sagte das Kind. Oder wotsch du o helfe?" „Allweg", sagte die Gotte.

Da faltete das Mädchen die Hände und betete leise über der Gotte Schoos: „O himmlischer Vater, mach doch d'r Aetti selig u d's Müetti u d'Gotte o u d'r Götti o un üs allisame. Ame." —

Da gab's einen hellen Schein, man wußte nicht, war's fernes Wetterleuchten, war's ein klein Meteor. Erschrocken frugen die Kinder: „was isch, was isch, wott's donnere?"

„Glaub nit, sagte der Götti. Es wird ech d'r lieb Gott blickt hah, daß er ech well selig machen un allisame, wenn d'r fromm blybet u geng betet."

„O Gotte, isch das ächt?" fragte das Mädchen.

„Glaubs Kind, sagte die Gotte, u blyb es guts Meiteli, su fehlts nit."

„Gotte, ih wott", antwortete das Mädchen, „un ih o", sagte der Bube.

„U Gott gäb, daß es so syg, antwortete der Götti, u so blyb."

Gut Nacht mit enangere!

Gedruckt bei C. G. Hendeß in Cöslin.

